



Achter Band.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

1879.

Breslau.
S. Schottlaender.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

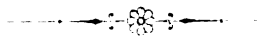
Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Achter Band.

(Mit den Porträts von Eduard Hanslick, Hans Hopfen und Wilhelm Jensen.)



Breslau 1879.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.

AP30
N6
1879:1

THE
AND
APPROVED



Inhalt des 8. Bandes.

Januar — Februar — März.

1879.

- 43 -

Eduard Hanslick in Wien.	Seite
Musik und Musiker in Paris	99
Mit dem Porträt von Eduard Hanslick. Radirung von P. Halm in München.	
Paul Heyse in München.	
Aus der italienischen Reisemappe	47
Hans Hopfen in Berlin.	
Hinsler's Glück und Ende. Aus den Geschichten des Majors	244
Mit dem Porträt von Hans Hopfen. Radirung von D. Raab in München.	
E. Hübner in Berlin.	
Laokoon	346
Wilhelm Jensen in Freiburg i. B.	
Im Mai. Eine Symphonie	365
Mit dem Porträt von Wilhelm Jensen. Radirung von P. Halm in München.	
Wilhelm von Kardorff in Wabnitz.	
Die wirthschaftlichen und finanziellen Reformprojecte des Reichs- kanzlers	215
Fritz Krauß in Zürich.	
Shakespeare und seine Sonette	226
Paul Lindau in Berlin.	
Julian Schmidt und der „Schillerpreis“	118
Rudolph Lindau in Berlin.	
Gute Gesellschaft. Roman	I. 145. 277
Wilhelm Lübke in Stuttgart.	
Die Cultur der Hochrenaissance in Italien	74

M48396

— Inhalt des 8. Bandes. —

Fr. Merkel in Rostock.	Seite
Der Kuß. Eine anthropologische Studie.....	580
Ludwig von Dmpteda in Wiesbaden.	
Bilder aus englischen Landschaften.....	392
H. B. Oppenheim in Berlin.	
Das allgemeine Stimmrecht.....	53
W. Preyer in Jena.	
Die Concurrrenz in der Natur.....	191
Bibliographie.....	{11. 273. 406



W. C. Willenbuecher



Band 8. — Heft 22.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Januar 1879.

Breslau.
S. Schottlaender.

Januar 1879.

Inhalt.

Rudolph Lindau in Berlin. Gute Gesellschaft, Roman (Gut erzählt).....	Seite 1 ✓
Paul Heyse in München. Aus der italienischen Reisemappe	47
H. B. Oppenheim in Berlin. Das allgemeine Stimmrecht	53
Wilhelm Lübke in Stuttgart. Die Cultur der Hochrenaissance in Italien.	74
Eduard Hanslick in Wien. Musik und Musiker in Paris.....	99 ✓
Paul Lindau. Julian Schmidt und der „Schillerpreis“.....	118 ✓
Bibliographie	141

Hierzu das Portrait Eduard Hanslick's, Radirung von J. L. Raab in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage
(Radirung) in Leg.-8.

— Preis pro Quartal (3 Hefte) 5 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

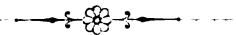
Herausgegeben

von

Paul Lindau.

VIII. Band. — Januar 1879. — 22. Heft.

(Mit einem Porträt in Radirung: Eduard Hanslick.)



Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.

TO VINDI
AGRICULTURE



Gute Gesellschaft.

Roman

von

Rudolph Lindau,

— Berlin. —

I.

Die Baronin d'Estang hatte zu Anfang des Winters 1865 einen kurzen Kampf mit dem Baron, ihrem Gemahl, zu bestehen gehabt, aus dem sie, wie bei allen ähnlichen Gelegenheiten, als Siegerin hervorgegangen war.

Man zankte sich häufig bei den d'Estangs, oder vielmehr man war dort immer uneinig, sobald irgend eine Frage von Mann und Frau gemeinschaftlich in Erwägung gezogen wurde. Sagte sie „weiß“, so antwortete er „schwarz“; wollte sie „ja“, so bestand er auf „nein“. Schließlich geschah stets das, was die Baronin gewollt hatte. — Weßhalb sie seit zwanzig Jahren unermüßlich fortfuhr ihren Gatten um Rath zu fragen, nachdem sie seit ebenso langer Zeit keinen Zweifel mehr darüber hegen konnte, daß jeder ihrer Vorschläge bei ihm auf Widerstand stoßen würde, vermochte sich Niemand zu erklären. Sie selbst dachte darüber ebensowenig nach, wie sie sich Mühe gab, den Baron zu überzeugen, daß ihre Meinung den Vorzug vor der seinigen verdiene. Ihr fortwährendes Amrathfragen war eine alte Gewohnheit, die aus den allerersten Jahren ihrer Ehe datirte. In den meisten Fällen hörte sie jetzt gar nicht mehr, was der Baron auf ihre Fragen antwortete; in keinem Falle beachtete sie es. — Der alte Herr d'Estang konnte nicht einmal ein schlecht behandelter Ehemann genannt werden. Er war weniger als das. Er hatte zu geringe Bedeutung in den Augen seiner Gemahlin, um irgend welche besondere Behandlung nöthig zu machen. Er existirte als Mitglied des Hausstandes, wie der Stuhl als Theil des Mobiliars. Sie sorgte, ohne Zeit, Mühe oder Geld zu sparen, für seinen

Anzug, seine Nahrung, ja seinen Comfort, gerade wie sie darauf achtete, daß das Silberzeug gepußt, die Teppiche ausgeklopft, die Gardinen gewaschen wurden. Sie war keineswegs eine hartherzige oder eine böse Frau; und er war nicht etwa unglücklich zu nennen. Sobald er von seinen Rechten als Hausherr abstrahiren wollte, hatte er nicht mehr Grund über sie zu klagen als die wohlgepflegten, reichlich bezahlten, alten Diener, und die gut gefütterten Pferde. Alles gedieh im Hause der Baronin. Daß der Baron mager blieb, war Schuld seiner Constitution, nicht der Vernachlässigung, unter der er zu leiden hatte.

Er war ein kleiner Mann von sechzig Jahren mit einem milchweißen Gesichte und feinem, schneeweißem Haar, unter dem der Schädel rosig, wie der eines Kindes hervorblickte. Er rasirte sich die Lippen und das Kinn und trug von einem Ohre zum andern, einer weißen Guirlande gleich, einen schmalen, spärlichen, langen Bart. Er hatte dunkle, lebhafte Augen, die man, als er jung war, schön genannt hatte, und eine kleine, medernde, zornige Stimme. Er hatte sich nicht in sein tragi-komisches Schicksal ergeben und hörte nie auf, gegen seine Unterdrückung zu protestiren. Und er that dies nicht etwa im Geheimen; sondern sagte frei heraus, was er auf dem Herzen hatte. Er fürchtete seine Frau Varchaus nicht; es war ihm im Gegentheil eine große, wenn schon seltene Genugthuung, sie ärgerlich zu machen — aber er war außer Stande sich der Ausführung irgend eines ihrer Projecte zu widersetzen. Sie leitete und verordnete Alles im Hause, das Kleine wie das Große; sie bestimmte, wann gegessen werden, welche Leute man empfangen, welche besuchen sollte; sie hatte den einzigen Sohn des Hauses, Robert, zur Armee geschickt, obgleich der alte Baron ihn seit seiner Geburt für die diplomatische Carrière bestimmt hatte; und sie hatte die älteste Tochter, die schöne Marie d'Eltang, gegen den ausdrücklichen Wunsch ihres Vaters, mit dem Baron von Bievville verheirathet. — Der alte Herr d'Eltang konnte weder gegen das Eine noch das Andere irgend etwas thun. Er durfte sich darüber ärgern; es stand ihm frei zornig zu werden, die Thüren zu werfen, seiner üblen Laune in Worten Luft zu machen; aber das war Alles. Verhindern konnte er nichts von dem, was seine Frau wollte. — „Du bist der eingefleischte Eigensinn,“ sagte er zornig. — „Ja, ja,“ antwortete sie, „Du hast ganz recht;“ und sie that, was sie wollte.

Die Baronin war bedeutend jünger als ihr Gemahl; sie war fünf- undvierzig Jahre alt und noch immer eine angenehme Erscheinung, obgleich sie seit einiger Zeit stärker wurde, als sich dies mit ihrer kleinen Figur und außerordentlichen Lebhaftigkeit vertrug. Sie hatte schönes, schwarzes Haar, auf das sie als junge Frau sehr stolz gewesen war und das sie durch Anwendung einiger einfacher Kunstmittel vor dem Grauerwerden bewahrte; dunkle, glänzende, kluge Augen und die warme, matte Gesichtsfarbe der Südländerinnen. Ihre winzig kleinen Hände und Füße waren mit größter Sorgfalt gepflegt.

Der Baron und die Baronin waren Beide reich und verfügten ein Jeder, bis zu einem gewissen Grade, selbständig über ihren Antheil am gemeinschaftlichen Vermögen. Während des Sommers bewohnten sie eine große Besitzung in Südfrankreich, die einen Theil der reichen Wittgilt der Baronin gebildet hatte, oder hielten sich in einem vornehmen Badeorte auf; im Winter lebten sie in einem aristokratischen Hôtel des Faubourg St. Honoré, das dem Baron gehörte.

Der kurze Streit, der zu Anfang des Winters 1865 zwischen Herrn und Frau d'Ulang stattfand, verlief folgendermaßen.

Das Ehepaar war vor wenigen Tagen nach Paris zurückgekehrt. Die Baronin hatte noch keine Besuche gemacht und, außer den nächsten Verwandten, auch noch Niemand empfangen. Bei dem Diner waren nur Herr und Frau d'Ulang und Anna, das einzige Kind, das noch im Hause war, zugegen gewesen. Nach dem Essen saß diese leise gähnend auf einem großen Sessel am Kamine, während der Vater stirnrunzelnd die legitimistische „Union“ las. Die Baronin ertheilte im Eßsaale der Dienerschaft verschiedene Befehle.

Sobald sie in den Salon getreten war, nahm sie ihrer Tochter gegenüber am Kamine Platz und sagte, mit dem Baron sprechend, ohne sich jedoch nach diesem umzuwenden:

„Leg' die Zeitung einen Augenblick nieder, lieber Gaston. Ich habe etwas Wichtiges mit Dir zu besprechen.“

Der „liebe Gaston“ war sprüchwörtlich in den Salons des Faubourg St. Germain und des Faubourg St. Honoré. Er antwortete:

„Gedulde Dich fünf Minuten. Die Sache hat wol nicht so große Eile. Ich wünsche einen interessanten Artikel zu Ende zu lesen.“

Die Baronin fuhr ruhig fort, als säße ihr der „liebe Gaston“ bereits aufmerksam lauschend gegenüber: „Wir müssen im Laufe dieses Winters, außer den gewöhnlichen kleinen Donnerstag-Diners, zwei große Diners und einen Ball geben. Auch müssen wir jeden ersten Donnerstag-Abend im Monat zum Empfang festsetzen. Wenn die jungen Leute bei der Gelegenheit zum Klavier tanzen wollen, so ist das ihre Sache.“

Herr d'Ulang hatte die Zeitung niedergelegt, aber er protestirte noch gegen die Unterbrechung, indem er in der Mitte des Zimmers sitzen blieb. Anna's Müdigkeit war verschwunden. Sie hörte nun aufmerksam zu.

„Was meinst Du dazu, lieber Gaston?“

„Ich meine, daß wir unser Haus besser gleich als einen öffentlichen Vergnügungsort in den Zeitungen annonciren lassen können.“

„Ich beabsichtige,“ fuhr die Baronin fort, „die kleinen Diners etwas zu vergrößern; anstatt drei bis fünf Personen, wie wir dies bisher gethan haben, können wir jedesmal fünf bis sieben einladen. Zehn Personen bilden noch einen intimen Kreis, in dem man sich schnell und gut kennen lernen kann. Es ist um so nothwendiger, uns auf etwas mehr Gäste einzurichten, als meine Schwester und Bertha sehr häufig, wenn nicht ganz regelmäßig,

diesen Diners beimohnen werden. Bertha ist nun sechsundzwanzig Jahre alt, und ich wünsche sehr, daß sie sich im Laufe dieses Winters verheirathe.“

„Weshalb ladest Du nicht auch Deine anderen Nichten, Louise und Emma und Helene ein für alle Male ein? Das Hôtel d'Étang würde als Heirathsbureau gewiß recht beliebt werden.“

„Gaston, Du vergißt, daß Anna Dich hört!“

„Als ob Anna nicht gerade ebenso gut wüßte wie Du und ich, was mit diesen projectirten Festlichkeiten bezweckt wird! . . . Bertha hätte vor drei Jahren Karl Pérade heirathen sollen. Sie wird später noch bereuen, eine so gute Partie ausgeschlagen zu haben.“

Der Baron hatte die Genugthuung, das letzte Wort zu haben. Dies harmlose Vergnügen gönnte ihm die Baronin sehr häufig. Sie wandte sich an ihre Tochter und bat diese, Schreibmaterialien und das kleine Buch zu holen, in dem die Adressen der zahlreichen Verwandten, Freunde und Bekannten des Hauses in alphabetischer Ordnung verzeichnet waren. Nachdem das Verlangte herbeigeschafft war, vertiefte sich die Baronin in eine halbblaute Unterhaltung mit Anna, während der Baron mit einem höhnischen Lächeln die Zeitung wieder aufnahm.

Nach einer halben Stunde hatte das junge Mädchen unter Anleitung ihrer Mutter verschiedene Listen aufgesetzt.

„Willst Du einen Augenblick zuhören, lieber Gaston?“ fragte die Baronin.

Herr d'Étang that, als höre er nicht und las weiter.

Die Baronin, die ihm den Rücken zuehrte und sich nicht nach ihm umgesehen hatte, fuhr fort:

„Das große Diner wird am 23. December stattfinden. Darum brauchen wir uns heute noch nicht zu bekümmern. Zum 2. December werde ich fünf Personen, außer meiner Schwester und Bertha, einladen; nämlich Marie und Edmund, den Graf Illien, Herrn Tressan und Sir Richard Harvey.“

„Ich begreife nicht, was die fremden Leute bei einem Familiendiner zu thun haben und weshalb Du Russen, Franzosen und Engländer zusammenwürfeln willst.“

„Zum 9. December rechne ich auf . . .“

„Wenn Du nichts dagegen hast, so sage mir dies in acht Tagen; denn bis dahin habe ich die Namen, die Du mir heute nennen wirst, doch wieder vergessen. — Es ist neun Uhr, und ich werde jetzt in meinen Club gehen.“

Er erhob sich würdevoll, wie es einem Manne gebührt, der nach seinem Kopfe handelt, und verließ den Salon.

Es war dem Baron d'Étang ziemlich häufig gestattet, in den Club zu gehen. Die Stunden, die er dort verbrachte, waren die stolzeften und glücklichsten seines Lebens. Er war ein guter Whistspieler, und es kam nicht selten vor, daß der Eine oder der Andere seiner Clubgenossen sich auf sein Urtheil verief. Sein größter Wunsch seit langen Jahren war, jeden Abend

im „Cercle“ zubringen zu können. Leider war daran vorläufig noch gar nicht zu denken. Zwei, wol auch drei Mal in der Woche lag ihm die Verpflichtung ob, seine Frau und Tochter in Gesellschaft zu begleiten.

„Wenn Anna erst verheirathet ist, so wird sich das ändern,“ sagte er sich. — Anna war nun neunzehn Jahre alt. Sie war zwar nicht so schön wie ihre Schwester Marie, die berühmte Baronin von Bievville; aber sie war hübsch, grazios, wohlherzogen, reich, von guter Familie. Der alte Herr durfte hoffen, bald von ihr befreit zu werden. Er rieb sich vergnügt die dünnen, weißen Hände, wenn er daran dachte. Er wollte am Ende seines Lebens noch einmal ein neues Leben beginnen.

II.

Die beiden gefeiertsten Frauen von Paris geruhten, sich in den Champs Elysées von dem schaulustigen Sonntagspublikum bewundern zu lassen. Sie saßen, nachlässig zurückgelehnt, in einer offenen Kalesche, die von zwei prachtvollen Pferden in gemessen stolzem Schritt von dem Platz der Concorde nach dem Arc de Triomphe hinaufgezogen wurde. Es war vier Uhr Nachmittags; das Wetter hell, freundlich, milde sogar, trotz der bereits vorgerückten Jahreszeit. Die breite Chaussee der Promenade war mit Wagen dicht bedeckt; auf den Trottoirs, rechts und links, drängten sich Tausende von Fußgängern. — Die Leute im Wagen warfen herablassende Blicke auf die bunte Menge zu Fuß und ließen sich bewundern, oder, ohne daß sie es ahnten, belächeln; die Fußgänger kritisirten, als säßen sie im Theater — und alle Welt, die Schauspieler wie die Zuschauer schienen mit ihrem Schicksal wol zufrieden.

Die Gräfin Martha Dugat und die Baronin Marie von Bievville waren nicht gerade schöner als fünf oder sechs andere junge Frauen und Mädchen, die sich zur selben Stunde in den Champs Elysées befanden; aber mehr als alle anderen wurden sie bemerkt und bewundert. Ueberall nannte, zeigte man sie sich. „Siehe da! die schönen Freundinnen!“ hieß es, „die Gräfin und die Baronin“ — und der Fremde oder der Provinzials, dessen Aufmerksamkeit auf diese Weise von dem ihm als Cicerone dienenden Pariser erweckt worden war, hatte nur noch Augen für die beiden stolzen Frauen, die sich langsam, feierlich, wie in einer Vorstellung von lebenden Bildern an ihm vorbeiziehen ließen.

Jede Generation der französischen Gesellschaft hat ihre zwei oder drei besonderen Lieblinge gehabt, die sie vor allen andern auszeichnete, indem sie sie die „schönen“ benannte. Zur Zeit der Blüthe des zweiten Kaiserreichs sprach man niemals kurzweg von der Gräfin Dugat und von der Baronin Bievville; man sagte allgemein: „die schöne Gräfin“ und „die schöne Baronin“. Noch öfter hörte man die Beiden als „die schönen Freundinnen“ bezeichnen; denn in Gesellschaft sowohl wie im Theater, auf dem Rennplatz oder auf der Promenade erblickte man sie häufig zusammen und ein inniges Freundschafts-

verhältniß schien sie mit einander zu verbinden. Sie hatten sich auch gegenseitig ganz lieb und sahen sich gern, und wenn die Eine gestorben wäre, so würde die Andere dies aller Wahrscheinlichkeit nach lebhaft bedauert haben. Beide hatten mancherlei Sorgen und glaubten nicht selten Grund zu haben, anderen, weniger bevorzugten Sterblichen gleich, über ihr Schicksal zu klagen. Die Gräfin, obgleich erst sechsundzwanzig Jahre alt, war seit zwei Jahren bereits Wittve und hielt es von Zeit zu Zeit noch für ihre Pflicht, über den Tod des verstorbenen, alten, häßlichen Grafen, dem sie ihre Stellung in der Pariser Gesellschaft und ihr großes Vermögen verdankte, in Wort und Miene zu trauern; auch hatte sie die dunkeln Kleider, die ihr sehr gut standen, erst vor wenigen Monaten abgelegt und ein volles Jahr lang in strenger Zurückgezogenheit gelebt. — Die vierundzwanzigjährige Baronin hatte manch' heißen Kampf mit dem Baron zu bestehen, wenn es sich darum handelte, diesen zu bewegen, Rechnungen des Schneiders und der Fußmacherin, die nicht selten eine phantastische Höhe erreichten, zu bezahlen. Auch kam es vor, daß ein naher Verwandter, ein Freund oder eine Freundin erkrankte oder starb, daß ein sehr bequemes Kammermädchen, an dessen Dienste man sich gewöhnt hatte, entlassen werden mußte, oder daß die alte Marquise de Drieux, die vermittelte Schwester des verstorbenen Grafen Daxat, auf mehrere Wochen zum Besuch nach Paris kam und ihr Hauptquartier bei ihrer jungen Schwägerin aufschlug, an deren Lebensweise und Lebensanschauung sie vieles zu tadeln fand und mit rücksichtslosem Freimuth tadelte. Alles dies und manches Aehnliche war sehr unangenehm, traurig, störend, genug um das Leben gelegentlich ein oder zwei Stunden lang zu verbittern; — aber die große, nie schlummernde Sorge der Gräfin sowohl wie der Baronin, war doch die um ihre Schönheit. Sie wußten, daß sie für die schönsten Frauen von Paris galten, und die Hauptaufgabe ihres Lebens war vorläufig noch, dieses Rufes, um den sie von allen anderen Frauen beneidet wurden, würdig zu bleiben. — Nun fand es sich aber, daß keine Frisur, kein Kleid, kein Hut, kein Schmuck der Baronin so gut stand, wie die Gesellschaft der Gräfin; und daß diese nie schöner erschien, als wenn sie sich zur Seite der Baronin zeigte. Die Beiden ergänzten sich gewissermaßen, um ein Ganzes von überraschender Schönheit zu bilden. Kaum konnte Der, der sie zum ersten Male zusammen sah, einen Ausruf des Erstaunens unterdrücken.

Die Gräfin war eine Südländerin. Sie stammte aus einer alten Patrizierfamilie. Sie war groß, von stolzer, edler Haltung. Die Form des Kopfes war von vollkommener classischer Schönheit. Sie hatte das goldig glänzende, schöne Haar, die wundervolle Hautfarbe der blonden Italienerin; ihre großen, hellbraunen Augen, um eine Schattirung dunkler, als das Haar, blickten träumerisch, müde, traurig; der Mund war streng, zu ernst beinahe für das junge, schöne Antlitz.

Die Baronin, kleiner, zarter und überhaupt unbedeutender als die stolze italienische Schönheit, hatte außerordentlich feine, wenn auch nicht ganz regel-

mäßige Züge, dunkle, lebhaft, lachende Augen und tiefschwarzes, mattglänzendes, dichtes Haar.

Die ersten Künstler hatten um die Gunst gebeten, „die schönen Freundinnen“ malen zu dürfen. Diese hatten es auch einmal gestattet. Das Bild hatte ungeheueres Aufsehen erregt, und ganz Paris, ja Vertreter aller Nationen der Erde hatten dasselbe auf der Ausstellung bewundert. Die Gräfin und die Baronin durften sich mit Recht sagen, sie seien weltberühmte Schönheiten. Sie wußten es, und ein eigenthümlicher, nicht gerade angenehmer Ausdruck von Siegesgewißheit lag auf ihren Zügen.

Der Wagen, in dem die beiden schönen Frauen an jenem Novembertage die Champs Elysées hinauffuhren, war jetzt in der Mitte der belebten Promenade, an dem sogenannten „Rond-Point“ angelangt. Dort war das Gedränge so groß, daß er Halt machen mußte. — Ein Herr, der auf dem Trottoir, in der ersten Reihe der Fußgänger stand, hob den Hut leicht in die Höhe und grüßte die Baronin mit einem freundlichen, zutraulichen Lächeln. Er war ein Mann in den vierziger Jahren, stattlich, vornehm, mit einem ruhigen, wohlwollenden Gesichte. Die Baronin dankte ebenso freundlich wie sie gegrüßt worden war, und als sie bemerkte, daß der Wagen sich nicht sofort wieder in Bewegung setzen werde, winkte sie dem Grüßenden zu. Der Herr trat an den Wagenschlag. Die Baronin reichte ihm die Hand.

„Sie werden seltener und seltener,“ sagte sie. „Seit Wochen sind Sie nicht bei uns gewesen. Wann darf ich Sie einmal wieder erwarten?“

Der Angeredete lächelte. Es war ein angenehmes Lächeln, das ihn um zehn Jahre verjüngte.

„Ich hatte die Ehre, heute vor acht Tagen bei Ihnen zu essen,“ sagte er, „und ich war Mittwoch Abend in Ihrem Hause.“

„Sie halten genauer Rechnung von Ihren Besuchen, als ich. Jedenfalls sind mir dieselben zu selten, denn ich finde, daß Sie uns vernachlässigen. Essen Sie heute bei uns. Wir sind ganz allein.“

„Ich bedauere unendlich. Ich bin nicht frei.“

„Dienstag denn, wenn Ihnen dies paßt!“

„Mit großem Vergnügen.“

„Auf Dienstag also!“

Der Wagen setzte sich wieder in Bewegung, und der Herr, nachdem er mit freundlicher Höflichkeit gegrüßt hatte, trat auf das Trottoir zurück.

„Wer ist dieser Herr?“ fragte die Gräfin, sich an die Baronin wendend.

„Mein alter Freund Harvey.“

„Ein mir vollständig unbekannter Name! . . . Wie sagten Sie?“

„Harvey, Sir Richard Harvey Baronet,“ wiederholte die Baronin langsam und deutlich.

„Ein Freund von Ihnen? Wie kommt es, daß ich ihn niemals in Ihrem Hause gesehen habe? — Sein Gesicht ist mir nicht ganz unbekannt; aber ich bin sicher, daß Sie ihn mir nicht vorgestellt haben.“

„Das ist ganz richtig. Sir Richard Harvey würde im Stande gewesen sein, mir die Freundschaft aufzusagen, wenn ich ihm eine neue Bekanntschaft verschafft hätte. Er ist ein Original, ein alter Junggeselle, ein Menschenfeind. Er hat meine Diener bestochen und besucht mich nur, wenn diese ihm an der Thür sagen, daß ich mit Edmund allein bin. Aber er ist mein bester, zuverlässigster Freund; und er ist auch ein alter, sicherer Freund Edmunds.“

„Was treibt er?“

„Allerhand Gelehrsamkeit: Philosophie, Philologie, Archäologie, ich weiß nicht genau was. Er verschont seine Freunde mit seiner Wissenschaft, die sehr groß sein soll und vor der ich, ohne sie zu kennen, die allergrößte Achtung habe. Ich halte es von Zeit zu Zeit für meine Pflicht ihn nach seinen Arbeiten zu fragen. Dann antwortet er mir: „Das interessirt Sie ja doch nicht;“ und da dies die Wahrheit ist, so lassen wir das Gespräch über dieses Thema wieder fallen.“

„Sie kennen ihn schon lange?“

„Sehr lange. Er kam in das Haus meiner Eltern als ich noch unverheirathet war. Ich schwärmte damals für ihn. Er weiß es. Ich habe es ihm seitdem gestanden. Er besucht uns häufig; aber er bleibt selten länger als bis zehn oder elf Uhr, d. h. bis andere Leute kommen. Er ist aus sehr guter Familie, liebenswürdig, reich, er spielt wundervoll Clavier; er würde überall, wo er sich vorstellte, gern gesehen sein; aber er behauptet, er langweile sich in jeder großen Gesellschaft, und ich habe nun seit langen Jahren aufgegeben, ihn von seiner Misanthropie heilen zu wollen. Ich nehme ihn, wie er ist; und er ist mir lieb. Ich möchte, Sie machten seine Bekanntschaft. Ich bin sicher, daß er Ihnen gefallen würde.“

„Ich fürchte, Sie irren sich. Ich liebe keine Sonderlinge. Alle, die ich gekannt habe, waren affectirte, eitle Menschen, die sich absonderliche Eigenthümlichkeiten andichteten, um ihre Kleinheiten und Schwächen dahinter zu verbergen.“

„Der Baron Harvey gehört nicht zu diesen Leuten,“ antwortete die Baronin mit großer Wärme; „und Sie würden sich keine zehn Minuten mit ihm unterhalten, ohne sich davon zu überzeugen. Er ist vollständig unaffectirt, schlicht und einfach. Seine Liebe zur Zurückgezogenheit hat, so glaube ich, ihren Grund in einem alten Herzenskummer. Ich kenne die Geschichte nicht genau: Er war mit einem jungen Mädchen, einer Engländerin, verlobt. Sie starb oder sie wurde ihm untreu; kurz, er verheirathete sich nicht. Alles dies geschah, ehe ich ihn kennen lernte. Meine Eltern waren mit seiner Familie befreundet; aber er hat sich erst seit einigen Jahren in Paris niedergelassen, und ich wurde ihm zum ersten Male vorgestellt, als ich aus dem Kloster kam, d. h. kurze Zeit vor meiner Verlobung. Seine Traurigkeit interessirte mich damals, und ich bemühte mich, über den Grund derselben Erkundigungen einzuziehen. Aber ich konnte nichts Bestimmtes in Erfahrung bringen. Mein Vater behandelte mich, bis ich mich verheirathete, wie ein

Kind und war nach meiner Verheirathung längere Zeit böse mit mir. Meine Mutter mußte selbst nur wenig von der Vergangenheit des Barons, oder wollte nicht mit mir darüber sprechen. Jetzt ist die Leidensgeschichte meines Freundes so alt geworden, daß außer ihm selbst wohl Niemand mehr daran denkt."

Die Gräfin antwortete nicht, und das Gespräch nahm eine andere Wendung. Der Wagen war am Arc de Triomphe angelangt. Die Baronin gab Befehl, nach Hause zu fahren. Die Menge hatte sich etwas verlaufen, und die Kalesche rollte nun schnell dem Platz der Concorde zu. In der Nähe derselben überholte sie Sir Richard Harvey. Er schritt langsam einher, den Kopf etwas gesenkt und dem Anschein nach vollständig unbekümmert um das, was um ihn vorging. Die Baronin bemerkte ihn nicht. Die Gräfin erkannte ihn jedoch wieder und sah sich nachlässig nach ihm um.

"Ihr Freund sieht in der That äußerst schwermüthig aus," sagte sie.

"Wer? Was?" fragte die Baronin; die bereits wieder an ganz andere Dinge dachte.

"Ihr Freund, der englische Baron."

"Wie kommen Sie darauf?"

"Wir fuhrn soeben an ihm vorbei. Er ging seines Weges und sah aus, als folge er einem Leichenbegängniß."

III.

Das Programm der Baronin d'Estang war genau ausgeführt worden: das keine Diner von zehn Couverts hatte stattgefunden, und seit elf Uhr füllten sich die hellerleuchteten Säle des Hôtels mit zahlreichen Gästen, meistens jungen Leuten, Altersgenossen von Bertha Lemercier, Anna d'Estang und Marie von Bievville.

An der Eingangsthür des ersten Salons, dicht hinter dem Baron und der Baronin d'Estang, die sich dort aufgestellt hatten, um ihre Gäste zu bewillkommen, bemerkte man ein junges, hageres, hellblondes Mädchen, das die Eintretenden mit einem schnellen, scharfen Blick musterte, dann den Mund zu einem süßlichen Lächeln verzog und einem Jeden ein paar artige Worte sagte. — Das war Fräulein Lemercier, Anna d'Estang's Cousine. Sie war weder hübsch noch häßlich, doch fiel sie Jedermann auf. Sie hatte ein beunruhigend aufmerksames, kluges Gesicht; helle Augen, die Alles sahen; feingeschnittene durchsichtige Ohren, die Alles hörten; einen graden Mund, der gewiß Alles verschweigen konnte, was er nicht sagen wollte. Sie hatte heute viel zu beobachten, viel zu überlegen. — Weshalb hatte man sie bei Tisch neben Sir Richard gesetzt und Anna neben den Grafen Illien? Bildete sich ihre Tante ein, daß sie sich von dem wortkargen, mürrischen Manne den Hof machen lassen wollte? — Weshalb hatte Treffan sie nicht zu Tisch geführt? Es war geradezu unpassend, daß man diesem Marie zur Nachbarin

gegeben hatte. Bieuville war wüthend darüber gewesen. Er hatte während der ganzen Mahlzeit kein Wort gesprochen. Er war eifersüchtig. Das war ein Trost. — Der junge Graf Illien war ein Narr vom reinsten Wasser. Um in die grobgespinnenen Netze zu fallen, die Anna für ihn gestellt hatte, konnte er nichts Anderes sein. — Wie albern diese aussah, wenn sie das schüchterne junge Mädchen spielte! Es war sehr amüßant, die Beiden zu beobachten. — Sie warf einen Blick in den Saal: dort, gerade der Thür gegenüber, saßen die jungen Leute. Illien drehte sich verlegen den feinen röthlichblonden Schnurrbart, und Anna spielte, dem Anscheine nach noch verlegener, mit ihrem Fächer. Bertha lächelte: „Nun so frag' sie doch, Du Narr, ob sie Dir ihre schöne Hand reichen will! Siehst Du nicht, daß sie nur darauf wartet, um Dir sanft erröthend zu gestehen, daß sie Dich unaussprechlich liebt? O die kindischen lächerlichen Narren!“ — Sie wandte sich etwas mehr nach rechts. Ihr Blick verfinsterte sich plötzlich. In einer Fensternische stand die „schöne Baronin“ und neben ihr, in affectirt nachlässiger Haltung, der eleganteste Cavalier im Salon, der „unwiderstehliche“ Olivier Tressan. Die Beiden unterhielten sich, wie es schien, von alltäglichen Dingen, denn auf den jungen, schönen Gesichtern lag derselbe Ausdruck vornehmer, müder Gleichgültigkeit. Aber Bertha's scharfe Augen sahen hinter diesen Masken andere, leidenschaftlich erregte Gesichter. — „Da stehen sie wieder beisammen, die Glenden; und sie bilden sich ein, die ganze Welt durch ihr Komödie spielen zu täuschen. Sie mögen Bieuville täuschen, bis es mir gefällt, ihm die Augen zu öffnen; aber ich, ich sehe klar. Nimm Dich in Acht, meine schöne Cousine!“

„Die Frau Gräfin Dagat,“ rief ein Diener in den Saal hinein.

Die Angemeldete nahm, nachdem sie Frau d'Eltang und Bertha Lemercier begrüßt hatte, den Arm des alten Barons und ließ sich von diesem in den Saal führen. Dort kam ihr Frau von Bieuville entgegen und „die schönen Freundinnen“ ließen sich neben einander nieder, um sich, wie gewöhnlich, bewundern zu lassen.

Bertha wandte sich halb nach ihnen um. — „Die alte Komödie in neuen Costümen. Wie oft habe ich sie nicht schon spielen sehen. — Das ist recht, schöne Gräfin; blicke jetzt nach oben, damit Jedermann sehen kann, wie groß Deine Augen sind; und nun schlage den Blick nieder, um Deine langen Wimpern bewundern zu lassen. — Was kommt nun? Zeigen wir die Hand, den Fuß oder den jononischen Nacken? Wir zeigen zunächst den Schwanenhals. Wir wenden uns langsam von rechts nach links und von links nach rechts. Vortrefflich, vortrefflich. . . Und wie verhält sich die schöne Cousine dabei? Wie das Weischen, das im Verborgenen blüht. — Sie schlägt die Augen nieder. Ihre Wimpern sind dunkler und ebenso lang wie die der Gräfin. Ha! jetzt sucht sie Tressan mit den Augen. . . Die Blicke der Beiden begegnen sich. . . O, die Glenden!“

Frau d'Eltang hatte gesagt: „Und wenn die jungen Leute nach dem Essen zum Clavier tanzen wollen, so ist das ihre Sache.“

Die jungen Leute waren der Meinung, daß Tanzen eine gute Sache sei. — Hinter dem Piano erschien plötzlich ein blasser, blonder Musikant mit weißer Cravatte und sorgfältig gebürstetem, correctem, schwarzem Anzug. Er zog sich mit großer Ruhe die nicht mehr ganz neuen, weißen Handschuhe aus, warf einen vollkommen gleichgültigen Blick auf die glänzende Gesellschaft und hämmerte dann, ohne eine Miene zu verziehen, mit einem Gesichte, das während eines unterdrückten Gähnens versteinert zu sein schien, einen Tanz nach dem andern ab: Walzer, Quadrille, Polka, Mazurka, Lanciers und so fort und so fort; Alles im schärfsten Tacte.

„Ach, bitte den Baccio!“

Der Baccio!

Anna d'Estang und der junge Graf Illien; Frau von Bieuville und Berthas Bruder, René Lemercier; Bertha und Olivier Treffan wirbelten mit einem Duzend anderer Paare im Saale herum.

Es war zwölf Uhr.

Sir Richard näherte sich langsam der Ausgangsthür. Er war der Meinung, daß er den Anforderungen, die seine Freunde an ihn stellen durften, vollkommen gerecht geworden war. Er hatte sich während der Mahlzeit mit Bertha Lemercier und seinem Liebling, Frau von Bieuville, nach dem Essen mit den älteren Damen, dem Baron d'Estang und seinem Schwiegersohn unterhalten. Frau von Bieuville war auf unerwartet schwachen Widerstand gestoßen, als sie ihm zugestüstert hatte, die Gräfin Dazat wünsche seine Bekanntschaft zu machen. Er hatte sich dieser vorstellen lassen und war dann volle zehn Minuten an ihrer Seite geblieben. Darauf hatte er ein paar freundliche Worte an Alexis Illien gerichtet, der ihm vor sechs Monaten, bald nach seiner Ankunft in Paris, einen Empfehlungsbrief von seinem Onkel, einem alten Freunde Sir Richards, überbracht hatte. — Nun saßen die älteren Herren und Damen am Whisttische, und die junge Gesellschaft tanzte. Sir Richard fühlte, daß er seine Schuldigkeit gethan habe und gehen durfte. Zu Hause erwartete ihn ein behagliches Zimmer und ein gutes Buch. Dort war er besser aufgehoben als in dem heißen Tanzsaale.

Er war in der Nähe der Thür und suchte nach der Nummer, die man ihm im Vorzimmer gegen seinen Mantel und Stock überreicht hatte, als er von Olivier Treffan, mit dem er an jenem Abend noch nicht gesprochen hatte, begrüßt wurde.

Der junge Mann war dem vornehmen, ruhigen Engländer nicht sympathisch. Die Eigenschaften, die jenem in den Pariser Clubs eine Berühmtheit verschafft hatten, um die er von den meisten eleganten Männern beneidet wurde, hatten in Harvey's Augen keinen besonderen Werth. Treffan zog sich tadellos an, ritt kühn und gut, spielte sehr hoch, wurde von einem halben Duzend Damen der Halbwelt offenkundig angebetet und stand in dem Ruße, auch in der vornehmen Gesellschaft schwierige Erfolge mit verhältnißmäßiger Leichtigkeit errungen zu haben. — Harvey hatte mit Unruhe bemerkt,

daß sich eine geheimnißvolle Intimität zwischen Tressan und Frau von Vieuville gebildet hatte. Sein Verdacht ging nicht so weit, wie der von Bertha Lemercier; auch war er in gewissen Beziehungen nicht so scharfsichtig wie diese; aber er fürchtete, daß die Ruhe, das Glück seines Liebings, durch den gewissenlosen Tressan gefährdet werden könnte, und dieß genügte ihm, um ihn mit Argwohn und dem entsprechenden Uebelwollen zu behandeln.

„Entschuldigen Sie, lieber Baron,“ fing Tressan an, „daß ich meine Rechnung mit Ihnen noch nicht in Ordnung gebracht habe. Ich werde es in diesen Tagen thun.“

„Das hat keine Eile,“ antwortete Harvey ruhig und kalt.

Er hatte sich seit einigen Tagen im Stillen darüber gewundert, daß Tressan eine, im Verhältniß zu seinem Aufwand kleine Summe — es handelte sich um zehntausend Franken — die er sich vor einem Monat unter einem plausiblen Vorwand von ihm geborgt, noch nicht zurückerstattet hatte; aber es war ihm bis jetzt nicht eingefallen, Tressan durch ein Wort oder einen Blick daran zu erinnern. Harvey war ein reicher Mann. Er hatte etwas in seinem Wesen, was junge Leute ermunterte, sich an ihn zu wenden, wenn sie in Verlegenheit waren; aber die Antwort, die er seinem Schuldner nun gab, war nicht so freundlich, wie dieser erwartet haben mochte.

„Ich werde mir die Ehre geben, Sie morgen oder übermorgen aufzusuchen,“ sagte Tressan mit einem leichten Anflug übler Laune.

„Ihr Besuch wird mir jederzeit angenehm sein,“ antwortete Harvey. Dann verbeugte er sich leicht und verließ den Salon.

Im Hôtel d'Étang wurde inzwischen fleißig fortgetanzt und erst gegen drei Uhr Morgens gab die Baronin dem vor Müdigkeit noch bleicher gewordenen Musikanten, der halb schlafend, vielfach vorbeischlagend, aber immer noch im scharfaccentuirten Tempo weiterspielte, ein stummes Zeichen, worauf dann sein stilles, gelangweiltes Gesicht ebenso plötzlich und unbemerkt hinter dem Piano verschwand, wie er vor einigen Stunden dort aufgetaucht war. — Bald darauf wurde es leer im Tanzsaale.

— „Nun,“ sagte der alte Herr d'Étang, als er endlich mit seiner Frau und Tochter allein war, „wenn Ihr das als ein kleines Tanzvergnügen bezeichnet, so bin ich neugierig, wie lange der „große Ball“ dauern wird.“

— „Wie hast Du Dich amüßirt?“ fragte die Baronin, sich an ihre Tochter wendend.

— „Vorzüglich, liebe Mutter.“

— „Du hast viel mit dem Grafen Illien getanzt. Er macht mir den Eindruck eines recht lebenswürdigen jungen Mannes.“

Anna antwortete darauf nicht; der alte Herr d'Étang verzog sein welkes Gesicht zu einem höhnischen Lächeln.

— „Alle polnischen Grafen, die ich in meinem Leben gekannt habe — und ihrer Zahl ist Legion — waren lebenswürdige Männer.“

— „Der Graf Illien ist nicht Pole, sondern Russe“ — antwortete die

Baronin. „Komm, Anna, wir wollen zu Bette gehen. Der Papa ist müde und übler Laune.“

In dem Coupé, in dem Herr und Frau von Bieuville ihrer Wohnung zurollten, wurde kein Wort gesprochen. Die Baronin, in ein großes weißes Tuch eingehüllt, hatte sich in eine Ecke gedrückt und that, als ob sie schlief; der Baron blickte aus dem Wagenfenster und schien die Laternenpfähle zu zählen, an denen er vorbeifuhr. — Bertha Lemercier hatte, kurz bevor er das Hôtel d'Étang verließ, ein paar anscheinend harmlose Worte an ihn gerichtet, die ihn außerordentlich nachdenklich gemacht hatten.

— „Wie schön Marie heute wieder aussieht,“ hatte sie gesagt. „Ich bin ganz stolz auf meine Cousine. Sie ist vielleicht nicht von so regelmäßiger Schönheit wie die Gräfin, aber sie ist unvergleichlich angenehmer, liebenswürdiger und sie gefällt allgemein viel mehr als ihre stolze, kalte Freundin.“

Bieuville, der bei seinen Bekannten in dem Rufe stand, nicht eben geistreich zu sein und der eine gewisse Scheu vor der scharfzüngigen Bertha hatte, die sich manchmal über ihn lustig zu machen schien, sah diese bezlegen an, nicht wissend, was sie mit ihren Aeußerungen über seine Frau bezweckte.

— „Wo ist Marie?“ fragte er, um nur etwas zu sagen.

Bertha blickte sich im Saale um, als suche sie ihre Cousine.

„Ich sah sie vor einer Minute noch,“ sagte sie, „sie unterhielt sich mit ihrem Tänzer, Herrn Tressan, der beste Tänzer hier, wie Marie die beste Tänzerin der Gesellschaft ist. Es ist wahrhaft entzückend, die Beiden durch den Saal wirbeln zu sehen . . . Tressan ist auch verschwunden. Er wird mit Marie in ein anderes, kühlere Zimmer gegangen sein. Sie haben viel getanzt. Es ist hier sehr heiß.“

Darauf war Bertha wieder fortgegangen. Bieuville glaubte zu verstehen, daß sie nur mit ihm von seiner Frau gesprochen habe, um ihm zu sagen, daß ihre Cousine viel mit Herrn Tressan getanzt habe und jetzt wieder mit ihm zusammen sei. — Weshalb bemerkte Bertha dies? Was sie sagte, war nicht ganz wahr; denn Bieuville wußte genau, daß Marie nur zweimal mit Herrn Tressan getanzt hatte. Aber sie hatte verschiedene Male mit dem eleganten Fant gesprochen. Weshalb wollte Bertha seine Aufmerksamkeit darauf lenken? „Sie ist eine böshafte Person,“ sagte er sich. Aber er fühlte sich, seit einigen Wochen bereits, nicht mehr ganz ruhig. Bertha hatte eine empfindliche Saite berührt. Sie vibrirte fort während der Fahrt vom Hôtel d'Étang nach dem Hôtel Bieuville; und plöblich überraschte er sich, wie er, unbernehmlich leise zu dem Gerassel des dahinrollenden Wagens und zu dem gleichmäßigen Hufschlag der Pferde, vier Worte in regelmäßigem Tacte, immer und immer wiederholte: „Wenn sie mich täuschte . . . wenn sie mich täuschte.“ Als er sich Rechenschaft von dem ablegte, was er murmelte, fühlte er, wie ihm das Blut heiß und jäh zu Kopfe stieg. Er ballte die Rechte mit solcher Gewalt zusammen, daß der Handschuh, der dieselbe bedeckte, über den Knöcheln zerplakte.

— „Nach' das Fenster zu, mich friert,“ sagte Marie mit einem halbunterdrückten Gähnen.

— „Wir sind zu Hause,“ antwortete er barsch.

— „Du bist heute wieder recht angenehmer Laune,“ bemerkte sie im gleichgültigsten Tone.

Der Wagen hielt. Ein Diener sprang vom Bod und riß den Kutschenschlag auf. Herr und Frau von Bieuville stiegen aus und traten in das Haus. Als sie langsam die hellerleuchtete Treppe hinaufgingen, sagte Bieuville halblaut, wie mit sich selbst sprechend:

„O, ich kann noch viel besserer Laune sein.“

Sie wandte sich um, sah ihn verwundert an und antwortete:

— „Du hast lange Zeit gebraucht, um diese Antwort zu finden; unglücklicherweise verstehe ich sie nicht.“

— „Desto besser für Dich. Gute Nacht! Verstehst Du mich: desto besser für Dich!“

Sie zuckte die Achseln und wiederholte: „Ich verstehe Dich nicht. Gute Nacht!“

Aber als sie sich allein in ihrem Zimmer fand, nachdem die Kammerfrau, die ihr beim Ausziehen behülflich gewesen, sich entfernt hatte, saß sie noch lange mit bleichem, ängstlichem Gesichte vor dem Kamine; und als sie schon im Bette lag, verfolgten sie noch die zornig funkelnden Augen, mit denen Bieuville sie angeblickt, als er ihr gesagt hatte: „Verstehst Du mich! desto besser für Dich, wenn Du mich nicht verstehst!“

IV.

In der neuen Avenue de l'Empereur, die vom Trocadero nach Passy und dem Bois de Boulogne führt, gab es im Jahre 1865 noch eine gewisse Anzahl kleiner hübscher Villen, die von geschmackvoll angelegten, gut unterhaltenen Gärten umgeben, vorzugsweise von Fremden: Russen, Engländern, Amerikanern, sowie von pensionirten höheren französischen Offizieren und Beamten bewohnt waren. Die Miether fanden dort schöne, gesunde, verhältnißmäßig billige Wohnungen, die eben nur einen, von den Inhabern wenig beachteten Nachtheil hatten, nämlich den, etwas weit entfernt von dem Mittelpunkte der Stadt zu sein. — Die Avenue de l'Empereur war damals eine der ruhigsten unter den gutbewohnten Straßen von Paris.

Der Portier einer dieser kleinen Villen, die unbewohnt erschien, obgleich der Garten mit besonderer Sorgfalt gepflegt war, empfing eines Morgens, in den letzten Tagen des Monat December einen Besuch, der ihn in nicht geringem Grade beunruhigte. Dieser Portier unterschied sich von den meisten seiner Amtsgenossen zunächst dadurch, daß er nicht ein ältlicher, mürrischer Mann, sondern ein flinker, hübscher, junger Bursche, in der Mitte der Zwanziger war. Man hörte ihn des Morgens singen und pfeifen, während

er sich im Garten mit irgend einer leichten Arbeit beschäftigte, und man sah ihn regelmäßig gegen elf Uhr, sehr ordentlich und hübsch angekleidet, aus dem Hause treten, dasselbe verschließen und dann verschwinden. Gewöhnlich erschien er spät Abends wieder in der Avenue; aber manchmal kehrte er bereits im Laufe des Nachmittags dorthin zurück, stellte sich in die Straße, unmittelbar vor der offenen Thür der Villa auf und blickte aufmerksam nach rechts und links, bis er einen dunklen, einfachen, von einem schnellen Traber gezogenen Wagen erkannte. Dann strengte er die scharfen Augen noch mehr an, um zu sehen, ob er in der Umgegend irgend etwas Verdächtiges bemerkte, und wenn dies nicht der Fall war, so gab er dem Kutscher ein Zeichen, worauf dieser scharf anhielt, öffnete den Wagenschlag und ließ eine dichtverschleierte Dame aussteigen, die raschen Schrittes in das Haus trat und dort verschwand. Der Wagen fuhr sogleich wieder fort.

Die Portiers der Nachbarschaft hatten die Scene verschiedene Male beobachtet und waren darüber nicht wenig intrigirt. Sie hatten ihrem jungen Collegen Visiten abgestattet und ihn eingeladen, sie wieder zu besuchen, wie dies der Anstand unter wohl situirten Portiers erheischt; aber Franz Lecoubreur — das war sein Name und das war Alles, was man von ihm wußte — hatte ihre Neugierde nicht befriedigt, sondern durch seine erstaunliche Zurückhaltung nur noch mehr gereizt. Daß ein pflichttreuer Concierge die Geheimnisse des seinem Schutze anvertrauten Hauses Fremden gegenüber bewahrte, war in Ordnung; aber daß er in Gesellschaft seiner Collegen dieselbe Reserve beobachten wollte, zeigte einen vollständigen Mangel an guten Conciergenitten und war unerhört. Die Portiers bildeten eine förmliche Verschwörung gegen Franz Lecoubreur, überwachten ihn und sein Haus von früh bis spät und brachten mit der Zeit Folgendes in Erfahrung:

Woher der Wagen mit der Dame kam, wußte man nicht. Er schien selten zwei Mal hintereinander denselben Weg zu wählen. Wol aber hatte man entdeckt, daß er eine kleine Stunde, nachdem die Dame ausgestiegen war, gegen vier oder fünf Uhr, bald nachdem es dunkel geworden, wieder erschien. Er hielt dann jedoch nicht vor dem verdächtigen Hause an, sondern fuhr in einer Seitenstraße, in der Nähe desselben, langsam auf und ab, bis er durch einen Pfiff von Franz gerufen wurde. Dann fuhr er schnell vor, die Dame stieg ebenso geheimnißvoll wie sie ausgestiegen war, wieder ein, und das Coupé rollte davon. An ein Folgen desselben war bei der Gangart des Pferdes nicht zu denken.

Bald nachdem die Dame gegangen, war man sicher, einen Herrn aus dem Hause treten zu sehen. Er sah sich um, wie Jemand, der sich beobachtet fürchtet, ging zu Fuß den Champs Elysées zu, bis er eine Droschke fand und ließ sich nach einem der großen Clubs auf dem Boulevard des Italiens fahren.

Es war ganz klar, daß zwei Liebende sich in der Villa Mendevous gaben. Der Herr war jung, schlank und äußerst elegant. Er hatte ein

bleiches, scharf gezeichnetes, vornehmes Gesicht, dunkle Augen und einen feinen, schwarzen Schnurrbart. Soviel hatte man in der Dämmerung oder wenn er unter einer Laterne vorüberging, bemerken können.

Aber wer war die Dame? Eine vornehme Frau natürlich. Wer weiß: vielleicht die Kaiserin, oder die Prinzessin Mathilde oder irgend eine der berühmten Hofdamen, die den intimen Kreis der Kaiserin bildeten und über deren Sitten die fabelhaftesten Geschichten im Munde des Volkes circulirten. — Ein mit modernen Romanen gut genährter Kopf wie der eines regulären pariser Concierge, hält mit besonderer Vorliebe das Abenteuerlichste für das Wahrscheinlichste.

Seit einigen Tagen hatten die freiwilligen geheimen Agenten, welche die Spur von Franz Lecouvreur und seiner Herrschaft verfolgten, eine neue und wichtige Entdeckung gemacht. Der pflichtvergessene Concierge war, zur Ehre der Kunst wußte man es nun, kein wirklicher Concierge. Er war nicht mehr und nicht weniger als ein gewöhnlicher Kammerdiener, der die Eigenschaften eines Concierge usurpirte — Kammerdiener des vielgenannten Herrn Treffan, dessen Name bei allen Rennen, Taubenschießen, Hatzjagden, Festen und „ersten Vorstellungen“ fortwährend in den Boulevard-Zeitungen genannt wurde. — Man war Lecouvreur gefolgt; hatte ihn in ein Haus der Rue de Courcelles treten sehen, sich dort nach ihm erkundigt, und da man mit einem vernünftigen, ordentlichen Concierge hatte sprechen können, bald Alles erfahren, was man dort lernen konnte, und dagegen berichtet, was man wußte. — Franz Lecouvreur war seit sechs Jahren Kammerdiener des Herrn Treffan und war ebenso „mauvais sujet“ wie sein Herr, der große Stücke auf ihn hielt und dem er sehr zugethan zu sein schien.

„Das ist ganz natürlich,“ hatte der bericht erstattende Concierge aus der Rue de Courcelles seinem Collegen aus der Avenue de l'Empereur erklärt. „Er hat Fünfhundert Franken Lohn, ohne den Wein; eine Masse Trinkgelder, zweihundert Franken Neujahrs Geschenk und die abgelegten Kleider seines Herrn. Es ist ihm gestattet, sich den Bart wachsen zu lassen und er braucht keine Livrée zu tragen. Unter solchen Umständen ist es natürlich, daß er auf seinen Herrn wie auf seinen Augapfel aufpaßt. Es würde ihm in seinem Alter schwer werden, eine ähnliche Stellung wie seine jetzige in ganz Paris zu finden.“

Der Bericht erstatter hatte um Discretion gebeten und es war ihm gelobt worden, daß das professionelle Geheimniß nicht verrathen werden sollte. Darauf hatten sich die beiden Concierge unter Versicherung gegenseitiger Hochachtung getrennt. — Die bei der Frage interessirten Portiers der Avenue de l'Empereur wußten nun also, daß Herr Treffan einen „pied à terre“ in ihrer Nähe besitze, in dem er eine vornehme Dame in unregelmäßigen, ziemlich nahe gelegenen Zwischenräumen zu empfangen pflegte. Ein Theil des geheimnißvollen Schleiers war gelüftet. Man war etwas beruhigter. Man sah der Zukunft vertrauend entgegen; man durfte hoffen, bald Alles zu erfahren, was man zu wissen berechtigt war.

Decouvreur hatte keine Ahnung davon, daß man bereits so Vieles und Wichtiges über ihn und seinen Herrn in Erfahrung gebracht hatte. Es war ihm nicht entgangen, daß seine Nachbarn den Versuch gemacht hatten, ihn auszuforschen und ihm unfreundliche Mienen zeigten, seitdem er diesem Versuche widerstanden hatte. Niemand aus der Umgegend wünschte ihm jetzt noch „guten Morgen“ und „gute Nacht“. Daraus machte er sich wenig. Die Bewohner des entlegenen Stadttheils kamen ihm wie Provinzialen vor, deren Eigenthümlichkeiten ihm eine gewisse Zerstreuung gewährten. Er hielt es für unter seiner Würde, sich über sie zu ärgern.

Eines Morgens gegen elf Uhr, als Decouvreur, mit den Arbeiten in der Villa fertig, sich darauf vorbereitete, die Avenue de l'Empereur zu verlassen, hörte er Klingeln. Er öffnete die Thür und sah einen corpulenten Herrn in den dreißiger Jahren, mittlerer Größe, hereintreten. Decouvreur nahm sofort genau sein Signalement: Blondes, feines, spärliches Haar; ein bleiches, feistes, finsternes Gesicht; kleine, dunkle, stechende Augen; ein langer, spitz gedrehter Schnurrbart. Anzug, vom glänzend gebürsteten Hut bis zu den blank gewickelten englischen Schuhen, von tadelloser Eleganz. — „Ein vornehmer Mann, der nicht mit sich spaßen läßt,“ sagte sich Decouvreur. „Was hat der bei uns zu suchen?“

„Ist diese Villa zu vermietthen?“ fragte der Fremde.

„Nein, mein Herr,“ antwortete Decouvreur schnell beruhigt!

„Wer bewohnt sie?“

„Sie ist nicht zu vermietthen.“

„Das sagten Sie mir bereits, und ich fragte Sie darauf, von wem sie bewohnt sei.“

„Ich habe darüber keine Auskunft zu geben,“ antwortete der Diener mürrisch. „Ich bin hier Concierge, um Besuche und Briefe für meine abwesende Herrschaft zu empfangen.“

„Ich kenne Ihren Herrn.“

„Dann ist es unnötig, Ihnen zu sagen, wer er ist.“

„Ihr Herr wohnt in der Rue de Courcelles und heißt Herr Olivier Treffan.“

Decouvreur war betroffen und schwieg. Es konnte nichts nützen, die Wahrheit zu leugnen; aber er wollte vermeiden, seinen Herrn durch ein Wort zu compromittiren.

„Sie sehen wie ein vernünftiger junger Mensch aus,“ fuhr der Fremde gelassen fort. „Wollen Sie eine hübsche Summe Geldes verdienen?“

„Um,“ meinte Decouvreur und sah den Versucher mißtrauisch an.

Dieser zog ein kleines lebernes Portefeuille aus der Tasche, auf dem Decouvreur's schnelles Auge eine silberne Baronenkronen entdeckte, und legte einen Fünfhundert-Frankenschein auf den Tisch.

„Das ist das Angeld,“ sagte er, den Diener scharf fixirend. „Sie sehen, ich bin im Ernste. — Wollen Sie eine hübsche Summe Geldes verdienen?“

Lecoubreur hatte im Dienste seines Herrn, dessen Existenz an Abenteuern aller Art reich war, viel erfahren und gelernt.

„Was verlangt der Herr von mir?“ fragte er die Blicke zu Boden schlagend.

„Nicht viel,“ antwortete der Fremde. „Erstens, daß Sie mit Niemand von meiner Visite sprechen; zweitens, daß Sie mir sagen, wann Sie den nächsten Besuch ihres Herrn erwarten; drittens, daß Sie mir einen Platz anweisen, wo ich die Dame, die an dem Tage ebenfalls kommen wird, sehen kann.“

„Was der Herr von mir verlangt, würde mich um den besten Platz bringen, den ich je gehabt habe und je wieder bekommen kann.“

„Sie sollen dafür reichlich entschädigt werden.“

Lecoubreur schien zu überlegen.

„An dem Tage, wo Sie es mir möglich machen, Herrn Tressan und die Dame hier zusammen zu treffen, zahle ich Ihnen zweitausend Franken.“

„Ich würde gern zweitausend Franken verdienen,“ sagte Lecoubreur wie mit sich selbst sprechend. „Ich bin ein Diener, der für Geld arbeitet . . . Zweitausend Franken ist eine große Summe. Ich würde sie gern verdienen.“

„Das kann mit Leichtigkeit geschehen. Aber merken Sie sich Eins, Herr . . . Wie heißen Sie?“

„Franz Lecoubreur.“

„Merken Sie sich Eins, Herr Franz Lecoubreur. Wenn Sie mich hintergehen sollten, so würde ich das sicherlich erfahren; und sollte ich es erfahren, so würde es Ihnen schlecht gehen. Ich lasse nicht mit mir spaßen!“

Das hatte sich Herr Franz Lecoubreur bereits gesagt.

„Verstehen Sie mich, Herr Franz?“

„Vollkommen!“

„Das freut mich. Also wann erwarten Sie Ihren Herrn?“

„Er läßt mir immer des Morgens sagen, wann er kommen wird. Ich bin bis jetzt ohne Nachricht von ihm. Er wird heute nicht kommen.“

„So werde ich morgen um dieselbe Stunde wieder hier sein, um zu erfahren, ob Sie mir etwas Neues mitzutheilen haben. Auf Wiedersehen.“

Der Fremde entfernte sich. Lecoubreur sah ihm sinnend nach, steckte den Fünfhundert-Frankenschein in die Tasche, und machte sich langsam auf den Weg nach der Rue de Courcelles. Er war fest entschlossen, seinen Herrn nicht zu verrathen. Er war nicht für ein paar tausend Franken käuflich. Ja, wenn der Fremde von zwanzigtausend Franken gesprochen hätte, so wäre die Angelegenheit vielleicht zu überlegen gewesen. Wie die Sachen standen, wollte er sich als treuer, zuverlässiger Diener bewähren. Er rechnete dafür auf eine gute Belohnung von seinem Herrn. Aber er war beunruhigt, obgleich er unerwartet gute Aussichten hatte, in kurzer Zeit viel Geld zu verdienen. Der Fremde sah in der That nicht aus, als ob er mit sich spaßen lasse. Wer mochte er sein? — Er hatte einen militärischen Anstand. Er war

vielleicht ein junger General, ein Freund des Kaisers, oder des allmächtigen Vice-Kaisers, oder des Polizeipräsidenten. — Lecouvreux wünschte nicht, sich mit ihm zu verfeinden. „Er ist jedenfalls der Gemahl der Dame, die wir in der Avenue de l'Empereur empfangen,“ sagte er sich. Er kannte diese Dame nicht. Er hatte ihr Gesicht nie gesehen. Sie war immer, dicht verschleiert, schnell an ihm vorübergegangen und er hatte sich keine Mühe gegeben, ihre Züge zu unterscheiden. Herr Treffan hatte ihm gesagt: „Franz, Sie dürfen die Damen, die ich in der Avenue de l'Empereur empfangen, nicht erkennen. Wenn Sie zufälligerweise Eine von ihnen erkennen sollten, so müßte ich mich zu meinem Bedauern von Ihnen trennen.“

Während Lecouvreux über Alles dies nachsinnend dahinging, begab sich der fremde Herr schnellen Schrittes nach dem Hôtel Vieuville. Er war mit seinem Tagewerk sehr zufrieden, und der zornige, finstere Ausdruck auf seinem Gesichte machte verschiedene Male einem bitteren Lächeln Platz. Er glaubte, sein Ziele jetzt nahe zu sein, das er seit drei Wochen mit zäher Ausdauer, mit Aufwand aller seiner geistigen Kräfte verfolgte. Er war stolz auf das, was er gethan hatte, auf das, was er zu thun beabsichtigte. Er war geneigt, sich für einen sehr feinen Kopf zu halten. Er hatte Niemand um Rath gefragt. Er hatte allein, nach seinem eigenen Gutdünken gehandelt. — Lecouvreux war der zweite Concierge, den er im Verlauf weniger Tage für sich gewonnen zu haben glaubte. Der Portier in der Rue de Courcelles hatte sich bewährt. Er hatte, nachdem er einige Goldstücke empfangen, berichtet, daß Herr Treffan nie eine Dame in der Rue de Courcelles empfangen, sondern zu dem Zwecke eine andere Wohnung in der Avenue de l'Empereur besitze. — Das war der Wahrheit gemäß. Vieuville durfte annehmen, daß der reichlich bezahlte Portier der Villa ebenfalls gute Dienste leisten werde. „Und dann? . . . Und dann?“ fragte er sich. Er knirschte mit den Zähnen und ballte die Fäuste. Er glaubte Treffan bereits in den Händen zu halten. Er ging nach dem Frühstück in die Schießallee von Gastine Renette und probirte dort, mit großem Erfolg, eine kleine Taschenpistole, die er noch aus seiner Junggesellenzeit her besaß, und die jahrelang unbenutzt auf der Commode seines Schlafzimmers gelegen hatte. Vor dem Essen begab er sich darauf in den Festsaal, wo er von dem Lehrer als ein alter, geehrter Gast mit großer Freude begrüßt wurde.

„Sie haben sich lange nicht bei uns sehen lassen, Herr Baron,“ sagte der Fechtmeister. „Sie werden etwas aus der Übung sein. Lassen Sie sehen: En garde . . . Nun es geht noch. Das Auge ist gut. Die Hand etwas schwerer geworden, als früher; aber sie wird bald wieder geschmeidig werden. Wie schade, Herr Baron, daß Sie so häufig und so lange pausiren. Bei Ihren Anlagen sollten Sie eine der besten Klingen von Paris sein. . . Das war sehr hübsch parirt und ripostirt . . . Bravo! Bravo! . . . Oh, Sie sind ein gefährlicher Gegner, Herr Baron . . . Jemand, der Ihr Spiel nicht so genau kennt, wie ich, würde diesen Stoß nicht parirt haben. . . Sie

wollen sich auf diese Attaque besonders einüben? . . . Sehr wohl . . . Gut . . . vorzüglich . . . Ruhen Sie sich etwas aus . . . Sie sind außer Athem . . . Ich stehe sofort wieder zu Diensten; ich habe nur zwei Worte mit dem Grafen Mlien zu wechseln.“

Der junge Russe war vor wenigen Minuten in den Festsaal getreten und begrüßte den Baron Bieuville mit einer etwas zurückhaltenden Höflichkeit. Die Beiden waren nur oberflächlich mit einander bekannt geworden und fühlten sich nicht besonders zu einander hingezogen. Mlien, der die d'Estangs in Biarritz kennen gelernt und sich schnell mit der Baronin und Anna befreundet hatte, war, seitdem er sich in Paris aufhielt, beinahe fortwährend in Gesellschaft zweier junger Männer, die dem Baron Bieuville nicht sympathisch waren, der Herren Treffan und Lemercier. Diese hatten ihn in ihre Clubs eingeführt, zeigten sich mit ihm im Theater und im Bois de Boulogne und schienen bereit, wie sie geeignet waren, ihn in alle Geheimnisse des Lebens von Paris einzuweihen. Der Graf Alexis Mlien war ein Cavalier, der ihnen Ehre machte. Er hatte ein feines, edles Gesicht; er war groß, schlank und bewegte sich mit dem Anstand eines vornehmen Mannes. Man wußte bereits, daß er ein verwegener Reiter sei, sich im Festsaal auszeichne, und die ganze Nacht am grünen Tische sitzen konnte, ohne Ermüdung oder üble Laune zu zeigen. Außerdem munkelte man, daß er einen steinreichen, alten Onkel besitze, dessen natürlicher und einziger Erbe er sei. Alles das waren Eigenschaften, die von Herrn Treffan, Lemercier und deren Freunden in vollstem Maße gewürdigt wurden. — Auch bei den Frauen hatte der junge Russe Glück. Sie bewunderten sein üppiges, blondes Haar, seine helle, nordische Gesichtsfarbe, seine „charmante“ Schüchternheit. Er erröthete noch wie ein junges Mädchen, wenn ihm eine schöne Frau in die Augen blickte. Man sah voraus, daß dies nicht lange dauern, daß Treffan es ihm bald abgewöhnen würde. Er hatte sich in den letzten Wochen schon merklich verändert. Er sah nicht mehr so frisch, so lebenslustig aus, wie zu Anfang des Winters. Dies fiel sogar Bieuville auf, der sich sicherlich nicht rühmen durfte, ein scharfer Beobachter zu sein und er erzählte es am Abend seiner Schwiegermutter, als er dieser auf dem Wege, seine Frau in eine Soiree zu führen, einen kurzen Besuch machte. — Anna seufzte leise, als sie dies hörte. Die Besuche des Grafen Alexis waren seit einiger Zeit immer seltener und kürzer geworden und sie fühlte sich darüber sehr unglücklich.

V.

Mlien war nur kurze Zeit im Festsaal geblieben, hatte, gegen seine Gewohnheit, allein gegessen und irrte nun, trotz des unfreundlichen Wetters, seit einer Stunde bereits in den verbotenen Champs-Élysées umher. Das Herz war ihm schwer. Er war mit sich und der Welt unzufrieden. Er fühlte sich sehr elend.

In Rußland hatte er vom Leben nicht viel mehr kennen gelernt, als was er in den Büchern, die man ihm zu lesen gestattet, gefunden hatte. Während seines Aufenthalts in Frankreich hatte er von der ihm plötzlich eingeräumten Freiheit anfänglich einen sehr bescheidenen Gebrauch gemacht. Es war seine Absicht gewesen, „mit Nutzen“ zu reisen und er hatte zunächst alle Museen, Monumente, Bibliotheken, die er auf seinen Wegen antraf, mit großem Eifer besucht und mit freudigem Erstaunen bewundert. In Biarritz, wo er den heißen Theil des Sommers verlebte hatte, war er durch Vermittelung einer russischen Dame, der alten Fürstin D., mit der Familie d'Estang in Verbindung getreten. Anna war ihm sehr liebenswürdig erschienen und er hatte nichts Eiligeres zu thun gehabt, als sich in das junge hübsche Mädchen zu verlieben. Er hatte sich jedoch klar gemacht, daß es seinem Onkel, der gleichzeitig sein Vormund und gewissermaßen sein Adoptivvater war, missfallen könne, wenn er ihm, bald nachdem er ihn verlassen hatte, die Anzeige mache, daß er sich mit einer Fremden verheirathen wolle. Er wußte, daß der alte Graf Woikoff die Franzosen nicht gerade wohlwollend beurtheilte. Alexis hatte ihm deshalb nur geschrieben, er habe durch die Fürstin D. die Bekanntschaft einer vornehmen französischen Familie gemacht, die ihn sehr freundlich aufgenommen habe und in der er sich um so schneller heimisch zu fühlen hoffe, als er in Erfahrung gebracht habe, daß Sir Richard Harbey ein langjähriger intimer Freund dieser Familie sei. — Sein Plan war nun, den Onkel, der ihm versprochen hatte, zu Anfang des neuen Jahres nach Paris zu kommen, bei den d'Estangs vorzustellen. Der gute alte Herr konnte dann nicht verfehlen, so meinte der Verliebte, Anna in sein Herz zu schließen. Dann wollte Alexis ihn um die Erlaubniß bitten, sich um die junge Französin bewerben zu dürfen. Dies war, nach seiner Büchererfahrung, der richtige Weg, den junge, vornehme Leute, die sich zu verheirathen beabsichtigen, einzuschlagen haben. Einstweilen wollte er sich des Herzens des jungen Mädchens so viel wie möglich versichern, ohne jedoch einen entscheidenden Schritt zu thun.

Illien hatte das Programm bis vor wenigen Wochen getreulich ausgeführt; aber dann hatte seine schnell wachsende Intimität mit Treßan und Demercier dasselbe ganz plötzlich beseitigt. Alexis hatte sich zunächst, gewissermaßen aus Neugierde, „amüfirt“. Wie viele junge Leute glaubte er, eine ernste Pflicht zu erfüllen, indem er das heitere Leben aus eigener Anschauung kennen lernte. Er wähnte sich sehr weise, über alle Versuchungen — von denen noch keine an ihn herangetreten war — erhaben. Nach wenigen Tagen hatte er, wie dies vorauszu sehen war, aufrichtiges Vergnügen am Vergnügen gefunden. Seine guten Vorsätze waren darüber vergessen worden, und seine junge Philosophie hatte an den ersten Klippen, auf die sie stieß, Schiffbruch erlitten. Alexis lebte seit einigen Wochen wie im Taumel und war förmlich berauscht. Die Umwandlung in seinem Wesen war jedoch zu schnell vor sich gegangen, um nicht, zu Anfang wenigstens, von heftigen Reactionen gefolgt zu sein.

Als der junge Russe an jenem Decemberabend die Champs Elysées auf- und abließ, und sich die naßkalte Winterluft in das heiße Gesicht wehen ließ, war sein Zustand wohl mit dem eines Mannes zu vergleichen, der am Morgen nach einem wüsten Trinkgelage mit heftigen Kopfschmerzen zur Besinnung kommt und die Cumpane und den Wein verwünscht, die ihn am vorhergehenden Abend trunken gemacht haben. Es kam Illien vor, als habe er in vier Wochen bedeutend gealtert, als sei er nun ein lebenserfahrener, lebensmüder Mann. Er konnte mit einer Art von Rührung, die seinem Selbstgeföhle schmeichelte, an den Alexis denken, der vor wenigen Monaten, unerfahren und rein, nach Frankreich gekommen war. Er hielt sich nun für einen blasirten Lebemann, für einen, der „den schäumenden Becher der Lust“ bis auf die Hefe geleert hatte.

Nun war es der Freude genug! Der Ernst des Lebens trat an ihn heran. — Er war ein fertiger Mann. Er wollte wie ein solcher handeln. Sein Onkel mußte in vierzehn Tagen in Paris sein. Er wollte diesem sagen können: „Ich habe mit der Jugend unwiderruflich abgeschlossen. Hier siehst Du einen frühreifen, vor den Jahren gealterten Mann vor Dir. Wir wollen jetzt gemeinschaftlich wirken und schaffen.“

Aber ehe dies geschähe, ehe er den Onkel durch seine Mannesreise überraschen konnte, mußten noch einige Formalitäten erfüllt, einige Jugendsünden getilgt werden. Illien hatte erst seit zwölf Stunden den Vorsatz gefaßt, mit der Vergangenheit zu brechen. Er konnte sie leider nicht sofort abschließen. Er hatte seit acht Tagen mit fortbauermendem Unglück gespielt, und nicht nur Alles verloren, was er an baarem Gelde besessen und womit er unter gewöhnlichen Verhältnissen noch reichlich mehrere Monate hätte leben können, sondern er schuldete einen Betrag, der ihm, der niemals Schulden gehabt, niemals Geldsorgen gekannt, sehr bedeutend erschien — nämlich zehntausend Franken. Er hatte diese Summe gestern im Club verloren und Treffan, der an jenem Abend unter den Gewinnenden gewesen, war sein Gläubiger. Illien wußte aus Romanen, die er gelesen hatte, sehr genau, daß Spielschulden innerhalb vierundzwanzig Stunden bezahlt werden müssen; Treffan hatte ihm ausdrücklich gesagt, er brauche das Geld nicht sofort, aber Illien fühlte, daß ihn zwar mit dieser Aeußerung doch nur ein paar Tage Frist gegeben wären. — Wie sollte er das Geld so schnell herbeischaffen? Dem guten Onkel schreiben, ihm einen großen Kummer bereiten? Dazu fehlte Alexis der Muth. Uebrigens war nicht einmal Zeit dazu. Graf Woitoff befand sich auf seinen Gütern. Ein Brief brauchte sechs Tage, um ihn zu erreichen. Und doch mußte das Geld unbedingt gefunden werden. — Alexis kannte nicht einen einzigen Wucherer auch nur dem Namen nach. Er schämte sich, Treffan oder Bertha's Bruder, Lemercier, zu bitten, ihn bei einem dieser gefälligen Herren einzuführen. Was würden jene, seine Freunde, von ihm gedacht haben, wenn er ein solches Anliegen an sie gestellt hätte? Er hatte Treffan bedeutende Summen mit der größten Gleichgültigkeit verlieren und

bezahlen, gewinnen und incassiren sehen. Zehntausend Franken schienen eine Bagatelle für ihn. Alexis durfte nicht wagen, einzugestehen, daß er deswegen in Verlegenheit sei.

Wo konnte er Hilfe suchen? Schon verschiedene Male hatte er, als Antwort auf diese Frage, an einen freundlichen, älteren Herrn gedacht, der ihm, als er sich ihm zum ersten Male vorstellte, gesagt hatte: „Ihr Onkel ist ein Freund von mir. Sie sind mir von ihm empfohlen. Wenn ich Ihnen mit Rath und That beistehen kann, so dürfen Sie über mich verfügen.“ War es nicht am einfachsten von dieser Erlaubniß Gebrauch zu machen? Ja, er wollte Sir Richard Harbey aufsuchen. Es blieb ihm kein anderer Ausweg übrig.

Illien war am Platz der Concorde angelangt, als er diesen Entschluß gefaßt hatte. Er überschritt die Brücke, die dort die beiden Seine-Ufer verbindet, und begab sich nach der Rue de l'Université, wo Sir Richard in einem alten Hause seit einer Reihe von Jahren seine Residenz aufgeschlagen hatte.

Der Baronet war zu Hause. Der junge Russe stieg mit heftigem Herzklopfen die breite steinerne Treppe hinauf, blieb eine halbe Minute rathlos vor der Stubenthüre stehen, faßte dann endlich Muth und klingelte laut. — Die Thür wurde schnell geöffnet, und der alte stille Diener, der den Grafen Illien als einen Freund des Hauses kannte, führte den Eintretenden in das Arbeitszimmer seines Herrn.

Wie ruhig und heimlich es dort aussah! Ja, in einem solchen Zimmer konnte man ein Leben führen, wie Graf Illien es nun in Zukunft führen wollte. — Aber daran durfte er vorläufig nicht denken. Er mußte zunächst mit der traurigen Vergangenheit abschließen.

Sir Richard saß in einem behaglichen Hausanzug am Kamin und schien gelesen zu haben. Auf einem kleinen Tisch, der neben ihm stand, lagen Bücher und Zeitungen. Er erhob sich, ging dem späten Gaste mit einem wohlwollenden Lächeln entgegen und nöthigte ihn, ihm gegenüber Platz zu nehmen.

Illien war in großer Verlegenheit. Er wußte nicht, wie er seine Rede beginnen sollte. Sir Richard bemerkte dies sofort und hatte auch in seinem Geiste nicht lange Zweifel darüber, welcher Art das Anliegen sein werde, das sein Schüpling an ihn zu stellen beabsichtigte. Wenn junge Leute einen ältern Freund zu einer ungewöhnlichen Stunde unerwartet besuchen, so kann man immer dreißt zehn gegen Eins wetten, daß sie in Geldverlegenheit sind. — Sir Richard wollte dem Grafen ein unangenehmes Geständniß erleichtern und sagte ihm deshalb nach wenigen Minuten: „Nicht wahr, Alexis, Sie gebrauchen Geld?“

Illien wurde roth bis an die Stirn, blickte zu Boden und nickte mit dem Kopfe.

„Wieviel gebrauchen Sie?“ fragte Sir Richard freundlich aufmunternd. Illien hatte nicht den Muth, eine directe Antwort zu geben. Er wollte erklären, auf welche Weise er in Verlegenheit gerathen sei; er wollte auch

die Versicherung geben, daß er in Zukunft nie wieder etwas thun werde, um in eine ähnliche Lage zu gerathen. Aber seine Rede war nicht fließend. Er stotterte und stammelte, wiederholte ein halbes Duzend Mal dieselben Phrasen und fühlte mit großem Unbehagen, daß die ruhigen Augen Sir Richard's unverwandt auf ihn gerichtet waren. Er hatte eigentlich noch gar nichts gesagt, als Sir Richard ihn bereits wieder unterbrach:

„Geben Sie sich keine Mühe, lieber Alexis,“ sagte der Baronet ernst, aber freundlich, „mir ein unnützes Geständniß zu machen. Ich glaube zu wissen, um was es sich handelt. Sie haben gespielt und haben verloren. Wieviel gebrauchen Sie, um Ihre ganze Schuld zu decken?“

„Es ist eine große Summe. Ich hatte verschiedene Bona gezeichnet und habe mir erst am Ende der Soirée Rechenschaft von der Größe meines Verlustes abgelegt. Es ist eine Lehre für mich, die mir für das ganze Leben dienen soll . . .“

„Wieviel schulden Sie, lieber Alexis?“

Eine Pause. Ein Seufzer. Dann mit leiser Stimme: „Zehntausend Franken.“

„Das ist in der That eine große Summe für einen jungen Menschen, der noch nichts verdient.“

Sir Richard war aufgestanden, hatte eine Schublade in seinem Schreibtisch geöffnet, dort längere Zeit gesucht und kam nun mit einem Paquet Banknoten in der Hand an den Ramin zurück.

„Hier ist das Geld,“ sagte er. „Es thut mir leid, Ihnen bemerken zu müssen, daß es mir nicht Freude macht, Sie in der Lage zu sehen, einen solchen Dienst von mir anzunehmen. Aber Sie haben recht gethan, zu mir zu kommen.“

Illien war in die Höhe gesprungen. „Sir Richard,“ sagte er mit bewegter Stimme, „ich danke Ihnen. Ich gebe Ihnen mein heiliges Ehrenwort . . .“

„Nein, geben Sie mir Ihr Ehrenwort nicht,“ unterbrach der Baron wieder. „Es genügt mir, zu sehen, daß Sie die Vergangenheit bereuen und die Absicht haben, ein neues, würdigeres Leben zu beginnen.“

„Die Absicht habe ich in der That. Auf mein heiliges . . .“

Er stotzte, als er Sir Richard lächeln sah, und fuhr ruhiger fort:

„Ich wünschte Sir Richard, daß Sie mir Gelegenheit geben wollten, Ihnen zu beweisen, wie ernst ich es meine. — Sie haben das Recht, mir gegenüber mißtrauisch zu sein, aber ich hoffe, daß es mir gelingen wird, Ihre gute Meinung wieder zu gewinnen. — Ehe ich Sie sah, hatte ich bereits den festen Vorfaß gefaßt, meine bisherige Lebensweise zu ändern. Dank Ihrer Freundlichkeit bin ich in der Lage diesen Entschluß nun sofort auszuführen. — Ich gehe von hier in den Club. Dort bin ich sicher im Laufe des Abends, meinen Gläubiger zu treffen, und nachdem ich ihn bezahlt, sage ich ihm und seinen Freunden Leberwohl. Ich werde in Zukunft meine

Zeit nützlicher verwenden, als ich dies während der letzten Wochen gethan. Gestatten Sie mir, Sie manchmal zu besuchen. Mein Onkel wird in vierzehn Tagen oder drei Wochen hier ankommen. Ich möchte, daß der Eindruck, den ich heute auf Sie gemacht haben muß, dann bereits vollständig verwischt wäre.“

Der Ton, in dem dies gesagt wurde, zeigte so aufrichtige Reue, der Sprecher blickte Sir Richard dabei so gerade und treuherzig an, daß dieser, der immer gern das Beste von den Menschen glaubte, Mitleiden mit seinem jungen Freunde fühlte und den Wunsch hegte, ihm beizustehen, die neuen, guten Vorsätze auszuführen. Er ermunterte Illien deshalb, ihn zu besuchen, und rieth ihm an, häufiger zu den d'Estangs zu gehen, wo er sich mit liebenswürdigen jungen Frauen und Mädchen unterhalten könne; endlich sagte er ihm, daß er ihn gern bei den wenigen Bekannten, die er von Zeit zu Zeit sehe, einführen werde.

„Kommen Sie morgen zu der Baronin Bievville,“ schloß er. „Ich werde Sie dort anmelden. Sie sind ihr vorgestellt und sie wird sich freuen, Sie zu sehen. Sie hat mir bereits verschiedene Male von Ihnen in wohlwollender Weise gesprochen. Sie ist eine schöne, herzengute und kluge Frau. — Kennen Sie Ihre Freundin, die Gräfin Dazat?“

„Ich habe die Ehre gehabt, ihr vorgestellt zu werden; ich habe eine Karte bei ihr abgegeben, aber ich habe sie noch nicht in ihrem Hause gesprochen.“

„Ich werde sie morgen oder übermorgen sehen,“ fuhr Sir Richard fort, „und um die Erlaubniß bitten, Sie eines Abends zu ihr zu führen. Sie werden an der guten Gesellschaft Geschmack finden, ich zweifle nicht daran, und den Club und den Spieltisch bald nur noch wenig vermiffen.“

Illien drückte dem Baronet noch einmal tief gerührt die Hand, versprach, am nächsten Abend um halb neun Uhr zur Baronin Bievville zu kommen und entfernte sich dann voll der besten Vorsätze. — Er ging direct nach dem Club, um seine Rechnung mit Treffan zu ordnen.

Der grüne Tisch war noch leer. Die Spieler versammelten sich dort selten vor Mitternacht, und es war erst elf Uhr. Illien begab sich deshalb in das Lesezimmer um zu warten. Die erste Person, die er dort erblickte, war Treffan. Er saß vor einem Schreibtisch mit einer Feder in der Hand und einem weißen Bogen Papier vor sich und schien dermaßen mit seinen Gedanken beschäftigt, daß er Illien's Eintreten gar nicht bemerkte. Dieser wünschte ihm guten Abend. Treffan blickte zerstreut auf und antwortete kurz: „Guten Abend“. Aber der junge Russe ließ sich dadurch nicht abweisen; er wollte das Geld, das er in der Tasche hatte, los werden.

„Hier ist meine Schuld von gestern Abend,“ sagte er, Treffan das soeben erhaltene Packet Banknoten überreichend; „vielen Dank.“

„Welche Schuld?“

„Nun, die zehntausend Franken!“

„Ach ja, richtig; die Sache hatte keine Eile. Danke.“

Tressan steckte das Geld in die Tasche und ergriff gleich darauf wieder die Feder mit einer Bewegung, die so deutlich wie Worte sagte: „Ich habe zu thun und wünsche, nicht gestört zu sein.“

Illien war etwas verwundert über dies Benehmen. Er hatte erwartet, daß Tressan ihm freundschaftliche Vorwürfe darüber machen werde, daß er ihn wie einen Fremden behandle. Er hatte im Geiste eine Antwort fertig gemacht, die versichern sollte, daß er, Illien, keine Karte mehr ausrühren werde und deshalb Eile habe, seine Spielschuld zu bezahlen. Es war nicht möglich von dieser Phrase augenblicklich Gebrauch zu machen. Tressan ignorirte die Gegenwart seines jungen Freundes, den er bis dahin mit so zuvorkommender Höflichkeit behandelt hatte, vollständig.

Illien setzte sich etwas piquirt an einen andern Tisch und nahm eine Zeitung. Nach einigen Minuten trat ein Diener in das Zimmer und überreichte Tressan ein kleines Billet. Er riß es auf, nahm in einer viertel Minute von dessen Inhalt Kenntniß, griff nach seinem Hut und eilte, ohne Alexis eines Blickes gewürdigt zu haben, aus dem Zimmer.

Alexis hatte sich von seinem Erstaunen über dies Benehmen kaum beruhigt, als Lemercier ihn begrüßte.

„Haben Sie Tressan gesehen?“ fragte er.

„Er war soeben hier. Er schien den Kopf voll zu haben. Er sagte mir kaum guten Tag und ging fort, ohne mir Adieu zu sagen.“

„Er hatte mir ein Rendezvous gegeben,“ sagte Lemercier. „Wir wollen zusammen essen und dann eine Visite machen. Er ist nicht gekommen und hat sich auch nicht entschuldigen lassen. Ich werde ihn in ein paar Stunden hier sehen; ich werde im Spielzimmer auf ihn warten. — Wir finden uns dort wol auch wieder. Auf Wiedersehen!“

Illien begab sich bald darauf nach Hause und schrieb einen langen Brief an seinen Onkel. Dann ging er zu Bett, ebenso zufrieden mit sich und der Welt, wie er vor wenigen Stunden damit unzufrieden gewesen war.

Tressan hatte vor dem Club einen Wagen genommen und sich nach dem Boulevard Haupmann fahren lassen. Dort stieg er vor einem großen, neuen Hause aus, ging, ohne nach Jemand zu fragen, an der Portierloge vorüber und klingelte, als er im ersten Stockwerk angelangt war. Ein Diener in schwarzem Frack und weißer Cravatte öffnete ihm.

„Ist Frau Alzati zu Hause? Ist sie allein?“

„Frau Alzati erwartet Herrn Tressan.“

Der Diener schritt voraus, öffnete eine Thür und Tressan trat in einen kleinen, matt erleuchteten Salon. Er hatte seinen Ueberrock nicht abgelegt und den Hut auf dem Kopf behalten. Diesen stellte er nun auf einen Stuhl und warf sich in einen niedrigen Sessel, der vor dem Kamine stand.

Der Salon war mit großer, fast schwerfälliger Pracht, mit Ausschließung alles Auffallenden und mit Vorliebe für dunkle, ruhige Farben ausgestattet.

Schwere, seidene Vorhänge hingen an den Fenstern und Thüren. Ein kostbarer Teppich bedeckte den Fußboden. Die Wände waren mit alten, gut erhaltenen Gobelins überzogen. Die Uhr auf dem Kamin, die ciselirten Candelaber, der kleine Kronleuchter, jeder Stuhl, Sessel oder Tisch trugen den unverkennbaren Stempel, den die ersten und berühmtesten pariser Werkstätten ihren Productionen aufdrücken. Eine schwere, heiße Luft herrschte in dem kleinen Zimmer.

Nach einer Minute öffnete sich eine Seitenthür; eine kleine, schneeweiße Hand schob den Vorhang, der dieselbe verdeckte, zurück und eine Frau trat langsam und geräuschlos herein. Es war eine wunderbare, überraschende Erscheinung. Sie näherte sich Treffan und blieb eine Weile, ohne zu sprechen, vor ihm stehen.

Die Frau war groß. Sie hatte ein weißes, weiches Gesicht, das von üppigem röthlich-blondem Haar eingerahmt war und aus dem die braunen heißen, tiefen Augen erstaunlich schön hervorleuchteten. Sie trug ein Hausgewand aus bräunlich-rothem Sammt, das vom Hals, wo es durch eine kostbare Nadel zusammengehalten war, schwer und gerade, ohne eine Falte, auf die Beine herabfiel und die hohe üppige Gestalt noch bedeutender erscheinen ließ. Aus den dunklen, weiten Ärmeln glänzten die runden, weißen, nackten Arme wie Marmor hervor.

„Was verschafft mir die Ehre dieses formellen Besuches?“ fragte sie. Es war eine volle, weiche Stimme, die mit der ganzen Erscheinung und mit der Umgebung in vollem Einklang war. „Wozu war es nöthig, mir zu schreiben?“

„Blanche,“ sagte Treffan, ohne die an ihn gerichtete Frage zu beantworten, „Sie können mir einen großen Dienst leisten.“

Ein Ausdruck der Freude flog schnell über das weiße Gesicht, das gleich darauf wieder ruhig und undurchdringlich wurde: „Was willst Du haben?“ fragte sie.

„Du kannst beruhigt sein,“ entgegnete Treffan bitter lächelnd, „soweit ist es noch nicht mit mir gekommen, wie Du zu denken scheinst: ich verlange kein Geld von Dir.“

Sie zuckte die Achsel. „Wer denkt daran?“ sagte sie kleinlaut.

„Du dachtest daran,“ antwortete er. „Kenne ich Dein Gesicht nicht; kann ich nicht darauf lesen? — Aber darum handelt es sich ja nicht.“

„Um was handelt es sich?“

„Wir kennen uns seit geraumer Zeit, liebe Blanche,“ fuhr Treffan fort. „Ich habe Dich manchmal geärgert und Du mich; aber im Grunde glaube ich, sind wir doch gute Freunde geblieben. Hab' ich Recht? — Willst Du mir einen Dienst leisten, der für mich von Wichtigkeit ist?“

„Wozu diese Vorrede? Komm' zur Sache!“

„Ich habe volles Vertrauen zu Dir. Ich gebe Dir mein Wort, daß ich mich fest und ruhig auf Dich verlasse. — Willst Du mir versprechen,

verschwiegen zu sein; sei es, daß Du mir den verlangten Dienst leistest, sei es daß Du denselben verweigertst.“

„Um Himmelswillen, Olivier, was bedeutet dies? Sprich!“

„Du versprichst mir, zu schweigen?“

„Ja, ja! So sprich!“

Sie war womöglich noch weißer geworden, und ihre Augen leuchteten noch wunderbarer. Sie sah Treffan ängstlich an.

„Du irrst Dich wieder,“ sagte dieser, überlegen lächelnd. „Nun bildest Du Dir gar ein, ich habe ein großes Verbrechen begangen und suche bei Dir Schutz. Nein, nein, Blanche; die Sache ist gar nicht romantisch. Du wirst vielleicht darüber spotten, Dich vielleicht darüber ärgern; erschrecken wirst Du darüber nicht.“

„Ich weiß jetzt Alles,“ antwortete sie nach einer kurzen Pause. „Es ist schlecht von Dir, daß Du in einer solchen Angelegenheit zu mir kommst. Du bist immer hart und grausam gegen mich gewesen. Was verlangst Du von mir?“

„Wenn Du ein Mann wärst, so würde ich Dir sagen: Es handelt sich darum, die Ehre einer Frau zu retten; da Du eine Frau bist und wir alte Freunde sind, so sage ich Dir: es steht viel für mich auf dem Spiele.“

„Das weiß ich Alles: es ist unnütz davon zu sprechen. Sage mir, was ich für Dich thun soll.“

Treffan saß eine Weile stumm. Blanche beobachtete ihn mit einem eigenthümlichen Gemisch von Zärtlichkeit, Mitleiden und Verachtung. Nach einer kurzen Pause nahm er wieder das Wort. „Zieh' Dir einen ganz einfachen, schwarzen Anzug an,“ sagte er, „schwarz von Kopf bis zu Füßen; hänge Dir einen dichten Schleier vor, daß es selbst in der Nähe unmöglich ist, Dein Gesicht zu erkennen, und dann begleite mich.“

„Ja,“ antwortete sie, „aber gib mir zuvor einige Aufklärung. Du hast nicht die Absicht, mich zu intriguiern?“

„Ach nein,“ antwortete er mit demselben Lächeln wie vorher, „über solche Spielereien sind wir wohl hinaus, meine gute Blanche.“

Er erklärte darauf in kurzen Worten, was er von Frau Azati verlange.

Sie sollte am nächsten Tage um zwei Uhr in einen Wagen steigen, den sie an der Ecke der nächsten Straße finden und der sie, ohne, daß sie eine Directive zu geben habe, nach einem Hause in einem entlegenen Stadttheil führen würde. Dort sollte sie schnell eintreten und sich in ein Zimmer begeben, in dem Treffan auf sie warten würde. Nach einer Stunde, vielleicht schon früher, je nach den Umständen, würde sie derselbe Wagen dann wieder abholen und nach ihrer Wohnung zurückführen. Damit kein Irrthum vorgefallen könne, wünschte Treffan, daß nun sofort eine Art Generalprobe vorgenommen werde. Er bat deshalb Blanche, ihn zu begleiten, damit er ihr den Wagen, das Haus und das Zimmer zeigen könne. „Das ist Alles. Du siehst, ich verlange nicht viel von Dir,“ schloß er seine Rede.

Er war bemüht gewesen, während des Sprechens unbefangen zu erscheinen.

Blanche, die starr in das Kaminfeuer blickte, hatte ihn nicht mit einer Silbe unterbrochen. Jetzt, da er schwieg, wandte sie sich langsam nach ihm um und, ohne ihn anzublicken, die Augen noch immer zu Boden gesenkt, sagte sie:

„Ich will Dir diesen Dienst leisten; aber es ist schlecht von Dir, daß Du Dich deswegen an mich gewandt hast. Es giebt hundert Frauen in Paris, die stolz gewesen wären, Dir gefällig zu sein und denen dies nicht wehe gethan hätte. Weshalb bist Du gerade zu mir gekommen?“

Er zuckte ärgerlich und ungeduldig die Achseln.

„Du hast mich immer schlecht und grausam behandelt,“ wiederholte sie.

Sie stand auf und wollte sich der Thür nähern. Er ergriff ihre Hand. „Blanche,“ sagte er und er sprach nun mit einiger Wärme, „Du irrst Dich. Du thust mir Unrecht. Ich bin zu Dir gekommen, weil Du meine beste Freundin bist, die einzige, auf die ich mich verlassen kann. Mein Besuch hat Dich verlegt! — Zürne mir deswegen nicht! — Ich habe schlecht an Dir gehandelt! Ja! — Es thut mir leid genug. Aber was ist nun daran zu ändern. Ich wünschte, ich wäre nie von Deiner Seite gewichen, Blanche . . .“

Er wollte sie umarmen. Sie wies ihn sanft, aber entschieden zurück.

„Rein,“ sagte sie, „laß' mich!“

Er sah sie erstaunt an.

„Ich bin ein elendes Geschöpf,“ fuhr sie fort, und nun sah sie ihm mit thränenfeuchten Augen gerade in's Gesicht. „Doch hast Du mich nie klagen hören. Ist das wahr?“

Er nickte.

„Du sollst mich auch heute nicht klagen hören. — Du bist sehr klug, Olivier Tressan, sehr klug. Und doch kenne ich Dich in- und auswendig, und Du weißt absolut nichts von mir. — Aber das schadet nichts. Du kannst Dich auf mich verlassen. Das ist ja die Hauptsache. — In wenigen Minuten bin ich wieder hier.“

Sie ging nun hinaus. Er zog die Augenbrauen in die Höhe und sagte vor sich hin:

„Dianca Azati sentimental! Wie schade, daß ich nicht in der Laune bin, mich zu amüsiren!“

VI.

Am nächsten Tage begab sich Sir Richard Farbey gegen sieben Uhr zu Frau von Bievville, die ihn zum Essen eingeladen hatte. Der Baron war noch nicht nach Hause zurückgekehrt.

„Ich weiß nicht, wo er heute bleibt,“ sagte sie. „Er ist um ein Uhr ausgegangen und ich habe ihn seitdem nicht wiedergesehen.“

Die junge Frau sah bleich, abgespannt und beunruhigt aus.

„Was fehlt Ihnen?“ fragte der Baronet theilnehmend.

Sie blickte ihn traurig an: „Ach,“ antwortete sie, „ich möchte, ich könnte es Ihnen sagen.“

Sir Richard wurde verlegen und wollte dem Gespräch eine andere Wendung geben. Die Baronin bemerkte dies und sagte noch trauriger: „Wenn auch Sie mich verlassen, so habe ich Niemand mehr. Sie sind mein einziger Freund.“

„Ich verlasse Sie nicht,“ antwortete Sir Richard, „aber ich möchte Ihnen, ehe Sie mit mir sprechen, zu bedenken geben, ob ich Ihnen helfen kann. Ich weiß nicht, was Sie mir anvertrauen wollen; und es ist vielleicht besser, daß ich es nicht erfahre. Ueberlegen Sie sich dies reiflich. Es hängt wahrscheinlich nur von Ihnen ab, Ihrer Unruhe ein Ende zu machen.“

Sie schüttelte den Kopf.

„Ist dies nicht der Fall, gebrauchen Sie Rath, so verfügen Sie über mich. Aber handeln Sie nicht übereilt; werden Sie sich zunächst klar darüber, ob irgend Jemand außer Ihnen in der Lage ist, Ihnen beizustehen.“

Frau von Bieuville stand eine kleine Weile nachdenklich. Ehe sie wieder sprechen konnte, wurde heftig geklingelt und gleich darauf trat der Baron in das Zimmer. Er sah verstört aus und begrüßte seine Frau und Sir Richard hastig und zerstreut. Während der Mahlzeit theilte er sich nur wenig an dem Gespräche. Er aß beinahe gar nicht und versank verschiedene Male in tiefes Nachdenken. — Frau von Bieuville warf ihrem Gaste beunruhigte Blicke zu, die dieser absichtlich nicht zu bemerken schien.

Bald nachdem die kleine Gesellschaft vom Tische aufgestanden war und sich wieder in den Salon begeben hatte, wurde Graf Alexis Mlien angemeldet. Frau von Bieuville unterhielt sich freundlich mit ihm und gab sich große Mühe ihre Verstimmung zu verbergen. Der Baron dagegen genirte sich nicht und ging mit finsterner Stirn im Salon auf und ab. Harvey beobachtete ihn mit wachsender Besorgniß.

Es wurde wieder an der Eingangsthür geklingelt.

„Wer mag da noch kommen?“ fragte Bieuville halbblaut und unwirksam.

Mlien warf einen fragenden und verlegenen Blick auf Sir Richard. Der Ton, in dem Bieuville gesprochen hatte, sagte deutlich, daß ihm jede Gesellschaft augenblicklich ungeliebt sei. Harvey winkte beschwichtigend mit den Augen. Frau von Bieuville war bleich geworden.

Fräulein Bertha Lemercier trat in den Salon. Alle, mit Ausnahme von Mlien, der ein gewisses Unbehagen fühlte, ohne jedoch zu ahnen, weshalb die Andern verstimmt waren, athmeten beruhigter auf. — Bertha gab ihrer Cousine den kalten Kuß auf beide Wangen, der in Frankreich unter Verwandten weiblichen Geschlechts üblich ist, begrüßte die Herren und ließ sich dann neben ihrer Cousine, Mlien gegenüber, am Ramin nieder. Sie bemerkte sofort, daß ein Gewitter im Anzuge sei und wollte in Erfahrung bringen, woher es komme. — Sie sprach von ihrer Tante, der Baronin d'Estang; Alles blieb ruhig. — Von Anna. Mlien erröthete leicht. Das kümmerte Bertha

nicht. — Von Frau von Dagat. Bieuville setzte seine mürrische Promenade fort und Marie blieb unbewegt. — Von Treffan. — Halt! Jetzt hatte sie richtig getroffen. — Marie bückte sich und machte sich am Ramin zu schaffen, obgleich das Feuer hell und gut brannte. Bieuville blieb mitten im Salon stehen und fragte hastig:

„Was sagten Sie von Herrn Treffan?“

„Nichts von Bedeutung,“ antwortete Bertha, „ich fragte nur, ob Marie ihn kürzlich gesehen habe?“

„Er war vor einigen Tagen hier,“ antwortete diese ohne das Gesicht vom Feuer abzuwenden.

„Und ich hoffe, es werden noch mehrere Tage vergehen, ehe wir das Vergnügen haben, ihn wieder hier zu sehen,“ setzte Bieuville bestimmt hinzu.

Bertha schien überrascht. „Was bedeutet dies?“ fragte sie. „Ist die schöne Freundschaft schon wieder zu Ende? Man spricht von der Unbeständigkeit der Frauen! Was ist sie im Vergleich zu der der Männer? — Vor ein paar Wochen erschienen Sie und Treffan unzertrennlich, und nun sprechen Sie, als ob Sie gar nicht wenig genug von ihm sehen könnten.“

„Jedermann hat seine Sympathien und Antipathien,“ antwortete Bieuville übler Laune. „Herr Treffan ist mir nicht sympathisch. Das ist Alles.“

„Das höre ich zum ersten Male,“ fuhr Bertha fort. „Gestatten Sie mir, lieber Vetter, mich darüber zu wundern.“

„Wundern Sie sich, liebe Cousine,“ antwortete Bieuville mit plumper Ironie; „das kann ich nicht verhindern, aber das ändert an der Thatsache nichts, daß Herr Treffan mir unsympathisch ist.“

Bertha fuhr fort, die Erstaunte zu spielen. „Da sind Sie eine seltene Ausnahme,“ sagte sie. „Alle Welt ist einstimmig in ihrem Lobe von der Liebenswürdigkeit des Herrn Treffan. — Sie haben ja auch seine Bekanntschaft gemacht, Graf Illien; was ist ihre Meinung über Herrn Treffan?“

Alexis war verlegen. Er lebte noch in der Illusion, daß vornehme Männer, inclusive verheirathete, in Frauengesellschaft niemals üble Laune zeigen, und Bieuville's Benehmen, das ihm ungeschliffen erschien, hatte ihn unangenehm überrascht.

„Ich habe Herrn Treffan immer sehr zuvorkommend gefunden,“ sagte er, „und er steht im Club, wo er mich eingeführt hat, im besten Ansehen.“

Sir Richard sah an Bieuville's Augen, daß dieser im Stande war, etwas Unhöfliches auf diese Aeußerungen zu erwiedern. Er kannte den Baron genau. Er wußte, daß er ein schwacher, beschränkter, leidenschaftlicher Mann sei, und daß die Gegenwart seiner Frau und Cousine ihn nicht verhindern werde, laut zu sprechen und unangenehme Sachen zu sagen, wenn ihm das Blut zu Kopfe steigen sollte. Er bemerkte auch, ohne den Grund zu wissen, daß Bertha diesen Austritt absichtlich heraufbeschworen hatte und nichts thun werde, um denselben zu beendigen. Er ergriff deshalb, ehe Bieuville antworten konnte, das Wort, und versuchte das Gespräch auf einen allgemeinen

Gegenstand zu lenken, indem er bemerkte, daß sich über Sympathien und Antipathien nicht streiten lasse. Er sprach absichtlich gelassen und schwerfällig, so daß Bertha ungeduldig wurde und in ihrem Herzen den „langweiligen Engländer“, der sich in das Gespräch mischte, verwünschte. Bieuville, der mürrisch zuhörte, bequeme sich endlich, seine unterbrochene Promenade wieder fortzusetzen. Harvey sprach darauf von andern, gleichgültigen Dingen; dann, nachdem die Ruhe, äußerlich wenigstens, wieder hergestellt war, bereitete er sich zum Gehen vor. Frau von Bieuville drückte ihm die Hand, als er ihr gute Nacht sagte und sah ihn ängstlich an. Mien, der sich äußerst unbehaglich in der fremden Gesellschaft fühlte, verließ den Salon gleichzeitig mit Harvey. Auch Bertha Lemercier ging bald darauf. Sie sah, daß Bieuville noch aufgeregter war. Sie wollte ihm nicht Zeit geben, sich zu beruhigen und ihn nicht stören, für den Fall es seine Absicht sein sollte, seiner Frau eine Scene zu machen.

„Was mag vorgefallen sein?“ fragte sie sich, als sie, von einer alten Kammerjungfer begleitet, ihrer Wohnung, die in der Nähe des Hôtel Bieuville gelegen war, zweilte. „Er hat sich über Tressan geärgert. Das ist ganz klar. Aber was mag dieser gethan haben? Wenn René nicht ein so unverbesserlicher Einfaltspinsel wäre, so würde ich es leicht erfahren; aber mein charmanter Herr Bruder versteht nichts als sein und mein Geld auf die albernste Weise zum Fenster hinaus zu werfen. Und er ist noch oben-drein stolz darauf und glaubt ein zweiter Tressan zu sein. Ein liebenswürdiger junger Mann, mein Herr Bruder!“

Als Harvey zu Hause angelangt war, überreichte ihm sein Diener einen Brief, den Herr Tressan mit dem Auftrage abgegeben hatte, ihn sorgfältig aufzubewahren, da derselbe Geld enthalte. Harvey öffnete das Couvert und fand darin zehntausend Franken, die ihm sein Schuldner „mit vielem Dank“ zurückerstattete. — Als er das Geld einschließen wollte, bemerkte er auf dem Bankbillet, das oben auf dem Paquet lag, den Stempel, den sein Banquier, ein Engländer, auf alle größeren Noten, die durch seine Hände gingen, zu drücken pflegte. — „Da bekomme ich das Geld, das ich Alexis geliehen habe, schneller zurück als ich vermuthen konnte,“ sagte er vor sich hin. „Also Tressan hat es ihm abgenommen? — Ich fürchte, Herr Tressan, Sie werden kein gutes Ende nehmen.“

Im Salon des Hôtels Bieuville wurde um diese Zeit ebenfalls noch des Herrn Tressan gedacht. — Als Bertha gegangen war, erhob sich die Baronin und näherte sich der Thür.

„Wohin gehst Du?“ fragte Bieuville.

Sie wandte sich halb um und antwortete über die Schulter:

„Ich bin müde. Ich will zu Bett gehen.“

„Ich wünsche, daß Du noch hier bleibst.“

Sie war bereits in der Nähe der Thür und blieb dort eine Secunde bewegungslos stehen. Dann wiederholte sie, dem Baron noch immer den Rücken zuwendend: „Ich sage Dir, daß ich müde bin.“

„Ich wünsche, daß Du bleibst.“

Sie that, als ob sie ihn nicht gehört hätte. „Gute Nacht“, sagte sie. — Sie wollte den Salon verlassen, aber er war an ihrer Seite und ergriff ihre Hand in dem Augenblick, als sie die Thür öffnen wollte.

„Hörst Du mich nicht? Willst Du mich nicht hören? Ich sage Dir, Du sollst bleiben! Verstehst Du mich?“

„Laß mich los, Du thust mir wehe,“ sagte sie leise und ruhig.

Er ließ die Hand wieder frei und legte sich nun erst Rechenschaft ab, daß er sie heftig gedrückt habe.

Sie betrachtete die Hand aufmerksam. Er folgte ihrem Blick und sah, daß seine starken, sehnigen Finger deutliche, weiße, rothgeränderte Spuren auf der kleinen weichen Hand gelassen hatten. — Er mußte ihr wehe gethan haben. Aber keine Muskel zuckte in ihrem todtbleichen Gesichte. Endlich erhob sie die dunklen, glühenden Augen und den Baron gerade und fest anblickend sagte sie langsam, feierlich, mit zitternder Stimme:

„Seit einem Monat erkenne ich Dich nicht mehr. Du bist wie umgewandelt, und ich weiß nicht warum. Ich habe Deine üble Laune ruhig ertragen, ohne darüber zu klagen; aber Du darfst es nicht zu weit treiben. Meine Geduld ist bald zu Ende . . . Eben hast Du mir wehe gethan. — Ich verlasse Dich jetzt. Ich gehe in mein Zimmer. Aber merke Dir Eins: Wenn Du Dich jemals wieder vergessen solltest, wie Du es eben gethan, so verlasse ich dies Haus und Du siehst mich nie wieder.“

Sie wandte sich ab; und er wagte nicht, sie aufzuhalten. Sie sprach und schritt mit der Geberde einer beleidigten Königin. Als er sich von seinem Ersttaumeln erholt und seine Gedanken weiter gesammelt hatte, war sie verschwunden. Er schlug sich mit der geballten Faust vor die Stirn: „Was habe ich gethan? Narr, der ich bin!“ murmelte er vor sich hin. „Was habe ich gethan?“ Dann versank er in tiefes Nachdenken. — Wie, wenn er sich getäuscht, wenn Marie nichts verbrochen hätte? Er hatte keine Beweise für ihre Schuld. Er fürchtete Schlimmes, er ahnte es; aber er wußte Nichts. Heute Nachmittag hatte er gehofft, Gewißheit zu erlangen; aber nun war er in größerem Zweifel als zuvor.

Er war in der Avenue de l'Empereur gewesen; er hatte sich dort in der Loge des Portiers, einem Verbrecher gleich, verborgen. Treffan war zur bestimmten Stunde erschienen und gleich darauf eine dicht verschleierte Dame. — Sie war um einen Kopf größer, als Marie; im Nacken hatte er, unter dem Hut und Schleier, rüthlich-blondes Haar hervorquellen sehen. Die ganze Erscheinung erinnerte viel mehr an die Gräfin Dugat, als an die Baronin Bieuville.

„Ist das die Dame, die Herr Treffan hier gewöhnlich empfängt?“ hatte er Franz Lecoubreur gefragt.

Dieser hatte darauf mit anscheinend vollkommener Aufrichtigkeit geantwortet: „Das Gesicht kenne ich nicht, denn die Dame kommt stets dicht verschleiert; aber die Figur scheint mir dieselbe.“

„Haben sie nicht eine kleinere Dame hierherkommen sehen?“

„Bedeutend kleiner?“

„Ja; um einen Kopf beinah.“

„Nein, niemals. Ich könnte mich täuschen, wenn es sich um ein Geringes handelte; aber ich bin sicher, daß die Dame, welche ich hier immer gesehen habe, eine große Dame ist.“

Vieuville sah den Diener fest und drohend an. Aber Lecouvreur war dem schwerfälligen Edelmann mehr als gewachsen und ertrug den Blick mit größter Ruhe.

„Ich wiederhole Ihnen, Herr Franz,“ jagte der Baron bedeutsam, „daß Sie es bereuen werden, wenn sie mich getäuscht haben.“

„Ich habe Sie nicht getäuscht,“ antwortete Lecouvreur trotzig, „und ich weiß nicht, weshalb sie mir drohen. Ich kenne Sie nicht, ich möchte, ich hätte Sie nie gekannt. Wenn ich den besten Platz verliere, den ich je gehabt, so sind Sie Schuld daran. Es ist nicht recht von Ihnen, daß Sie mit mir jetzt Streit suchen, nachdem ich treulich erfüllt habe, was Sie von mir verlangten.“

„Hier ist Ihr Geld,“ sagte Vieuville. Er war mißtrauisch; er ahnte, daß er betrogen sei; aber er wollte, selbst auf diese Gefahr hin, sein Versprechen nicht brechen.

„Ich danke Ihnen,“ jagte der Diener.

„Sie haben mich nicht hintergangen?“ fragte Vieuville nochmals. „Sie haben nicht mit Herrn Treßan gesprochen?“

„Nein, ich habe ehrlich gethan, was Sie von mir verlangt hatten.“

Lecouvreur hatte, als er dies sagte, dem Baron treuherzig in die Augen gesehen, und dieser hatte sich darauf entfernt, nachdem er endlich begriffen, daß er vorläufig in der Avenue de l'Empereur nichts mehr erreichen könnte. Er war stundenlang in den einsamsten Alleen des Bois de Boulogne umhergelaufen, hatte die abenteuerlichsten, unjüngstigen Pläne geschmiedet, um seine Frau zu entlarven und sich an Treßan zu rächen; war dann in den Festsaal gegangen, wo er wieder regelmäßig erschien, und hatte sich mit dem Vorsatze nach Hause begeben, seine Frau, ohne Mißtrauen zu zeigen, auf das Schärffte zu überwachen. Nichts von dem was sie that, sollte ihm entgehen. Er wollte sie mit Netzen umspinnen, und sie sollte darin gefangen werden und untergehen. Er hatte diese listigen Vorsätze mit seinem gewöhnlichen Geschick ausgeführt. Dank der Scene, die stattgefunden hatte, konnte Marie nun nicht mehr zweifeln, daß er eifersüchtig sei; sie mußte sogar verstanden haben, wen er beargwöhne. — Und die spitzzüngige Bertha wußte das nun wahrscheinlich auch; und Sir Harvey und Graf Illien ebenfalls.

„Ich werde zum Stadtgespräch werden,“ jagte er sich wüthend. —

„Oh, Narr, dreifacher Narr, der ich gewesen bin! Wenn Marie schuldig ist, so habe ich sie gewarnt, und ist sie unschuldig, so habe ich sie tödtlich beleidigt.“

Sie hatte ihn gerade und fest angesehen, nicht wie Eine, die sich schuldig fühlt. Ihre Stimme hatte gezittert; aber nicht vor Furcht. Wenn sie unschuldig wäre? — Er war nun sechs Jahre verheirathet. Sie war die schönste Frau von Paris; gefeiert, umringt wie keine. Und nie, nie bis vor Kurzem, hatte sie ihm den geringsten Grund zu Klagen, zu Argwohn gegeben. Wie oft hatte sie nicht mit ihm über die jungen und alten Weiden gelacht, die um ihre Gunst buhlten! Vor einigen Wochen noch hatte sie ihm gesagt, daß sie Treffan die Thür weisen wollte, wenn er, Bieuville, dies wünsche. — Sie war vielleicht unschuldig. Er hatte sich übereilt; er war von Eifersucht geblendet, ungerecht, hart gewesen. Er hatte ihr wehe gethan! Und er wußte nicht einmal, ob er ihr den leisesten Vorwurf machen dürfte, ob sie nicht vielmehr das Recht habe, sich durch seinen unbegründeten Argwohn verletzt zu fühlen; ob er nicht der einzig Schuldige sei! — Wie sie bleich geworden war! Wie sie die kleine, gedrückte Hand betrachtet, und wie ihre Stimme gezittert hatte! Konnte sie ihm je verzeihen? Sie sollte wenigstens aus seinem Munde hören, daß er sie über Alles liebe, daß Niemand sie lieben könne wie er.

Er verließ den Salon und klopfte bescheiden an die Thür ihres Schlafzimmers.

„Wer ist da?“ rief sie ängstlich von innen.

„Ich bin es,“ sagte er leise. „Darf ich eintreten?“

Die Antwort ließ auf sich warten. Er glaubte sie weinen zu hören.

„Darf ich eintreten?“ wiederholte er in bittendem Tone. Er öffnete die Thür vorsichtig. Es war dunkel im Zimmer, und er trat auf den Fußspitzen hinein, wie ein Kind, das einen Fehler begangen hat und Verzeihung erflehen will.

VII.

Es war heiliger Abend. — Die Gräfin Dazat hatte wenige Tage vorher in einem Gespräche mit Harvey den Wunsch geäußert, der feierlichen Mitternachtsmesse in der Madelaine beizuwohnen, und der Baronet hatte sich erboten sie dorthin zu begleiten. Bieuville und seine Frau wollten mit ihnen gehen. Allen, der der Gräfin nun einen Besuch abgestattet hatte und auf das Freundlichste von ihr empfangen worden war, war aufgefordert worden, sich der kleinen Gesellschaft anzuschließen. Man wußte, daß sich ein berühmter Organist in der Madelaine hören lassen würde, und man war sicher, einen großen Theil der eleganten pariser Gesellschaft in der Kirche anzutreffen. Die schönen Freundinnen durften dort nicht fehlen.

Während der großen Messe, der die beiden Frauen aufmerksam folgten, bemerkte Allen, der sich neugierig in der Kirche umsah, eine auffallend schöne, junge Frau, die in seiner Nähe saß und in tiefster Andacht versunken schien. Sie trug ein einfaches, schwarzes Kleid; doch zog sie viele Blicke, von Männern

sowohl wie von Frauen, auf sich. Sie schien davon nichts zu bemerken und hielt die Augen unverwandt auf ein Gebetbuch gerichtet. Sie war sehr bleich und hatte röthlich-blondes Haar wie das der Gräfin.

Als der Gottesdienst vorüber war und die Gesellschaft, in der Illien sich befand, nun langsam dem Ausgang der Kirche zuing, bemerkte der junge Ruffe, daß die schöne Veterin sitzen blieb, gleichsam als wolle sie abwarten, daß sich die Menge etwas verlaufen habe. Die Gräfin ging dicht an ihr vorüber. Illien folgte wenige Schritte dahinter. Er hatte sich vorgenommen, das bleiche Gesicht in der Nähe genauer zu betrachten; aber ein dichter, schwarzer Schleier war plötzlich davorgezogen worden, und der Kopf hatte sich noch tiefer als während der Messe gesenkt. —

Illien wandte sich an Bieuville und fragte flüsternd: „Kennen Sie die Dame hier, dicht vor uns, zu meiner Rechten? — Die Gräfin geht gerade an ihr vorüber.“ —

Bieuville's Augen folgten der gegebenen Weisung. „Nein,“ antwortete er lebhaft. „Wissen Sie, wer die Dame ist?“

Illien schüttelte den Kopf. Die Beiden blieben einen Augenblick vor der Verschleierten stehen; dann mußten sie, um keine Störung zu verursachen, weitergehen.

Bieuville hätte schwören mögen, daß die Frau, die Illien ihm soeben gezeigt, dieselbe sei, die er in der Avenue de l'Empereur gesehen hatte. Er war sicher, den ganz einfachen, aber doch sehr eleganten Hut und das röthlich-blonde Haar wiedererkannt zu haben. Er fragte Illien, wie die Dame aussehe, ob sie jung oder alt, hübsch oder häßlich sei.

„Sie ist sehr schön, auffallend bleich, sie sieht vornehm aus,“ antwortete Alexis. „Ich würde sie auf fünfundzwanzig Jahre schätzen. — Sie hat ein eigenthümliches Gesicht. Sie ist außerordentlich schön.“ — Er dachte einen Augenblick nach und dann setzte er hinzu: „Sie sieht der Gräfin ähnlich; ja sie hat etwas von der Gräfin in ihrem Gesicht, in ihrer ganzen Erscheinung. Aber sie ist noch schöner als diese.“

Dies stimmte ebenfalls. Auch Bieuville hatte in der Avenue de l'Empereur, als er die große Dame an der Portierloge vorbeigehen sah, unwillkürlich an die Gräfin Daxat gedacht. Er nahm sich vor, auf listige, vorsichtige Weise Erkundigungen nach einer Dame einzuziehen, die sehr schön sei, der guten Gesellschaft anzugehören schien und einige Aehnlichkeit mit der Gräfin Daxat habe. — Lemercier konnte ihm vielleicht Auskunft geben, denn er machte ein Geschäft daraus, alle pariser Berühmtheiten zu kennen; aber er mußte mit großer Vorsicht ausgeforscht werden, denn er war ein Freund Treffan's, und Bieuville wollte selbst den Schein vermeiden, als ob er ferner das geringste Interesse an den Herzensangelegenheiten des jungen Mannes nähme. Das ging ihn glücklicherweise nun nichts mehr an. Er war wieder mit seiner geliebten Marie versöhnt. Sie hatte ihm großmüthig verziehen. Er hegte keinen Verdacht mehr. Er hatte sie sogar bitten müssen, Herrn Treffan nach

wie vor zu empfangen. Sie hatte nur zögernd ihre Einwilligung dazu gegeben. War ihr der Friede des Hauses, seine, Vieuville's Ruhe und Zufriedenheit nicht unendlich viel mehr werth, als die Verbindung mit einem jungen Manne, von dem sie weiter nichts wußte, als daß er ein guter Tänzer und angenehmer Erzähler sei? — Vieuville hatte jedoch richtig bemerkt, daß die Leute sich darüber wundern könnten, wenn Herr Treffan plötzlich aus ihrer Gesellschaft verbannt erschiene. Er, der Baron, war ein erfahrener, ruhiger Mann. Marie hat dies anerkannt: „Wie Du willst,“ hatte sie gesagt. „Ich unterwerfe mich Deinem Urtheile. Mag Herr Treffan zu uns kommen, so lange Du es wünschst. Von dem Augenblicke an, wo Dir dies einen Schatten von Unruhe bereitet, bleibt ihn die Thür unseres Hauses verschlossen.“ Marie war nicht nur die schönste, sie war auch die beste Frau von Paris.

Vor der Thür der Madelaine bot Harvey seinen Arm der Baronin von Vieuville an; die Gräfin nahm den des Barons. Das Wetter war so schön, daß Harvey's Vorschlag, man solle zu Fuß nach Hause gehen, einstimmig angenommen wurde. Bereits vorher war beschloffen worden, daß man nach der Mitternachtsmesse, die am 24. December gebräuchliche Spätmahlzeit, den sogenannten Reveillon, im Hôtel Vieuville einnehmen wolle.

Zu der Champs Elysées kreuzte sich eine kleine Gesellschaft mit Treffan und Lemercer. Man begrüßte sich und es wurden ein paar Worte gewechselt; dann setzte ein Jeder seinen Weg fort.

Allier, der einige Schritte hinter dem letzten Paar, dem Baron und der Gräfin, zurückgeblieben war, wurde von Treffan angehalten:

„Wo soupiren Sie?“ fragte ihn dieser.

„Bei Frau von Vieuville.“

„Wan Sie nicht zu lange aufgehalten werden und unsere Gesellschaft Ihnen boagt, so will ich Ihnen sagen, wo Sie uns heute noch finden können. Wir haben einen kleinen spießbürgerlichen Reveillon veranstaltet. Kommen Sie. Es wird Sie vielleicht amüsiren.“

Allier führte seit mehreren Tagen ein ganz exemplarisches Leben. Er war selbstlos darauf; aber er verheimlichte sich nicht, daß er sich dabei etwas langweilte. Die gute Gesellschaft, in die Sir Richard ihn eingeführt, war, darübergatte Allier keinen Zweifel, nicht so amüsant wie die weniger gute, mit der Treffan ihn bekannt gemacht hatte. Dessenungeachtet wollte er seinen Vorzügen treu bleiben; er war fest entschlossen, keine Karte wieder anzunehmen, aber er glaubte, daß es ihm gestattet sei, sich an einem großen Festtage, an dem alle Welt vergnügt war, eine kleine harmlose Zerstreuung zu gewähren. Am nächsten Tage wollte er das Klosterleben, das er nun führte, wieder beginnen.

„Ich werde gern kommen,“ antwortete er. „Wo kann ich Sie finden?“

Treffan nannte eine Adresse auf dem Boulevard Haupmann. „Fragen Sie ich Frau Azati,“ sagte er. „Ich werde Sie anmelden und garantire Ihnen freundliche Aufnahme. Sie finden uns dort bis gegen drei Uhr; vielleicht sogar noch später. Also auf Wiedersehen!“

Damit gingen Treffan und Lemercier weiter. Illien beschleunigte den Schritt und hatte seine anderen Freunde bald wieder eingeholt. — Keiner von diesen schien seine kurze Abwesenheit bemerkt zu haben. — Die Baronin Bievville war in eifriger Unterhaltung mit Harvey; die Gräfin Dayat hing ihren eigenen Gedanken nach, vollständig unbekümmert um ihren Begleiter, der sich die größte Mühe gab, sie angenehm zu unterhalten.

Harvey hatte natürlich bemerkt, daß Bievville und seine Frau wieder versöhnt waren. Er hatte absichtlich vermieden, mit Marie darüber zu sprechen. Diese schien übrigens das Bedürfnis, ihm ihr Vertrauen zu schenken, für den Augenblick wenigstens wieder verloren zu haben, denn sie hatte ihm, als sie ihn nach dem Auftritt im Hôtel Bievville zum ersten Male wieder gesehen, nur gesagt: „Sie waren neulich sehr freundlich . . . und Sie hatten wie immer Recht. Sie sind mein bester Freund!“ — Als Treffan vor wenigen Minuten vorübergegangen war und sie begrüßt hatte, war sie vollständig unbefangen geblieben; auch hatte sie die Unterhaltung mit Harvey, ohne die geringste Zerstreuung zu zeigen, gleich darauf ruhig fortgesetzt. — Harvey wunderte sich, wie er dies schon häufig gethan hatte, über die Kunst, welche so viele Frauen, und nicht allein die Klugen besitzen, daß, was sie tief bewegt, zu beherrschen und zu verbergen. Die kleine, leichtsinnige, gutmüthige Frau, der er in geistiger Beziehung unendlich überlegen war und die sehr wol wußte, daß er sie durchschaute, spielte vor ihm so meisterhaft unbefangen Komödie, als ob er ein Kind gewesen wäre. Sie wünschte Herrn Treffan „guten Abend“ und fuhr dann fort mit ihrem Begleiter über gleichgültige Dinge zu sprechen.

Die kleine Nacht Mahlzeit ging heiter und schnell vorüber. Bievville war von rührender Aufmerksamkeit für seine Frau, und diese ihm seine Huldigungen wie eine Königin gnädig entgegen. Harvey war etwas einsilbig. Die junge Gräfin unterhielt sich freundlichst mit Illien. Sie lieh sich von dem jungen Mann erzählen, wie er in Rußland gelebt habe; sie schien großes Interesse an seinen Jagdabenteuern zu finden und war ausgesprochen bemüht, ihm zu gefallen. Merkwürdigerweise gelang ihr dies nicht so vollständig wie gewöhnlich. Illien war zerstreut. Er dachte bereits mit eheimer Sehnsucht an die Gesellschaft, die auf dem Boulevard Hausmann versammelt war, und wünschte sich dorthin. Bald nachdem die Mahlzeit im Hôtel Bievville vorüber war, bereitete er sich zum Gehen vor.

„Sie verlassen uns schon?“ fragte die Gräfin mit einem leichten Vorwurf in der Stimme.

Illien, der, obgleich er ein Russe war, wenig Geschick besaß die Wahrheit zu verbergen, brachte verlegen eine ungenügende Entschuldigung hervor. Niemand außer der Gräfin hörte was er sagte; diese begnügte sich mit dem gegebenen Vorwand. Illien sagte darauf Allen „gute Nacht“ und eilte, einige Minuten später, schnellen Schritts dem Boulevard Hausmann zu. — Er hatte erst seit wenigen Tagen das Leben eines „reifen Mannes“; aber es schien

ihm, als ob er sich seit einer Ewigkeit nicht mehr amüßirt habe. Er sehnte sich nach „heiterer“ Gesellschaft, nach einer Zerstreuung, und würdigte die gute Gesellschaft, die er verlassen hatte, keines Gedankens mehr. Aber sie sollte ihre Rechte nicht verlieren; er wollte morgen, übermorgen, wenn er sich langweilte, wenn der „Ernst des Lebens“ wieder an ihn herantrat, an sie denken.

Tressan und Lemercier waren in außergewöhnlich ernster Stimmung gewesen als sie, eine Stunde vorher, Mlien und seinen Freunden begegnet waren. Tressan hatte nach reiflicher Ueberlegung — er handelte überhaupt selten unüberlegt, obgleich er den Ruf eines leichtsinnigen Menschen hatte — den Entschluß gefaßt, eine vertrauliche Unterredung mit Lemercier zu haben. Dieser war sein bester Freund, oder wenigsten derjenige unter seinen Bekannten, den er am leichtesten bewegen zu können glaubte, ihm einen uneigennütigen Dienst zu leisten. Er hatte ihm, in einigen nachlässig hingeworfenen Phrasen zu verstehen gegeben, daß seine finanzielle Lage in den letzten Jahren eine schwierige geworden und daß er entschlossen sei, einen entscheidenden Schritt zu thun, um dieselbe zu verbessern.

„Ich habe mit beinahe ununterbrochenem Unglück gespielt,“ sagte er, „und ich habe, ohne daß das Ihnen vielleicht aufgefallen ist, eine ganz bedeutende Summe verloren.“

„Es ist mir wol aufgefallen,“ bemerkte Lemercier.

„Ich habe auch an der Börse speculirt,“ fuhr Tressan fort, „und es ist mir dort noch schlechter gegangen als am grünen Tisch. Ich schulde meinen Wechselagenten augenblicklich ungefähr hunderttausend Franken. Der Mann ist sehr artig; ich habe nicht zu fürchten, daß er Scandal macht; aber es verurjacht mir doch viel Sorge, ihn nicht sofort bezahlen zu können.“ —

„Womit wollten Sie ihn schließlich bezahlen?“ fragte Lemercier.

„Im Ganzen ist meine Lage nicht verzweifelt,“ sagte Tressan beruhigend.

„Ich habe nur das verzehrt, was mir meine Mutter hinterlassen hat. Mein Vater ist reich. Ich könnte allen meinen Sorgen ein schnelles Ende machen, wenn ich zu ihm zöge, wie er mich auffordert es zu thun; aber Sie werden einsehen, daß der Gedanke, in Rennes zu leben, wenig Anziehendes für mich hat und daß ich erst noch Verschiedenes versuchen will, ehe ich nach der Provinz zurückkehre.“

„Das sehe ich sehr wol ein. — Aber was können Sie versuchen? . . . Eine größere Anleihe, rückzahlbar nach dem Tode Ihres Vaters?“

„Nein,“ sagte Tressan bestimmt, aber ohne jede Entrüstung; „ich gehöre nicht zu denen, die Erbschaftsausichten discountiren.“

„Nun, was wollen sie dann thun?“ fragte Lemercier.

„Ich will mich verheirathen.“

„Das ist eine Idee! — Mit wem?“

„Mit einem reichen Mädchen.“

„Und was würde Madame Blauche dazu sagen?“

„Blanche hat nichts dazu zu sagen. — Uebrigens ist sie eine vernünftige, gute Frau, die meinem Glücke nicht im Wege stehen würde.“

Die Beiden gingen eine Weile schweigend neben einander her. Treßan fühlte, daß er etwas mehr sagen müsse, um Lemercier zu seinem treuen Verbündeten zu machen.

„Ich bin jetzt vierunddreißig Jahre alt,“ fuhr er fort. „Ich habe zahlreiche Bekannte; viele davon sind mir wohlgesinnt. Erst vor wenigen Tagen fragte mich der Herzog wieder, ob ich geneigt sei, um einen Anfang zu machen, den Posten als Geschäftsträger an einem kleinen deutschen Hofe anzunehmen. Ich schmeichle mir, nicht ungeschickter zu sein als die andern Herren unter meinen Landsleuten, die ich Diplomatie treiben sehe; und ich glaube, daß ich ziemlich schnell Carrière machen würde. Mein verehrter Herr Papa, der mich augenblicklich sehr kurz hält, weil er mich zu etwas Vernünftigem anhalten und mein „ausschweifendes Leben“, wie er es nennt, nicht begünstigen will, würde mir sofort eine anständige Pension aussetzen, wenn ich regelmäßig zu arbeiten anfangen oder mich mit seiner Bewilligung verheirathen wollte. Ich beabsichtige, ihm in beiden Punkten Genugthuung zu geben. — Ich werde mich jetzt ernstlich um eine Anstellung bewerben und ich will mich verheirathen. — Sie, Lemercier, sollten dasselbe thun. Wenn man einmal ein Dreißiger ist, so wird es Zeit an die Zukunft zu denken.“

„Was könnte ich anfangen?“ jagte Lemercier kleinlaut. „Sie haben Freunde und Gönner; um mich würde sich Niemand bekümmern.“

„Dafür lassen Sie mich sorgen,“ antwortete Treßan mit ruhiger Sicherheit.

Nun wurde Lemercier's Interesse für Treßan's Zukunftspläne plötzlich ein aufrichtiges.

„Ja,“ jagte er, „ich weiß, daß ich auf Sie rechnen kann; und ich danke Ihnen dafür. Sie zweifeln aber hoffentlich auch nicht, daß ich glücklich sein würde, Ihnen einen Dienst zu leisten. In jedem Falle bitte ich Sie, über mich zu verfügen.“

Treßan nickte Lemercier wohlwollend zu und klopfte ihm vertraulich auf die Schulter. „Sie können auf mich rechnen,“ sagte er.

Die Beiden waren nun vor dem Hause von Frau Azati angelangt und traten hinein.

Blanche war allein. Sie schien jedoch erst vor wenigen Minuten angekommen zu sein, denn sie hatte den Hut noch nicht einmal abgelegt. Sie trug ein einfaches schwarzes Kleid.

„Ich wette, Sie sind zur Mitternachtsmesse gegangen,“ jagte Treßan, nachdem er sie begrüßt hatte.

Sie nickte.

„Sind wir ganz allein?“ fuhr er fort, sich im Salon umsehend.

„Wen hätte ich einladen sollen?“ fragte sie.

„Jrgend Jemand,“ meinte Treßan. „Man lacht zu Vieren und zu Fünfen besser als zu Dreien.“

„Ich habe keine Freunde,“ antwortete Blanche, „und Sie wissen es.“

Blanche sprach, als ob Treffan's Aeußerung sie verletzt habe, und dieser wurde plötzlich befangen und fragte sich, ob er nicht vielleicht zu ungenirt gewesen sei, indem er, ohne Autorisation der Wirthin, Illien eingeladen habe, ihn bis drei Uhr Morgens in ihrer Wohnung aufzusuchen.

„Ich habe mir erlaubt,“ sagte er ziemlich kleinlaut, „einem Freund hier Rendezvous zu geben. Sie nehmen mir dies hoffentlich nicht übel?“

„Ich nehme Ihnen seit langer Zeit bereits nichts mehr übel,“ antwortete sie.

Lemercier sah verwundert auf. Blanche hatte bis jetzt, in seiner Gegenwart wenigstens, Treffan gegenüber, niemals Verstimmung oder üble Laune gezeigt. Nun sprach sie in einem Tone, der deutlich zeigte, daß Treffan aufgehört hatte absoluter Herr in ihrem Hause zu sein. — „Sie weiß bereits, daß Treffan sie verlassen wird,“ dachte er. Er wagte es Blanche bedeutungsvoll anzusehen, und seine Absicht war, durch seinen Blick Treffan zu tadeln und der schönen Frau zu zeigen, daß sie in ihm, Lemercier, wenn sie es wünsche, einen Freund, einen Ersatz für Treffan finden könnte; aber Blanche schien den Blick nicht zu verstehen, und ihre Augen glitten gleichgültig von ihm ab.

Treffan war durch die Antwort seiner Freundin betroffen; aber es gelang ihm schnell, seine Verlegenheit zu bemeistern.

„Ich bin überzeugt,“ sagte er, „daß es Ihnen angenehm sein wird, den Grafen Illien kennen zu lernen. Er ist der naivste, unschuldigste junge Mann, der augenblicklich auf dem pariser Pflaster umherläuft; und die Frauen, die ihn kennen, sagen, er sei der lebenswürdigste und hübscheste Page, den man seit Jahren hier erblickt.“

Blanche sah Treffan groß, verwundert an; aber entgegnete nichts.

„Ich nehme mich des jungen Mannes an,“ fuhr Treffan fort, „weil er mir von guten Freunden auf das Wärmste empfohlen ist. Sir Richard Harvey interessirt sich lebhaft für ihn; die d'Elgangs kennen ihn; er ist einer der wenigen Bevorzugten, die von der schönen Gräfin Daxat empfangen werden, er . . .“

„Wie sieht er aus?“ fragte Blanche mit einiger Lebhaftigkeit.

„Er ist sehr groß, schlank, blond; ein feines Gesicht, hübsche blaue Augen, schönes, dichtes lockiges Haar . . .“

Der Diener meldete in diesem Augenblick, daß das Mahl servirt sei; und die Drei begaben sich in den Speisesaal, der mit derselben schweren Pracht ausgestattet war, wie der kleine Salon, in dem die Unterhaltung bis jetzt stattgefunden hatte.

Gegen zwei Uhr wurde Illien angemeldet. Er hatte keinen Wagen gefunden, er war schnell gelaufen; die Bewegung in der kalten, trockenen Winterluft hatte ihm die Wangen geröthet. Er war ein Bild jugendlicher Kraft und Schönheit. Treffan erhob sich, ging ihm entgegen und stellte ihn Frau Alzati vor, die ihn freundlich und unbefangenen bewillkommte.

Alexis glaubte zu träumen. Die schöne Frau, die ihm zulächelte, war

die bleiche, andächtige Veterin, die er vor zwei Stunden in der Madelaine bewundert hatte. Er stammelte einige Worte der Entschuldigung, sich zu einer so ungewöhnlichen Stunde vorstellen zu lassen und nahm dann neben Frau Azati, wo ein Stuhl für ihn freigelassen war, Platz. — Treffan und Lemercier bemerkten seine Verlegenheit, aber schoben sie auf Rechnung seiner bekannten Schüchternheit und bemühten sich, dem Gespräche den ungezwungenen Ton wiederzugeben, der bis dahin geherrscht hatte. Dies gelang ihnen jedoch nicht. Blanche schien zerstreut und warf von Zeit zu Zeit einen eigenthümlich forschenden Blick auf ihren neuen Gast. Dieser konnte seine Befangenheit nicht bemeistern, obgleich Treffan und Lemercier ihm durch ihre Haltung und ihr Gespräch ziemlich deutlich zeigten, daß er sich in einem Hause befände, wo es auch neu Eingeführten gestattet sei, sich heimisch zu fühlen. Gegen Ende der Mahlzeit gerieth die Unterhaltung ganz und gar in's Stocken, und sobald man von Tisch aufgestanden war, ergriff Lemercier seinen Hut, um zu gehen. Illien hielt es für seine Pflicht, ein Gleiches zu thun. Als er von Frau Azati Abschied nahm, sagte ihm diese mit einem freundlichen Lächeln, das ihm eigenthümlich bekannt erschien, daß sie häufig des Abends zu Hause sei und sich freuen werde, ihn bald wiederzusehen. — Illien stammelte erröthend einige unverständliche Worte des Dankes, drückte Treffan die Hand und verließ das Zimmer und das Haus gleichzeitig mit Lemercier.

Sobald er auf der Straße war, überhäufte er diesen mit Fragen: Wer war Frau Azati; woher kam sie; wie war es zu erklären, daß er noch nie von ihr sprechen gehört, daß er sie nie gesehen hatte?

Lemercier, der sich in Treffan's Gesellschaft klein fühlte und bescheiden auftrat, war geschmeichelt, den jungen Fremden, der ihm berufen schien eine gewisse Rolle in der eleganten pariser Welt zu spielen, belehren zu können. Er steckte sich behaglich eine Cigarre an, blies einige dicke Rauchwolken vor sich her und sagte in der affectirt ruhigen Weise, die er als ein Nachahmer Treffan's seit einiger Zeit angenommen hatte:

„Das ist eine ziemlich lange Geschichte, mein Lieber; aber wenn Sie nicht müde sind und noch ein Stück Wegs mit mir gehen wollen, so will ich Ihnen gern erzählen, was ich weiß.“

Illien war durchaus nicht müde und gern bereit, Lemercier bis nach Hause zu begleiten.

„Sehr wohl denn,“ fuhr dieser fort. „Ich frame mein ganzes Wissen vor Ihnen aus. — Frau Bianca tauchte vor circa drei Jahren, im Monat Februar oder März 62 hier auf. Sie erschien damals in Gesellschaft eines italienischen Gemahls, der sich Azati nennen ließ und nach meiner Meinung ebensoviel Recht auf diesen, wie auf irgend einen andern beliebigen Namen hatte. Daß Bianca mit ihm verheirathet war, bezweifle ich nicht und zwar einfach aus dem Grunde, daß sie ihn wahrscheinlich bald verlassen haben würde, wenn sie nicht durch feste Bande an ihn gebunden gewesen wäre.

Er war nämlich ein recht unangenehmer Mensch. Er schien bedeutend älter als seine Frau zu sein, die damals zwei- oder dreiundzwanzig Jahr alt, vielleicht noch jünger sein mochte. Er sah aus wie ein Fünziger. Er war in seiner Jugend wahrscheinlich sehr schön gewesen, schön in der Art der Wachsstöpie, die in den Schaufenstern von Haarschneidern ausgestellt werden. Er hatte ganz regelmäßige Züge, große dunkelblaue Augen, die schmachtend und ausdrucksvoll gewesen sein mochten und jetzt wässrig verschwommen waren; lockiges, fettes, pechschwarz gefärbtes Haar, einen Mund mit etwas aufgeworfenen Lippen, dessen Häßlichkeit der gefärbte, lange Vollbart nicht ganz verbergen konnte. Er schminkte sich, hatte ein falsches Gebiß und sah aus, als ob er jeder Niederträchtigkeit fähig gewesen wäre. Er war sehr reich — wenigstens gab er viel aus — und man munkelte, daß er die schöne Blanche als junges Mädchen von verarmten vornehmen Verwandten gekauft habe. Dies ist jedoch niemals ganz klar geworden, denn er sprach nicht von seiner Vergangenheit — er hatte wahrscheinlich guten Grund dazu — und Frau Blanche, wie Sie heute Abend bereits bemerkt haben werden, ist weder eine Plaudertasche noch eine Frau, die sich gegen ihren Willen ausfragen läßt.

„Es ist nun meine Ueberzeugung, daß Azati mit seiner schönen, jungen Frau nach Paris gekommen war, um sie als Aushängeschild und Lockvogel zu benutzen. Unsere gute Gesellschaft, die im Allgemeinen Fremden gegenüber sehr anspruchslos und wenig wählerisch ist, blieb ihm jedoch verschlossen. Er machte auch keinen Versuch, dort einzudringen; aber es gelang ihm, auf irgend eine Weise in einem anständigen Club zugelassen zu werden und dort am Spieltische eine große Anzahl von Bekanntschaften zu machen. — Einige junge Leute, die keine Rücksichten zu nehmen hatten, oder keine nahmen, wenn es sich darum handelte, eine schöne Frau kennen zu lernen, besuchten ihn in seinem Hause, weil dies das einzige Mittel war, die schöne Blanche in der Nähe zu sehen. — Die Frau ging nämlich nie aus. Man konnte weder im Theater, noch in Gesellschaft, noch im Bois de Boulogne mit ihr zusammen treffen. Sie lebte in ihrem prachtvollen Hôtel auf dem Boulevard Malesherbes wie in einem Kloster. Der Ruf ihrer außerordentlichen Schönheit war jedoch durch den Ersten von uns, der sie gesehen hatte, rasch in ganz Paris verbreitet worden, so daß der alte Azati bald die Auswahl unter den reichsten und vornehmsten jungen Leuten der Stadt hatte, um seinen Salon zu bevölkern. — Man wurde glänzend empfangen und hatte das Recht, sich dort bald mit derselben Ungezwungenheit wie in einem öffentlichen Locale zu bewegen.

„Ich brauche Ihnen kaum zu sagen, daß im Hôtel Azati gespielt wurde, und zwar sehr hoch, und ich würde Ihren Scharfsinn unterschätzen, wenn ich zu betonen für nötig hielte, daß Azati seinem Vornamen Felice alle Ehre machte. Er gewann im Laufe des ersten Winters bedeutende Summen und ruinirte in sechs Monaten ein halbes Duzend oder mehr junger Leute. Er genoß übrigens des vollsten Mißtrauens und wurde von uns Allen scharf

überwacht; aber es war ganz unmöglich, ihn jemals bei der kleinsten Unregelmäßigkeit zu ertappen. Er spielte mit derselben Berwegenheit und mit demselben Glücke, sei es, daß er selbst die Karten hielt, sei es, daß er gegen die Bank pointirte. — Man hätte meinen sollen, daß er bald keine Gegner mehr finden würde; — aber nein. Sein Salon war immer voll, und diejenigen, die dort Eintritt hatten, wurden sogar von allen Anderen förmlich beneidet. Dies hatte verschiedene Gründe: Erstens war es unmöglich, dem Wunsche zu widerstehen, Frau Blanche wiederzusehen, nachdem man sie einmal kennen gelernt hatte; zweitens hoffte ein Jeder mit der Zähigkeit, die man bei Spielern allein findet, daß das Glück endlich aufhören werde, seinen Günstling Felice zu bevorzugen; drittens war es Mode, hoher „Chic“, sein Vermögen im Hôtel Alzati zu verlieren. Der alte Gaumer hatte es verstanden, den Herzog Desgremont, dessen Cousin Riancourt, den schönen Rohault, den Grafen Duquesne, den wilden Ashton, Treffan und ähnliche in seine Hölle zu locken und dort zu fesseln; und es fehlte nicht an jungen Leuten, die von dem edlen Wunsche beseelt waren, sich in dieser Gesellschaft mit Anstand und Gloriat zu ruiniren. — Ich selbst wurde erst gegen Ende des Winters, im Februar 63, durch Treffan dort eingeführt. Glücklicherweise für mich starb Alzati bald darauf, so daß ich Einer der Wenigen bin, die nicht klagen dürfen, die Gastfreundschaft, die in seinem Hause geboten wurde, übermäßig theuer bezahlt zu haben.

„Frau Blanche kam nie in das Zimmer, in dem jede Nacht bis drei oder vier Uhr Morgens gespielt wurde. Sie saß bis gegen Mitternacht in einem andern Salon und hatte dort gewöhnlich zwei oder drei junge Leute um sich, die ihr den Hof machten. Alzati bekümmerte sich, dem Anscheine nach, wenig um sie; er schien ihrer ganz sicher zu sein. Ich bemerkte verschiedene Male, daß, wenn er sie rief, sie schnell und furchtsam zu ihm aufblickte, wie ein gut dressirter Hund, der, während er von einem Fremden gestreichelt wird, plötzlich den Pfiff seines Herrn hört. — Wie der Mensch zu dieser Gewalt über die schöne junge Frau kam, weiß hier in Paris Niemand.

„Eines Abends, während des Spieles, wurde Felice Alzati vom Schläge gerührt, und vierundzwanzig Stunden darauf starb er, ohne wieder zur Besinnung gekommen zu sein. Dies ereignete sich im Monat April 1863. Bald darauf verschwand Frau Blanche und gleichzeitig mit ihr der von uns Allen mit Recht beneidete Olivier Treffan.

„Unser gemeinschaftlicher Freund hat nun einmal Glück bei den Frauen. Was sie Alle, jung oder alt, klug oder einfältig, für ihn einnimmt, vermag ich nicht zu erklären. Die Thatfache ist, daß er, soviel ich weiß, noch an kein Frauenherz vergeblich angepocht hat. — Er hatte Frau Blanche während eines ganzen Jahres den Hof gemacht. Viele sagen, sie habe ihn noch zu Lebzeiten ihres Mannes erhört. Der Beweis für diese Behauptung dürfte schwer zu erbringen sein. Darüber dagegen kann kein Zweifel existiren, daß sie, sobald sie frei war, Treffan's Geliebte wurde.“

Lemercier hielt hier inne. Allen, der mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört hatte, wollte jedoch noch mehr erfahren.

„Nun?“ fragte er, „und was hat sich seitdem zugetragen?“

„Ich besinne mich soeben, ob ich ein Recht habe, es Ihnen zu erzählen,“ antwortete Lemercier, „denn was nun noch zu sagen übrig bleibt, gereicht unserem lebenswürdigen Freunde Olivier vielleicht nicht gerade zum Ruhme. Aber da verschiedene andere Leute in der Lage sind, Ihre Wißbegierde zu befriedigen und Sie sich möglicherweise mit Ihrer Frage an einen Rivalen oder Gegner Treffan's wenden könnten, so ist es wohl in seinem Interesse am besten, Sie erfahren durch mich, welche Rolle er seit dem Tode des Gatten der Frau Blanche gespielt hat.“

„Er hatte ihr versprochen, sie zu heirathen. Ich weiß dies aus Aeußerungen, die sie bald nach dem Tode ihres Mannes und kurz vor ihrer Abreise von Paris mir selbst gegenüber machte. — Als sie sechs Monate später, im November 1863, hierher zurückkehrte, war von diesen Projecten nicht mehr die Rede. Treffan machte, seinen Freunden und Bekannten gegenüber, kein Hehl daraus, daß sie seine Geliebte sei; er prahlte mit ihr, er war stolz auf sie — und sie ließ sich dies gefallen. Sie war nämlich vollständig in ihn vernarrt. Ihre Schwermuth allein protestirte gegen die Behandlung, die er ihr zu Theil werden ließ, und die, gelinde gesprochen, rücksichtslos war; — aber Treffan ist nicht der Mann, um sich durch traurige Blicke in seinen Vergnügungen stören zu lassen. — Meine Meinung ist, daß er der schönen Frau während der sechs Monate, die er mit ihr allein verbracht, etwas müde geworden war. Sein Stolz oder seine Eitelkeit ließ den Gedanken, sie zu heirathen, nicht mehr aufkommen. Man hatte ihr zwar bis zum Tode ihres Mannes niemals etwas nachsagen können, aber sie war am Ende doch nicht eine Frau, die Treffan in den Salons, wo er zu Hause ist, einzuführen gewagt haben würde. Niemand wußte, woher sie kam; sie zeigte sich öffentlich so selten, daß Einige meinten, sie verberge sich; das Vermögen, das sie von Azati geerbt, hatte keinen ganz lautern Ursprung; auch wußte Niemand genau, wie groß es sei. Kurz, während sie Alles vereinigte, was sie als Geliebte begehrenswerth machen konnte, fehlten ihr doch einige der vorzüglichsten Requisiten, die ein empfindlicher und stolzer Mann wie Treffan, bei seiner rechtmäßigen Gattin finden will.“

„Im Laufe des Winters bereits erkaltete das Verhältniß zwischen den Beiden. Blanche schien ihrem ungetreuen Olivier noch immer mit Leib und Seele ergeben; aber dieser zeigte sich seltener und seltener bei ihr und behandelte sie, häufig sogar in Gegenwart Anderer, mit einer Rücksichtslosigkeit, die, so glaube ich, die Frau auf das empfindlichste verletzen mußte. Aber sie ließ Alles über sich ergehen. Frauen sind unter allen Umständen schwer zu verstehen, wenn sie einmal lieben, werden sie vollständig unberechenbar. —

„Während des Sommers verließ Blanche Paris. Es ist meine feste Ueberzeugung, daß sie dies auf Befehl Treffan's that. Als sie vor einigen

Monaten zurückkehrte, schien Olivier ganz mit ihr gebrochen zu haben. — Ich glaube, er hatte irgend ein neues Verhältniß angeknüpft. Seit ein paar Tagen erst erscheint er wieder häufiger bei ihr, aber ich würde mich sehr wundern, wenn dies seinen Grund in einem Wiedererwachen seiner Liebe für sie hätte. Uebrigens habe ich heute bemerkt, daß Blanche selbst nun endlich zur Vernunft zu kommen scheint. Ihre Augen folgten Tressan nicht mehr mit derselben ängstlichen Liebe wie früher; sie blickt nicht mehr wie eine Magd zu ihrem Herrn zu ihm auf; sie wagt es, ihm zu zeigen, daß er sich unerlaubte Freiheiten in ihrem Hause nimmt, und ich sehe voraus, daß, wenn Tressan nicht etwas thut, um sie von neuem an sich zu fesseln, sie sich über kurz oder lang ganz von ihm losreißen wird. — Dann wird er bereuen, was er verscherzt hat, denn er findet eine zweite Frau Blanche nie wieder. Ich bin sein Freund, aber kann doch nur sagen, daß er verdient hat, sie zu verlieren.“

Die Beiden waren schon vor einigen Minuten vor Lemercier's Wohnung angelangt, und die lange Erzählung war vor dessen Hausthür vollendet worden. — Allen hätte noch stundenlang zuhören können; aber Lemercier hatte bereits geklingelt und wünschte nun seinem Begleiter eine gute Nacht. — Dieser ging in so tiefes Nachdenken versunken von dannen, daß er den Weg nach seiner Wohnung verfehlte und endlich in einem ihm ganz unbekanntem Stadtviertel, wohin er sich verirrt hatte, eine Droschke nahm und sich von dort nach Hause fahren ließ.

(Fortsetzung folgt.)





Aus der italienischen Reisemappe.

Don

Paul Hense.

— München. —

Museum von Neapel.

I. Apollo unter den Grazien.

(Relief.)

Nach nur nicht von den Mädchen zurück aufs Lager dich locken,
Dem mit schwerem Entschluß kaum du den Rücken gewandt.
Süß wohl schmeicheln sie dir, die gefälligen Kinder; sie kennen
Jegliche Kunst, die weich Götter und Menschen bestrickt.
Doch es entnervt ihr wonniger Kuß. Nicht glückt dir ein mächtig
fernhintreffendes Lied, gabst du der Charis dich hin.

II. Narciß.

Worauf horchst du, Schöner? Auf jenen gewaltig entbrannten
Archäologischen Janak, wie zu benennen du seist?
Schalkheit schürzt dir die Lippen. Du denkst wohl, keiner der Heiden,
Noch so sicher getauft, thu' es an Reiz dir zuvor.

III. Rath der Götter.

(Relief.)

Aphrodite in eigner Person und Eros und Peitho
Um die Beiden bemüht, die sich zu gut nur verstehen?
Helena senkt schamglühend das Kinn, der kecke Verführer
Scheint zu erwägen, ob auch ehrbar und sittlich der Raub.
O die Losen! Sie spielen die Schüchternen, möchten den Schein sich
Geben, als folgten sie nur zögernd der Himmlischen Rath.
Laßt sie nur zwei Minuten allein, und Helena liegt in
Paris' Armen; es kann Peitho noch lernen von ihr.

IV. Perseus und Andromeda.

(Relief.)

Sieh, wie ehrerbietig der Held die gerettete Schöne
 Leitet die Felsen hinab, da er den Drachen erlegt.
 Doch nicht traut sie dem Frieden; sie folgt mit Jagen dem Retter,
 Dem appetitliches Fleisch ganz wie dem Unthier behagt.

V. Der Farnesische Herkules.

Welch ein schwellend Gebirge von Fleisch und Muskeln! Am Kopf nur
 Kam er ein wenig zu kurz; enge sind Schädel und Stirn.
 Doch so schuf ihn Natur mit Bedacht. Ein Klügerer hätte
 So fruchtlosem Geschäft schwerlich das Leben geweiht,
 Nicht vom Schmutze gesäubert die Welt, von wüstem Gezier,
 Noch prometheischen Troß rettend vom Geier befreit.
 Aber erkennst du denn nicht, halbgöttischer Thor: des Augias
 Stall häuft wieder sich an, wieder ergänzt sich die Zahl
 Grimmiger Hydrachäupter; es kreischen die Etympthaliden,
 Kraft und Gewalt aufs Neu' schmieden in Bande den Geist.
 Darum senkst du nun freilich das Haupt in zweifelnder Schwermuth;
 Doch nicht gänzlich umsonst hast du die Kräfte bewährt.
 Glück bei Weibern trägt es dir ein; es liebten die schönen
 Seelen sogar von je diesen athletischen Wuchs,
 Mit so geringem Verstande gepaart, und Omphale setzt auf
 Solch stiernackigen Freund gerne den zärtlichen Fuß.
 Ja, im Olymp, wo Hebe, die Zierlichschwebende, furchtlos
 Dir in die schwielige Faust bräutlich ihr Patschchen gelegt,
 Stiftest du Zwietracht fast. An ihrem gewaltigen Kriegsgott
 Schielte nun Venus vorbei, neidet der Kleinen ihr Glück.
 Fast wird eifersüchtig der Vater der Menschen und Götter,
 Da leutselig wie nie Juno den Neuling begrüßt.
 Nur die Grazien flüchten entsetzt; es rümpfet Minerva
 Höhnisch die Lippe: Warum ließ man den Hausknecht herein?

VI. Bacchus' Nachtbesuch bei den Liebenden.

(Relief.)

Sagt, wer lädt so spät sich zu Gast? Sie wähten sich sicher,
 Aber der Alte, der Gott, spürt die Liebenden aus.
 Hier, so ruft den Begleitern er zu, hier will ich ein wenig
 Rasten. Der Hausherr war einst mir genauer bekannt.
 Untreu ward er dem Alten; es zwang ihn stärkerer Zauber,
 Und mit Eros im Kampf pleg' ich den Kürzern zu ziehn.
 Doch mir kehrt ein Jeder zurück; ich harre geduldig,
 Bis die lodernde Gluth selbst nach Erfrischung verlangt.
 Löst' mir nun die Sandalen, ihr Knaben. Ich mach' es als Hausfreund
 Gern mir bequem. Doch ihr, trunkene Laffen, entweicht! —

Ach, wie erschrickt das Pärchen! Sie hören die taumelnden Stimmen
 Drauß' in der Gasse; die Muthwilligen lärmten am Thor.
 Seid nur getroßt! Ihr seht, kaum hält der Alte sich aufrecht;
 Bald entschläft er, und tren hütet dann Eros das Haus.

VII. Venus Kallipygos.

Göttliches Weib! — „O pfui, die Hetaïre!“ — Warum so entrüestet?
 Hast du doch selbst wohl schon „göttliche Pfirsich!“ gesagt.

VIII. Venus-Corso.

Wie so rührend dagegen, so hilflos-edel der Corso
 Steht, mit keuschestem Reiz seliger Ruhe geschmückt.
 Niemand wagt, das Verlorne hinzuzustümpern. Es rühre
 Nicht die banausische Hand an das unsterbliche Werk.
 Doch die Andere hätt' ein Jeder ergänzt in Gedanken,
 Denn im Lüfternen ist Meister so mancher Gesell.

IX. Kunst und Publikum.

Hörst du das freche Geschnatter im Saal der Bronzen? — Mir schaudert!
 Hätten sich Gänse verirrt in den geheiligten Raum? —
 Nicht doch! Menschenstimmen! Man lacht, man trällert Passagen.
 Shocking! hör' ich und Well! — Dear me! — Nun seh' ich sie auch:
 Amerikanerinnen, ein halbes Duzend, die Hütchen
 Sehr verwogen und schief über den Scheitel gerückt,
 Dort auf dem Marmorsopha, vertieft in Berichte vom letzten
 Rout, wo Mistris und Miß neue Toiletten gesehen.
 Und nun folgt Médifance. Es hören die edlen Gebilde
 Rings im Saale mit großhängigem Staunen den Klatzsch.
 Doch was wollt ihr? Man kauft für das Eintrittsgeld im Theater
 Doch die Erlaubniß auch, nur in die Logen zu sehn.

Rom.

I. Eintritt in Rom.

Dicht vor Ponte molle begrüßt den nordischen Wanderer
 Rechts der Käufer und links Christus, zur Laufe geneigt.
 Ueber die Breite des Wegs sprüht hier die Gnade, zum Zeichen,
 Daß ein Tropfen des Heils auch die Verstocktesten trifft.
 Aber der Teufel erfand das Dampfroß. Heiden und Juden
 Schleichend sich heillos jetzt hinten herum in die Stadt.

II. Bernini's Brunnen auf Piazza Navona.

Ja, er ist nur ein Manierist, doch manchmal im größten
 Stil, deß wilder Humor jeden Stilisten beschämt.
 Dies Flußgöttergesindel, das ungeschlachte, die Bestien
 Um den zerklüfteten Fels, vom Obeliskten befrönt —
 Hätt' ein Größerer hier sich so groß aus dem Handel gezogen,
 Mit so guter Manier hier ein Stilist uns ergözt?

III. Nothwehr.

Wer als strebender Künstler nach Rom wallfahrtet voll Andacht,
 Mitleidswürdig zuerst scheint er den Andern und sich.
 Denn hier ist so Großes geschehn, so gewaltige Fußspur
 Ließen die Alten zurück in dem empfänglichen Staub,
 Ach, wie klein, nothdürftig und jämmerlich scheint sich der Enkel
 Pinsel und Meißel und Stift sagt er mit Seufzen Valet.
 Aber getrost! Der Naturtrieb wacht. Wie immer das suum
 Esse beschaffen, es wird sorglich und treu conservirt.
 Bald erwählt sich ein Jeder nach seiner Art und Begabung
 Eilig ein kleines Gebiet, das er mit Eifer bebaut.
 Neben Cypressen und Palmen gepflanzt, nimmt freilich ein Kohlfeld
 Nicht zum Besten sich aus, aber es nährt doch den Mann.
 Und nun malt er vergnügt Ciociaren und bunte Deduten;
 Kuppelnde Lohnlaskay'n führen die Fremden ihm zu.
 Einige hab' ich gesehn vor einem Vierteljahrhundert,
 Damals rüstig bemüht Ruhm zu verdienen und Geld.
 Und ich fand sie wieder, noch ganz die Alten, bemüht nur,
 Da sie des Ruhms nun satt, Geld zu verdienen und Geld.
 Ja, Gottlob, Roms Luft ist gesund, und just die Philister —
 Hier in der Petersstadt werden sie petrificirt.

IV. Das Unverzeihliche.

Alles verstehn und verzeihn wir Deutsche, das schwülstigste Pathos,
 Dürre Gelehrsamkeit, gleißende Frivolität;
 Nur unschuldige Grazie nicht. Wer deren sich schuldig
 Macht, wird eilig als ein tändelnder Schwätzer verschrie'n.

V. Auf eine griechische Büste des Traumgotts.

Wer dich bildete, Dämon, geflügelten Hauptes, die Lippen
 Höhnisch pressend, den Blick eisig ins Leere gespannt,
 Ihm umschwirrten das Lager zu Nacht nur trüglische Larven;
 Glückweisagend und treu bist du ihm nimmer genäht.

Stets nur täuschtest du hämisch ihm vor das Bild der Geliebten,
 Das, mit Händen berührt, schaurig in Nebel zerfloß,
 Eh' es dem Armen vergönnt, an geliebten Lippen der Sehnsucht
 Fieber zu fühlen, das Haupt sanft ihr zu betten im Schooß.
 Oder du hast all' das ihm gewährt, daß nur um so bitter
 Er aus selbigem Wahn wieder erwache zur Qual.
 Bleibe mir stets vor Augen, den Leichtbetrognen zu warnen,
 Daß auch wachend er nie traue dem Traume des Glücks!

VI. Die „sterbende Meduse“.

(In Villa Ludovisi.)

Dies jungfräuliche Haupt in des bitteren Todes Umnachtung
 Duldend geneigt, die stolz schwellende Braue, der Mund
 Nie von niedrigen Worten entweiht, von stummer Verachtung
 Leise gerümpft, noch jezt, da er das Leben verhaucht —
 Wie? ihr nennt sie Meduse? Des Haarschmucks seidene Fülle
 Ringelt an Wangen und Hals wirr in den Nacken hinab,
 Wie vom Todeschweiße geneht, vor Schauer erstarrend,
 Doch in Schlangen verkehrt nimmer sich dieses Gelock,
 Nie feindselig wird dies Antlitz blicken, das Leben
 Rings versteinern. Es sinkt willig hinab in die Nacht.
 Denn hier oben im Lichte, der Brutstatt niedren Gezücktes
 Wo in üppigem Flor nur das Gemeine gedeiht,
 Ach, was hielte die Seele zurück, die edelgeboren
 Ihres Gleichen umsonst sucht in dem elken Gewühl?
 Fremd durchwallt sie die Pfade des fröhlichen Hausens, sie ist nicht
 Wie die Andern und hat nicht sich zu schmiegeln gelernt.
 Hoffahrt schelten sie ihr den ruhigen Adel und Kalksinn
 Ihre Trauer: als Schuld schmä'h'n sie ihr eigenstes Selbst.
 Nirgends ein ebenbürtiges Glück im Leben, im Tod nur
 Darf sie sich hoheitsvoll ihrer Bestimmung erfreu'n.
 Und die Gedankenlosen, die Lustigen, geh'n an der Todten
 Unversteinert vorbei, höchstens die Achseln gezuckt:
 „Warum wollte sie besser als Andere sein? Nun hat sie's
 Schlimmer als Andere; ihr ist nach Verdienste geschick'n.“
 Und ihr nennt sie Meduse? O nennt sie die Muse der Tragik,
 Und wer seelenverwandt, tröste sich dieses Gesichts!

VII. Auferstehung.

Jeder, und sei er auch noch so jung, hier lernt er Erinnern;
 Lernt' er es sonst schon, — hier wird er ein Meister der Kunst.
 Doch hier ist's kein traulich Geschäft. Von herzlicher Treue,
 Zärtlicher Sehnsucht weiß hier die Erinnerung nichts.
 Was verschwunden, gehörte der Welt. Es rauscht wie ein Sturmwind
 Wenn sich ein Folioblatt dieser Annalen bewegt.

Nur wer lesen gelernt auch zwischen den Zeilen, er liest in
Diesem Gedenkbuch auch seelebewegende Schrift.
Dichteraugen erscheint in dem Armband, das in der Villa
Unter dem Schutte sich fand, mehr als ein goldener Reif.
Ihnen ersteht aus der Asche der Arm und winkt und bewegt sich,
Schmiegt sich schüchtern und fest um des Erkorenen Hals.
Wesenloses gewinnt nun Gehalt, Geringes Bedeutung,
Und aus Moder und Staub lodert noch einmal der Geist.





Das allgemeine Stimmrecht.

Von

H. B. Oppenheim.

— Berlin. —

Keine Frage hat seit 1789 in den von den Ideen der französischen Revolution beeinflussten Culturstaaten die Masse so oft leidenschaftlich erregt, wie die des Rechtes zur Wahl der Volksvertretung, — eine Frage, deren Lösung den Grad der activen Theilnahme des Einzelnen an dem Gemeinwesen entscheidet und normirt.

Das Repräsentativsystem hat die Welt erobert; wir finden Kammern auf Honolulu, das allgemeine Stimmrecht in der Eintagsverfassung des zerfallenden türkischen Reiches, in Japan den Uebergang von einer feudalen Militair-Aristokratie zu landständischen Einrichtungen. Einige mikroskopische Ausnahmen abgerechnet, giebt es keinen Staat mehr, der so klein wäre, daß die Volksgemeinde darin, wie in den antiken Republiken, unmittelbar beschließen könnte. In den meisten Communalverfassungen sogar hat man sich irgend einer Vertretungsform bequemen müssen. Und für die absolut regierten Staaten ist es, nach der übereinstimmenden Ueberzeugung selbst der herrschenden Klassen, nur noch eine Frage der Zeit und zwar kurzer Zeit, wann sie in die Reihe der constitutionellen Staaten eintreten werden. Monarchen und Minister scheinen sich danach zu sehnen, ihre moralische Verantwortlichkeit zu mindern, oder theilweise abzuladen. Zum Steuer-Erheben und selbst zum Bankrottmachen kommt ihnen die Repräsentativ-Maschine äußerst bequem zu Statten. Wenn daneben manchmal den Mächthabern alle wesentlichen Gewalten verbleiben, so pflegen unzufriedene Gemüther das als „Schein-constitutionalismus“ zu bezeichnen, — was aber nicht besagen will, daß Wahlen und Abstimmungen deshalb ganz bedeutungslos wären.

Das wichtigste Organ des modernen Staates beruht also auf dem Wahlgesetze, durch dessen correcte Anwendung der maßgebende und ent-

scheidende Factor entsteht, von dessen correcter Anwendung also auch die Legalität aller folgenden Acte abhängt. Wenn von der correcten Anwendung des zu Recht bestehenden Wahlgesetzes die Geseflichkeit der parlamentarischen Entscheidungen abhängt, so hängt die Weisheit und die Ersprießlichkeit derselben von dem Inhalt des Wahlgesetzes ab. Je nach dem Wahlssystem mag revolutionäre Leidenschaft die gesetzgebende Versammlung zu unheilvollen Beschlüssen hinreißen oder ruhige Besonnenheit und reife Ueberlegung das Staatsschiff an den gefährlichen Klippen vorbeileiten.

Seitdem der Reiz der Neuheit geschwunden ist, hat auch der sonst übliche Enthusiasmus für jede Art von Volksvertretung abgenommen; nicht mehr hält man ohne Weiteres die vox populi für unfehlbar; der Vorbehalt, daß unter dem gegebenen Wahlssystem die rechte vox populi nicht zum Ausdruck komme, steht jedem in seinen Interessen oder seinen Theorien gekränkten Staatsbürger zur Seite. Ja, die Leute, die sich von der Einführung des allgemeinen Stimmrechts eine Radicalreform an Haupt und Gliedern versprochen, dürfen ihre Hoffnungen auf den Tag vertrösten, daß das allgemeine Stimmrecht durch die Zulassung der Frauen eine wörtliche Wahrheit werde. — Andererseits hört man oft nach Schillers Demetrius citiren: „Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn, — Verstand ist stets bei Wenigen nur gewesen!“ Doch werden wir uns einstweilen mit dem System der Majoritäten begnügen müssen, da ein Wahlgesetz, welches den in der Minorität verbliebenen Verstand destillirt, noch nicht gefunden ist, und man bei der Bevorzugung der Minoritäten schließlich zu der Narrheit der vereinzelt Sonderlinge gelangen müßte, — denn der Einzelne bildet die sicherste Minorität.

In dem Geiste demokratischer Entwicklung, der in dem Repräsentativsystem nach Gestaltung ringt, ist die Tendenz zur Erweiterung der Vertretungskörper ohnedies gegeben. Mit dem Uebergang von den erblichen Sonderrechten der altständischen Verfassungen durch die Klassenvertretungen hindurch bis zu der numerischen Vertretung der Gesamtheit war die Frage des allgemeinen Stimmrechts schon implicite entschieden. Die fortwährende Ausdehnung des Kreises der Wahlberechtigten bis an gewisse vorläufig von mächtigen socialen Vorstellungen (Ausschließung der Weiber) gezogene Grenzen liegt in der Natur der numerischen Vertretungsform und geht mit der ökonomischen Entwicklung Hand in Hand. Was man auch über die Gefahren des allgemeinen Stimmrechts denken möge, es hat durch seine Einfachheit vor allen anderen Wahlssystemen den größten Vorsprung. Es bildet die breiteste und am wenigsten anfechtbare Grundlage des ganzen Staatsorganismus. Es mag lange dauern, bis es zum Durchbruch kommt; aber, einmal zugestanden, wird es mit großer Zähigkeit festgehalten, und es bedarf dann schwerer Katastrophen, um die einmal für mündig erklärten Klassen wieder zu entmündigen. Es hat die einfachste Logik für sich und löst sich in einem Prinzip auf, während allen beschränkten Wahlssystemen mit

Leichtigkeit Widersprüche und Inconsequenzen, ja in vereinzelt Fällen völlige Absurditäten nachzuweisen sind. Die Kritik des preußischen Dreiklassen-Wahlsystems war zur Zeit in Aller Munde und fand damals auch ein Echo in einer wirklichen Parlamentsrede des norddeutschen Bundeskanzlers. Allein gewisse Einrichtungen, welche die Kritik verurtheilt und die Dialektik vernichtet, befinden sich unter Umständen noch recht wohl und mögen noch ein langes Leben beanspruchen. Die Institutionen sterben nicht immer an ihren inneren Widersprüchen, — oft sogar erhalten sie sich dadurch in einer vortheilhaften Wirksamkeit, wenn nämlich gewisse Einrichtungen und Zustände sich ineinander eingelebt haben, — wie wir es bei manchen Steuersystemen, welche die stärksten theoretischen Bedenken herausfordern, alle Tage erleben. Im praktischen Leben muß man den einfachen Formeln mißtrauen und den Fortschritt verfolgen auf den historisch vorgezeichneten Schlangenfaden. Denn mehr noch, als vor den einfachen Formeln, muß man sich hüten vor den unhistorischen Erfindungen, vor den an keine Vergangenheit, an keine Lebensgewohnheit anknüpfenden Neuerungen.

Diese Betrachtung soll keine Apologie des preußischen Dreiklassen-Wahlsystems enthalten, welches ja auch keine historische Grundlage hat. Auch mag ein Theil seiner guten Wirkungen auf Rechnung der indirecten (Wahlmänner-) Wahl zu setzen sein, eines Modus, der von der verschiedenartigen Werthung der Wahlstimmen ausgeht und bedingt ist. Im Uebrigen unterscheidet sich das Dreiklassen-System doch nur äußerlich und der Form nach von den auf Steuer=Census beruhenden Wahlssystemen, welche bis auf die neueste Zeit in den meisten Culturstaaten vorherrschend waren, — nur äußerlich, nicht nach der Absicht des Gesetzes: dem Vorherrschenden der besitzenden Klassen.

Das allgemeine Stimmrecht hat natürlich an sich schon die Sympathien des Volkes für sich. Es stützt sich auf die alte Naturrechts-Theorie, welche den Staat auf dem Mehrheitswillen seiner lebenden Bürger erbaut, und knüpft ganz unmittelbar an Jean Jacques Rousseau's „Contrat social“ und die Theorie der „Gleichheit“, d. h. der äußeren Gleichberechtigung aller Bürger an. Dem vermeintlichen Rechte aller Einzelnen, deren Abstimmungen den Willen der Mehrheit zum Gesamtwillen erheben und als solcher die Grenzen seiner Berechtigung selber ziehen oder auch — den unverbrüchlichen Rechten des Individuums gegenüber — die Grenzen oft verwischen, stand ein mystischer Glauben an die Unfehlbarkeit der Volks-Instincte und der Mehrheits-Beschlüsse helfend zur Seite. Aus der multiplicirten Unzulänglichkeit der Einzelnen sollte die Weisheit der Gesamtheit mit unerschütterlicher Autorität hervorgehen.

Dagegen mochte die pragmatische Beobachtung geschichtlicher Vorgänge nur zu oft constatiren, daß der breitere Menschenstrom den leidenschaftlichen Eingebungen leichter zugänglich ist, und daß die größere Masse an sich ein Individuum bildet, in welchem erwägungslos ein einziger heftiger Eindruck oder eine gewaltig aufregende Vorstellung überwiegt.

Daher kommt es häufig, daß die Organe beschränkter Wahlsysteme oder gar die eigentlichen Interessen-Vertretungen ihre Privilegien kaltblütiger zu wahren wissen, als die großen populären Versammlungen; und daß der Umfang des populären Stimmrechts oft theuer erkauft wird durch den Inhalt der nützlichsten Verfassungsrechte. Wie vortrefflich wissen Usurpatoren dieses Instrument zu spielen! Die demagogische Tyrannei Napoleon's III. ist eines der glänzendsten und lehrreichsten Beispiele hierfür. Zu seinen Zwecken reichte das allgemeine Wahlrecht des Parlamentarismus nicht aus — die nationalen Abstimmungen über grundlegende politische Fragen erweiterten den Spielraum der Intrigue und der Meinungsfälschungen. Auf die Fragestellung kommt in diesen Dingen Alles an; es giebt da höchst bedenkliche Suggestiv-Fragen, die mit dem Schwert in der Hand gestellt werden und nur eine Art der Beantwortung zulassen.

Es bedurfte dieser epochemachenden Erscheinung nicht, um die innere Verwandtschaft zwischen dem cäsarischen und dem demokratischen Absolutismus nachzuweisen und den Weg zu zeigen, auf welchem sich auch der erstere mit dem allgemeinen Stimmrecht zurecht findet.

Ueberhaupt kann die Frage nach dem besten Wahlsystem ebensowenig abstract beantwortet werden, als etwa die nach der besten Staatsverfassung. Das Wahlsystem muß im Zusammenhang mit den übrigen Staatseinrichtungen, mit der ganzen gesellschaftlichen Ordnung, dem Bildungsstand und dem Rationalcharakter beurtheilt werden. Wenn eine unvorderstehlich starke und unverkennbare Richtung unserer Zeit auf die stufenweise Verwirklichung des allgemeinen Stimmrechts hinweist, so ist sicherlich eine entsprechende Umgestaltung unseres gesammten Verfassungslebens dadurch indicirt. Ob aber die Umgestaltung sich in der Richtung nach dem Cäsarismus vollziehen wird, oder zu einer wahrhaft demokratischen Erhöhung der Volks- und Einzelrechte führen kann, das hängt von der Reife der neu zugelassenen Volksklassen ab. Da hilft kein absolutes Dogma der „Volks-Souveränität“, keine französische Menschenrechts-Theorie; auf abstracten Voraussetzungen dieser Art ist nichts zu erbauen. Nicht am Eingang der Weltgeschichte steht das demokratische Princip, sondern am Ausgang; in der Zukunft liegt die Verwirklichung dieses Ideals, nicht in der Vergangenheit. Jede Rechtsfrage tritt zuerst als Machtfrage auf und muß sich so erst durchsetzen. Auch das allgemeine Stimmrecht erhält erst seinen vollen Inhalt und seine wahrhaftige Existenz, wenn die überwiegende Mehrheit der Individuen zu dessen Ausübung herangereift ist. Und je nach dem Grade der ökonomischen Entwicklung werden die Massen ganz oder theilweise selbstständig wirkende Factoren oder bloßes „Stimmvieh“ sein. Die Machtfrage und die Culturfrage decken sich hier durchaus.

Das Stimmrecht ist kein angeborenes Menschenrecht, sondern ein Organ des öffentlichen Lebens, ein Werkzeug der öffentlichen Wohlfahrt. Wer es zu üben vermag, ist auch sittlich verpflichtet, es zu üben. Ja, eine

dem Wahlrecht entsprechende Wahlpflicht wäre erst die richtige Ergänzung des allgemeinen Stimmrechtes und würde erst Resultate ergeben, die dem Zufall und der Partei-Intrigue entrückt sind. Aufgabe der Gesetzgebung ist es, annähernd die Grenzen zu finden, innerhalb welcher, nach der durchschnittlichen Bildung der verschiedenen Gesellschaftsklassen, das Stimm- und Wahlrecht zum Wohle des Gemeinwesens ausgeübt werden kann. Ein Recht, das nur zum Schaden der Gesamtheit und somit auch zum eigenen Schaden ausgeübt würde, wäre nicht haltbar auf dem Boden des öffentlichen Lebens.

Freilich enthält das erweiterte Stimmrecht auch in hohem Grade ein pädagogisches Element. Die Völker lernen erst in der Schule des Lebens; sie können nicht erst ihr Staats-Examen ablegen, bevor sie sich den vom Schicksal ihnen gestellten Aufgaben unterziehen. Große nationale Anstrengungen erreichen ein Zusammenfassen aller Kräfte, ein Zusammenwirken aller Sympathien, aller Ueberzeugungen. Wo ein großartiger, nationaler Aufschwung alle Herzen zusammenstimmt, da versagt das allgemeine Stimmrecht niemals: es bezeugt und erneuert die nationale Erhebung. Die allgemeine Wehrpflicht, zumal mit der politischen Bedeutung, welche ihr die geschichtliche Entwicklung seit den Befreiungskriegen in Deutschland zuertheilt, fordert gleichsam das allgemeine Stimmrecht heraus. Wo Alle mitthaten, wollen Alle auch mitrathen. Dann aber muß die allgemeine Schulpflicht ihnen dazu die nöthige Befähigung verleihen. Der Schulzwang setzt aber auch die Unentgeltlichkeit der Volksschule voraus.

Diese Voraussetzungen gliedern sich Schritt für Schritt zu einer engeren Solidarität der Staatsgenossen. Es geht da mit der Volksbildung, wie mit der öffentlichen Gesundheitspflege: wer selber gesund bleiben will, muß auch bei seinen Nachbarn die Epidemien zu verhüten suchen.

Die bloße Schulbildung thut es freilich nicht, wenigstens nicht allein. Was aber die politische Bildung betrifft, so tritt bei den nicht uninteressirten Lehrmeistern nur zu oft das Verziehen an die Stelle des Erziehens. Auch unter sonst günstigen Umständen sind die unmittelbaren und mittelbaren Wirkungen des allgemeinen Stimmrechtes gemischter Art. Temperament und Lebensgewohnheiten mügen sich verhältnißmäßig geeignet erweisen, so fragt es sich noch, ob der entsprechende Grad politischer Mündigkeit und moralischer Selbstständigkeit vorhanden sei.

Die schönen Seiten des Rationalcharakters mügen sich in erhabenen Momenten noch so glänzend bewährt haben, für die tägliche Friedensarbeit reichen sie vielleicht doch nicht aus. Die Kraft, welche der Löwe zu Sprung und Griff verwendet, kann nicht zum Ziehen des Pfluges verwerthet werden. Im täglichen Leben aber muß die stille Begeisterung für den allmäligen Fortschritt und die gewissenhafte Hingebung an eine kaum lohnende, zumeist unbelohnte und selten recht gewürdigte Thätigkeit an die Stelle genialer Inspiration treten. Am bedenklichsten sind die Uebergänge: wie herrlich ist ein um seine Unabhängigkeit ringendes Volk; aber nach der siegreichen

Befriedigung seiner Sehnsucht tritt oft ein Zustand der Erschlaffung ein, der an Demoralisation grenzt.

Die Deutschen gelten vielfach für unpraktisch; sie sind es nicht in den gewerblichen oder technischen Dingen, soweit der Schwerpunkt derselben in die Sphäre der Privatthätigkeit fällt. Aber für alles öffentliche Wirken in größerer Gemeinschaft vermißt man den praktischen Instinct, das richtige Maß, die in der Schule der Erfahrung erworbene Uebung. Es herrscht eine gewisse Neigung vor, nach fremden oder abstracten Formeln zu handeln. Wir haben eben zu lange in der Kleinkinderschule des Particularismus geseßen und dadurch den Fernblick in's Freie und die Uebersicht über das Ganze eingebüßt. Vor langer Zeit sagte ein berühmter Schriftsteller: Wer mit einem Engländer über Religion spreche, könne darauf gefaßt sein, eine Dummheit zu hören, wer aber einen Engländer über Politik oder Nationalökonomie reden höre, werde gewöhnlich etwas Vernünftiges vernehmen. Bei uns ist es leider umgekehrt; es ist unglaublich, welcher empfindliche Mangel an gesundem Urtheil, zumal über volkswirthschaftliche Verhältnisse, selbst in den sogenannten gebildeten Klassen unseres Vaterlandes noch herrscht. Ich brauche dafür nur auf das Ueberwuchern des Socialismus und aller seiner akademischen, kirchlichen, agrarischen und zünftlerischen Abarten hinzudeuten, deren massenhaftes Auftreten durchaus nicht auf die niederen Klassen beschränkt ist. Auch abgesehen von diesen utopisch ideologischen Tendenzen der verschiedensten Kaliber, welche eine Ausnahmsgesetzgebung herausforderten, wenn auch nicht rechtfertigen, — prüfe man nur einmal die Ansichten unserer Gewerbetreibenden über die gegenwärtige Geschäftsstille, wie sie die neuere Gesetzgebung — und manchmal auch die ältere — dafür verantwortlich machen, selbst wo es kaum möglich ist, irgend einen inneren Zusammenhang herauszufinden; wie sie die unbedeutendsten Dinge, z. B. Wanderlager u. dgl. m., für den Grund einer tiefgehenden Krisiß erklären; wie der Blick der Interessenten in diesen Dingen selten weiter geht, als ihre Nasenspitze; wie sie selbst ihren nächsten Vortheil verkennen und die neueren Einrichtungen, denen sie massenhaft zugejauchzt haben, nun auf einmal verurtheilen, obgleich eine reactionäre Wendung in der wirthschaftlichen Politik und Gesetzgebung das Uebel nur verschlimmern könnte. Daneben fehlt es nicht an berühmten Staatsmännern, deren Expectorationen diese allgemeine Verwirrung noch vermehren. Wer hätte es noch vor Kurzem für möglich gehalten, daß ein beträchtlicher Theil unserer Landwirthe, im Widerspruch mit ihren klarsten Interessen und ihren ehrenhaftesten Traditionen zum Troß, sich von den windigen Vorspiegelungen der Schutzzoll-Verschwörer verleiten und verlocken lassen würde?! —

Und die Arbeiterklasse, der des Lebens Nothdurft doch eine strenge Lehrmeisterin ist! Der militirende Theil derselben ist fast so zahlreich, als er zu schlimmerer Zeit in England war; wie verschieden ist aber ihr Verhalten! Dort das ausdauernde Erstreben bestimmter, klarer Ziele zur Ver-

besserung ihrer Gesamtlage, manchmal wohl durch engherzige Berechnung eingeschränkt, aber im Ganzen doch mit großer Ausdauer und Sicherheit durchgeführt! Dagegen in Deutschland eine schulmäßige Sectirerei, ein frivoles Spiel mit revolutionären Vorstellungen, die Aufsehung zum Klassenkampfe einem Arbeitgeberstande gegenüber, der weniger als anderswo an seinen Bevorzugungen festhält und kaum jemals sein „Bourgeois“-Bewußtsein zur schroffen Geltung bringt. Der deutsche Arbeiterstand erschöpft seine politische Kraft für die unfruchtbare Genugthuung, einige theoretische Brandreden von der Tribüne des Reichstages erschallen zu lassen! — Seine revolutionären Elemente gestalten sich nach einer fremden Schablone und tragen das Gepräge des Epigonthums an sich. Wenn die englischen Arbeiter einen Strike organisiren, um einen höheren Lohn zu erlangen, so machen Einem die deutschen Arbeiter manchmal den Eindruck, als ob sie nur höheren Lohn verlangten, um einen regelmäßigen Strike machen zu können. Auch in dieser Welt der brutalsten Thatfachen überwiegt noch das schattenhafte Theoretisiren.

Wenn von den beteiligten Klassen die Sonder-Interessen nicht richtiger aufgefaßt werden, kann man dafür auf eine unbefangene und sachlichere Auffassung des allgemeinen Interesses rechnen? — Aber die Mangelhaftigkeit der Erkenntniß ist weit entfernt, einen höheren Grad von Uneigennützigkeit und Objectivität zu gewährleisten. Im Gegentheil, wo die rechte Einsicht fehlt, da fehlt sicherlich das Verständniß für die Wechselseitigkeit und die Harmonie der Interessen. Spricht etwa das zerplitternde und kleinliche Fraktionswesen für eine höhere politische Bildung? Wirkt unter solchen Umständen die politische Agitation, wie das allgemeine Stimmrecht sie braucht und provocirt, erziehend oder verziehend? — Es ist von den Parteiführern kaum, es ist von den Wahlcandidaten erst recht nicht zu erwarten, daß sie in uneigennütziger Weise objective Vernunft predigen und dadurch dem rücksichtsloseren, gar vieles versprechenden Gegner zum Siege verhelfen. Sie stehen in hitzigem Gefecht und alle Mittel gelten. Ihr einziges, leidenschaftlich erstrebtes Ziel können sie nur durch das Gewinnen und Erschmeicheln der populären Vorurtheile erreichen; auch bei den Redlichsten findet da ein Pactiren statt. Das wird mit jeder Wahlcampagne ärger.

Ja, der Codex der Ehre enthält heuer für Wahlkämpfe schon besonders laze Bestimmungen und läßt in recht schlimmen Fällen noch milbernde Umstände zu.

Die Beredsamkeit der Führer richtet sich nicht bloß nach der begrenzten Fassungsgröße, sondern ebensowohl nach den positiven Irrthümern der Geführten: der Redner steigt herunter, der Hörer wird nicht herausgezogen. Ausnahmen sind vorbehalten. Die Herrschaft der hohlen aber wohlgefälligen Phrase insicirt den Verstand und entwöhnt des ruhigen Denkens. Es mag wohl ein Moment der Abstumpfung für die sich überbietende Phraseologie einmal eintreten, aber wann?

Noch sind wir nicht so weit. Bis jetzt hat das Uebel zugenommen: Die Gemeinheiten und Verlogenheiten der Agitation werden schamloser, ohne daß das Publicum in demselben Maße mißtrauischer und gewißiger würde. Mit weniger heiligem Ernst, als in der ersten Zeit, aber mit mehr Geschick wird das Wahlgeschäft — immer mehr als Geschäft betrieben. Wir sehen schon die Anfänge des Instituts bestimmter Wahlagenten, welche eine Candidatur in Entreprise nehmen. Kurz, die Erreichung des Ziels wird den Capacitäten erschwert und den Faiseurs erleichtert. Je weniger die Wählerschaft von dem Ernste der Wahlhandlung durchdrungen ist, desto mehr steigen auch die Actien der den Capacitäten entgegengestellten Localcandidaten. Selbst in England wird es häufig beklagt, daß mit dem Wegfallen der zahlreichen verrotteten Burgflecken (rotten boroughs oder nomination boroughs) den Capacitäten der Eintritt in das Parlament erschwert sei. (Die großen Herren der beiden herrschenden Parteien verfügten früher über gewisse fast ausgestorbene Wahlflecken zu Gunsten derjenigen ihrer begabteren Parteigenossen, welche weder als Söhne oder Brüder von Lords von selbst befähigt, noch zu den Popularitätskämpfen besonders geeignet erschienen. Man kann sich doch wohl denken, daß ein Hume oder Macaulay einer großen Wählerschaft gegenüber unbehüllicher auftritt als z. B. manche Koryphäe unserer Fortschrittsparthei.) — Uebrigens sehe ich das schlimmere Uebel in der allgemeinen Demoralisation und Verflachung, die mit jeder allgemeinen Wahl, bei uns also in den kurzen Zeiträumen von drei zu drei Jahren, sich steigert, nicht in den Personen der Gewählten. Wenn das Niveau der Capacitäten und der Charaktere seit zehn Jahren eher ab- als zunahm, so mochte es dafür auch noch andere Gründe geben.

Es wäre an sich wohl kein großes Unglück, daß z. B. 6—12 Socialdemokraten im deutschen Reichstage sitzen und gelegentlich ihre Reden, oder vielmehr ihre Rede halten. Daß wir die Krankheit der socialdemokratischen Verblendung, deren Verbreitung und Ansteckungsfähigkeit erkennen, ist immerhin dem allgemeinen Stimmrecht zu verdanken. Freilich steigert sich die Krankheit auf demselben Wege: Das allgemeine Stimmrecht constatirt nicht bloß die Gefahr, es wirkt auch befruchtend und verschärfend auf die Ursachen der Ansteckung.

Auch die weite Ausdehnung und tiefe Einwurzelung der ultramontanen Partei war für Viele, und vielleicht nicht am wenigsten für gewisse Urheber des Kulturkampfes selbst, eine überraschende Enthüllung. Diese ultramontanen Wählerschaften sind sicherlich kein Product des allgemeinen Stimmrechts; sie treten in die Erscheinung, wenn sie von ihren Führern aufgeboten werden, aber sie bestehen nahebei in demselben Umfang, auch wenn Niemand ihrer bedarf oder nach ihnen fragt. Freilich ist aller Fanatismus ansteckend und ohne die Brutthike der Agitation würde manche Larve nicht als geflügeltes Insect auskriechen. Doch kann man derartigen Zahlenverhältnissen gegenüber nicht von künstlichen Gestaltungen reden.

Wenn also das allgemeine Stimmrecht die Verirrungen des Volksgeistes sicherer, rascher und lebhafter darstellt, als die anderen Wahlssysteme, so liegt darin doch auch ein Gewinn; ob es aber jederzeit ein adäquates Bild der Volksseele liefert, ist schon deshalb stark zu bezweifeln, weil seine Resultate so sehr schwankend sind. Das Stimmrecht gibt oft nur Stimmungsbilder. Es scheint, daß die wechselnden Stimmungen leichter zum Ausdruck kommen, als die dauernden Ueberzeugungen; und zweifellos haben die extremen Anschauungen in der Wahlagitation einen starken Vorsprung. Wir haben schon auf die systematische Ausbildung der Volksschmeichelei und deren Zunahme aufmerksam gemacht. Der geringere Theil der betreffenden Phraseologie gehört der bewußten Heuchelei an, der weitaus größere der um sich greifenden Verflachung. Wo Jedermann zu einer Entscheidung aufgerufen wird, glaubt sich auch Jeder zu einem Urtheile berechtigt und befähigt. Wo nun gar der Parlamentarismus noch verhältnißmäßig machtlos ist, wie bei uns, wird die Controle weniger durch gewissenhafte Selbstprüfung geübt.

Die kurzen Legislatur-Perioden und die häufig wiederkehrenden Wahllacte tragen auch nicht dazu bei, den Sinn für die Bedeutung und Wichtigkeit des Wahllactes zu beleben und das Gefühl der moralischen Verantwortlichkeit zu stärken. Außerdem veranlaßt die Häufigkeit der allgemeinen Wahlen einen zu großen Verbrauch an Candidaten und einen zu raschen Wechsel derselben. Der unabhängige Politiker kommt dabei schwerer zum wohlverdienten Ansehn. Der gewöhnliche Abgeordnete, noch ehe er auf seinem Sitze warm geworden ist, schießt schon wieder nach der nächsten Wahlcampagne. Zwischen dem Novizenthum des ersten Jahrgangs und den Sorgen des letzten liegt keine genügende Frist zur Entfaltung unabhängiger Ueberzeugungen und erprobter Leistungen. Den vielen Neulingen gegenüber behalten nun die alten Fraktionsführer ihre unbestrittene Geltung, so daß sich gerade unter dem Einfluß der kürzeren Perioden um so unbedingter ein lähmender Parlaments-Schlendrian ausbildet und befestigt.

Wo der Parlamentarismus auf realer Macht fußt, da werden sich in der Regel einige große Parteien gegenüber stehen, welche ihre eigenen Reihen ernsthaft sichten und auf der Höhe der Befähigung zu erhalten suchen, die den gestellten Aufgaben entspricht. Bei einer wirklich parlamentarischen Regierung würde die hohle Phrasenherrschaft sich nicht drei Wochen lang halten können, weil jeder nach Einfluß strebende Politiker sich in die Lage denken muß, für sein Wort einzustehen und sein Programm verantwortlich auszuführen. Da weiß man denn auch, wie viel die rein theoretischen Fortschritts-Programme in der politischen Praxis werth sind.

In wirklich constitutionellen Ländern wird zu einer Kammer-Auflösung nicht bloß in Folge einer zwischen Ministerium und Majorität obwaltenden Meinungs-Differenz geschritten, in welchem Fall der Monarch auch den andern Weg des Ministerwechsels betreten kann, um die nöthige Einigung herzustellen; es geschieht ebenfalls, wenn sich keine feste Majorität vorfindet; ja es geschieht

alsdann sicherlich, denn in diesem Falle wäre das andre Mittel, der Ministerwechsel, nicht mit Sicherheit zu ergreifen. Mit einer zweifelhaften Majorität oder einer schwankenden und unzuverlässigen Anhängerschaft kann und will ein englisches Cabinet sich nicht halten; bei uns ist das die Regel. Damit hängt bei uns denn auch die Mannichfaltigkeit der Fractionen und mit diesen die häufige Wiederkehr unnatürlicher Coalitionen zusammen. Solche Verhältnisse tragen die Keime politischer Demoralisation in sich. Der große Apparat entspricht oft nicht den geringen Erfolgen und die als unfruchtbar sich ergebende Aufregung heftet sich zuletzt mehr an Persönliches und Locales. Die ganze Maschinerie geräth in Mißcredit, noch ehe sie recht in's Leben getreten ist.

Man mag einwenden, daß eine Landesvertretung, welche Steuern herabmindern, Ausgaben verweigern und Gesetzesvorlagen verwerfen kann, nicht als machtlos bezeichnet werden darf. Freilich nicht, aber neben diesen negativen Befugnissen fehlt unserer Volksvertretung die Möglichkeit des positiven Schaffens und Gestaltens, so daß die Verführung, eine rein negirende Richtung einzuschlagen, mit jeder einzelnen Enttäuschung wächst. Weil nun das allgemeine Stimmrecht naturgemäß den extremen Richtungen den Kampfplatz eröffnet und den Sieg ermöglichst, so ist es in einem solchem Zustande gefährlich, während es unter gesünderen Voraussetzungen jedenfalls auch die Vortheile der Ausgleichung in größeren Dimensionen bietet.

Oder vielmehr: Die vorhin geschilderten Gefahren des allgemeinen Stimmrechts sind die Gefahren des Stimmrechts überhaupt, die nur um so deutlicher hervortreten, je weiter der Kreis seines Wirkens ist. Auf je breiterer Grundlage das Wahlssystem organisiert wird, desto mehr kommen, wie die Vortheile, so auch gewisse Uebelstände zur Erscheinung, welche der Natur des Stimmrechtes unvermeidlich anhängen, falls nicht in der harmonischen Ausbildung der öffentlichen Einrichtungen und in der höheren Volksbildung Gegengewichte hergestellt sind. Ein Land kann nicht in der volksthümlichen Ausdehnung des Stimmrechts vorwärts schreiten und im Uebrigen zurückbleiben; sonst verwandelt sich der Segen in Fluch. Die einmal eingeschlagene Entwicklung kann auch nicht ohne ernste Gefahren zurückgelenkt werden.

Ohnehin erweisen sich bei näherer Betrachtung alle dem allgemeinen Stimmrecht aufgesetzten Dämpfer, soweit sie noch in Frage kommen können, als ziemlich werthlos. Mit welchem Nachdruck wurde nicht die Diätenlosigkeit der Abgeordneten als ein wirksames Gegengewicht vertheidigt! Keinenfalls aber haben die Anhänger derselben die eigentliche Wirkung in Deutschland vorausgesehen. Dieses angebliche Sicherheitsventil hat sich gerade gegen die extremen und reichsfeindlichen Parteien völlig machtlos gezeigt und dagegen den Mittelparteien geistige Capacitäten und Arbeitskräfte entzogen, — weil eben die socialen Verhältnisse bei uns anders liegen, als in den Ländern, von denen aus exemplificirt wurde.

Die anderen manchmal bestrittenen Einschränkungen in Bezug auf die

Dauer des Domicils, das Alter, den Bildungsgrad u. s. w. sind größtentheils von geringer Tragweite. Lesen und Schreiben kann so ziemlich Jedermann in Deutschland; das Alter der Wahlfähigkeit kann nicht wohl höher bemessen werden, als mit dem vollendeten fünfundschwanzigsten Lebensjahre. Die Dauer der Unfähigkeit ist kein Kriterium der Solidität; denn der Ortswechsel, selbst der häufige Wechsel der Arbeitsstätte und des Domicils, sowohl bei den gewöhnlichen gewerblichen Beschäftigungen, wie bei den höchsten Berufsarten (Professoren, Künstler, Beamte u. s. w.) hängt von Zufälligkeiten ab, die mit der Zuverlässigkeit und Vertrauenswürdigkeit der Persönlichkeiten gar nichts zu thun haben. Wo solche Einschränkungen noch bestehen, da sind sie auf veraltete, zünftlerische Voraussetzungen zurückzuführen; dem modernen Geist der Industrie widersprechen sie. Die Domicilfrage hängt heutzutage überhaupt nur mit dem Verhältniß des Individuums zur Gemeinde, nicht mit seinen reinstaatlichen Beziehungen zusammen.

Wirksamer wäre wahrscheinlich eine Steuergrenze, auch die niedrigste, z. B. die Bedingung irgend einer minimalen directen Steuer. Aber man verhehle sich nicht, daß man damit den Boden des allgemeinen Stimmrechts verläßt, und daß ein Rückfall in das verhaßte Censur-System nirgends schwerer empfunden würde, als in Deutschland, dem Lande der allgemeinen Wehrpflicht, neben welcher die Bezahlung directer Steuern als secundär zurücktritt. Auch darf nicht übersehen werden, daß die Verschiedenartigkeit der einzelstaatlichen Steuersysteme die Ausführung eines Wahlcensus noch erschweren, eventuell noch ungerechter machen würde.

In welcher Weise übrigens ein solcher Censur eingriffe, wird in verschiedenen Gegenden anders und im großen Ganzen sehr schwer zu beantworten sein. Unter dem preussischen Dreiklassensystem, welches eine ganz ungeheure Bevorzugung der Höchstbesteuerten enthält, wird die geringere Betheiligung in der untersten Klasse und der entschiedenere Liberalismus der oberen Klassen constatirt.

Von mancher Seite wird die Verbindung des allgemeinen Stimmrechts mit der indirecten Wahl in Anregung gebracht. Nicht als ob man glaubte, daß dadurch alsbald anderen Candidaten zum Siege verholfen würde! Dies ist schon deshalb nicht anzunehmen, weil die durchgeführte Organisation der Parteien jedenfalls stark genug wäre, sich über die Ernennung der Wahlmänner zu erstrecken und diese nicht bloß nach allgemeinen Partei-Richtungen ernennen zu lassen, sondern sie auf bestimmte Namen zu verpflichten und danach wählen zu lassen. Es giebt Völker, denen dieser Wahlmodus widerstrebt; sowohl Earl (John) Russell, als Stuart Mill sprechen die Ansicht aus, daß eine stufenweise Abstimmung in England nicht durchzuführen wäre. Das begreift sich, wenn man an die althergebrachte drastische Gestaltung der englischen Wahlen denkt. Für unsere Sitten aber hat dieser Modus nichts Widersprechendes. Wenn er auch an dem unmittelbaren Wahl-Resultat, wie gesagt, zunächst wahrscheinlich Nichts verändern würde, so könnte er doch möglicherweise die

Wahlbewegung mit der Zeit in andere Bahnen lenken und somit indirect auch auf die Parteiverhältnisse und deren Ergebnis zurückwirken. Wir haben uns ja vorläufig noch nicht so sehr über die Resultate des allgemeinen Stimmrechts zu beklagen, da sie durchgängig nicht in sehr beträchtlicher Weise von den Ergebnissen der beschränkteren Wahlsysteme abweichen, wo dieselben daneben bestehen. Was zur Vorsicht mahnt, sind die stärkeren Fluctuationen, der Zuwachs der extremen Parteien (Rechts und Links) und, vor Allem eine gewisse zunehmende Verwilderung in den Wahlsitten. Entgegengesetzt den bei dem Dreiklassen-Wahlsystem hervortretenden Erscheinungen sehen wir hier die ungebildeteren Massen, die Anhänger extremer Richtungen eifriger zur Wahlurne wallen, während ein Theil des Mittelstandes durch sträfliche Indolenz indirect den öffentlichen Frieden gefährdet. Das allgemeine Stimmrecht fördert eben die Machtstellung der größeren Gruppen, die von durchschlagenden populären Stichwörtern bewegt werden, und schüchtert oft die kleineren Gruppen, deren Anschauungen feiner nüancirt sind, ein. Auf sehr großen Versammlungen kann sich der Redner nur von mächtigen breiten Pinselstrichen einen Erfolg versprechen; es wird da gleichsam *al fresco* gemalt und Alles in ein grelles Licht verschoben. Die Gerechtigkeit für den Gegner darf von einer solchen Versammlung nicht erwartet werden; der Andersmeinende ist wenigstens ein Verräther. Die aus den Religionskriegen und überhaupt den kirchlichen Kämpfen uns überkommene und geschichtlich anerzogene Unart, auch in weltlichen Dingen die Meinungsabweichungen mit der Intoleranz und dem Fanatismus sectirerischen Verfolgungsseifers zu unheilbaren Gegensätzen zu steigern, zeigt sich jedesmal bei den Wahlen. Dieselben Leute, welche sich vor dem Wahltag gegenseitig die Ehre abzuschneiden suchten, vertragen sich oft nachher im Sitzungslocale, den praktischen Aufgaben gegenüber, gar nicht so schlecht.

Man darf erwarten, daß durch indirecte Wahlen das Tempo langsamer, die Temperatur lauer werde. Die Wahl eines einzelnen Wahlmanns, eines Mannes aus der Nachbarschaft, den er wirklich kennt, kann den einfachen Bürger nicht zu phantastischen Uebertreibungen oder zu leidenschaftlichen Erregungen hinführen. Auch die eigentlich entscheidenden Debatten der Candidaten vor den Wahlmännern spielen sich dann in einem engeren, höher gebildeten Kreise ab, in welchem z. B. thatsächlich falsche Behauptungen nicht so leicht Eingang finden.

Sicherlich ist es einer Capacität, welche nicht zugleich Localgröße ist, leichter, vor Wahlmännern durchzudringen, als vor Urwählerversammlungen. Mancher hervorragende Mensch ist den Wahlmännern bekannt, dessen Namen der Menge gar Nichts bedeutet. Bei dem empfindlichen Mangel an politischen Talenten und selbst an brauchbaren Kennern der Verwaltung ist dieser Punkt nicht von geringem Gewicht, zumal auch die Diätenlosigkeit manche tüchtige Kraft fern hält. In Deutschland gewähren die Abgeordneten-Mandate bisher wohl Ehre, aber keine Macht, keine Aussicht auf Ministerposten, kein

einflußreiches Patronat. Nur wenige, besonders gewandte, Personen wissen, unter besonders günstigen Umständen ihr Mandat materiell zu verwerthen. In den Ländern, wo das allgemein der Fall ist, werden die Wahlkämpfe noch hitziger geführt; da bedarf es in der Regel einer strengen und mit den umfassendsten Cautelen ausgestatteten Strafgesetzgebung, um Stimmenkauf und Bestechlichkeit oder auch Gewaltthätigkeiten auszuschließen. So schlimm steht es um uns noch nicht, aber auch nicht gut und keineswegs erfreulich. An Verleumdungen der Gegner fehlt es selten; oft werden dieselben erst im letzten Augenblick auf den Markt gebracht, wenn keine Widerlegung mehr möglich ist. Von ganz anderem Umfang und anderer Tragweite ist die fast gewohnheitsmäßige ebenso unlegale als unloyale Beeinflussung der Wahlen durch die Staatsbehörden, mit staatlichen Mitteln, mit der offenen oder versteckten Androhung materieller Nachtheile. In gewissen Gegenden ringt der clericale Einfluß gegen den gouvornementalen; seine Mittel sind oft noch eindringlicher, noch packender; aber gegen den Landrath giebt es keinen Kanzelparagraphen, wie gegen den Caplan und selbst den Bischof.

Die Beeinflussungen auf ökonomischem Gebiet, durch die Arbeitgeber, finden sich in Deutschland nur höchst sporadisch und würden auch durchweg ihr Ziel verfehlen. Auf je einen Arbeitgeber, der seinen Arbeitern einen conservativen Candidaten aufdrängen wollte, würden sich zwei Arbeitgeber finden lassen, die aus Rücksicht auf ihre Arbeiter fortschrittlich wählen. Haben wir keine zum unentgeltlichen Ehrendienst ausgestattete Gentry im englischen Sinne, so fehlt uns dafür auch die ihr Klassen-Interesse auf politischem Gebiet hartnäckig verfolgende Bourgeoisie im französischen oder belgischen Stil. Der bürgerliche Liberalismus hat in Deutschland nachhaltig das allgemeine Stimmrecht verlangt und den Arbeitern die Associationsfreiheit verschafft. Daß so rasch und mühelos erworbene Rechte Anfangs mißbraucht würden, darauf konnte man gefaßt sein. Weit über alle Erwartung aber war das gewaltfame Auftreten der socialdemokratischen Arbeiterpartei in den letzten Wahlperioden, zumal 1874 und 1877. Hier stieß man auf eine geschlossene Organisation, wie sie nur mit blinden Werkzeugen und verblendeten Massen durchführbar ist. An unermüdblichen Agenten, die im festen Dienst der Parteileitung auftraten, fehlte es nicht. Gegen die von den Führern designirten Candidaten, wie unbedeutend oder unbekannt sie auch sein mochten, erhob sich nirgends in der Partei ein Widerspruch. Agenten und Candidaten recitirten unermüdblich überall dasselbe Programm und Formular, wie es für die zeitweilige Situation schlau genug zurecht gemacht war, und versprachen in einem Anhang auch allen örtlichen Beschwerden Abhilfe. Unter solchen Anführern drang eine Menge unreifer, theilweise noch nicht wahlberechtigter Bursche ungeladen in die fremden, besonders die liberalen Parteiverfassungen ein, um die Verhandlung zu verhindern oder doch zu stören, eventuell ihre Standesgenossen abzufangen oder einzuschüchtern. Auch hierfür war ein festes Verfahren vorgeschrieben, welches regelmäßig damit begann, daß man die Wahl des Vor-

sitzenden aus der Versammlung beantragte und in zweiter Linie einen der socialdemokratischen Eindringlinge vorschlug. Wäre man auf ihren ersten Antrag eingegangen, etwa weil die im Besitz des Saales Befindlichen sich in der Mehrheit wußten, so würden die Eindringlinge jedenfalls ihre Minderheit für eine Mehrheit ausgegeben und darin den weiteren Anlaß zu fernern tumultuarischen Störungen gefunden haben. Hätten sie wirklich gesiegt, so wäre selbstverständlich kein Anderer mehr zu Worte gekommen. Gegen solche Angriffe war die Wahlfreiheit zumeist auf die Selbsthülfe der Betheiligten angewiesen; bei den Behörden fand sie durchgängig nur einen sehr unzureichenden, zumeist gar keinen Schutz.

Auf diese Weise waren wir in Gefahr, in amerikanische Zustände zu verfallen, und sicherlich wäre auch die weitere Folge der amerikanischen Unsitte nicht ausgeblieben, daß sich nämlich die bürgerlich-anständigen und gesetzten Leute immer mehr von der Politik zurückgezogen und den Rowdies und der Lumpokratie das Feld überlassen hatten.

Ich könnte mich in solcher Lage, wie ich schon oben angedeutet und ausführlicher vor fünf Jahren dargelegt habe, mit dem Gedanken einer allgemeinen Wahlverpflichtung und eines strafrechtlich gesicherten Wahlzwanges befreunden; aber das bloße Wählen ist nur ein geringer Theil der jedem anständigen und unabhängigen Menschen von dem Geist des allgemeinen Stimmrechts auferlegten staatsbürgerlichen Verpflichtungen. Wie will der bürgerliche Liberalismus mit den Fanatikern der Unordnung fertig werden, wenn seine Anhänger nicht mit ganzer Seele und voller Energie dabei sind! —

Sowohl im Interesse des gesicherten Rechtsbestandes, wie in dem der öffentlichen Moral muß die Reinheit und Unabhängigkeit der Wahlen auf das Strengste aufrecht erhalten werden. Neben den von uns geschilderten, theilweise ephemeren Erscheinungen erheischt die gouvernementale Beeinflussung als das verbreitetste Uebel die sorgfältigste Beachtung. Das ist bei uns die chronische Krankheit, wie in England die Bestechung. Stufenweise, wie die Schritt für Schritt erkämpfte Ausdehnung des Wahlrechts stattfand, beileißigten sich die Engländer einer immer strengeren Verfolgung der früher tolerirten Wahlbestechung und spielten die Materie immer mehr auf das Gebiet hinüber, wohin sie in der That gehört, nämlich das strafrechtliche. Früher wurden auch die britischen Wahlprüfungen nach Partei standpunkten entschieden, bis 1770 durch Plenarbeschlüsse des Hauses, — seit 1770 (nach der sogenannten Grenville-Acte) von durch das Loos gebildeten Ausschüssen, in welchen unter der Herrschaft des Zufalls selbstverständlich gegen Parteilichkeit oder Unzulänglichkeit des Urtheils keine Garantie gegeben war. Seit 1849 wurde dagegen eine durch den Sprecher des Hauses zu bildende Central-Wahlcommission eingesetzt. Seit 1862 besteht daneben für besondere Fälle von Wahlumtrieben eine außerparlamentarische Untersuchungscommission und mit dem Gesetz vom 31. Juli 1868 ist in dieser Richtung der Abschluß erfolgt, indem für die

Wahlpetitionen ein eigener Gerichtshof constituirt wurde. Auch bei uns waren bis vor ungefähr drei Jahren die Wahl-Prüfungen der Willkür und dem Zufall der zusammengelooften Abtheilungen soweit preisgegeben, daß diese ausschließlich die endgültige Entscheidung des Hauses vorbereiteten. Seitdem wird im Reichstage, und danach auch im preussischen Landtage, eine Central-Wahlprüfungs-Commission ernannt, deren Mitglieder von den Parteien nach ihrer Befähigung und Vertrauenswürdigkeit ausgesucht werden. Jedenfalls ist zu hoffen, daß sich nun allmählig eine feste Praxis in der Beurtheilung der oft wiederkehrenden Unregelmäßigkeiten ausprägen werde.

Auch auf diesem Boden wachsen die Schwierigkeiten mit der Ausdehnung des Stimmrechts. Wenn man die Uebertretung gewisser formaler Vorschriften des Wahlreglements jedesmal unnachlässig ahnden wollte, so käme kaum eine gültige Wahl zu Stande, — zumal auf dem flachen Lande, wo die schwierigere Ausführung einer ganzen Anzahl subalternen und ungeschulter Leute anvertraut werden muß. Auf das Gesamtergebn kommt es an und auf die dasselbe beeinflussenden Handlungen, besonders auf deren etwaigen dolosen Charakter, nicht auf die pedantische Beobachtung gewisser äußerlicher Formalitäten, welche zwar nicht unnütz sind und sich auch immer mehr einbürgern müssen, deren Einzelheiten aber nicht für die Gültigkeit einer ganzen Wahl maßgebend sein können. Ebensovohl möge man sich vor einer allzu complicirten Wahl-Arithmetik, wie sie manchmal schon getrieben wurde, hüten. Wo z. B. ein ganzer Wahlkreis von unberechtigten Beeinflussungen inficirt war, wird durch die Vernichtung einer Anzahl anrüchiger Stimmzettel noch keine Wiederherstellung erzielt; denn wer kann die Stimmzettel zählen, welche gar nicht bis zur Wahlurne gelangten, weil sie durch Einschüchterung entfernt blieben! Ist auch geschieht durch partielle Stimmzettel-Cassirungen den ehrlichen Leuten ein Unrecht. Es muß aber überhaupt vermieden werden, daß die begangene Unordnung mittelbar der Partei zu Gute komme, von der sie ausging, weil sich sonst leicht eine Praxis der gefährlichsten Mißbräuche ausbilden könnte.

Daß das Wahlgeheimniß, besonders in den kleineren Bezirken, nicht mit absoluter Sicherheit zu wahren ist, wird von zahlreichen Erfahrungen dargethan. Unter Umständen können die einzelnen Fälle gleichgültig sein, unter Umständen kann die Gültigkeit der Wahl davon abhängen. Den Wahlprüfenden muß auch hier das Recht des freien Ermessens unverfürzt zur Seite stehen. Allein das von allen Seiten anerkannte Mittel — zwar nicht zur radicalen Durchführung des Wahlgeheimnisses, aber doch zu dessen relativ höherer Sicherung — welches in der allgemeinen Einführung gleichmäßiger Stimmzettel-Couvert's besteht, sollte nicht länger vorenthalten bleiben.

Zu den bedenklichen Eigenthümlichkeiten unserer Wahlordnungen gehört es auch, daß die beanstandeten Mitglieder bis zur definitiven Entscheidung des Falles Sitz und Stimme einnehmen. Es sind im preussischen

Abgeordnetenhaus schon Abstimmungen entschieden worden durch beanstandete Mitglieder, deren Mandate später cassirt wurden. Mindestens müßte die Versammlung nach Lage des Falles über das Stimmrecht der Beanstandeten zu erkennen haben.

Wir haben schon erwähnt, mit welcher Vorsicht die Engländer an der Grundlage ihres Repräsentativsystems festhielten, so daß jeder Fortschritt auf das Mühseligste erkämpft werden mußte. Natürlich behauptet jede berechnete Körperschaft mit Fähigkeit die Basis ihres Rechtsbestandes und zwar um so energischer, je umfassender die ihr zustehenden Rechte sich entwickelt haben; sie vollzieht damit zugleich eine geheiligte Pflicht. Den socialen Neuerungsdrängen muß eine Kraft des Beharrens entgegenstehen, denn jede Neuerung trägt ein wenig den Charakter des Experimentes an sich; an die Stelle der bekannten und für unerträglich gehaltenen Mißbräuche könnten leicht bisher unbekannt und darum schon minder erträgliche Mißbräuche treten. Auch ist der ganze Umfang einer socialen Reform schwer zu überschauen. Mit der Reform-Acte von 1832, über die trotz ihres fragmentarischen Charakters selbst ein Lord John Russell das Princip der „Finalität“ aussprach, während berühmte englische, sowie deutsche Philosophen und Staatsgelehrte darin den Verfall Englands erblickten, sollte eigentlich der Grundcharakter des Unterhauses nicht verändert, nur das darin vertretene industrielle Interesse sollte dem Grundbesitz-Interesse gegenüber mäßig verstärkt werden. Jedenfalls wäre ohne diese Wahlreform das große Gesetz von 1846, die Abschaffung der menschenmordenden Getreidezölle, niemals durchgegangen. Ein volles Menschenalter später, zu derselben Zeit, als Deutschland leichten Herzens mit beiden Füßen in das allgemeine Stimmrechtssystem hineinsprang, thaten die Engländer nun erst einen weiteren Schritt auf der Bahn des immer noch beschränkten Stimmrechts. Das Gesetz vom 15. August 1867, welches von einem lauen Freunde als ein „Sprung in's Dunkle“ bezeichnet wurde, hält immer noch an Besitz- und Domicil-Dualificationen fest; aber indem es dieselben erleichtert, mindert es auch die Gegensätze zwischen Stadt und Land.

Die englischen Politiker, so durchdrungen sie größtentheils von den Fährlichkeiten einer demokratisch konstituirten regierenden Klasse sind, verhehlen sich doch nicht, daß alle Wegweiser dahin deuten.

Selbstverständlich denkt man überall nur für die unmittelbare Rationalvertretung an das allgemeine Stimmrecht. Wo einzelne Standes-Interessen oder die Wahrung gewisser Vermögens-Verhältnisse wohl berechtigt sind, wie in der Communalverwaltung und bei sonstigen Mittelgliedern zwischen den Individuen und dem Gemeinwesen, da wäre das allgemeine Stimmrecht nicht am Platze; es würde ungerecht und könnte nur auflösend wirken. Das Selfgovernment ist nicht der Boden des allgemeinen Stimmrechts, wohl aber

die beste Vorschule desselben für die verschiedenen Interessentkreise. Die Interessen wollen und sollen vertreten sein, aber als solche, d. h. in den engeren Kreisen, wie in den weitesten die nationalen Gesinnungen. Der Abgeordnete soll den ganzen Staat vertreten, nach seiner eigensten Ueberzeugung, nicht nach den Mandaten seiner Wähler. Er begeht Felonie, wenn er ein locales Interesse vorzugsweise in's Auge faßt. Nur wenn diese Anschauung lebendig ist, hat das allgemeine Stimmrecht einen Sinn; sonst würde es nur das Uebergewicht der Unbildung bedeuten. In der That drängt das vorschreitende Stimmrecht regelmäßig die Interessengruppen etwas zurück und bringt die idealen Parteiprogramme schärfer zum Ausdruck. Aber in demselben Verhältniß und aus demselben Grunde sind auch die Organe des beschränkten Stimmrechts oft mächtiger und selbstbewußter, als die des allgemeinen.

In England vertrat Earl Grey die aristokratische Ansicht, mit der er keineswegs allein stand: wenn es jemals dazu kommen sollte, daß statt des Besitzes die Zahl zur Grundlage des Wahlrechts würde, dann müßten die Privilegien und Befugnisse des Unterhauses eingeschränkt werden; nur neben dem Uebergewicht einer gebildeten Minorität, wie in England (vor 1867) bedürfe eine Regierung so wenig der cäsarischen Machtmittel. Allein die Herrschaft des britischen Unterhauses ist so fest begründet, daß derartige Theorien sie nicht erschüttern können. Sollte die traditionelle Entwicklung, innerhalb deren das Unterhaus seine mächtigen Functionen ausübt, einmal unterbrochen werden, so würde sich doch schwerlich eine ihm ebenbürtige Macht zur Correctur desselben finden, es sei denn im allgemeinen Stimmrecht selbst.

Im Jahre 1865 hatte der bekannte Statistiker Leone Levi die Berechnung aufgestellt, daß bei einer britischen Volksvertretung nach der Zahl 4 Procent auf die höheren, 32 auf die mittleren und 64 auf die arbeitenden Klassen fallen würden; während im Verhältniß zu der directen Besteuerung 83 Procent auf die höheren, 13 auf die mittleren und 4 auf die arbeitenden Klassen kämen. Dieses Rechenexempel, welches annähernd richtig sein mag, zeigt allerdings ungeheuere Gegensätze; aber es ist höchst unwahrscheinlich, daß die Fluctuationen des passiven Wahlrechtes den Veränderungen des activen Wahlrechtes in gleichem Schritt folgen sollten, oder vielmehr, daß der Charakter und das Gepräge der Gewählten sich ebenso verändern sollten, wie die Standesverhältnisse der Wähler. Wenigstens war das noch in keinem Lande von alter Cultur zu beobachten; da wirken noch eine Reihe von Factoren mit, welche sich nicht in Zahlen fassen lassen. Auch nach der ersten Reformbill blieb das Verhältniß in England derartig, daß ein gutes Drittel der Unterhaus-Mitglieder auf die eine oder andere Weise mit dem Adel des Landes zusammenhing, und vermuthlich findet auch nach dem zweiten Reformacte noch ein ähnliches Verhältniß, wenn auch hoffentlich in einem schwächeren Maasstabe, statt.

Zu einem wohl organisirten Parteileben lösen sich historische Kräfte aus, welche den nackten Rationalismus der Wahlmechanik modificiren und die bestehenden Institutionen selbständig weiter bilden helfen. Aber diese Aussicht genügt nicht, die englischen Staatsmänner und Publicisten ohne Weiteres über die unbekanntenen Möglichkeiten ihrer demokratischen Zukunft und über die gute Erziehung ihres künftigen Wahl-Souveräns zu beruhigen. Sie beschäftigen sich damit, eine Reihe von Sicherheitschrauben in Erwägung zu ziehen. Bald sollten die Männer der Intelligenz mehrere Stimmen (Plurality of votes) haben — ein umgekehrtes Klassen-Wahlssystem; bald sollte für die Vertretung der Minoritäten besondere Sorge getragen werden.

Die Berücksichtigung der Minoritäten hat auch im Gesetze von 1867 einen Platz gefunden, insofern Sect. IX. und X. bestimmen, daß in denjenigen Wahlbezirken, welche durch drei Mitglieder vertreten sind, jeder Wähler nur für zwei Candidaten stimmen solle, und in der Stadt London, welche vier Vertreter hat, Jeder nur für drei. Da das absolute Stimmenmehr nicht vorgeschrieben ist, so wird dadurch erreicht, daß jede irgendwie erhebliche Minorität unter drei Candidaten einem der Ihrigen zum Siege verhelfen kann. Aber was ist die Folge davon? Die Folge ist, daß Liverpool Manchester u. a. m. statt drei Vertreter nur einen haben, indem der dritte sich mit einem der beiden Ersten abpaart. Hier liegt also eine Unterdrückung der Majoritäten vor und eine unbillige Mindervertretung großer, im vollen Leben wurzelnder Kreise.

Die Sorge für die Minoritäten hat das vielbesprochene, in England von Stuart Mill und Henry Fawcett, in Deutschland von Robert von Mohl*) befürwortete System des Herrn Thomas Hare (zuerst 1859 veröffentlicht) hervorgerufen, welches verführerisch aussieht, aber schwerlich sich hält. Es besteht darin, daß jeder Wähler seine Stimme irgend einem Candidaten geben kann und daß jeder Candidat, der eine gewisse Anzahl von Bülletins auf seinen Namen gesammelt hat, als gewählt zu betrachten ist. Natürlich müßte diese Organisation mit großem Scharfsinn so veranstaltet werden, daß keine Fälschung möglich wäre, daß möglichst wenig Stimmen verloren gingen und daß nur die gesetzliche Anzahl von Deputirten die hinreichende Stimmenzahl erlangen könnte.

Mir scheint der Kernpunkt dieses, wenn es ausführbar sein sollte, jedenfalls äußerst verwickelten Systems weniger in der Vertretung der Minoritäten, als in der Beseitigung der localen Einflüsse und dem Siege der Capacitäten zu liegen. Wer mit offenem Sinne die heutigen Zustände betrachtet, kann von einer Unterdrückung der Minderheiten im Ernste nicht sprechen. Die Minorität des einen Ortes ist Majorität an andern, und da jeder Abgeordnete,

*) Der im Uebrigen ein Anhänger methodischer Interessenvvertretung war. Er hat aber niemals den Versuch gemacht, diese beiden weit aus einander liegenden Gesichtspunkte zu vereinbaren.

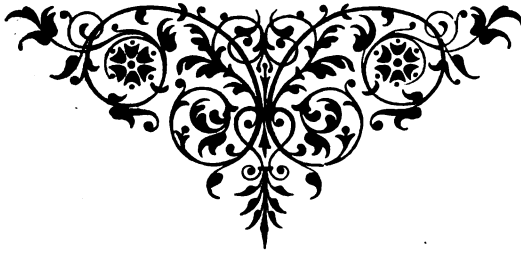
die Gesamtheit zu vertreten hat, so kann auch jede Partei und jedes Individuum sich in dem Abgeordneten vertreten sehen, der ihren Ueberzeugungen am nächsten steht. Es könnte doch nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn beispielsweise eine Partei, welche numerisch ein Drittel der Bevölkerung ausmacht, nicht auch ungefähr ein Drittel der Wahlkreise erobern sollte, — vorausgesetzt, daß sie denselben Eifer anwendet und ebenso genau weiß, was sie will, wie die anderen Parteien. An Eifer und Selbstgefühl pflegt es aber den Minoritätsparteien nicht zu fehlen. Die Gegner des bestehenden (localisirten) Wahlsystems denken sich etwas, das nie und nirgends stattfindet, nämlich, daß in jeder einzelnen Localität die verschiedenen Parteien sich nach völlig gleichen Proportionen gegenüber stehen. Als ob nicht schon Stadt und Land einen entscheidenden Unterschied machten, Bildung und Wohlstand und alle mannichfaltigsten Interessen auf das Bunteste und Ungleichartigste vertheilt wären! — In der That hat das Hare'sche System eine ganz andere Bedeutung und beruht auf einer ganz anderen Voraussetzung: Indem es jedem Wähler einen überall gültigen Wahlzettel in die Hand steckt, nimmt es ein überwiegend persönliches, gleichsam ein angeborenes Wahlrecht zum Ausgangspunkt. Es entbindet den Einzelnen von den einschränkenden Stimmverhältnissen der ihn umgebenden Wahlkörperschaft, aber es entzieht ihm auch den Einfluß auf dieselbe; es isolirt ihn und verändert dadurch die ganze geschichtlich gewordene Wirksamkeit und die Zusammengehörigkeits-Verhältnisse der bisherigen Wahlordnung. Stuart Mill ist sich bei der Vertretung des Hare'schen Vorschlages dieses Endzieles wohl bewußt; er meint auf diesem Wege die Aera des allgemeinen Stimmrechts für England vorbereiten zu können und ein neues Zeitalter parlamentarischer Reform einzuweihen, nach der Durchgangszeit des Kampfes die Siegesperiode der Repräsentativ-Verfassung. Nicht mit Unrecht fürchtet er von der numerischen Vertretungsform ein weiteres Zurückdrängen der Capacitäten; er möchte neue Kräfte heranziehen. Seine Auffassung kommt aber über einen gewissen äußeren Mechanismus nicht hinaus, wenn er z. B. sagt: In hundert Wahlbezirken können die Deputirten überall mit der Hälfte und einer Stimme darüber erwählt sein, so daß demnach das halbe Land vertreten wäre; die schwache Majorität ist selbst aber meistens erst das Product einer Abstimmung innerhalb der liegenden Partei, so daß in Wahrheit nur Minoritätswahlen durchdringen. Damit widerlegt er sich selbst am schlagendsten, indem er sich darauf beruft, daß schon jetzt die Diagonale der Gesinnungen zum Ausdrucke kommt. Wenn er die gegenwärtige Partei-Organisation in England für ein Uebel hält, so hat er doch keinen Grund, dieselbe als das ausschließliche Product der Localisirung der Wahlen zu betrachten; sonst hätte ja diese überall sich vorfindende Thatfache überall dieselben Folgen hervorrufen müssen.

Diese ganze arithmetische Berechnungsweise, geht von der seltsamen Hypothese aus, daß $\frac{1}{2}$ Nation + 1 Mann, in welcher blos $\frac{1}{4}$ Nation + 1 Mann als Majorität der Majorität zu stecken hat (u. s. w. bis zum

winzigsten Bruchtheil) das Ganze durch ein electorales Taschenspielerkunststück beherrschen könnte. Die Herrschaft des öffentlichen Geistes, unter welcher vor Allem die freien und allgemeinen Wahlen stehen, gleicht schlimmere Uebeneheiten aus, als diese mit Stuart-Mill'scher Sophistik ausgeklügelten. Warum sollten denn der wirklichen Majorität nicht wenigstens die Mittel zu Gebote stehen, mit welchen die von Stuart-Mill ausgerechnete Minorität zum Schein der Majorität gelangt?! Warum sollte die Minorität compacter auftreten können, als die Majorität?! Daß alle Parteien nur durch Gesinnungs-Compromisse und Vermittelungen zusammenhalten, hat mit dieser oder jener Form oder Reform des Wahlrechts gar Nichts zu thun. Es ist das innerste Wesen jeder praktischen Politik überhaupt, welches sich in den fortschreitenden Compromissen ausdrückt. Wünschenswerth wäre reichlich das Zurückdrängen der localen Einflüsse und der Local-Interessen, mit denen so oft reactionärer Schwindel getrieben wird. Ob aber der dagegen gemachte Vorschlag, wenn er ausführbar wäre, nicht das Kind mit dem Bade verschütten würde, steht dahin. Bei einer so atomistischen Vertretungsform würde der lebendige Zusammenhang zwischen den Wählern und dieser mit dem Candidaten unterbrochen; die Wahlkörperchaften würden nicht mehr Brennpunkte der öffentlichen Meinung darstellen. Das System würde allerdings eine Menge parlamentarischer Localgrößen durch wirkliche Capacitäten ersetzen, worauf der englische Radicalismus mit Recht großen Werth legt; aber die Ueberlässigkeit der Interessen und die schärfere Gruppierung der Parteien ginge verloren. Nach dem ersten Duzend wirklicher Capacitäten kämen die Sonderlinge und Sectirer an die Reihe, welche sich eine Gemeinde nothdürftig zusammenwarben. Oder — und das wäre auf die Länge das Wahrscheinlichere — jede Partei müßte die ganze Verfügung über ihre gesammte Stimmzahl in die Hände eines kleinen Ausschusses legen und auf die Bethätigung persönlicher Sympathien völlig verzichten. Mit scharfsinnigem Eindringen in die Einzelheiten der Ausführbarkeit hat der geistreiche Walter Bagehot dem Hare'schen System ein solches Prognostikon gestellt. Er weist auch nach, daß sich dieses so überaus complicirte „System der freiwilligen Wahlkörperchaften“ weder mit der äußeren Unabhängigkeit, noch mit der Mäßigung, welche einem machtvollen Parlament innewohnen müssen, vertragen würde.

Es ist übrigens nicht zu befürchten, daß dieses viel besprochene Project jemals in der Wirklichkeit die Gestalt eines politischen Ereignisses annehmen würde. Keine zur Herrschaft gelangte Partei wird sich auf ein solches Experiment einlassen. Während gerade der deutsche Conservative, der sich dafür begeistert hat, es für einfach und unumgänglich erklärte, haben die englischen Radicalen, die ihm Gevatter standen, sich mit ängstlicher Bescheidenheit darüber geäußert. Es giebt in der Politik Theorien, deren Bedeutung anderswo liegt, als in ihrer praktischen Durchführbarkeit. So liegt der Werth der Hare'schen Combination in der schärferen Analyse des allgemeinen

Stimmrechtes und dem Hinweis auf dessen mißbräuchliche Anwendbarkeit. Und damit wären wir zu unserem Ausgangspunkt zurückgekehrt: das beste Wahlssystem, wie die beste Verfassung, sind keine Maschinen, die, einmal geheizt oder aufgezogen, von selbst weiter arbeiten, sondern ihre Güte besteht darin, daß sie dem öffentlichen Geist den geeignetsten Wirkungskreis bereiten und daß sie alle Einzelkräfte befähigen und bestimmen, in entsprechender Weise an dem Gemeinwesen sich zu betheiligen.





Die Cultur der Hochrenaissance in Italien.

Von

Wilhelm Lübke.

— Stuttgart. —



egen Ausgang des 15. Jahrhunderts schiebt sich die Kunst in Italien an, den Gipfel der Vollendung zu ersteigen. Die Malerei geht von dem durchgebildeten Naturalismus, mittelst dessen sie fast ein Jahrhundert lang daran gearbeitet hatte, sich die ganze Welt der Erscheinungen zu unterwerfen, zu jener hohen, freien Idealität über, in welcher alles Einzelne zu stilvoller Größe geadebt wird. Sie erreicht dies Höchste durch die angespannte Thätigkeit einer Reihe der größten Meister, neben welchen selbst die bedeutendsten unter den Vorgängern in zweite Linie zurücktreten müssen. Diese Entwicklung reicht bis gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts, an einzelnen Orten selbst noch über diese Zeit hinaus. Alles was innerhalb dieses Zeitraums geschaffen wurde, ist wie mit dem glänzenden Widerschein eines höheren Daseins geweiht. Man erkennt, daß die gesammelte geistige Kraft der Nation in diesen Schöpfungen ihren vollkommensten Ausdruck gefunden hat.

Wo irgend wir sonst in der Geschichte einem hohen künstlerischen Aufschwung begegnen, pflegt derselbe das Ergebniß eines kraftvollen politischen Lebens, eines in Gesundheit blühenden Volksthums zu sein. Anders im Cinquecento Italiens. Erwägen wir die damaligen politischen Verhältnisse des Landes, vor Allem die sittlichen Zustände des öffentlichen Lebens, so gewinnen wir den Eindruck, daß die farbenglühende Wunderblume jener Kunst aus dem giftgeschwängerten Boden eines moralischen Sumpfes emporsteigt. Unser Staunen wächst, wenn wir gewahren, daß diese Kunst im Ganzen und Großen, mit verschwindenden Ausnahmen, in dem holden Farbenreiz, in der würzigen Reinheit ihres Duftes keinen Hauch von jener Fäulniß verräth. So erwächst uns denn die Aufgabe den tieferen Gründen dieser Erscheinung nachzuspüren.

Gegen Ende des 15. Jahrhunderts war so ziemlich der letzte Rest mittelalterlicher Städtefreiheit in Italien verschwunden. Aber auch die ansehnliche Zahl kleinerer Gewalthaber, welche sich namentlich in Oberitalien und der Romagna sowie in Umbrien, Herrschaften gebildet hatten, waren zu Gunsten größerer Territorien mit allen Mitteln von List und Gewalt beseitigt worden. Eine der letzten Massenvertilgungen der kleineren Tyrannen wurde durch Cesare Borgia in Scene gesetzt, als dieser rücksichtslose Würger seine Condottieri nach Sinigaglia lockte und Alle auf einen Schlag erdroffeln ließ. So ging aus den erbitterten Kämpfen um Macht und Einfluß eine Reihe von größeren Staaten hervor, unter denen Venedig, Mailand, Florenz, Neapel und der Kirchenstaat die ersten Rollen spielte. Den letzteren in die Reihe der italienischen Staaten einzufügen, war schon seit Sixtus IV. die Politik der Päpste. Alexander VI. und sein ruchloser Sohn setzten diese Bestrebungen ausschließlich in der Absicht fort, die Familie Borgia zu erhöhen; und kein Mittel, weder Gift noch Dolch, Verrath und Ueberfall jeder Art wurden von dem Oberhirten der Christenheit verschmäht, dieses schmachvolle Ziel zu erreichen. Als dann der energische Julius II. den päpstlichen Stuhl bestieg, nahm er die Politik der Borgia auf, bebte ebenfalls vor keiner Verrätherei und keiner Gewaltthat zurück, hatte aber wenigstens die Entschuldigung, nicht dem schnöden Privatinteresse einer Familie, sondern, nach der Auffassung jener Zeit, der Kirche zu dienen. Aber während er den äußeren Glanz und die politische Machtstellung des Kirchenstaates auf's Höchste steigerte, zog er die rein geistige Macht der Kirche dessen, der da gesagt hat: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt,“ in den Strudel profaner Angelegenheiten, in den befleckenden Schlamm einer ruchlosen Politik hinein. So entstand jene Verquickung des Heiligen mit dem Profanen, welche der ferneren Entwicklung des Papstthums einen so verhängnißvollen Charakter aufgeprägt, einen großen Theil der christlichen Welt zum Abfall gezwungen und sich mit den hochherzigen Einheitsbestrebungen der italienischen Nation in Todfeindschaft gesetzt hat. Erst in unseren Tagen sollte es den Italienern gelingen, unterstützt durch das gute deutsche Schwert, diese unheilvolle Verknüpfung zu lösen.

Die moralischen Schäden, welche aus jenen politischen Zuständen sich für die Nation ergaben, traten in allen Erscheinungen des Lebens zu Tage. In dem eigennütigen Kampfe der einzelnen Staaten und Herrscher erlosch bis zum letzten Funken der nationale Gedanke, der Sinn für die Einheit, Freiheit und Größe des Vaterlandes, der in Dante noch zu glühenden Jornesflammen emporgeschlagen war. Was früher dafür eine Art Ersatz geboten hatte, die leidenschaftliche Liebe zur Vaterstadt, einer der stärksten Antriebe bei den großen Schöpfungen des Mittelalters, sichte ebenfalls dahin. Ebenfowenig gab es in dem damaligen Italien eine Anhänglichkeit an legitime, angestammte Herrscherfamilien, da solche überhaupt nicht vorhanden waren, sondern die bestehenden Dynastien sich durch Usurpation

gebildet hatten. Man ließ die einmal vorhandene Gewalt über sich ergehen, sank zu immer größerer Stumpfheit und politischer Interessellosigkeit herab und rächte sich für den Verlust der Selbständigkeit höchstens durch Schmähreden und Pasquille.

Noch bedenklicher litt der öffentliche Zustand dadurch, daß die einzelnen Staaten, um sich einander zu erwehren und an Macht zu überflügeln, zu Bündnissen mit auswärtigen Mächten sich gezwungen sahen. So wurde damals wiederum Italien von fremden Heeren verwüstet und selbst Julius II., trotz seines Programms, die Fremden aus Italien zu vertreiben, konnte den Bündnissen mit auswärtigen Mächten nicht entgehen. Nichts ist verwirrender, als das Schauspiel der stets von Neuem geknüpften und eben so schnell verrätherisch gebrochenen Bündnisse, welches namentlich die Politik des damaligen Papstthums darbietet. Dies ränkevolle Spiel voll Tücke und Arglist ging mit jeder Art Blutthat, mit Gift und Dolch Hand in Hand. Es gibt im damaligen Italien nirgends Treue und Glauben, nirgends Redlichkeit, nirgends Respect vor geheiligten Verträgen. Meineid und Wortbruch sind die tägliche Nahrung dieser Politik. Der größte Staatsmann der Zeit, Niccolo Machiavelli, spricht von all' diesen Dingen mit einer kühlen Ruhe, als ob sie sich von selbst verständen. Als Julius II. mit Zurücklassung seiner militärischen Begleitung in Perugia, das sich ihm, ergeben hatte, einzog, tadelte Machiavelli den ruchlosen Tyrannen der Stadt, Giampolo Baglione, daß er nicht die Gelegenheit zu einer großen That benützt habe, deren Ruhm alle damit verbundene Schmach und Gefahr überragt haben würde. Dagegen verhehlt derselbe Machiavelli seine Bewunderung des Cesare Borgia nicht. Wie an der meisterhaften Exposition eines Drama's, wie an der harmonischen Schönheit eines Kunstwerks, labt er sich an dem schaurigen Netz von Tücke, Arglist und Mord, in welches der blutdürstige Borgia seine Opfer verstrickt. Und doch, wer an die Gräuel der Baglioni'schen Bluthochzeit denkt, der mag es als ein nicht unverdientes Verhängniß betrachten, daß so viele kleinere Schlangen durch den Drachen Cesare unschädlich gemacht wurden. Man begreift aber, welche sittliche Verödung im Gemüthe eines Volkes einreißen muß, dem die begeisterte Liebe zum gemeinsamen Vaterlande, Treue und Glauben gegen Herrscher und Regierung, stolze Freude an der Blüthe des Staates mit dem letzten Rest politischer Selbstthätigkeit zu Grunde gegangen sind. Mit Recht bezeichnet schon Machiavelli das Papstthum als den Fluch des italienischen Volkes, da es durch seine politische Rolle die Nation um Einheit, Macht und Freiheit gebracht.

Aber noch unheilvoller wurde die Priesterherrschaft für den Geist der Nation, da sie denselben im tiefsten Grunde entfittlichte. Das frivole Spiel mit dem Heiligsten, die unglaubliche Lasterhaftigkeit der Priesterschaft, in welcher die Weltgeistlichen mit den Mönchen um den Preis der Ruchlosigkeit wetteiferten, hatte längst bei einem ohnedies sinnlich gearteten Volke die Religion zu roher Aeußerlichkeit entwürdiget. Zu Alexander's VI. Zeit war

Rom eine Banditenhöhle geworden, angefüllt von Muechelmördern und Spionen. Als der Herzog von Gaudia, des Papstes älterer Sohn, dem Ehrgeiz seines Bruders Cesare im Wege stand und plötzlich durch nächtlichen Muechelmord aus dem Wege geräumt wurde, bezeichnete die allgemeine Stimme Cesare als den Mörder. Frecher und offenkundiger würgte er den Gemahl seiner Schwester Lucrezia, wie er vorher den Lieblingskämmerer seines Vaters Pedro Caldes unter des Papstes eigenem Mantel erdolcht hatte. Daneben wüthete im Stillen das bekannte weiße Pulver der Borgia und räumte mit unheimlicher Sicherheit unter den Cardinälen auf, die sich nicht gefügig erwiesen. Als daher Alexander VI. plötzlich starb und mit ihm zugleich Cesare gefährlich erkrankte, war man allgemein überzeugt, daß sie aus Versehen ein Gift genommen, welches sie für Andere bestimmt hatten. Beim Anblick der gräßlich entstellten Leiche, der schwarz aufgelaufenen, aufgedunsenen Jüge weideten, wie ein Geschichtschreiber sagt, Tausende die haßentflammten Blicke an dem todten Drachen, der die Welt vergiftet hatte. Der Schlimmste aber lebte und würgte noch eine Zeit.

Das Alles sind weltbekannte Dinge; aber man muß sie stets dem Gedächtniß erneuern, wenn es sich um eine richtige Vorstellung von jenen Zeiten handelt.

Nicht mehr so grauenvoll, aber nicht minder entfittlicht waren die Zustände Roms unter Julius II. und dem frivolen Lebemann Leo X., der mit Schmunzeln von der „einträglichen Fabel des Christenthums“ zu sprechen pflegte. Unter letzterem wurde der Vatican eine Schaubude für Possenreißer, Comödianten und Tänzer, und die Wände widerhallten von wiederndem Gelächter über die gemeinen Spässe und Joten der päpstlichen Schaubühne. War es doch ein Cardinal, der durch seine Verbindung mit Rafael berühmt gewordene Bibbiena (Bernardo Dovizi), der eine der beliebtesten damaligen Comödien, die Calandra, geschrieben hatte, welche Leo X. bei Anwesenheit der Marchesa Isabella Gonzaga im Vatican aufführen ließ. Der edlen Fürstin gefiel das Stück dermaßen, daß sie es später auf ihrer Bühne in Mantua zu wiederholen befaß; wahrlich nur ein Beweis von der sittlichen Integrität jener erlauchten Dame, deren kräftiger Geist zu den höchsten Erscheinungen jener goldenen Zeit gehört und, fern von aller Brüderie, im Gefühl ihrer Lauterkeit auch derben Cynismus zu ertragen vermochte. Der Dichter hat die Menächmen des Plautus dadurch noch zu überbieten gesucht, daß die zu fortwährenden Verwechslungen Anlaß gebenden Zwillinge ein Bruder und eine Schwester sind, wodurch dann eine Reihe von Situationen herbeigeführt wird, wie sie sich possenhafter, aber auch unzüchtiger nicht denken lassen. Allerdings muß man stets die Verschiedenheit im Schicksal: geit:gefühl der einzelnen Zeit im Auge behalten, wie denn manches Plump: ja Ubsöne selbst bei Shakespeare als Ausfluß einer derberen Zeit hinzuzurechnen ist; aber in der Calandra handelt es sich um nichts als um grobe Unfittlich: keit und Alles wird mit einer cynischen Deutlichkeit ausgemalt, die denn doch ein schlimmes Licht auf die sittlichen Zustände wirft.

Und ein weiterer Blick auf die italienische Literatur jener Zeit wird dieß Urtheil bestätigen. Wenn im 15. Jahrhundert die Literatur durch ihre unmittelbare Anlehnung an classische Vorbilder und durch die Aufnahme der lateinischen Sprache, in der man das Ausdrucksmittel für alles Höhere verehrte, einen einseitig gelehrten Zuschnitt erhalten hatte, gegen welchen sich freilich Einzelne, wie Lorenzo de Medici zu Gunsten der Vulgärsprache und eines populären Inhalts auflehnten, so entwickelt sich bald nach dem Beginn des 16. Jahrhunderts eine nationale Literatur von eigenthümlicher Mannichfaltigkeit und Ueppigkeit. Von der Lyrik mit den Tausenden von Sonetten und Madrigalen ist am wenigsten zu sagen, da in diesen eng begrenzten Gattungen die Versuchung zu gezielter und geschraubter Ausdrucksweise zu nahe lag. Und doch ist hier schon die Meisterschaft in Beherrschung der Form bewundernswerth und beweist am besten, daß das formale Talent in den Italienern eine allen andern Nationen überlegene Ausbildung erlangt hatte. Auch fehlte es nicht an einzelnen Dichtern, welchen wie Serafino d'Aquila manches einfach Schöne im echten Tone des Volkslieds gelang. Zu diesen Ausnahmen darf man auch Vittoria Colonna und Michelangelo zählen. Hier ist wahre Empfindung, tiefgesättigter Gedankengehalt, Adel der Seele und kräftiger Wohlklang des Ausdrucks. Für Vittoria wurde der frühe Verlust ihres ritterlichen Gemahls, Ferrante d'Alalos, Marchese von Pescara, der Quell der Dichtung. Ein echter Schmerz gibt ihr jene elegischen Klagen ein, die so ergreifend aus ihren Versen uns entgegen tönen. Immer mehr gibt sie sich dann gegen Ausgang ihres Lebens einer fast ascetischen Stimmung hin, die nur im Anschluß an das ewige Heil den Frieden findet. Einen ähnlichen Entwicklungsgang nimmt die jener innig von ihm geliebten Frau verwandte Gemüthsstimmung Michelangelo's. Wie weiß er in seinen früheren Gedichten das Sehnen einer unerfüllt gebliebenen reinen Liebe zu schildern:

„Wer ist's, der mit Gewalt mich an Dich reißt,
 So frei ich bin, gefesselt und gebunden?
 Wenn ohne Kette Du zu Ketten weißt,
 Mit unsichtbarem Band mein Herz umwunden!
 Wer wird vor Deinem Antlitz mich beschützen,
 Wer vor dem Flammenblitz der Augen,
 Aus denen Amor selbst die Pfeile sendet?“

Und wer wird nicht ergriffen von dem Ausdruck glühender Hingebung in dem schönen Sonett:

„Wie wunderbar, o Herrin, wenn auch immer
 Wir's neu erfahren, daß für läng're Zeiten
 Ein Bildniß lebt, das wir aus Stein bereiten,
 Als der, der ihm verlich des Lebens Schimmer!

Den Ursprung siehst am letzten Ziel Du nimmer,
 Es weicht Natur der Kunst im Siegeschreiten;
 Ich weiß es, dem des Meißels Lust und Streiten
 Bekannt — und seh' im Geist des Daseins Trümmer.

Ein langes Leben, sei's in Stein, in Farben,
 Könnst' ich im Abbild schaffen für uns Beide,
 Drinn un're Seel' und Büg' ich eingeschrieben:

Daß tausend Jahre noch, nachdem wir starben,
 Man säh' wie schön Du war'st, der ich mich weihte,
 Und wie nicht Thorheit war mein heißes Lieben!"

Um die volle Wirkung dieser edlen Gedichte zu empfinden, muß man sie in der Ursprache lesen, deren markiger Klang, gedankenvolle Schönheit und rhythmischer Schwung selbst durch die beste Uebersetzung nicht erreicht wird:

„Sicchè mill' anni dopo la partita,
 Quando tu bella fosti, ed io t'amassi,
 Si veggia, e come a amarti non fui stolto.“

So finden wir denn in der italienischen Lyrik jener Zeit neben manchen Erfünstelten und Geschraubten nicht selten den Ausdruck echter Empfindung und tiefer Gedanken. Und es fehlte diesen Schöpfungen keineswegs an einer lebendigen Theilnahme der Zeitgenossen. Besonders galt dies bei dem erregbaren Naturell der Nation von den Vorträgen der Improvisatoren, denen man mit einer Begeisterung lauschte, wie im Alterthum den homerischen Rhapsoden oder im Mittelalter den Gefängen der Troubadours. Von dem berühmtesten unter diesen Volksdichtern, Bernardo Accolti aus Arezzo, den man „l'Unico Aretino“ nannte, wird uns berichtet, daß er namentlich am Hofe Leo's X. sowie am Urbinatischen in großem Ansehen stand. Wenn sich die Kunde verbreitete, „der Einzige“ werde singen, so schloß man alle Läden; Handel und Verkehr standen still und die Menge strömte hin, ihn zu hören. Athemlos lauschten ihm Vornehme und Geringe man stellte Wachen an die Thüren, um Störungen zu vermeiden, Beifallsalben begleiteten seine Worte und die vornehmsten Prälaten drängten sich heran, ihn mit überschwänglichem Lobe zu überschütten.

Und doch steht ungleich glänzender das Epos in einer Reihe hochbegabter Dichter auf und hier vor Allem erkennt man sowohl die Schwächen wie die Vorzüge der nationalen Phantasie. Es war kein einheimischer, sondern ein entlehnter Stoff, die französischen Sagen vom Kaiser Karl und seinen Paladinen, welche die italienische Dichtung zum Gegenstand nahm. Da aber die mittelalterliche Welt mit ihren feudalen Verhältnissen, mit Ritterlichkeit, Treue und Keuschheit den damaligen Italienern unendlich fern lag, so vermochten sie diese ganze Welt nur durch das Medium des Spottes und der Ironie zu betrachten. So ergibt sich denn ein subjectives Hervortreten des Dichters, der in souveräner Redheit mit seinem Stoffe schaltet. Wieder ein Beweis von der frühen und starken Ausbildung des Individualismus in Italien. Am wenigsten bemerkt man diesen durchaus modernen Standpunkt bei Bojardo, der in seinem verliebten Roland zwar die bunte Phantasie dieser Märchen- und Sagenwelt in ihrem kaleidoskopischen Wechsel dem Auge vorführt, aber noch in ernsthafter Weise das Ritterthum mit seinen idealen

Eigenschaften verherrlicht. Dagegen hatte schon Luigi Pulci in seinem „Morgante maggiore“ den Ton schalkhafter Romik angeschlagen, und in den Gestalten seines ungeschlachteten Titelhelden und des noch ungeschlachteren Margutte ein poffenhaftes Element eingeführt. Die ganze Frivolität der Renaissancecultur Italiens sichert aus seinem mit schlüpfrigen Scenen durchwebten Gedichte unberholen hervor; und nicht minder keck ist der Spott, den er mit den heiligsten Einrichtungen der Kirche treibt. Man kann das Sacrament der Taufe z. B. nicht boshafter verhöhnern als es im achten Gesange geschieht, wo die heidnische Prinzessin Meridiana sich schleunig taufen läßt, weil sie nur unter dieser Bedingung Olivier's Liebe erlangen kann. Was aber in diesen Dichtungen Liebe heißt, ist himmelweit entfernt von der edlen durchgeistigten Flamme, die wir darunter verstehen, ist ausschließlich nur roher Sinnengenuß. Nicht minder frivol sind die Anrufungen Gottes, der Madonna und der Heiligen, mit welchen jeder Gesang beginnt, wie denn gleich der Anfang des ersten das Evangelium Johannes travestirt und im zweiten sogar der für uns gekreuzigte höchste Jupiter („summo Giove, per noi crocifisso“) angerufen wird, beiläufig eines der zahlreichen Zeugnisse für die wunderliche Vermischung christlicher und heidnischer Anschauungen. Man kann sich den Effect solcher feierlichen Anrufungen, mit welchen der lascive Ton der nachfolgenden Geschichten oft den seltsamsten Contrast bildet, bei einer geistreichen, den kirchlichen Superstitionen längst entwachsenen, Zuhörerschaft lebhaft vorstellen; man glaubt ihren Jubel zu hören, wenn Margutte sein Glaubensbekenntniß dahin abgibt: „Il vero pater-nostro è il fegatello“.

Die höchste Vollendung sollte diese Gattung der Epopöe in Ariost's „Orlando furioso“ finden, der bekanntlich als Fortsetzung von Bojardo's Heldengedicht entworfen und ausgeführt wurde. Man darf an diese Werke nicht mit den Vorstellungen von Homer oder von den Nibelungen herantreten, man darf von ihnen nicht die flammende Begeisterung, die weltentiefte Gedankenkraft, den erhabenen Ernst und die religiöse Glut eines Dante verlangen. Ebenfowenig darf man ein echtes Ritterthum voll romantischer Schwärmerei, darf man klar ausgeprägte und psychologisch durchgeführte Charaktere erwarten. Es sind üppig berausende Bilder, in welchen mittelalterliches Ritterthum und Mönchswesen, antike Mythologie, griechische und römische Heroenwelt, christliche und heidnische Anschauungen, orientalische Feenmärchen und allegorische Gebilde bunt durcheinander wirbeln. Diese phantastische Welt zeigt uns der Dichter in der pikanten Beleuchtung eines durchaus modernen Geistes, der an nichts glaubt, mit Allem sein übermüthiges Spiel treibt, selbst die ernstesten Vorgänge durch den Blitz schalkhaften Muthwillens zum übermüthigen Scherz umdeutet und einzig nur danach strebt, durch den Glanz der Schilderung, durch das neckische Spiel der Episoden, durch bezaubernde Lebendigkeit der Erzählung den Zuhörer zu fesseln, zu spannen und zu ergözen. So darf dann auch im Sinne der Zeit das Schlüpfrige, Obscöne der Dichtung nicht fehlen; auch dies Element ist mit Künstlerhand

geschickt eingestreut und erhält durch die wunderbare Anmuth der Form poetisches Bürgerrecht. Wer weiß nicht, wie schwächlich die Helden Ariost's gezeichnet sind, wie niedrig meist seine weiblichen Gestalten stehen, die fast nur sinnliche Begierden erregen, wenn sie nicht selbst als ungeschlachte Kriegerinnen sich in den Kampf stürzen, wie Bradamante und Marfisa; wer wird nicht zugeben müssen, daß keine tiefere Idee, kein höherer geistiger Gehalt in seiner Dichtung zu finden ist? Sie spiegelt aber so wie sie ist den Geist der damaligen italienischen Cultur der höhern Stände, jene zügellose, nur auf sinnlichen Genuß gerichtete Tendenz, in welcher das große Streben einer Wiedergeburt des Lebens sich verloren hatte, weil alle ethischen Grundlagen durch die bodenlose Verderbtheit der Kirche und des Clerus systematisch aufgelöst und zu einem geistreichen Sybaritismus, einem frivolen, ironischen Spiel mit dem Höchsten und Edelsten herabgekommen waren. Man braucht nur den 28. Gesang des Orlando furioso zu lesen, der von der Untreue der Frauen handelt und man wird sagen müssen, daß man in den höchsten Dichterschöpfungen keiner Nation ähnlich Anrüchiges findet. Und doch ist und bleibt Ariost's Gedicht einer der glänzendsten Sterne am Himmel der neueren Poesie, und kein Ohr wird sich dem bestreudenden Zauber dieser voll dahindraufschendenden Ottaven entziehen können.

Kein Wunder, daß solchen Dichtungen das völlig parodische Epos durch Berni und durch Folengo's „Orlandino“ (1526) auf dem Fuße folgte. Was wollte dagegen die steifbeinige Ehrbarkeit von Trissino sagen, der in seiner „Italia liberata“ sich mühsam in den gelehrten Geleisen des classischen Alterthums bewegt. Tasso's großes Heldengedicht dagegen steht in seiner ersten religiösen Richtung schon unter dem Einfluß der Gegenreformation und fällt daher nicht mehr in den Rahmen dieser Betrachtung.

Vielleicht noch klarer enthüllt uns das Schicksal des Dramas in Italien den Geist jener Epoche. Was zunächst die Tragödie betrifft, so beginnt sie mit vielversprechenden Anfängen, die aber bald durch die überwiegende Nachahmung der Alten auf unfruchtbare Irrwege ausmünden. Man wird in Trissino's „Sofonisba“, dem ersten und zugleich dem bedeutendsten Trauerspiel des 16. Jahrhunderts, eine entschiedene Begabung für Schilderung tragischer Conflict nicht verkennen. Vor Allem ist der Charakter der Heldin trefflich gezeichnet, und einzelne Scenen, so namentlich der Abschied von den Ahrigen, sind voll echter Poesie. Ebenso fehlt es in den Chorgesängen nicht an schwungvoll lyrischen Stellen; aber das Ganze leidet doch an überverständener Nachahmung der Griechen; der Chor selbst mit seinen ungebührlich die Handlung retardirenden, meist überflüssigen Expectorationen, die endlos weitläufigen Erzählungen, die übermäßige Anwendung von Boten, welche die umständlichsten Nachrichten bringen, das Alles verkümmert den echt poetischen Gehalt des Werkes. Noch viel slavischer begibt sich Giovanni Rucellai mit seinem „Orest“ in die Abhängigkeit der griechischen Tragiker, und was desselben Verfassers „Rosmunda“ betrifft, so greift dies Trauerspiel zwar

in ein romantisches Stoffgebiet (ältester Longobarden-Zeit), fällt aber damit in jene Schauer- und Gräuelwelt, in deren stets zunehmenden Blutlachen alles echt tragische Leben erstickt ward. Wie weit diese Verirrung gehen sollte, beweist unter vielen Anderen Martelli's „Tullia“, die als abschreckendes Scheusal über die Bretter tobt. Für solche Tragödien, die häufig nicht einmal zur Aufführung gelangten, vermochte sich die Nation nicht zu begeistern.

Weit mehr kam der verweichlichte Sinn der höheren Klassen den Schäferdichtungen, wie Samnazarò's „Arcadia“ entgegen; aber den höchsten Reiz gewährte doch das Lustspiel, in welchem man von Uebersetzungen und Nachbildungen der Komödien des Plautus und Terenz ausging, bald aber den obscönen Inhalt der derbsten antiken Stücke noch weit überbot. Ein Beispiel davon fanden wir schon in Bibbiena's „Calandra“; aber selbst strenge Staatsmänner und ernste Geister verschmähten es nicht, sich gelegentlich auf diesem Gebiete zu ergehen. So entstand Macchiavelli's „Mandragola“, eine mit ätzender Schärfe die Laster der Zeit, die Kuchlosigkeit der höheren Stände, die sittliche Verwilderung des Familienlebens aufdeckende Komödie. Besteht doch einer der bezeichnendsten Züge darin, daß es ein Geistlicher ist, der mit seinen Sophismen eine tugendhafte Frau zur Sünde verleitet, und zwar um schönes Geld, einem Liebhaber zu Gefallen. Gleichwohl darf man nicht wähen, solche Schilderungen seien von den damaligen Zuhörern im Sinne einer moralischen Strafpredigt hingenommen worden. Vielmehr ist unverkennbar, daß die Komödiendichter in Ausmalung der Unzucht wetteiferten und damit dem allgemeinen Geschmack entgegenkamen. Solcher Art ist die „Clizia“ Macchiavelli's, wo die Figur des schamlos verliebten Alten im Mittelpunkt steht, und die unsaubere Komik im zweiten Aufzug des fünften Acts, in der Erzählung von der Bestrafung desselben, ihren Höhepunkt erreicht. Selbst ein Ariost mit seiner „Lena“ opfert dieser Geschmacksrichtung, die bis auf Ludovico Dolce's „Ragazzo“, Cecchi's „Assinolo“ und Uretino's Komödien in zahlreicher Nachfolge auf dem einmal eingeschlagenen Wege beharrt.

Die gesammte italienische Komödie jener Zeit gefällt sich bei einem lediglich äußeren Streben im Gebiete des Possenhaften, Burlesken und Lasciven. Sie nimmt keinen Anlauf zu tieferer psychologischer Entwicklung, schildert keine Gemüthsconflicte und dreht sich stets um den einen Punkt derb sinnlicher Liebe. Ebensonenig faßt sie das Element einer feineren Charakteristik in's Auge, vielmehr gibt sie statt der Charaktere leere Masken, conventionelle Typen des angeführten Ehemannes, des verliebten Alten, des buhlerischen Weibes, der Kupplerin, des heuchlerischen Mönches. Ueberall nur der Sinn für äußerliches Geschehen, für derbkomische Verwickelungen possenhafter Intriguen. Man hat wohl die Ansicht ausgesprochen, daß eine höhere Entfaltung des italienischen Dramas durch die höfische Pracht der Ausstattung mit Decorationen, Musik und Ballet im Reime erstickt worden sei. Richtiger wird man auch diese wohl auf dieselbe Quelle zurückführen müssen, auf den

überwiegenden Hang zur Neufßerlichkeit, die Abneigung gegen gedankliche Vertiefung, welche einer überwiegend sinnlichen Nation im Blute steckt und durch die Cultur der Renaissance noch gesteigert wurde. Denn was im 15. Jahrhundert, in der Jugendzeit des Humanismus, Ziel des begeisterten Studiums unter opferfreudiger Hingabe aller Kräfte gewesen war, das wurde jetzt der neuen Generation ein Gegenstand leichten Spieles, sybaritischen Genusses. Man muß immer wieder auf den Gegensatz von Deutschland hinweisen, wo dieselbe geistige Strömung, statt anmuthig auf der Oberfläche des Lebens zu verweilen, in die Tiefe des Gewissens hinabstieg und zur Neugestaltung des Glaubens, der Wissenschaft und des sittlichen Lebens hindrängte. Als Luther 1510, ein gläubiger Pilger, nach Rom kam und im Kloster Sta. Maria del Popolo einkehrte, brauchte er nur in eben dieser Kirche seine Augen aufzuschlagen, um die köstlichen Werke der neuen Kunst zu bewundern. Aber das Alles hat ihn offenbar wenig gerührt, er sah überall nur den „großen Gräuel des Papstthums“, den unevangelischen Prunk des Statthalters Christi und der Cardinäle, die offenkundigen Laster der Geistlichkeit, und ohne Zweifel haben diese Eindrücke dazu beigetragen, das reformatorische Werk in ihm zu reifen. —

Fahren wir fort in unserer Umschau, so begegnet uns die Novelle, die als eine der Lieblingsgattungen der Poesie bei den Italienern schon seit Boccaccio die Richtung auf das Lascive festhielt. Auch sie nimmt ihre Stoffe häufig aus der Fremde, vermischt in buntphantastischer Weise mittelalterliche Elemente mit antiken Anschauungen und fügt dazu Stoffe aus der unmittelbaren Wirklichkeit, Alles aber vorwiegend in frivoler und üppiger Tendenz. Ein durchgehender Grundzug ist auch hier die beißende Satire gegen die Geistlichkeit, deren Laster das beliebteste Thema schon bei Boccaccio von Salerno bilden. Noch ausgeprägter bei dem Florentiner Agnolo Firenzuola (1548), bei dem die Helden der obscönsten Geschichten regelmäßig Priester, Mönche und Nonnen sind. Dabei ist es gewiß bezeichnend, daß die schmutzigsten dieser Novellenschreiber, wie Firenzuola, selbst Geistliche sind. So auch der verrufene Bandello (1480 bis 1562), der nicht bloß Dominicanermönch war, sondern sogar zum Bischof ernannt wurde, und in seinen drei Bänden Novellen sein nicht geringes Talent der Beobachtung und Darstellung meist durch moralischen Schmutz besudelt. Nicht minder bezeichnend, daß in jenen Novellen, welche das Thema des durch die List der Frau hintergangenen Ehemannes variiren, häufig am Schluß eine Nutzenanwendung gegeben und Allen zur Nachahmung die Klugheit der Frau empfohlen wird, welche den Schein der Ehrbarkeit zu wahren und doch ihre Gelüste zu befriedigen wisse. —

Es ist nicht erfreulich, bei dieser Seite des damaligen italienischen Geisteslebens länger zu verweilen; doch können wir unsere Bemerkungen darüber nicht schließen, ohne jenes schamlofeften aller literarischen Banditen zu gedenken, welche jemals die edle Buchdruckerkunst mißbraucht haben, des Pietro Aretino. Wie er in seinen „Ragionamenti“ und anderer ebenbürtiger Bordell-Vectüre so ziemlich das Schlimmste der schlüpfrigen Literatur des

15. Jahrhunderts überbietet, so läßt er auch mit seiner vergifteten Feder als ehrabschneidender Strauchdieb Alles hinter sich zurück, was die Poggio, Filelfo, Beccabelli und wie sie heißen mögen, in dieser Richtung je verbrochen haben. Vor seiner Ruchlosigkeit zitterte die ganze gebildete Welt und von seiner Freistätte in Venedig aus brandschakte er durch frechste Zumuthungen die Fürsten nicht bloß Italiens. Trotzdem nannte die Zeit ihn den Göttlichen („il divino“) und der Papst, der Kaiser, der König von Frankreich, ja selbst Sultan Soliman, viele andere Fürsten nicht gerechnet, überhäufte ihn mit Geschenken, goldenen Ketten, Jahrgelalten und anderen Wohlthaten, um die Schmeicheleien seiner feilen Feder zu erkaufen, noch mehr aber, um sich vor seinen giftigen Verläumdungen sicher zu stellen. Als er Rom besuchte, nahm Julius III. ihn auf's Glänzendste auf und umarmte sogar diesen literarischen Schandbuben; er selbst aber ließ eine Münze auf sich schlagen, die ihn als die Geißel der Fürsten („flagellum principum“) bezeichnete. Das Schamloseste indeß war wohl, daß diese Schmutzseele sich erdreistete, an Michelangelo einen aus Drohungen und Schmeicheleien widerlich gemischten Brief zu schreiben, in welchem er den großen Meister auf die „unanständigen Nuditäten“ in seinen Gemälden der siztinischen Kapelle aufmerksam machte und ihn ermahnte, dergleichen abzustellen! Aber an der diamantenen Reinheit des edlen Künstlers scheiterte dieser Versuch von Einschüchterung und Erpressung. Aretino's Existenz allein ist ein furchtbarer Beweis von der moralischen Fäulniß, von der sittlichen Indifferenz des damaligen Italien.

Verstärkt aber werden alle diese Erscheinungen durch einen wichtigen Umstand: die Schmutzliteratur der Humanisten des 15. Jahrhunderts hüllte sich in das Gewand der lateinischen Sprache, war daher nur den gelehrten Kreisen zugänglich; die schlüpfrigen Novellen, Komödien und Epopöen des 16. Jahrhunderts enthüllen allem Volke, besonders der Jugend und den Frauen, ihre ganze Obscönität im durchsichtigen, Allen verständlichen Idiom der Vulgärsprache. Damit waren alle Schleusen geöffnet, und der schlammige Inhalt wälzte sich verheerend über das ganze Land, unaufhaltsam die Volkseele vergiftend. —

Mit schmerzlicher Empfindung wendet sich das Auge des Kulturhistorikers von diesen Erscheinungen ab, die er freilich nicht umgehen durfte, wenn er ein wahrhaftes Bild der Epoche zeichnen sollte. Aber wo so viel tiefer Schatten, da ist in der Regel auch glänzendes Licht zu vermuthen; und in der That, an solchen Lichtseiten fehlt es dem wunderbar reichen Wilde jener Cultur keineswegs. Wir dürfen zunächst nicht vergessen, daß neben jenem frivolen Treiben, welches besonders in der Sittenlosigkeit des Clerus gipfelte, eine Reihe ernster, hochsinniger Männer und Frauen vorhanden war, in welchen die rein geistige Richtung der platonischen Akademie, manchmal in eigenthümlicher Vermischung mit christlichen Anschauungen, das ganze Leben beherrschte. Wenn Michelangelo uns auch nicht als einer der größten Künstler dastände, wir würden ihn schon wegen seiner Lauterkeit und Charaktergröße,

wegen der reinen Flamme, die in seinen Gedichten wie ein heiliges Feuer lodert, verehrt. In diesen poetischen Ergüssen strömt eine machtvolle, mit Energie nach dem Höchsten ringende Persönlichkeit ihr Innerstes aus; sie enthalten das Glaubensbekenntniß des Meisters, geben in männlicher Kraft gedankenvoller Sprache Zeugniß von den Entwicklungen seines Geistes. Die glühende Hingebung an die Welt des classischen Alterthums umfaßt bei ihm nicht bloß die Schönheit der antiken Kunstwerke, sondern fast mehr noch die Gedankentiefe der platonischen Akademie, der er in jungen Jahren zu Florenz nahe gestanden. Das sind die Ideale seiner Jugend, mit denen sich bald die sehnsuchtsvollen Ausrufungen der Geliebten mischen. Aber inmitten einer frivolen Zeit und eines zügellosen Lebens steht seine Liebesempfindung bei dem tief ethischen Kern seiner Natur rein und lauter da. Das Bild der Geliebten verschmilzt sich ihm mit dem der Kunst; es wird ihm vollends zur Idee, die sein künstlerisches Schaffen beseelt.

„Nur höchste Schönheit konnte mich entzünden,
 Von ihr allein gewann ich
 Die Kraft, Unsterbliches zu schaffen.
 Klein sah in Deinem Blick ich meine Größe,
 Dich Selt'ne wähl' ich und dem Volk entrann ich;
 In meinen Werken lebt nun fort mein Lieben.“

Aber die ideale, am Platonismus genährte Blut seiner Mannesjahre wendet sich mit zunehmendem Alter, nicht ohne den umbildenden Einfluß seiner hochsinnigen Freundin, immer mehr der christlichen Anschauung zu. Es ist ergreifend, diesen titanenhaften Geist, der wie der Erzvater mit Gott selbst gerungen, immer milder, demüthiger, ergebener werden zu sehen, in den Gedichten seines Greisenalters nur noch den Ausdruck tiefer religiöser Inbrunst, reuiger Zerknirschung zu finden. In dieser Stimmung läßt er wehmuthvolle Klänge von Resignation, wie Klagen eines Einsamen zu uns dringen.

„Auf sturmbewegten Bogen ist mein Leben
 In schwachem Schiff zum Hafen schon gekommen,
 Wo von den bösen Thaten und den frommen
 Uns Allen obliegt Rechenschaft zu geben.

Und wohl erkenn' ich nun mein innig Streben,
 Das heiß abgöttisch für die Kunst entglommen,
 Des Irrthums Bürden oft hat aufgenommen;
 Und thöricht ist der Menschen Thun und Weben.

Was kann der eitlen Liebe Reiz noch bieten,
 Nun, da sich mir zwiefacher Tod bereitet,
 Ein sich'rer und ein drohender — und Friede.

Kann Farb' und Meißel nicht dem Geiste geben,
 Der jene Liebe sucht, die ausgebreitet
 Die Arm' am Kreuz, um uns emporzuheben.“

Freilich sah er auf ein langes Leben voll schmerzlicher Enttäuschungen zurück. Die edle Freundin war ihm im Tode vorausgegangen, einsamer, stiller wurde es um den alternden Meister. Und nicht am wenigsten schwer empfand er sein Leben lang den Untergang der florentinischen Freiheit, die er selbst heldenmüthig, jeder Gefahr trotzend, vertheidigt hatte. Um ihn aber war eine neue Generation herangewachsen, die bei gesteigerter äußerer Routine den Verfall der Kunst sichtlich herbeiführte. Endlich klingt aus seinen spätesten Herzensergüssen ein Widerhall der umgewandelten Zeitströmung uns entgegen, die nach verrauschter Lust die Aschermittwochsstimmung der reuevollen Einkehr in's Innere erkennen läßt. Wie dem auch sein mag, und wie sich in herber Einseitigkeit der alternde Michelangelo zulezt sogar von den künstlerischen Idealen seiner Jugend und seines Mannesalters zur christlichen Askese wendete, jedenfalls bleibt er eine der erlauchtesten Gestalten jener großen Zeit.

Und nicht minder edel zeichnet sich das Bild jener hohen Frau, welche die Welt unter dem Namen der Vittoria Colonna kennt, dem großen Meister innig verbunden durch denselben Adel der Gesinnung und durch eine rührende bis zum Lebensende ausdauernde Freundschaft. Wir finden eine ganze Reihe hochstehender, meist fürstlicher Frauen, in welchen sich alle edlen Elemente der Bildung jener Zeit wie in einem Brennpunkt sammeln, noch erhöht und geläutert durch den Hauch echt weiblicher Anmuth. In Ferrara ist es Eleonora von Aragonien, die Gemahlin des Herzogs Ercole, in Mantua Isabella d'Este, die Gattin des Francesco Gonzaga, in Urbino sind es die Herzogin Lisbetta und Emilia Pia, zu denen man die als Dichterin gepriesene Gräfin Veronica Gambara, aus Correggio, endlich in Venedig die berühmte Caterina Cornaro, Königin von Cypern, fügen kann. Diese edlen Frauengestalten bilden den Mittelpunkt höfischer Kreise, in welchen der Glanz der Bildung sich oft mit tiefer Gründlichkeit verband, Gelehrte, Dichter und Künstler ihr Bestes beitrugen, dem Leben nicht bloß flüchtigen Reiz, sondern tieferen Gehalt zu verleihen. Ein bezauberndes Bild solcher Geselligkeit hat Castiglione in seinem „Cortigiano“ als ein edles Denkmal jener Zeit und ihrer Cultur entrollt. Die Damen selbst, früh schon in das Studium der classischen Sprachen und Literaturen eingeweiht, nehmen lebendigen Antheil an allem geistigen Streben. Ihnen gebührt ein hervorragendes Verdienst um die Entwicklung von Literatur und Kunst, denn sie förderten nicht bloß durch ihre Aufmunterung alles Edle, sondern wiesen auch in einer Zeit freiester Entfesselung aller Kräfte durch ihr hohes Beispiel dem gewaltigsten Drängen das schönste Maß. Lionardo hat in seiner Mona Lisa, Rafael in seiner Johanna von Aragonien herrliche Abbilder jener im Sonnenglanze edelster menschlicher Bildung strahlenden Frauen hingestellt. Vergessen wir nicht, daß neben den gleißenden, mindestens in zweideutigem Licht schillernden Zügen einer Lucrezia Borgia dieselbe Zeit doch auch solche fleckenlose Frauengestalten aufzuweisen hat.

Solche Geister waren es, die sich in edlen Gemeinschaften, wie dem „*Trattorium der göttlichen Liebe*“ verbanden, zu dem auch der Cardinal Caraffa und sein Freund Gaetano Tiene, namentlich auch der edle Contarini, Zadoletto und viele andere erlauchte Namen gehörten. Von diesem Mittelpunkt aus sollten später die Bestrebungen zu einer sittlichen und geistigen Wiedergeburt der Kirche ihren Ausgang nehmen.

Aber auch die Literatur zeigt genug Spuren eines höheren Sinnes und ernstern Strebens, am meisten da, wo sie mit der gelehrten Forschung sich verbündet, und von dieser getragen wurde. Ihren Ausgangspunkt hatten diese Bestrebungen in den Studien des classischen Alterthums, die mehr als je nunmehr in Rom, unter der Anschauung der von Tag zu Tag wieder an's Licht gezogenen antiken Kunstwerke, Inschriften und anderer Antiquitäten, und unter der mächtigen Förderung von Päpsten wie Leo X. zu glänzender Blüthe gelangte. Antiquare wie Albertini, Pomponio Leto, Manetti, Andrea Fulvio sammelten nicht bloß die antiken Denkmäler, sondern ließen ihnen auch eine wissenschaftliche Behandlung angedeihen, die nicht geringen Einfluß auf die Entwicklung der Kunst gewinnen sollte. Nicht minder entscheidend war, daß der Geist des classischen Alterthums auf die Geschichtschreibung einwirkte und eine Reihe von großen Historikern erzeugte, die nun nicht mehr in der wunderlich gemischten Vorstellungsweise des 15. Jahrhunderts Modernes und Antikes miteinander verquicken, sondern zu klarer Objectivität in unbefangener Beobachtung und Darstellung der Weltbegebenheiten ihrer Zeit sich erheben. An der Spitze steht hier Niccolo Machiavelli, der in seinen meisterhaften Betrachtungen über die erste Decade des Livius, in dem bedeutenden Werk über die Kriegskunst, in dem berühmten Buche über den Fürsten, sowie in seinen Gesandtschaftsberichten jenen großen staatsmännischen Blick und den objectiven, historischen Standpunkt offenbart, den er dann in seiner florentinischen Geschichte späterhin so glänzend documentiren sollte. Neben ihm ist Guicciardini zu nennen, ebenfalls ein Florentiner von angesehener Herkunft, ebenfalls Staatsmann, der in seiner florentinischen Geschichte das Meisterwerk damaliger Historiographie geschaffen hat, durch Klarheit des Urtheils, tiefes Verständniß der Menschen und der Dinge und durch classische Objectivität der Darstellung hervorragend. Wenn er, gleich anderen Historikern der Zeit, es für nöthig hielt, seine Darstellung nach dem Muster des Livius durch fingirte Reden aufzupuzen, so zahlt er damit den unvermeidlichen Zoll an die vergötterten antiken Vorbilder. Auch Paolo Giovio gehört hierher, der freilich an Größe des Sinnes jenen Beiden beträchtlich nachsteht, auch von der Anwendung der lateinischen Sprache sich nicht frei machen kann, immerhin aber durch die Genauigkeit seiner auf eigenen Erlebnissen fußenden Darstellung seinen eigenthümlichen Werth behauptet,

Das Höchste aber unter den Schöpfungen dieser großen Zeit sind die Werke der bildenden Künste. In dem vielfach verworrenen, widerspruchsvollen Wesen der Zeit gewähren sie den Eindruck einer gesammelten Kraft,

Größe und Schönheit, in der alle Elemente zu vollkommener Harmonie verschmelzen. Jetzt erst erreichen sie den Abschluß dessen, was seit drei Jahrhunderten sich in steter Bewegung vorbereitet hatte, jetzt erst streifen sie alles Kleine, Enge, Zufällige ab und schwingen sich zur Höhe classischer Vollendung empor. Wenn in allen anderen Geistesprodukten der Zeit eine einseitige Richtung zum Ausdruck kommt, so offenbart sich hier das ganze Naturell und die vielseitige Begabung eines edel gearteten Volkes in seiner Vollkraft.

Entschieden wurde das Schicksal der bildenden Künste dadurch, daß sie ihren Hauptstz nach Rom verlegten. Während der Entwicklungsperiode des 15. Jahrhunderts war Florenz der Vorort, die Wiege, die Heimath der Künste gewesen. Die frische Luft eines Freistaates, der belebende Hauch des strebsamen Bürgerthums, aus welchem sich die fürstengleiche Macht der Mediceer erhob, alle höhere Bildung in Wissenschaften und Künsten fördernd, das waren die naturgemäßen, lebensschaffenden Bedingungen für die Entfaltung einer Kunst, die in rastlosem Fortschreiten seit Cinabue und Giotto unaufhaltsam dem höchsten Ziele nachgestrebt hatte. Als die Kunst alle Gebiete des Erkennens und Darstellens durchmessen und sich nun zum straffen Zusammenfassen ihrer reichen Gaben anschickte, da wollten es günstige Gestirne, daß ihrer höchsten Bethätigung der größte Schauplatz geöffnet wurde. Wohl wirkte auch in Florenz noch eine Reihe bedeutender Meister, die in ihrer Weise an der Entwicklung des freien, großen Stils theilnahmen, und erst als mit dem letzten Aufstand gegen die Medici (1527) und der heldenmüthigen aber vergeblichen elfmonatlichen Vertheidigung der Stadt gegen das überlegene Heer des Kaisers die Freiheit für immer zu Grabe getragen ward, sank auch unaufhaltsam die Kunst und ließ nur noch einem mattherzigen höfischen Epigonthum Raum. Ihre neue Heimath hatte sie längst in Rom gefunden, seit durch Julius II. Meister wie Bramante, Michelangelo, Rafael dorthin berufen worden waren. Und hier strahlt nun neben den tiefen Schatten, welche die sittlichen Zustände der ewigen Stadt uns enthüllt hatten, ein glänzendes Bild uns entgegen, mehr als Alles geeignet, uns mit jenem Dunkel auszuföhnen. Denn wie in der moralischen Welt Nichts als absolut schlecht hingestellt werden kann, wie in der Nacht tiefster sittlicher Verjunkenheit uns noch ein Hoffnungshimmer tröstet, so ist im Leben einer großen Stadt nicht Alles von dem Schmutz entstellt, der sich gerne auf der Oberfläche breit macht. Und so finden wir im damaligen Leben Roms genug Züge des Edlen, Hohen, Schönen, die uns die Gegensätze bald vergessen machen.

Vor Allem war Rom von altersher mit dem feierlichen Glorienschein der Weltherrschaft umgeben, der im wiederbelebten Studium des classischen Alterthums neu auflebte und eine höhere Weihe empfing. Wie auch das Priesterthum entartet sein mochte, Rom war doch wieder das Haupt der Welt, die Vertreterin der höchsten Idee, deren die damalige Menschheit fähig war. Und der Vatikan selbst hatte sich rückhaltlos dem Humanismus hin-

gegeben, ließ sich auf den Bogen der großen geistigen Strömung treiben, welche die Edelsten der Zeit bewegte. Noch hielt man es im Vatikan nicht für nothwendig, sich den fortschreitenden Ideen des Völkerlebens feindlich gegenüber zu stellen. So war das Papstthum schon in Vertretern wie Martin V. und Sixtus IV., mehr noch in Julius II. und Leo X. ein Mittelpunkt für das wissenschaftliche, literarische und künstlerische Leben der Zeit geworden. Rom war damals das Vaterland aller Gelehrten, die Heimath der Wissenschaften; Alterthumsforscher und Historiker standen an der Spitze der Bewegung, die einem Antäus gleich aus dem antiken Boden der ewigen Stadt stets neue Kräfte in sich zog. Mit glühendem Wetteifer grub man nach Alterthümern, sammelte antike Inschriften und Kunstwerke, gründete und vermehrte Bibliotheken und Museen, so daß die Summe des Wissens und der Gelehrsamkeit stets höher stieg. Julius II., trotz seines gewaltthätigen, kriegerischen Lebens, Leo X. trotz seines weichlichen Sybaritismus stellten sich mit mächtiger Förderung an die Spitze der Bewegung, die Cardinäle folgten, und wenn einzelne dieser Kirchenfürsten über ein Jahreseinkommen von dreißig Tausend Dukaten verfügten, wovon Vieles freilich für frivolen Luxus verwendet wurde, so blieb doch genug auch für die edelsten Güter der Wissenschaft und Kunst übrig. Die zahlreichen, prächtigen Stiftungen, Schöpfungen der ersten Meister und des höchsten Ranges, sind deß noch jetzt leuchtende Zeugnisse.

Mit den hohen geistlichen Würdenträgern wetteiferten dann selbst einzelne hervorragende Männer aus bürgerlichen Kreisen und vor Allem der sienesische Banquier Agostino Chigi, die ebenfalls aus Siena stammenden Spannuchi, ein Bindo Altoviti, Namen, an welche sich zu unvergänglichem Gedächtniß die Thätigkeit eines Rafael knüpft. Von dem üppigen Glanz der lustigen Tage Leo's X. zeugt am besten jenes berühmte Gastmahl, welches Chigi in seiner von Peruzzi erbauten und von Rafael mit Fresken geschmückten Villa, der heutigen Farnesina, dem Papst und seinem Hofe einsteus gab. Von goldenen Geräthen und Geschirren aß man, und nach jedem Gange ließ der Hausherr vor den Augen der staunenden Gäste das Goldgeschirr in den vorbeischießenden Tiber werfen. Nur schade, daß heimlich ausgespannte Netze dies Opfer sorglich auffingen und dem prahlenden Gastgeber zurücklieferten! Damals ahnte man noch nichts von dem furchtbaren Gericht, welches kurze Zeit darauf (1527), herbeibeschworen durch die Verräthereien Papst Clemens VII., ebenfalls eines Medicers, die ewige Stadt creilen sollte: jener Einnahme und Plünderung Roms durch das Heer Karls V., bei welcher die deutschen Landsknechte, verbunden mit der entmenschten spanischen Soldateska, der Unglückseligen ein Hunderttausendstel von dem Fluch und dem Unheil zurückgeben sollten, mit welchem das Papstthum seit einem halben Jahrtausend Deutschland heimgesucht hatte! —

In solche Umgebungen versetzt, hätte die italiensische Kunst so gut wie die gleichzeitige Poesie leicht höfisch und frivol werden können, wenn nicht ein Trieb zum Höchsten die edelsten Meister befeelt und hoch über dem

Alltagstreiben in den Aether der Idee hinaufgehoben hätte. Von Michelangelo wissen wir es aus zahllosen Stellen seiner Gedichte, von Rafael ebenfalls aus bezeichnenden Aeußerungen, daß es im Sinne der platonischen Lehre eine höchste Idee des Schönen war, deren Verwirklichung sie erstrebten. Alle Kunstwerke, welche jene Zeit hervorgebracht, bezeugen dies nicht minder laut und deutlich. Aber auch zu Julius des Zweiten Ruhm muß es gesagt werden, daß er von der Kunst nicht das Kleine, Gefällige verlangte, sondern durchaus das Große und Gewaltige, und daß er ihr Aufgaben stellte, die ihrer vollen Kraft würdig waren. Auf die Weltbühne Roms versetzt, fiel somit alles Enge einer Localkunst von ihr ab; an ihren großen Aufgaben reifte sie selbst heran, entfaltete ihren freien großen Stil in ganzer Majestät, ward Weltkunst im höchsten Sinne des Wortes. Wie zu den Zeiten des Phidias, schuf sie wieder aus den tiefsten Anschauungen ihrer Zeit Gebilde von unvergänglichem, allen Wechsel der Zeiten überdauerndem Werthe.

Dazu wirkte dann in entscheidender Weise die unmittelbare Berührung mit dem classischen Alterthum. Noch uns Spätlebende erfährt ein neues Daseinsgefühl, wenn wir den Boden Roms betreten, wenn die ernste Größe seiner aus Ruinen und Tausenden von Kunstwerken zu uns redenden Vergangenheit das Gemüth ergreift. Wie fällt da alles Kleinliche einer drückenden, beengenden Wirklichkeit von uns ab; wie erquickt sich die Seele im Verjüngungsbade antiker Herrlichkeit; wie weichen die Nebelschleier von dem befangenen Auge, das nun erst gewohnt wird, den Sonnenglanz höchster Schönheit in sich aufzunehmen! Welches tiefere Gemüth erfährt hier nicht eine Läuterung und Befreiung seines ganzen Wesens! Noch viel stärker wirkte auf die Menschen der Renaissance diese große Vergangenheit. War es doch ein jugendliches Geschlecht in der ungebrochenen Frische erster Begeisterung, betrachteten sie sich ja schon durch Geburt und Abstammung als die Erben jener großen Zeit. Und den Italienern des 16. Jahrhunderts trat das classische Alterthum nicht mehr mit jener verworrenen, unklaren, aus wenigen Bruchstücken geschöpften Gestalt entgegen, wie es den Vätern der Renaissance ein Jahrhundert vorher erschienen war. Der gemeinsame Eifer mehrerer Generationen von Künstlern und Gelehrten hatte ein vollständigeres Bild der untergegangenen Herrlichkeit aus den immer zahlreicher an's Licht geförderten Denkmälern zu Stande gebracht. Vergessen wir nicht, daß damals das Meiste von jenen berühmtesten Schöpfungen antiker Plastik aus Schutt und Versunkenheit ihre Auferstehung feierte, welche bis auf Winkelmann, Lessing, Goethe als die höchsten Schöpfungen der antiken Bildnerei galten, bis die Entdeckung der Parthenonsculpturen noch Höheres kennen lehrte. Damals wurden der Apoll vom Belvedere, der Torso, der Laokoon, die Ariadne und so manche andere Meisterwerke dem Erdboden wieder enthoben. Kein Wunder, daß solche Schöpfungen durchgreifenden Einfluß auf die Künstler und ihre neuentstehenden Werke gewannen. Nicht minder wurde durch regen Verkehr mit Gelehrten und Alterthumskennern, mit denen Rom angefüllt

war, den Künstlern ein neues Licht über das classische Alterthum entzündet. Selbst ein Rafael opferte einen Theil seiner kurzen Lebensjahre der Erforschung und Aufdeckung des antiken Rom.

Am unmittelbarsten zog die Architektur Gewinn aus diesem neuen Verhältniß zur Antike. Man braucht nur die mächtigen, leider nicht vollendeten Pfeilerhallen des größeren Palazzo di Venezia zu betrachten, um die directe Einwirkung des Colosseums zu empfinden, um zu erkennen, wie die Architektur hier aus dem Engen der zierlichen florentinischen Säulenhöfe einen entschiedenen Schritt in die freie Großräumigkeit des römischen Stiles thut. Die ganze Größe dieser Bauweise, von den Grazien des edelsten Maßes umspielt, finden wir dann in den Palaßfacaden und Hofhallen Bramantes, in der Cancelleria und dem Palazzo Giraud, im köstlichen Hofe von Sta. Maria della Pace, dann mit mächtiger ausholendem Schwunge in dem leider nachmals verbauten gewaltigen inneren Hofe des Vaticanus, sowie dem durch Rafaels Loggien unsterblich gewordenen Cortile di S. Damafo. Eine Reihe großer Meister, vom älteren Giuliano da S. Gallo über Peruzzi, Rafael und Giulio Romano, bis zu Michelangelo hin entwickelt den römischen Palaßttypus in allen seinen Schattirungen und stellt zugleich in den Willen Farnesina, Laute, Madama ideale fürstliche Landsitze hin, umflossen von dem farbenschimmernden Zauber einer aus der antiken Märchenwelt wie eine neue, schaumgeborene Aphrodite auftauchenden Decoration. Die wehmüthige Poesie der goldenen Zeit der Renaissance blickt uns träumerisch aus den halbverfallenen Hallen dieser von der höchsten Kunst geadelten Lustsitze an.

Daneben aber entwirft Bramante in seinen Plänen für St. Peter zugleich die Grundzüge für den höchsten Monumentalbau der goldenen Zeit, indem er den gewölbten, gegliederten Centralbau mit hochragender Mitteltuppel zeichnet, den erst Michelangelo durch die Riesentuppel St. Peters zur Vollendung bringt. In all' diesen Werken liegt das Entscheidende darin, daß mit den letzten Resten mittelalterlicher Construction und Detailbildung völlig ausgeräumt wird, und daß das Gesetz der römisch-classischen Architektur ausschließlich alles Bauen beherrscht. Und hier erkennen wir dasselbe Grundgesetz, welches in der Literatur jener Epoche sich geltend macht, denn so gut dort der christliche Gott wieder „Jupiter“, der Himmel „Olymp“, die Cardinäle „Senatoren“, der Papst „Divus“ und „Optimus Maximus“ heißt, so gut in Sannazaro's Gedicht „de partu Virginis“ die Fleischwerdung des Wortes von Proteus prophezeit wird, so gut verlangte in der Begeisterung für das classische Alterthum selbst der Kirchenbau sein Gewand von der Antike.

Ist hier der Punkt, wo ohne Zweifel durch völliges Aufgehen in antike Anschauung und durch Aufgeben der mittelalterlichen Tradition dem speciell christlichen Geiste sein Recht verkümmert wird, so läßt sich Aehnliches auch von der Plastik jener Zeit nicht in Abrede stellen. Auch hier überwiegt immer mehr das Schönheitsgesetz des classischen Alterthums, das sich den kirchlichen Aufgaben um so widerstrebender erweist, je entschiedener die Kunst

den Bahnen der Antike folgt. Das auffallendste Beispiel gab kein Geringerer als Michelangelo in seinem marmornen Christus für Sta. Maria Sopra Minerva, wo die Begeisterung für das antike Schönheitsideal den Künstler so weit führt, daß er den Verkündiger des höchsten und reinsten Spiritualismus in classischer Nacktheit hinstellt. Aber derselbe große Meister bewies in seiner ergreifenden Pietà, daß ihm auch die erschütternden Töne für diese edelste Aufgabe der christlichen Kunst zu Gebote standen. Dennoch gelangt die Plastik der Zeit bei kirchlichen Aufgaben — und diese sind stets noch weitaus die Mehrzahl — immer entschiedener zu einem Stil, dessen lautere Anmuth mehr dem Gebiete des allgemein Menschlichen als des spezifisch Christlichen angehört. So zeigt es uns der edle Andrea Sansovino, nicht bloß in den Grabmälern von Sta. Maria del Popolo, sondern auch in seinen Arbeiten in der Sta. Casa zu Loreto; in seinen Grabgestalten aber schafft er Abbilder des Lebens, in welchen die porträtmäßige Treue durch Adel der Auffassung zu monumentaler Würde erhöht ist.

Außer aller Linie steht dann Michelangelo, der in den Mediceergräbern wie in dem Moses, in den Madonnen wie in den Gestalten des antiken Mythos nur das Gesetz seiner eigenen, tiefen und gewaltigen Subjectivität anerkennt, die freilich mit solch souveräner Herrschaft über Form, Bewegung und Ausdruck ausgestattet ist, daß sowohl die Antike wie das Christenthum in den Hintergrund treten. Hier zeigt sich mehr als irgendwo die Entfesselung der modernen Subjectivität in einer dämonischen Gewaltherrschaft, der die ganze Schaar der kleinen Nachzügler unrettbar zum Opfer fiel.

So fällt denn auch jetzt, ja mehr denn je, die Hauptaufgabe der Kunst wiederum der Malerei anheim. Und hier erheben sich nun vor dem umschauenden Blick jene Heroengestalten der Kunst, welche die Bewunderung und die Liebe der Menschengeschlechter bis in die fernsten Zeiten sein werden. Den Reigen eröffnet die ernste, räthselhaft verschlossene Gestalt Lionardos: ein Grübler und wissenschaftlicher Spürer auf allen Gebieten des Forschens, ein Entdecker wie Wenige im Bereiche des Schönen. In diesem suchenden Tieffinn ist er noch ganz ein Mensch des 15. Jahrhunderts; ebensosehr Gelehrter wie Künstler; nicht minder Physiker, Ingenieur, Festungs- und Wasserbaumeister, als Maler, Bildhauer, Architekt, ja sogar Musiker und Improvisator. In seinem „Trattato della pittura“ vollendet er das von Leo Battista Alberti Begonnene; aber was jener nur geahnt, führt er zu voller Wirklichkeit in seinen Wunderwerken der Malerei, und so bildet er die Brücke vom 15. in das 16. Jahrhundert. In seine Fußstapfen tritt wie ein junger Herkules, übermüthig kraftvoll, Michelangelo, der zum ersten Mal aus dem tiefsten Studium des classischen Alterthums jenen freien, großen Stil in die Kunst einführt, vor welchem selbst die bedeutendsten Schöpfungen der Vorgänger fast wie befangene Schülerversuche zusammenschrumpfen. Auch er ist in seinem Schaffen von wunderbarer Vielseitigkeit: in allen drei Künsten, in Architektur, Plastik und Malerei die größten Meisterwerke als

unerreichbare Vorbilder für alle Zeiten hinstellend. Die Vollendung in lauterster Schönheit bringt dann Rafael, der aus seiner abligen Seele den unsterblichen Hauch göttlicher Anmuth über Alles verbreitet, was seine Hand berührt; auch Er ist nicht bloß in der Malerei, sondern auch in der Architektur, in Studium und Erforschung des Alterthums erfahren. Daran reihen sich die Vollender rein malerischer Darstellung, Giorgione und Tizian, der seine Gestalten vom goldenen Licht eines reineren Aethers durchleuchten läßt, und Correggio, dessen lustdurchhauchte Gebilde sich in die durchsichtigen Schleier eines verstoßenen Hells dunkels hüllen.

So groß aber ist die schöpferische Kraft dieser Zeit, daß neben jenen höchsten Meistern ein ganzer Kreis von Sternen zweiten Ranges aufleuchtet, die jenen an Glanz nicht selten sehr nahe kommen: der feierliche Fra Bartolommeo und der lebensfrische Andrea del Sarto, der stürmisch leidenschaftliche Giulio Romano und der weiche Moretto, der anmuthvolle Soddoma und der markige Gaudenzio Ferrari, der milde Luini und der glänzende Lorenzo Lotto, die farbenprächtigen Ferraresen Garofalo und Dosso Dossi und so viele Andere noch, die von der Intensität und Mannichfaltigkeit des künstlerischen Lebens im Cinquecento Zeugniß ablegen. Ja man kann sagen, selbst die kleinste Localschule feiert unter dem mächtigen Impuls jener großen Anführer eine Erneuerung und schwingt sich in edlem Wettstreit zu eigenthümlicher Vollendung empor. Noch jetzt ist es dem Wanderer wahrhaft staunen-erregend, wenn er in Italien auf Schritt und Tritt, selbst in den kleinsten Städten, die glänzenden Schöpfungen dieser Zeit kennen lernt. So uner-schöpflich scheint dieser Reichthum, daß das kunstgesegnete Land noch über-schwenglichen Besitz aufzuweisen vermag, obwohl es seit Jahrhunderten alle Museen und Privatcabinete Europas, von Madrid bis Petersburg, von Pest und Wien bis Stockholm und London mit seinen Schätzen geschmückt und bereichert hat.

Fragen wir aber nach dem geistigen Gehalt dieser unabsehbaren Kunst-welt, so wird unsere Bewunderung noch höher steigen. Denn in einer Zeit, deren Triviolität und Lasterhaftigkeit nicht zu leugnen ist, in einem Lande, das die bürgerliche Freiheit und die politische Selbständigkeit verloren hat, in einem Volke, das durch ein Zerrbild der Kirche Christi und durch die Ruchlosigkeit des Clerus alle Ideale, den Glauben und die Begeisterung ver-loren zu haben scheint, und dessen Poesie zum größten Theil in den Novellen, den Epen, den Komödien die Skepsis, die Ironie und die Lascivität ihre Bacchanalien feiern läßt — aus solchen sittlich zerrütteten Zuständen erhebt sich strahlend wie im überirdischen Glanze einer besseren Welt das reine Bild dieser wundergleichen Kunst.

Um diese scheinbar unbegreifliche Thatsache zu erklären, müssen wir vor allen Dingen daran erinnern, daß trotz aller Verderbniß der Kirche und ihrer Glieder, trotz der ironischen Skepsis der vornehmen Klassen, die Reli-gion immer noch das höchste Interesse des Volkes war. Auch die bürger-

lichen Kreise müssen wir uns überwiegend noch ziemlich unberührt von der sittlichen Fäulniß, dem alten Glauben hingegeben denken. Während die Spigen der Gesellschaft, namentlich die Geistlichkeit und die höfischen Kreise mit Wonne den unzüchtigen Komödien, den frivolen Novellen, den ironischen und schlüpfrigen Epen lauschten, ist es gewiß bezeichnend, daß diese ganze Literatur sowohl nach ihren Stoffen, wie nach ihrer Behandlungsweise so gut wie gar keinen Einfluß auf die bildende Kunst der Zeit geübt hat. Wie ganz anders war es mit Dantes Divina Commedia, die weit über das Mittelalter hinaus ergreifend und anregend auf die Phantasie der Künstler gewirkt hatte! Aber Dante stand im Mittelpunkt einer positiven Anschauung und spiegelte in seinem erhabenen Gedichte die höchsten Ideen, die im Volksgemüth seiner Zeit schlummerten. So sind denn offenbar die Künstler der goldenen Zeit bis auf verschwindende Ausnahmen von den sittlichen Miasmen frei geblieben, vor Allem schon aus dem Grunde, weil sie selbst aus den meist noch unverdorbenen Schichten des Volkes, besonders des Bürgerstandes hervorgingen. Selbst wo einzelne Ausnahmen, wie bei Michelangelo, vorliegen, der einem vornehmen Geschlecht entstammte, mußte doch derselbe mühevollen Entwicklungsgang innerhalb der strengen zünftigen Gliederung durchgemacht werden; und das unablässige Ringen nach der technischen Vollendung und wissenschaftlichen Begründung, welches allein dem Kunstwerk seinen höchsten Werth verbürgte, gab dem Geiste ein hohes Ziel, das nur mit Anspannung aller Kräfte zu erreichen war.

Obwohl nun schon im 15. Jahrhundert das Ideal der Künstler nicht mehr ein specifisch religiöses war, sondern in erster Linie sich auf vollkommene Lebenswahrheit, Kraft und Mannichfaltigkeit der Charakteristik wendete, war es doch von größter Bedeutung für das stete Fortschreiten der Kunst, daß ihr immer auf's Neue dieselben durch eine geheiligte Tradition überlieferten Aufgaben gestellt wurden. Sie brauchte nicht, wie die heutige Kunst, auf der Heßjagd nach immer neuen Stoffen ihre beste Kraft zu erschöpfen, sondern sie theilte mit der griechischen Plastik in ihrer besten Zeit den beneidenswerthen Vorzug, an den Gestalten, welche in der Anschauung des gesammten Volkes als ideale Traumgebilde lebten, fortbildend und umgestaltend ihre geschlossene Kraft bethätigen zu können. So entstanden ein Zeus und eine Athene des Phidias, eine Hera des Polhktet, so entstanden die Madonnen eines Lionardo, Rafael, Fra Bartolommeo. Aber die Malerei begnügte sich nicht mehr im Sinne des 15. Jahrhunderts das einfach Natürliche und Wirkliche in diesen Gebilden zu erreichen, sondern sie schöpfte aus den Meisterwerken der antiken Plastik und mehr noch aus dem eigenen, auf's Höchste gesteigerten Schönheitsgefühl den Trieb über das Alltägliche wieder zu Gestalten höchster Schönheit und Idealität durchzudringen. Hier ist es denn auch, wo die Lauterkeit der sittlichen Empfindung sich glänzend offenbart; denn wer würde bei jenen Madonnen der edelsten Meister, oder bei den hoheitvollen Frauenbildern eines Lionardo vermuthen, daß sie in derselben

Zeit und unter demselben Volke entstanden sind, dessen Dichter in erdrückender Mehrzahl vom weiblichen Geschlecht die schlimmsten Vorstellungen in naiver Schamlosigkeit aussprechen. Was die italienische Malerei damals Hohes geschaffen hat, gehört zu den köstlichsten Gütern der Menschheit, und der Werth derselben wird nicht geschmälert durch die Wahrnehmung, daß allerdings dieser hohe Idealstil nach kurzer Zeit bald in eine leere conventionelle Form sich verflüchtigte.

In diesem Sinne dürfen wir wohl einen vergleichenden Seitenblick auf den großen deutschen Meister werfen, der um dieselbe Zeit, fast unberührt von der italienischen Kunst, die germanische Geistesart am schärfsten und am höchsten ausgeprägt hat. Man kann keinen größeren Gegensatz denken als den zwischen Dürer und den Meistern der italienischen Kunst. Der gewaltige Nürnberger Meister beharrt unentwegt bei dem volksthümlichen Naturalismus des 15. Jahrhunderts. Er schenkt uns nichts von dem Knorrigen, selbst Verzwickten und Unschönen seiner heimischen Umgebungen in Menschen und Zuständen; aber er erreicht dadurch eine fundamentale Tiefe der Charakteristik und eine erschütternde Gewalt der Seelenschilderung, die um so mächtiger wirkt, da sie sich um keine Schönheitslinie, um keine ideale Anforderung kümmert.

Im Gegensatz dazu tritt bei den Italienern eine Abdämpfung des Individuellen ein, welche der Tiefe der Charakteristik Abbruch thut und schnell zu einer typischen Verflachung umschlägt. Freilich hält sie dafür schadlos durch den die Seele bestrickenden Wohlklang der Linien und die holde Anmuth der Geberden. So kam es, daß Dürer in seiner ganzen Größe doch die engen Schranken seiner Zeit und seines Volkes nicht zu überwinden vermochte, die Italiener, durch die Verschmelzung des christlichen Inhalts mit einer aus der Antike wiedergeborenen Schönheit, ihrer Kunst eine classische Vollendung gaben, deren Wirkung im Reinmenschlichen über die engen Anschauungen einer Nation oder einer Zeit hinaus für immer mustergiltig sind.

Aber im christlichen Anschauungskreise sollte die italienische Kunst nicht ausschließlich verharren. Weit stärker als je zuvor wirkt die antike Fabelwelt auf sie ein und begeistert sie zu einer Fülle eigenartiger Schöpfungen. Wenn solche mythologische Darstellungen im 15. Jahrhundert mehr vereinzelt auftreten und meistens jene naive Vermischung des Classischen und Romantischen aufweisen, die zu einer bunten, märchenhaften Phantastik führe, so gewinnt auch auf diesem Gebiet die italienische Kunst jetzt jene Läuterung der Form, die sie mit den classischen Schöpfungen wetteifern läßt. Und doch ist zugleich in ihren edelsten Werken eine solche Fülle eigener Empfindung und freier Gestaltung, daß dieselben fern von aller slavischen Abhängigkeit wie aus congenialer Schöpferkraft hervorgewachsen scheinen. Rafael's Galatea und seine Psychebilder sind die vollkommensten Beispiele solcher freien Gestaltungen, und um so höher anzuschlagen, da in der Literatur der Zeit das slavische Nachbeten des classischen Alterthums eine so große und so verhängnißvolle Rolle spielt.

Und noch eins muß von dieser Gattung gesagt werden. Trotz des übermüthigen Geistes der Zeit hält sie sich fast durchweg frei von sittlicher Ausgelassenheit und bewahrt auch hier die reine Höhe vornehmer Grazie, wenn es auch z. B. in den überströmenden Schöpfungen eines Giulio Romano nicht an einzelnen Ausschreitungen in's Derbe, ja Gemeine fehlt, und wenn gewisse Gestalten Correggio's und selbst Tizian's nicht ganz frei von jener Absichtlichkeit bleiben, die einer edlen, hohen Kunst fern sein sollte. Hier aber wagt man kaum zu rügen, weil die höchste Kunst selbst das Bedenkliche in den Schleier der Anmuth hüllt.

Endlich ist nicht zu vergessen, daß auch jetzt die Malerei im Einklange mit Architektur und Plastik ihre bedeutendsten Werke schafft, mit ihnen verbunden das Bild einer großen Gesamtkunst darstellt, welches schon seit Giotto das Ideal Italiens gewesen war. Nur daß jetzt auf der Stufe der höchsten Vollendung für jede einzelne auch diese Verbindung ihren vollkommensten Ausdruck gewinnt. Will man einen Unterschied von der Kunst des 15. Jahrhunderts betonen, so besteht derselbe darin, daß die decorirende Plastik, welche in jener Epoche vorherrscht, mehr zu Gunsten der Malerei zurücktritt, und daß letztere, nach dem Muster der damals neu entdeckten antiken Wandmalereien in den Thermen des Titus und an anderen Orten, fortan auch in diesen Aufgaben tonangebend wird. Die classischen Schöpfungen dieser Art sind Rafael's Loggien im Vatikan, an welche sich in ähnlichem Sinne Giulio Romano's Decorationen in der Villa Madama anschließen.

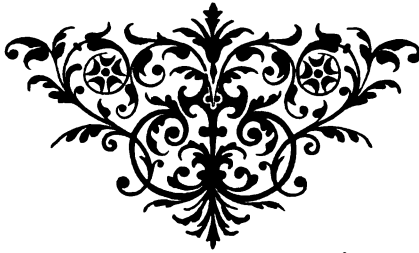
So ergiebt sich also überall das glänzende Uebergewicht der Malerei, und wir haben nun nach den tieferen Gründen zu fragen, welche dasselbe bewirkten. Daß die Malerei der natürliche Ausdruck für den Gedankeninhalt der christlichen Aera war, liegt im Wesen dieser Kunst begründet. Daß sie aber gerade in Italien ungehemmt zu dieser Höhe sich entfaltete, die tonangebende Kunst in dem reichen Culturleben der Zeit wurde, läßt sich wohl begreifen. Sie hätte höchstens mit der Poesie oder der Musik um diesen Vorrang streiten können. Wie es mit der Poesie der Epoche stand, haben wir schon gesehen. Seit Dante hatte dieselbe keinen Vertreter mehr gefunden, der mit hinreißender Macht die Ideen, welche in tiefsten Grunde das Leben bewegen, ausgesprochen hätte. Losgelöst vom allgemeinen Bewußtsein, lediglich zum Organ für das moderne Individuum geworden, das sich mit Vorliebe skeptisch und ironisch gegen den überlieferten Glauben verhielt, vermochte die Poesie wohl die höhere Gesellschaft, nicht aber das ganze Volk zu fesseln. Die Musik aber, die im geistigen Leben Italiens damals schon eine bedeutende Rolle spielte, war noch auf jenen Vorstufen des Suchens und Ringens, welche den vollen Ausdruck der Empfindung vermissen lassen. Immerhin ist es jedoch bezeichnend, daß die Italiener, im Gegensatz zu dem kunstreichen contrapunktischen Bau niederländischer Polyphonie, in ihrer nationalen Musik eine Richtung auf das Einfache, Durchsichtige festhalten, welche namentlich in den mit Vorliebe cultivirten weltlichen Gesängen der Frottole

(eigentlich „Gassenhauer“) sich erkennen läßt. Schon in diesen schlichten Compositionen bemerkt man jenes Streben nach dem maßvoll Schönen, das den vorherrschenden Charakterzug in allem italienischen Schaffen bildet. Indem diese Musikstücke den Versuch machen, aus dem complicirten polyphonen Satz zur Einfachheit einer sangbaren Melodie mit declamatorischem Hervorheben des Rhythmus zu gelangen, spricht sich darin das Hindrängen zur Homophonie aus, die denn nachmals bei der Entwicklung der Oper von durchschlagender Bedeutung werden sollte. Auch darin begegnet uns wieder der Zug des Italieners zum Individualismus, denn im Einzelgesang erst vermag sich die Persönlichkeit im vollen Glanze ihrer Ausbildung zur Geltung zu bringen. Diese Stufe der Entwicklung setzt dann freilich eine hohe Ausbildung der Instrumentalmusik, die dem Gesang als Begleiterin zu dienen hat, voraus. Und in der That ist schon damals der Reichthum des italienischen Orchesters nicht unerheblich; schon in den musicirenden Engelchören, welche seit Giotto's Zeiten auf den Gemälden die Darstellung der himmlischen Seligkeit begleiten, läßt sich eine gewisse Mannigfaltigkeit der Instrumentation erkennen. Bei der Verehrung der Madonna vollends bleibt nie die Musik zurück; die Venezianer, Giovanni Bellini vor Allem, lassen musicirende Engel vor den Stufen des Thrones mindestens zur Laute und Viola ihre Gesänge anstimmen. Die mannichfachsten Instrumente theilen Luca della Robbia und Donatello ihren musicirenden Kinderriesen zu. Schon lassen sich Virtuosen auf einzelnen Instrumenten nachweisen, wie jener Giovan Maria, den Leo X mit dem Grafentitel und einer kleinen Stadt belohnte, und den wir vielleicht in dem berühmten Violinspieler Rafael's zu erkennen haben. Ebenso am römischen Hofe zu derselben Zeit der gefeierte Geiger Jacopo Sansecolo, welchen man in Rafael's Apoll auf dem Parnass vermuthet. Berühmte Künstler, wie Leo Battista Alberti und Lionardo zeichneten sich auch als Musiker aus und verschmähten nicht, wie man namentlich von letzterem weiß, sich auf Erfindung neuer Instrumente zu verlegen. Das vollständige Streichquartett kommt sodann auf den berühmten Gastmahlbildern der Venezianer mehrfach vor. Dies Alles waren indeß einstweilen nur vielversprechende Anfänge; erst ein halbes Jahrhundert später sollten in Palaestrina und Gabrieli den Italienern die Vollender ihrer nationalen Musik erstehen.

Einstweilen blieb die Malerei immer noch bedeutend im Vorsprung und erst als sie abblühte, trat die Musik in die Lücke ein. Die noch jugendliche Empfindungskraft der Zeit äußerte sich in einem starken Bedürfniß edler Anschauung; sie wollte schönheitstrahlende farbenglänzende Gestalten sehen. Selbst die Poesie wurde von diesem malerischen Ideal ergriffen, denn was ist es, als ein Zug ins Malerische, wenn in den Epen die glänzenden Schilderungen und Beschreibungen fast alles Andere zurückdrängen. Und darin kam nicht bloß die vollendete Durchbildung der Künstler dem Zuge der Nation entgegen, sondern es fand dieselbe auch an der verständnißvollen Theilnahme des ganzen Volkes mächtige Förderung. Ein in allen Klassen,

von den höchsten Spitzen der Gesellschaft bis zum schlichten Bürger, auf's Feinste ausgebildeter Schönheitssinn forderte und ermöglichte die classische Entfaltung der Malerei.

So schafft und wirkt diese Kunst über ein Menschenalter in einer reinen Höhe der Anschauung, des Wollens und des Vollbringens, und bildet die Spitze nicht bloß dessen, was die damalige Cultur Italiens vermochte, sondern auch den Gipfel der Malerei des christlichen Zeitalters.





Musik und Musiker in Paris.

(Erinnerungen aus dem Weltausstellungs-Sommer 1878.)

Von

Eduard Hanslick.

— Wien. —

I.

Die Franzosen, leichtbewegt und veränderungslustig im Leben wie in der Politik, sind bekanntlich von einer eigenthümlichen Beharrlichkeit in Sachen der schönen Künste. Namentlich ihre Musik- und Theatergeschichte charakterisirt ein conservativer Zug, ein zähes Festhalten an Traditionen, ästhetischen wie technischen, und anhaltendes Beharren in einmal zweifellos eingeschlagener Geschmacksrichtung. Um so auffallender frappirte mich jetzt ein vereinzelter, ganz unerwarteter Umschlag in dem musikalischen Glaubensbekenntniß der Franzosen: der plötzliche Berlioz-Cultus.

Die Compositionen dieses wunderlichen Romantikers werden gegenwärtig in Paris ebenso eifrig gepflegt und enthusiastisch gepriesen, als sie früher mißachtet wurden. Berlioz hat in der Pariser Musikwelt bis an sein Ende als ein Fremdling gelebt; unverstanden und unbeliebt, ja gemieden und verspottet. Seine Tondichtungen kamen nur zur Aufführung, wenn er selbst, auf eigene Kosten, ein Concert zu diesem Zweck veranstaltete. Nur in Deutschland (zuletzt auch in Rußland) hatte seine Musik Verständniß und Sympathie gefunden; das waren die einzigen Tage künstlerischen Glückes, die Berlioz erlebte.

„Die Franzosen allmählig an meine Musik zu gewöhnen,“ klagte mir einmal Berlioz, „dazu bin ich nicht reich genug.“ Und jetzt? Ein allgemeiner Berlioz-Enthusiasmus hat die Künstler, die Kritiker und das Publicum in Paris erfaßt. Aus einer plötzlichen totalen Geschmacksumwälzung läßt sich das

Räthsel gewiß nicht erklären, ebensowenig bloß aus einem Gefühl der Reue, die an dem Verstorbenen gutmachen möchte, was an dem Lebenden gesündigt worden — es hätte sonst dieser Umschwung sofort nach Berlioz' Tode (1869) eintreten müssen. Damals wagte allerdings Pasdeloup ein und das andere Stück Berlioz' in sein Concertprogramm aufzunehmen; aber die allgemeine Pietät, auf die er zählte, war nicht vorhanden, das Publikum zischte. Und jetzt? Jetzt giebt die „Association artistique“ (von Ed. Colonne als Rivalin der Pasdeloup'schen Concerte gegründet) fast nichts als Berlioz! Mit der Aufführung der „Sinfonie fantastique“ veranstalteten im vorigen Jahre die rivalisirenden Orchester Colonne's und Pasdeloup's ein förmliches Steplechase; dieser im „Cirque“, jener im Theater „Châtelet“, Berlioz hic et ubique. Colonne gab im letzten Winter dreizehnmal die „Damnation de Faust“ und viermal das Requiem (!) von Berlioz! Die diesjährige Concert-Saison (November 1878) begann mit der neunzehnten Aufführung der „Damnation de Faust“ abermals bei vollem Hause, unter begeistertem Applaus und Tacapo-Rufen. Sogar das classisch exclusive Conservatorium, das vor Berlioz stets ein Kreuz schlug, schmückt jetzt seine Concerte mit Stücken aus der Romeo-Sinfonie und der „Verdammniß Fausts.“ Wer den Musikgeschmack der Franzosen kennt, muß sofort vermuthen, daß bei dieser Wendung noch ein anderes als das rein musikalische Interesse im Spiele sei. Es ist das nationale. Erst nach dem deutschen Kriege begann der unerwartete Berlioz-Cultus in Frankreich. Das Pariser Publicum begann nach der Niederlage sparsam zu werden mit dem Applaus für deutsche Tondichter, es wollte französische Componisten feiern, nicht nur wie bisher in der Oper, auch im Concertsaal. Man brauchte einen französischen großen Instrumental-Componisten — und fand diesen, wie durch stillschweigende Uebereinkunft, in dem bisher mißachteten Hector Berlioz. Der eifersüchtige Haß gegen Richard Wagner that ein Uebriges; das musikalische Frankreich glaubte, mit einem ebenbürtigen revolutionären Genie ausrücken zu müssen und feiert in Berlioz fortan seinen eigenen, den französischen Wagner. Hier liegt der eigentliche Schlüssel des Räthsels. Prachtausgaben und neue Arrangements Berlioz'scher Werke werden verlegt, enthusiastische Abhandlungen über Berlioz geschrieben; sogar Berlioz-Festivals im Opernhaus veranstaltet (Charfreitag 1878) und mit feierlichen Reden eingeleitet.

Zum erstenmal wird jetzt sogar nach der musikalischen Genesis dieses Meisters geforscht, den verborgenen Wurzeln seines Styls nachgegraben. Mit Interesse las ich eben in „Menestrel“ eine ausführliche gründliche Monographie von Octave Fouque über den alten Componisten Lesueur. Dieselbe führt den Titel: „Un précurseur de Hector Berlioz.“ Der Verfasser hat offenbar die Empfindung, daß sich heute ein lebhafteres Interesse für den verschollenen Componisten der „Warden“ nur hoffen lasse, wenn derselbe als Vorläufer und geistiger Urheber der Berlioz'schen Musik behandelt wird. Wenn Berlioz Gott ist, so ist Lesueur sein Prophet —

das ist die Grundidee jenes Essay, welcher manche über interessante Mittheilung über Lesueur und Berlioz enthält.

Jean François Lesueur, geboren 1763 in einem Dorfe der Picardie, wurde mit 23 Jahren Capellmeister an der Notre-Dame-Kirche in Paris. Eine damals von ihm verfaßte Broschüre („Exposé d'une musique une imitative et particuliere etc.“) enthält das musikalische Glaubensbekenntniß, dem er bis an sein Ende (er starb erst 1837) unwandelbar treu blieb. Darin lehrt er, wie man „Poesie“ und „Malerei“ in die Musik zu legen habe. Für Lesueur war die Musik nichts, wenn sie nicht etwas Bestimmtes ausdrückte oder malte; als höchstes musikalisches Ziel erklärt er die Nachahmung (imitation). Jede seiner Compositionen verfaßt er nach einem „plan raisonné“, den er vor der Aufführung publiciren und vertheilen läßt, damit die Hörer den Inhalt der Composition verstehen können. Lesueur ist durch diesen Vorgang der eigentliche Erfinder der Programm-Musik im Sinne Berlioz'. Lesueur hat die Tonmalerei nicht, wie Beethoven oder Mendelssohn, nebenbei, sondern stets als Kern seiner ganzen Musik behandelt. Berlioz ist der Einzige, der ihm darin vollständig nachfolgte. Auch die Kirchenmusik wollte Lesueur durchaus „une, imitative et particuliere“; jede seiner Messen sollte ausschließlich für einen bestimmten Feiertag gelten und dessen Bedeutung erschöpfend ausdrücken. Es grenzt an's Verrückte, was er alles in seinem „Plan zu einer Weihnachtsmesse“ ganz detaillirt in der Musik (die doch immer nur auf demselben lateinischen Meßtext gesungen wurde) ausdrücken wollte. Im Jahre 1786 waren solche Anschauungen etwas Unerhörtes. Von der Kirche auf's Theater übertragen, können sie schlechtweg „Zukunftsmusik“ heißen. Von Lesueurs Opern hatten einige wie „La Caverne“ und „Les Bardes“ bedeutenden Erfolg. Das Publicum jener Zeit wiederholte aber doch zustimmend das fliegende Wort: Lesueur habe so viel Dramatisches in seine Kirchenmusik gesteckt, daß er vergaß, etwas davon auch seinen Opern mitzugeben. Hierin ist ihm jedenfalls Berlioz verwandt. Nachdem Lesueur und Berlioz sinfonische und geistliche Musik geschrieben, in welchen man die dramatische Kraft bewunderte, gaben sie uns Opern, worin das Dramatische nur in verschwindend kleiner Dosis vorkommt. Lesueur besaß kein scenisches Talent, er war ebensowenig wie Berlioz für theatrale Musik geboren. Letzterer präsentirt sich in diesem Fach noch viel ungünstiger: seine Opern hatten gar keinen Erfolg, die Lesueur'schen wenigstens einen vorübergehenden. Der Verfasser des Essay constatirt auf Grund dieser Analogie — une veritable filiation artistique zwischen Lesueur und Berlioz. Um dahin zu gelangen, das geniale und bizarre Geschöpf „Berlioz“ zur Welt zu bringen, bedurfte es einer vorhergehenden Kraftanstrengung der Natur; diese Kraftanstrengung vollzog sich durch Lesueur. Berlioz ist nur ein gelungener Lesueur, und Lesueur ein mißglückter Berlioz. — Auffallenderweise hat man es in Paris unterlassen, gerade das große Weltausstellungs-Publicum mit Berlioz näher bekannt zu machen. In den

officiellen Trovador-Conterten war fast alles mit unglücklicher Hand und im mißverständlichen französischen Interesse organisirt, so auch die Repräsentation Hector Berlioz'! Anstatt eines seiner sinfonischen Werke vollständig zu geben, riß man ein Fragment aus seiner Oper „die Trojaner“ aus dem Zusammenhang heraus, für das dem allgemeinen Verständniß jeder Anknüpfungspunkt fehlte. Interessanter für uns, und des französischen Berlioz-Cultus würdiger wäre es gewesen, die „Trojaner“ vollständig als Oper aufzuführen. Dazu mochte sich aber wohl kein pariser Theaterdirector verstehen; der Mißerfolg stand zu deutlich in Aussicht. Berlioz selbst hat hart vor seinem Lebensende doch noch die Befriedigung gehabt, seine „Trojaner“ im Theater Lyrique aufgeführt zu sehen. Die Oper erhielt sich nicht lange, woran übrigens auch die mittelmäßige Aufführung und Ausstattung theilweise schuldtragen mochte. Der „Rhapsode“, der vor Beginn des Stückes mit einer Harfe in den Händen den „Prolog“ absingen muß, erschien nur bei den zwei ersten Vorstellungen, dann strich man ihn als gefährlichen Erzeuger allgemeiner Geiterkeit.

Solch' wunderlicher archaischer Einfälle, die vor einem modernen Publicum ein gefährliches Spiel spielen, zählte Berlioz' Oper mehrere. Unter andern kam, wie mir Stephen Heller erzählte, ursprünglich ein Preisconcurs der Dido vor, bei welchem die Zünfte aufmarschirten und jede Zunft in einer anderen griechischen Tonart sang. Ernst Legouvé (der Dichter der „Abrienne Lecoubreur“) und ein Professor der lateinischen Sprache halfen Berlioz in der Abfassung des Libretto. Berlioz hatte Stücke aus seiner früher componirten, unvollendeten Oper „die blutende Nonne“, von welcher drei Acte fertig waren, in die Partitur der „Trojaner“ aufgenommen. Das Libretto der „Nonne sanglante“ von Scribe (— die albern schauerhafte Handlung spielt merkwürdigerweise in Prag —) hat bekanntlich Gounod später componirt und ohne Erfolg in Paris (1854) aufführen lassen. Berlioz hatte in seinem Testament angeordnet, daß seine Partitur der „Nonne sanglante“ verbrannt werden solle, was auch geschah.

Interessante, mir größtentheils neue Mittheilungen über Berlioz erhielt ich von Stephen Heller. Dieser echte Poet der Claviercomposition, so fein, vornehm und geistreich wie seine Musik, zugleich gut deutsch und schön französisch, er kam mir zu meiner Freude unverändert rüstig entgegen. Hellers milde, haltungsvolles Wesen wirkt auf Jedermann wohlthuend; mir selbst gehört ein Gespräch mit ihm jederzeit zu den echtsten Freuden in Paris. Stephen Heller also, war einer der sehr wenigen Menschen, vielleicht außer dem Musikschriftsteller B. Damcke der Einzige, der mit Berlioz in dessen letzter Zeit intim und regelmäßig verkehrte. Ich selbst hatte als sehr junger Mensch eine zeitlang Berlioz' täglichen Umgang genossen, während seines Aufenthalts in Prag 1846. Als ich ihn zuletzt 1867 in Paris wieder sah, erschrak ich über die Veränderung, die geistig und physisch über ihn hereingebrochen war. Der einst so schöne, mächtige Kopf senkte sich matt gegen

die Brust; das Gesicht war runzelig und aschfahl geworden, nur selten blitzte ein kurzes Aufleuchten aus den einst so feurigen Augen, und dann war es nur das Aufleuchten einer zornigen Erbitterung. Berlioz fühlte sich total vereinsamt in Paris, vergessen, verschmäht; kein Wort schien ihm hart und stark genug, gegen seine unmusikalischen und undankbaren Landsleute. „Ich arbeite nichts mehr,“ sagte er am Schluß unseres kurzen Gesprächs, mit bitterer Resignation, Alles, was ich noch zu thun habe, ist: „Leiden und Erdulden“. An diese meine letzte traurige Begegnung mit Berlioz anknüpfend erzählte mir Stephen Heller von dessen Ausgang. Berlioz kränkelte seit seiner großen Reise nach Rußland. Der Ertrag seiner Petersburger Concerte sicherte ihm eine bescheidene Revenue, welche ihn seiner tausendmal verwünschten größten Dual entthob: Musikfeuilletons schreiben zu müssen. Zu Rossini und Auber, den „großen musikalischen Banquiers von Paris“ war Berlioz auch in seinen gesunden Tagen nie gegangen. Wer aber, fügte Heller erklärend hinzu, nicht in Rossini's Soiréen kam, der war in Paris „declassé“. In seinen letzten Jahren war Berlioz geradezu „unmöglich“ für jede Geselligkeit. Stundenlang saß er schweigsam, brütend da, zuletzt auch dann noch stumm, wenn man — als letzten Belebungsversuch — die Rede auf seine Compositionen brachte. Psychologisch merkwürdig ist die Gewalt, womit damals eine alte Jugendliebe ihn, den Einundsiebzehnjährigen wieder erfaßte und zu wahrhaft thörichten Exaltationen trieb. Als Knabe von zwölf Jahren hatte Berlioz eine heftige Leidenschaft für ein achtzehnjähriges Mädchen, Estella, gefaßt, welches ihm natürlich nur mit einem mitleidigen Lächeln antwortete. Etwa fünfzig Jahre lang hatte er nichts von ihr gehört, war inzwischen zweimal Witte und Wittver geworden — da packt ihn in seiner melancholischen Vereinsamung plötzlich wieder jene Erinnerung. Nach langen Nachforschungen findet er seine Estella als Wittwe und Mutter erwachsener Söhne in Lyon wieder. In diese würdige alte Frau, der er beinahe fremd ist, schreibt Berlioz Briefe von kindischer rasender Leidenschaftlichkeit. Auf diese wiedergefundene Estella, die sich weit vernünftiger benahm, als er, beziehen sich die wahrhaft tragischen letzten Worte seiner Memoiren: „Ich schreibe nichts mehr, ich componire nichts mehr. Die musikalische Welt von Paris und andermwärts erregt mir Brechreiz oder Wuthanfalle. Aber denken wir nicht mehr an die Kunst. Estella! Estella! — Ich kann jetzt ohne Zorn und Bitterkeit sterben.“ Eines Tages stürzt sich Berlioz, von dieser rasenden Spätliebe bis zur Verzweiflung gefoltert, dem bewährten Freunde schluchzend an die Brust. Heller verweist ihm mit mildem Ernst solche Thorheit, die ihn zugleich unglücklich und lächerlich mache. „Was wollen Sie?“ entgegnet Berlioz, „es ist eine alte Wahrnehmung, daß der im Stiergefecht verwundete Stier sterbend stets zu demselben Thor hinanrennt, durch welches er in die Arena hineingekommen ist.“

Merkwürdig war mir auch die Mittheilung St. Hellers, daß Berlioz kein musikalisches Gedächtniß besaß und z. B. ein Schumann'sches Trio nach zwei

Tagen nicht wiedererkannte. Berlioz brauchte sehr lange, um eine neue Composition zu verstehen, auch componirte er selbst schwer und mühsam. —

II.

Mit Gounod habe ich ein Stündchen angenehm verplaudert, d. h. ihm zugehört. Er gehört nicht zu den Inwendig-Geistreichen, die ihren Reichthum tief versteckt halten, sondern zu den stets Mittheilsamen und Beredten. Man fühlt sogleich, daß er gerne spricht und sich gerne sprechen hört. Mit Vergnügen folgt man seiner raschen, feinen, lebhaften Rede, welche mit Vorliebe von künstlerischen Selbstbekenntnissen zu allgemeinen Maximen aufplattert. Die leichte Selbstbespiegelung des Redners stört uns nicht, weil das sich spiegelnde Antlitz wirklich anziehend ist. Ich fand Gounod heiterer, aufgeräumter, als vor drei Jahren, wo die Erinnerung an seinen zweijährigen Aufenthalt in London noch wie ein herübergenommener schwerer Nebel auf ihm lastete. Sein Herz hatte dort einen schlimmen Feldzug durchgemacht; arg geschlagen und zer schlagen hat er es nach Paris zurückgebracht. Jetzt endlich sind die letzten Ketten rassend von ihm abgefallen; die erst so süße, dann unerträgliche und entwürdigende Leidenschaft zu der schönen Frau Georgina Weldon. „Affreux“ nennt er das Benehmen der Dame, die ihn mit vergütternder Zärtlichkeit umstrickt hielt, um seine Protection, sein Talent, seine Arbeit eigennützig auszubenten und ihm schließlich seine Partituren, die Oper „Polyeucte“ mit inbegriffen, zu veruntreuen. Es hatte eben ein Brief dieser Dame in „Figaro“ gestanden, worin sie von Verfolgungen durch hohe und höchste Personen faselt — ich konnte die Vermuthung nicht unterdrücken, die Schreiberin müsse nicht recht bei Verstand sein. „O nein,“ fiel Gounod lebhaft ein, „sie ist sehr hellsehend, sie sieht im Dunkeln wie eine Tigerkatz, c'est une folle lucide!“ Die Proben seiner neuen Oper „Polyeucte“ — es war Anfang Mai — hatten im neuen Opernhause begonnen. Für eine nervöse, empfindliche Organisation wie die Gounod's ist das ein uner schöpflicher Brunnen von Qual und Mißstimmung. „Ich kenne nichts Schöneres, nichts Herrlicheres,“ rief Gounod aus, „als das Theater in der Idee, in abstracto; aber das wirkliche, reale Theater, das Theater in concreto ist eine Hölle, ein Verderben! Jede von den Sängerinnen, die man mir für die Hauptrolle vorschlägt, hat eine werthvolle Eigenschaft, alle übrigen fehlen ihr. Sie besitzt eine wundervolle Stimme, ist aber häßlich, geistlos und spielt wie ein Stück Holz. Oder sie ist schön und intelligent, hat aber keine Stimme, keine Schule u. s. w.“ Indeß kümmere ihn das jetzt wenig. „Mein oberstes Princip ist, nur an dasjenige zu denken, was gemacht werden soll, nicht an das, was schon gemacht ist. Sehen sie, mein „Polyeucte“ liegt oben auf dem heißen Rost, um gebraten und dem Publicum servirt zu werden, trotzdem weilt mein ganzes Fühlen und Denken fern davon, gehört nur der neuen großen Oper, an der ich eben arbeite, und von der schon zwei Acte fertig sind: „Abälard und Heloise“! Natürlich erschraf

ich ein wenig. Es läßt sich in diesem Sujet über einen gewissen einschneidenden Punkt nicht wegkommen; man verlege ihn noch so weit hinter die Scene, noch so tief in einen Zwischenact, der Zuschauer weiß doch, welches Unglück geschehen ist, ein Unglück, das zum größten Unglück einen komischen Beigeschmack hat. „Fürchten Sie nichts,“ beschwichtigte Gounod meine unausgesprochene Besorgniß; „ich lasse meinen „Abälard“ von seinen Feinden gleich umbringen, weiter geschieht ihm nichts“. Auch ein anderes naheliegendes Bedenken entkräftete Gounod sofort mit der Versicherung, „Abälard und Heloise“ würden keineswegs in einer Reihe von Liebesduetten aufgehen, sondern vielmehr eine Verkörperung der höchsten philosophischen und religiösen Ideen darstellen.

Obgleich Katholik (und wie ich beifügen darf: von schwärmerischer, mystischer Richtung) sei er doch ein großer Bewunderer der deutschen Reformation. Deutschland habe zuerst laut gesprochen, während Frankreich durch drei Jahrhunderte stumm geblieben. Sein „Abälard“ soll den Kampf der innern Ueberzeugung gegen die Satzungen der Kirche verkörpern, das Recht der geistigen Freiheit und Aufklärung vertheidigen. Die Handlung gipfite in dem großen Finale des 4. Actes, wo Abälard seine Bücher vor dem geistlichen Gericht verbrennt. Hierauf wird er in einem dunklen Gäßchen auf dem Heimweg überfallen und auf Anstiften der Geistlichkeit ermordet. „Und im fünften Act?“ frug ich mit begreiflicher Neugierde. „Im fünften Act finden wir Heloisen im Kloster, umgeben von ihren Nonnen. Abälard kommt als Geist, als Schatten zu ihr; sie singen ein Duo. Abälard weist prophetisch auf das künftige Frankreich, welches die Schuld einer finstern Zeit sühnen und die Liebenden gleich Heiligen verehren werde. Bei dieser Vision zerschellt sich ein Wolkenschleier im Hintergrund der Bühne; wir erblicken den heiligen Kirchhof Père Lachaise mit dem Grabmal Abälard's und Heloisen's, zu welchem das Volk in liebender Verehrung pilgert“. Die Legende erzählt, der todte Abälard habe sich im Sarge erhoben, als Heloisen's Leiche neben ihn gelegt wurde und habe sie umarmt. Das sei freilich auf der Bühne nicht möglich, aber in Form einer Vision gebe der Anblick des gemeinsamen Grabes einen harmonisch versöhnenden Schlußaccord. —

Ich kann nur wünschen, daß Gounod's Begeisterung für diesen seltsamen Stoff sich seinerzeit durch die von ihm gehoffte große Wirkung bewähren und belohnen möge. Auf das Wie der dramatischen und musikalischen Ausführung wird ja Alles ankommen. Jedenfalls wird Gounod durch seine ernste, edle Auffassung die Schmach tilgen, welche französische Librettisten im Verein mit dem Compositeur Henri Litolfk kürzlich begingen, indem sie die Geschichte von Abälard und Heloise als komische Operette auf die Bühne brachten — das Eynischste, Empörendste, was mir in diesem Genre je vorgekommen. Charakteristisch für Gounod ist die Consequenz, mit welcher er gegenwärtig religiöse Ideen als bewegende dramatische Motive in seinen Opern einführt; in seinem „Polyeucte“: christliche Verkündung, Märtyrertod für

den Glauben; im „Abälard“: Kampf der echten religiösen Ueberzeugung gegen starre Unduldsamkeit. Er scheint somit zu seinen religiösen Anfängen zurückzubiegen. Daß Gounod, wie die meisten „grands prix de Rome“, als Jüngling einige Kirchenmusik versuchte, ist bekannt und nicht allzu erheblich. Aber neu und bemerkenswerth erschien mir die jetzt erst durch Briefe von Fanny Hensel*) bekannt gewordene Thatsache, daß der junge Gounod sich schon 1843 in Berlin sehr ernstlich mit dem Text zu einem Oratorium „Judith“ beschäftigt habe. Er theilte die Ansicht Fanny Hensels, daß die nächste musikalische Zukunft Frankreichs dem Oratorium gehöre. Davon ist er, freilich nicht zu seinem Nachtheil, bald abgekommen. Paris belehrte ihn gründlich, daß die musikalische Gegenwart sammt einem Stückchen Zukunft dort noch völlig der Oper gehöre.

III.

Den alten Ambroise Thomas habe ich mit Freuden wieder begrüßt. Seine ganze Persönlichkeit bildet eine Art Gegensatz zu Gounod; er spricht nicht viel und am allerwenigsten von sich. Aber seine Stimme klingt warm und theilnehmend, sein Auge strahlt Güte. Weniger blendend als Gounod, macht Thomas den Eindruck größeren Ernstes, und tieferer Bescheidenheit. Jeder Pariser kennt sie von Weitem, diese große, hagere, etwas vorgebückte Gestalt in nachlässiger Kleidung und nachlässiger Haltung. Ein ausgeprägter Charakterkopf, etwas finster und träumerisch. Ingres in Rom hat ihn als jungen Menschen in Mönchstracht gezeichnet. Im Gespräch gewinnt sein Blick eine bezaubernde Gutmüthigkeit, seine harten Züge beleben sich und spielen oft seltsam durcheinander. Er selbst erzählte mir, mit heiterer Selbstironie, ein Witzwort Auber's darüber. Ein gemeinsamer Freund frug eines Tag's Auber: „Finden Sie Ambroise Thomas in seinem Aussehen nicht sehr verändert?“ „Weiß nicht,“ antwortete Auber, „ich habe ihn nie anders gesehen, als sehr verändert“ (*très changé*). Der lebenswürdige Umgang Thomas' kömmt leider selbst seinen Freunden wenig zu statten. Der Mann ist buchstäblich überhäuft mit einer Masse von Arbeiten und Geschäften bureaukratischer, administrativer und pädagogischer Natur. Da giebt es kein musikalisches Project in Frankreich, das die Regierung nicht an Thomas zur Begutachtung schickt, kein Preisgericht, dem er nicht vor sitzen, keine das Musikwesen betreffende Reform, die er nicht ausarbeiten mußte. Kommen nun dazu noch die alljährlichen Prüfungen im Conservatorium, so muß er, als Director, von sämtlichen Zöglingen sich durch 3—4 Wochen einzeln angeigen, anblasen, aufsingen lassen und jedem die verdiente Classification ertheilen. Das heißt, einem noch schaffenslustigen Componisten bureaukratisch umbringen. Ambroise Thomas erlebte diese aufreibenden Geschäfte mit

*) „Die Familie Mendelssohn“. Dritter Band. (Berlin bei B. Behr, 1879.)

veinlichster Pflichttreue, er schenkt sich auch nicht eine Note des jüngsten hoffnungsvollen Jagottisten. Unter diesen Verhältnissen kam er in diesem doppelt und dreifach anstrengenden Weltausstellungsommer auch nicht dazu, mir etwas aus seiner „*Francesca di Rimini*“ zu zeigen, wie es seine freundliche Absicht gewesen. Diese Oper ist seit Monaten fertig; ihre Aufführung zur Weltausstellungszeit scheiterte an Besetzungsschwierigkeiten. Thomas brachte es nicht über's Herz (wie es jetzt Gounod hat müssen) die beiden idealen Hauptgestalten seiner Oper einer ehrwürdigen Ruine wie Fräulein Krauß und einem hölzernen Anfänger wie Herrn Salomon anzuvertrauen. Bekanntlich hatte bereits Gounod das Textbuch zur „*Francesca di Rimini*“ zu componiren begonnen, aber die Lust daran verloren und es seinem Kollegen Thomas überlassen. Wer weiß, wann dieser damit herausrückt auf die Bühne; ließ er doch seinen „*Hamlet*“ ein paar Jahre im Pult verschlossen, bis er in Faure und der Nilsson die geeigneten Darsteller für Hamlet und Ophelia fand. „*Mignon*“ hat bereits im Lauf von elf Jahren die fünfhundertste Aufführung erlebt und der Opéra comique zwei Millionen Francs eingetragen.

Ambroise Thomas, der in der Jugend vielfach mit bitterem Mangel gekämpft, konnte sich jetzt von dem Ertrag seiner Opern ein hübsches Grundstück, eigentlich eine kleine Insel (Billiec bei der Insel St. Gilly an der bretagnischen Küste) kaufen, wo er fern von aller Civilisation und unbelästigt von Pariser Besuchen, die Ferien zubringen und in ungestörten Verkehr mit einer großartig schroffen Natur componiren kann. Als er mit der kindlichen Freude eines nagelneuen Grundbesizers von dieser Insel erzählt, ahnte Keiner von seinen Freunden, daß der 68jährige Maître Ambroise auf jener Zauberinsel nicht allein zu hausen beabsichtige. Im October l. J. erhielt ich einen Brief von Thomas, worin er mir seine vollzogene Vermählung mit Mlle. Elvire Rémaury anzeigt. Ganz Frankreich wünscht dem neuen Ehemann Glück; besitzt es doch keinen gewissenhafteren und bescheideneren Lyndichter; keinen, der mehr Ehrfurcht vor den alten Meistern hätte und mehr Wohlwollen für die jungen.

Aus dem Munde Ambroise Thomas' erfuhr ich ebenso zuverlässige als interessante Mittheilungen über die letzten Tage Auber's. Der Componist der „*Stummen von Portici*“ starb im 90. Lebensjahr während der Belagerung von Paris, in der Nacht vom 12. auf den 13. Mai 1871. Unter den Donnerschlägen jener entsetzlichen politischen Katastrophe blieb der Tod des berühmtesten und ältesten Lyndichters in Frankreich fast unbeachtet. „*Toute exagération est une faute*“ sagte er in seiner letzten Krankheit, „man muß nichts übertreiben, auch nicht, wie ich, das lange Leben“. Es ist ein vielverbreiteter Irrthum, daß Auber allein und verlassen gestorben sei. Zahlreich waren freilich die Besucher nicht; aber sein treuer Freund und Schüler Ambroise Thomas, dann der gelehrte Bibliothekar des Conservatoriums, Wederlin, der im selben Hause mit Auber wohnte, umgaben ihn täglich

und haben ihm die letzten Liebesdienste erwiesen. Wie mir Ambroise Thomas erzählte, waren schöne Wagen und Pferde Auber's größte Freude und einziger Luxus. So recht geliebt hat er eigentlich außer seinen Pferden kein lebendes Wesen. Da kam die böse Hungersnoth über das belagerte Paris und die Communards requirirten überall gegen eine unbedeutende Entschädigung Pferde aller Art, um sie zu schlachten. Von vier Pferden, die Auber im Stalle hatte, nahm man ihm vorläufig drei weg; er empfand tiefen Schmerz da rüber, ohne sich zu beklagen oder die mindeste Einwendung zu erheben. Nun kam man auch sein letztes Pferd, einen kostbaren englischen Rappen, Namens Figaro, zu holen. Ambroise Thomas wollte sofort Schritte thun, damit die Behörde aus Achtung für den greisen berühmten Meister eine Ausnahme mache. Aber Auber ließ es nicht zu. „C'est la loi!“ wiederholte er unerfütterlich, obwohl der Schmerz, das edle Thier geschlachtet zu sehen, ihn fast übermannte. Da fand Thomas einen glücklichen Ausweg. Er bat einen einflußreichen Communard um die Erlaubniß, ein anderes Pferd an Stelle des Auber'schen auszuliefern zu dürfen und erhielt sie. Der ihm befreundete Chef der großen Plegel'schen Clavierfabrik, Herr August Wolff, hatte von seinen zehn bis fünfzehn Pferden noch drei zum nothdürftigsten Betriebe seiner Fabrik in Saint-Denis zurückbehalten dürfen. Eins davon wurde heimlich in den Hofraum von Auber's Haus gebracht und der Commune ausgeliefert, während Auber's Lieblingsroß, vor einen mit Brettern beladenen Wagen gespannt, nach Wolff's Fabrik trabte. Genau wie in so vielen menschlichen Rettungsgeschichten! Täglich erkundigte sich der von heftigsten Schmerzen gefolterte Kranke, ob sein Pferd noch am Leben und gut versorgt sei. Es hat seinen Herrn überlebt. Der Componist des „Fra Diavolo“, der Ewigjunge, Uvalde, starb nach einem ununterbrochen glücklichen Leben, gemartert von körperlichen Schmerzen, erdrückt von Kummer über seine Landsleute und von Angst für Paris, das er über Alles geliebt und zeitlebens, Sommer und Winter, nicht verlassen hatte. Lang und furchtbar war der Todeskampf; Auber wurde von Krämpfen förmlich geschleudert, so daß vier Personen ihn festhalten mußten. Die Communards wollten den Tod des berühmten Meisters zu einer demagogischen Manifestation benutzen, mit rothen Fahnen und greller Militärmusik die Leiche zur Bestattung abholen. Die Demokraten haßten Auber, den sie „le musicien aristocrate“ nannten; sie hätten die Gelegenheit zu häßlichen Demonstrationen nicht ungenützt gelassen. Ambroise Thomas, dem diese Leute ebenso verhaßt waren, wie seinem verstorbenen Meister, beschloß, eine solche Begleitung um jeden Preis zu verhindern.

Unter dem Vorwand, daß man mit der Bestattung warten müsse, bis Auber's einzige Verwandte und Erben, zwei Nichten in der Provinz, nach Paris gelangen könnten, erwirkte Thomas die Erlaubniß, die Leiche in aller Stille aus Auber's Wohnung fortzuschaffen und in einem Gewölbe der Trinité-Kirche beiseßen zu dürfen. Hier lag der Leichnam drei Monate lang. Erst nach dem Einrücken der französischen Armee in Paris fand am 15. Juli 1871

die feierliche Uebertragung desselben nach dem Père Lachaise statt. Es war auch dies nur eine provisorische Grube, in welcher die Gebeine des alten Herrn noch immer nicht zur Ruhe kommen sollten. Freunde und Collegen Auber's haben erst später ein eigenes Grab angekauft und mittelst öffentlichen Aufrufs eine Subscription für ein würdiges Grabdenkmal eröffnet. Es erregte anfangs Befremden, daß es einer öffentlichen Subscription zu diesem Zweck bedürfe. Wie? fragte man erstaunt, ein berühmter Componist von dem Einkommen Auber's, der für Niemand zu sorgen hatte, sollte nicht einmal soviel hinterlassen haben? Die Erklärung lautet für's Erste, daß Auber seine Einnahmen fast vollständig für sich und seine verschiedenen Liebhabereien verbrauchte, sodann, daß dieses Einkommen nicht so beträchtlich war, als man glaubte. Zur Zeit seiner größten Erfolge standen Honorar und Tantiemen keineswegs auf ihrer gegenwärtigen Höhe; Auber hat mitunter in vier bis fünf Jahren nicht soviel eingenommen wie jetzt Offenbach oder Lecocq in manchem Monat. Uebdrcin hatte er bei heranahendem Alter seine Autorrechte ein- für allemal gegen eine billige Jahresrente veräußert. So hinterließ er nur ein bescheidenes Vermögen, welches zwei ihm ziemlich fremdgebliebene Nichten, alte Betschwestern in der Provinz, geerbt haben.

Ich hatte den Opem Auber's von Jugend auf so viel Freude verdankt, daß ich bald nach meiner Ankunft in Paris sein Grab auf dem Père Lachaise besuchte. Es befindet sich auf der rechten Seite der großen Allee, welche ob der vielen ausgezeichneten Männer, die hier nebeneinander ruhen „le salon carré“ genannt wird. Das Monument, das erst im Jahre 1877 gesetzt und eingeweiht wurde, ist von edler, würdiger Einfachheit: eine Pyramide von schwarzem Marmor, auf deren Seitenwänden die Hauptwerke Auber's verzeichnet stehen, davor, auf einem kleinen Sockel, die Büste von Auber, eine treffliche Copie nach Dantan. Frankreich, das seine Künstler im Leben wie im Tode zu ehren weiß, hat damit seine Schuldigkeit gethan. Aber trotzdem kann ich mich des Eindrucks nicht erwehren, daß die egoistische Kalthergigkeit, welche Auber als Menschen anklebte, sich bei seinem Ende an ihm gerächt habe, ja noch heute an ihm räche. Ich sah auf seinem Grabe nur zwei verwitterte Immortellenkränze und davor keine lebende Seele, während das gegenüberliegende Grab *Thiers'* von frischen Blumen bedeckt und von einer sich immer erneuernden Menge Menschen umringt war, die entblößten Hauptes dem großen Patrioten ihre Huldigung darbrachten. Wie Augenzeugen mir erzählten, sind bei der Einweihung von Auber's Grabstein Ströme von glänzender Verebsamkeit geflossen, aber keine einzige Thräne. Seine Gleichgiltigkeit gegen die Mitmenschen wird ihm nun heimgezahlt und der Tod Auber's scheint keine Lücke zurückgelassen zu haben in dem Herzen von Paris. Auch mir, der ich noch das Glück gehabt, Auber und Rossini zu kennen, ging der Tod des Letzteren ungleich näher und mit aufrichtiger Trauer stand ich vor seiner verlassenen, schmucken Villa, mit der goldenen Lyra über dem Gartenthor, zu Passy. Welch' heiterer, wohlwollender, liebenswürdiger Mensch war dieser alte Italiener! Wie kindlich

in seiner behaglichen Freude am Leben, wie natürlich anmuthig in seinem Gespräch, wie gutmüthig sogar in seinem ironischen Witz! Testamentarisch verfügte Rossini, er sei dort zu begraben, wo seine Frau und Universalerin es bestimmen werde. Also noch im Tode ein bißchen Pantoffelheld von dieser olympischen Madame Olympia, dieser unangenehmen, geizigen Frau, deren stechende Augen ich noch vor mir sehe, wie sie bei Rossini's Soirées inquisitorisch umherblickten, ob nicht Jemand zu viel oder überhaupt Etwas von dem präsentirten Teller mit Backwerk zu nehmen wage! Rossini's Ruhestätte auf dem Père Lachaise dürfte eine nur provisorische sein: es heißt, daß Italien die Asche seines berühmten Sohnes reclamiren wolle, wie seiner Zeit die Asche Bellini's, die man auch willig ausgefolgt hat. Interessant ist die in Rossini's Testament angeordnete Stiftung eines „prix Rossini“ für Franzosen. Der Dichter einer geistlichen oder weltlichen Cantate soll 3000 Francs, der Componist derselben ebensoviel erhalten, in jährlicher Preisbewerbung. Nach dem Wunsche Rossini's hat die Composition hauptsächlich die Melodie zu berücksichtigen, „la mélodie, si négligée aujourd'hui“. Ich fürchte, dieses Uebel wird sich durch großmüthige Legate nicht heilen lassen.

IV.

Wenn heute die musikalische Production in Frankreich einen recht trüblichen Eindruck macht, so ist wahrlich der Staat unschuldig daran. Die Regierung vermag keine Talente hervorzurufen, keine Kunstblüthe zu schaffen, das ist eine alte Geschichte. Mehr aber, als man bei uns in Deutschland glaubt, vermag sie beizutragen zur Aufmunterung und Kräftigung der Kunst. Frankreich giebt hierin ein Beispiel; und zwar bleibt die Republik in steter Pflege der schönen Künste nicht zurück hinter der Monarchie. In Frankreich gilt dies als eine nationale Ehrensache, und weder die Individualität des Staatsoberhauptes noch die Form der Regierung darf ihr hindernd in den Weg treten. Im Allgemeinen sind moderne Republiken der Kunst nicht günstig; nach dem Nothwendigen sorgen sie vorerst für das Nützliche, und dann noch lange nicht für das Schöne. Wir sehen es am besten an der Schweiz: wie viel thut sie für ihre Schulen, wie wenig für ihre Theater; wie hoch steht ihr Eisenbahnbetrieb, wie tief ihr Concertwesen! Die Republik als solche, die sparsamste, geschäftsmäßigste unter den Staatsformen, schwärmt nicht für den holden Luzus der Künste; in Frankreich bewahrt sie trotzdem jene ästhetischen Traditionen mit fast demonstrativem Eifer.

Um speziell von der Musik zu sprechen, so hat Louis Napoleon seine gänzlich unmusikalische Person überall willig hergeliehen, wo es sich um eine glänzende Ermunterung französischen Musiklebens handelte. Er war im Grunde noch unmusikalischer als sein großer Oheim.

Von Napoleon I. erfuhr die Musik mitunter einige persönliche Gütchelei, was seine Bewunderer veranlaßte, ihn für einen großen Musikfreund und

Kenner auszugeben. In Wahrheit war es bloß der elementarische, sinnliche Reiz des Klanges, was ihn anzog. Sein besonderes Vergnügen an Trommeln und Glocken bezeugt dies; nicht viel weniger seine ausschließliche Vorliebe für weichlich spielende, geistlos melodiose Musik. Ferdinand Paër, der süßliche italienische Tonsetzer und seine intrigante Höfing, war Napoleon's Lieblings-Componist. Die Musik that ihm ungefähr den Dienst eines lauen Bades oder eines weichen Sofas zum Ausruhen nach den Kriegstrapazen. Die Würde der Kunst und des Künstlers galt ihm nichts; er zürnte zeitlebens Cherubini wegen einer bescheiden-freimüthigen Antwort und bedrohte Zingarelli ob seiner politischen Ueberzeugungstreue. Als General und Consul nahm Bonaparte nicht den geringsten Antheil an den Hausconcerten seiner Gemahlin Josephine; als Kaiser protegirte er die Musik, weil (nach den Worten Bourienne's) sein Grundsatz lautete, man müsse das Volk amüsiren, um es zu beherrschen. Derselbe Bourienne erzählt in seinen Memoiren: „Bonaparte sang falsch, und zwar consequent falsch, mochte er aus dem Rathe kommen oder in seinem Cabinet mit mir allein sein, oder nach seiner Gewohnheit die Arme seines Lehnstuhles mit dem Messer beschneiden.“ Was den Neffen betrifft, so hat Louis Napoleon allerdings nicht falsch gesungen, weil er überhaupt nie sang; er protegirte weder einen schlechten Componisten, noch verfolgte er einen guten, denn für ihn existirte überhaupt keiner. Hofconcerten wich er nach Möglichkeit aus, und saß er einmal anstandshalber in seiner Opernloge, so konnte man sicher sein, daß seine Gedanken weit, weit entfernt schweiften von dem, was auf der Bühne oder im Orchester vorging. Doch hat er das Opfer, Musik anzuhören, jedesmal willig gebracht, wenn es für den Ruhm eines französischen Talents zuträglich schien. Auch hat die größte individuelle Uempfindlichkeit für Musik ihn nicht gehindert, manche wohlthätige künstlerische Maßregel in's Leben zu rufen oder doch zu fördern. Zwei wichtige, eingreifende Reformen dankt man der Regierung Napoleon's III. Die eine betraf bloß Frankreich und bestand in der Aufhebung der drückenden alten Privilegien bestimmter Theater, also in der Einführung der „Theaterfreiheit“ (1863); die andere, die auf friedlichem Wege sich bereits die halbe Welt erobert, war die Einführung einer tieferen, unveränderlichen Orchesterstimmung, des „diapason normal“ (1859). Louis Napoleon erhob ferner die dritte Opernbühne von Paris, das Théâtre Lyrique, dessen Hauptverdienst in der Einführung classischer deutscher Opern lag, zum Rang eines kaiserlichen Theaters mit einer jährlichen Subvention von einmahlhunderttausend Francs. Eine andere reformatorische Maßregel war das Decret vom 4. Mai 1864, welches die Preisbewerbungen junger Componisten betrifft. Es bestimmt, daß Letztere die entscheidende Jury von neun Notabilitäten selbst wählen dürfen, und macht es dem Théâtre Lyrique zur Pflicht, jedes Jahr einen Concurß zwischen diesen preisgekrönten Conservatoristen (den sogenannten „grands prix de Rome“) zu veranstalten und den jungen Componisten das

Libretto zu einer dreiactigen Oper zu liefern. Die preisgekrönten jungen Künstler wurden stets vom Kaiser zur Tafel nach St. Cloud geladen, zur Aufführung ihrer Opern oder Cantaten fand sich der ganze kaiserliche Hof nebst den Ministern und General-Intendanten ein. Die letzte zur Aufmunterung der Componisten erlassene kaiserliche Verordnung datirt vom Jahre 1867 und ist eine Preisausschreibung für drei Opernwerke, welche in den drei subventionirten Theatern — der Großen Oper, der Komischen Oper und dem Théâtre Lyrique — zur Aufführung gelangen sollen. Das Libretto selber ist Gegenstand eines vorhergehenden Concurseß, in welchem für die beste Arbeit ein Preis von 3000 Francs ausgesetzt ist. Es sind dies Regierungsmaßregeln von hoher künstlerischer Liberalität. Ueberhaupt erfreuen sich in Frankreich die ausgezeichnetsten Componisten einer völligen Gleichstellung mit den ersten Poeten und Gelehrten. Daß einem berühmten Opern-Componisten lediglich ob dieser Eigenschaft die Würde eines Senators und das Großkreuz der Ehrenlegion zu Theil wird (Auber), also die höchsten im Staate existirenden Auszeichnungen, kommt wol nur in Frankreich vor. Unter Louis Napoleon erhielten vier der schönsten Straßen die Namen Rue Rossini, Meyerbeer, Halévy, Auber, und man hat damit nicht gewartet bis nach dem Tode dieser Männer. Das sind nachahmenswerthe Vorgänge.

Wie gesagt, die jetzige republicanische Regierung in Frankreich thut dies Alles auch, und noch mehr. Für das Jahr 1879 bewilligte die Kammer in ihrer Sitzung vom 28. November v. J. die große Summe von 2,028,500 Francs für Theater und Musik. Die Große Oper erhält jährlich 800,000 Francs; die Komische Oper 300,000 Francs; das Théâtre Lyrique 200,000 Francs. Das pariser Conservatorium kostet jährlich 238,200 Francs; die Subvention der größeren Musikschulen in der Provinz 25,300 Francs.

Die Subventionirung eines oder mehrerer Theater von Seiten des Staates finden wir, mit Ausnahme von London, wohl in allen namhaften Residenzstädten. Daß aber die Regierung eine Concert-Unternehmung reichlich unterstützt, dürfte ein Unicum sein. Die französische Regierung hat jetzt eine jährliche Subvention von 25,000 Francs für die von Herrn Pasdeloup gegründeten und geleiteten „Concerts populaires“ bewilligt, weil dieselben einem großen Publicum gute Orchestermusik zugänglich machen, also die musikalische Bildung des Volkes befördern. Die Gründung dieser „populären Concerte“ entsprang ohne Frage einem anerkannten Bedürfniß. Die berühmten Conservator-Concerte kommen, wegen der Beschränktheit ihres Locals, nur einem sehr kleinen, bevorzugten Theil des pariser Publicums zu Statten; man bewirbt sich oft Jahre lang um einen Sitz, für den Fall einer Vacanz; und dann erst vergeblich, da die abonnirten Plätze als ein werthvolles Familien-Eigenthum betrachtet und vererbt werden. Pasdeloup, dem Aussehen nach ein urgermanisch blonder Riese, gründete 1851 seine Concerte, bestritt alle Kosten und theilte den kärglichen Gewinn unter die aus-

übenden Orchestermitglieder. Aus ihrem ersten bescheidenen Local, dem Herz'schen Saal, übersiedelten diese Aufführungen zehn Jahre später in den großen, (für feinere Musik sogar zu großen) „Circus“. Eine viel stärkere Orchesterbesetzung wurde nothwendig und machte das Unternehmen kostspieliger. Pasdeloup wies nach, daß ein Concert ihm 4600 Francs koste, und wenn es unter Mitwirkung eines großen Chors stattfindet, sogar 8600 Francs; — die größte Einnahme beträgt aber, bei den niedrig gestellten Eintrittspreisen, nur 6000 Francs. Ohne Bedenken bewilligte die Kammer Herrn Pasdeloup die verlangte Subvention von 25,000 Francs, worüber wir uns schon deshalb freuen dürfen, weil diese Concerte überwiegend deutsche Instrumentalcompositionen, auch neusten Datums, zu Gehör bringen. Der gegenwärtige Minister des Unterrichts und der schönen Künste, Bardoux, ging jedoch aus freiem Antrieb noch einen Schritt weiter und verlangte von den Kammermännern außerdem 80,000 Francs für eine neue von ihm geplante Musik-Unternehmung. Er will regelmäßige, öffentliche Aufführungen von sinfonischen und Chorwerken veranstalten, welche für die Componisten das sein sollten, was der „Salon“ (die jährliche Gemäldeausstellung) den Malern ist. Alljährlich wären in sechs großen Concerten alle bemerkenswerthen (remarquables) Tondichtungen aufzuführen, welche im Vorjahre von französischen Componisten geschrieben wurden. Die Budgetcommission erklärte sich „im Prinzip“ mit dem Plane einverstanden, vertagte jedoch die Entscheidung für eine spätere Zeit. Ist aber nicht selbst das „Prinzip“ zu weitgehend? Eingedenk der sehr zweifelhaften Genüsse in den Trocadero-Concerten, welche doch nur „das Beste“ der neueren französischen Componisten vorzuführen vermeinten, kann man an diese sechs Concerte, welche uns regelmäßig die ganze Jahresernte der musikalischen jeune France serviren sollen, nicht ohne heimlichen Schauer denken.

Eine besondere Aufmerksamkeit widmet die Regierung dem Musikconservatorium. Durch ein neues Gesetz vom 9. September 1878 ist diese Anstalt auf gleiche Stufe mit der École des beaux arts gestellt, ihre Organisation und die Ernennung ihres Directors nicht mehr wie bisher durch Ministerialdecrete, sondern durch das Staatsoberhaupt selbst verfügt. Daß man dem Director des Conservatoriums, Ambroise Thomas, ein von Mac Mahon unterzeichnetes neues Ernennungsdecret zustellte, ist allerdings eine Formsache, aber diese Form soll die Achtung ausdrücken, welche Frankreich der Musik und den Musikern zollt. Wichtiger sind die praktischen Reformen dieses neuen Statuts: der Unterricht wird durch neue Lehrstühle für Geschichte und Literatur, für Vortrag und dramatische Declamation, endlich für Geschichte der Musik vermehrt. Statt der bisherigen zwei Klassen „Harmonielehre und Accompagnement“ für weibliche Zöglinge giebt es jetzt deren vier. Die Gehalte der Professoren für Composition sind auf 3000, die der übrigen Professoren auf 1500 bis 2000 Francs jährlich fixirt. Wie weit entfernt von so sicherer und würdiger Stellung sind die meisten

deutschen Conservatorien, welche bestenfalls einen bescheidenen Zuschuß von der Regierung genießen! Dieser inneren Reorganisirung des Pariser Conservatoriums wird demnächst die äußere folgen: Die Vergrößerung des Hauses oder noch wahrscheinlicher ein großer Neubau für das Conservatorium, dem die engen, winkligen Räume in der rue Bergère nicht mehr genügen. Die Forderung von sechs Millionen für den Neubau wird demnächst der Budgetcommission vorgelegt werden. — Bei der alljährlichen Schlußprüfung und Preisvertheilung versäumt es die französische Regierung niemals, ihr Interesse an dem Gedeihen des Conservatoriums demonstrativ kund zugeben. Es hatte für mich etwas Erhebendes, als ich zum ersten Mal bei einer dieser feierlichen Prüfungen den greisen Marschall Vaillant (Minister der schönen Künste unter Louis Napoleon) an der Seite Auber's sitzen und die Leistungen der Schüler mit aufmunterndem Beifall verfolgen sah. Heuer präsidirte der Minister Bardoux nicht bloß bei dieser Gelegenheit, er wohnte auch den Antrittsvorlesungen der neuernannten Professoren für Geschichte der Musik und dramatische Literatur bei. Manches, womit die französische Regierung ihren Respekt vor der Kunst documentirt (— in diesem Ausstellungsjahre war dies allein schon eine fürchtbare Arbeit —) besteht allerdings in schönen Reden und kommt mehr der persönlichen oder nationalen Eitelkeit, als dem praktischen Bedürfniß zu statten — möge man es darum nicht geringschätzen, sondern bedenken, daß unter Jenen, welche „nicht vom Brot allein leben“, die Künstler obenan stehen. Das gute Beispiel der Regierung wirkt auch auf das Publicum, aus dessen Mitte immer einige Kunstfreunde mit materiellen Unterstützungen nachrücken. So werden alljährlich bei der Schlußprüfung des Conservatoriums an die besten Schüler Unterstützungen vertheilt, die aus Privatstiftungen herühren. In diesem Jahre wurden z. B. folgende Preise den besten Eleven zugesprochen: 1) Prix Guérineau 300 Francs. 2) Prix Nicolai 500 Francs. 3) Prix George Hainl 1000 Francs. 4) Prix Erard: zwei Concertflügel. 5) Prix A. Wolf: vier Concertflügel. 6) Prix Gand: zwei Violinen und ein Cello.

Natürlich will auch die Gemeindevertretung nicht ganz zurückbleiben hinter der liberalen Fürsorge der Staatsregierung. Die Stadt Paris bestimmte früher eine jährliche Ausgabe von 250,000 Francs zur Förderung der „schönen Künste“, worunter jedoch ausdrücklich nur Malerei, Sculptur und Kupferstecherkunst verstanden waren. Die Musik erfreute sich nur einer Subvention für die sogenannten Orphéons, die Liedertafeln und Gesangvereine, die von Oben in jeder Weise begünstigt, sich zu Lieblingen des französischen Volkes aufgeschwungen haben. Im September 1875 stellte der Municipalrath Herold (Sohn des berühmten Opern-Componisten) den Antrag, es sei in das Budget der Stadt Paris auch für musikalische Zwecke ein Posten, und zwar von jährlich 10,000 Francs einzustellen. Die Summe wurde sofort mit Einhelligkeit bewilligt, ihre Widmung soll „einen allgemeinen Charakter tragen und keine Gattung der Musik ausschließen“. Sie wird

seither alljährlich zur Förderung volksthümlicher Musikbildung in Paris verwendet.*)

Ich hatte eben Gelegenheit, einem liebenswürdigen jungen Componisten zum Kreuz der Ehrenlegion zu gratuliren. Er strahlte vor Glück und seine ihn umringenden Freunde und Verwandten strahlten desgleichen, so daß mir angenehm warm wurde in diesem Strahlenglanz von aufrichtiger Sonne. Man belächelt gern das leidenschaftliche Streben nach der „Ehrenlegion“ und mag ja damit ganz recht haben. Aber wer Land und Leute etwas genauer kennt, der wird das Verlangen der Franzosen gerade nach diesem ihrem heimischen Orden milder beurtheilen. Ob und wann ein Künstler in Deutschland decorirt werde, bestimmt meistens der Zufall und die Protection; jedenfalls wird diese Auszeichnung als ein Ausfluß persönlicher Gnade seines Souveräns angesehen. In Frankreich ist die Ordensverleihung vielmehr Sache der öffentlichen Meinung, repräsentirt viel mehr, als irgendwo sonst, die Achtung der Nation. Wenn ein reichlicher Ordensregen sich über Frankreich ergossen hat, ohne daß dieser oder jener geachtete Künstler davon benezt wurde, so verlangen seine Collegen für ihn den Orden, und die Journale äußern ganz ungenirt ihr „Erstaunen“ oder ihr „lebhaftes Bedauern“, daß der Kapellmeister A. oder der Gesangsprofessor B. übergangen worden sei. Ich selbst habe als Jurymitglied im Jahre 1867 eine solche Petition für einen Professor des Pariser Conservatoriums mit unterfertigt, welche raschen Erfolg hatte. „Ist es denn wirklich ein so großes Glück,“ frug ich leise meinen Nachbar in der Sitzung, „das rothe Bändchen zu bekommen?“ „Das eben nicht,“ antwortete der Franzose, „aber es ist ein Unglück, es nach mehrjähriger tüchtiger Wirksamkeit nicht zu bekommen.“ In jenem Fall hing sogar die Einwilligung eines widerspenstigen Schwiegervapas zur Heirat des liebenden Paares an jenem Bändchen. Wachsen die decorirten Componisten an Jahren

*) Die erste Verwendung dieser 10,000 Francs wurde folgendermaßen beschloffen:

1. Ein Preis von 300 Francs und einer von 200 Francs für jene zwei Volksschullehrer, welche die besten Musikzöglinge in ihrer Schule aufweisen. 500 Francs.

2. Drei Medaillen zu 500 Francs für die drei vorzüglichsten Privat-Musik-Institute. 1500 Francs.

3. Ein jährlicher Preis von 3000 Francs für das bedeutendste nichttheatralische Tonwerk (Symphonie, Cantate etc.). 3000 Francs.

4. Zwei Preise zu 500 Francs für jene Privat-Gesangsvereine, welche den besten Frauenchor ausbilden. „Denn wir brauchen in Frankreich,“ heißt es in der Motivirung, „solche Chöre von Dilettantinnen, um die großen Werke von Bach und Händel regelmäßig ausführen zu können.“ 1000 Francs.

5. Zwei Preise zu 1000 Francs für einen einstimmigen, von dem Volke unisono vorzutragenden Gesang patriotischen Inhalts und einen solchen vierstimmigen für die Pariser Orphéons. Die Poeten erhalten für den Text je 500 Francs. „Es sollen keine kriegerischen Lieder sein, sondern vaterländische Gesänge ohne Bezug auf Krieg und Politil.“

6. Ein jährlicher Betrag von 1000 Francs soll die Kosten der vorgezeichneten Musikprüfung für Mädchen bestreiten, welche sich dem Lehramt widmen.

und Berühmtheit, so steigen sie auch auf in den Graden der Ehrenlegion. Auber und Rossini haben sich bis zum Großkreuz, Gounod und A. Thomas derzeit bis zum Commandeurkreuz hinaufcomponirt. Für die Franzosen ist das keine Kleinigkeit, vielmehr ein magischer Sporn. Äußere Anerkennung bleibt dem französischen Künstler zeitlebens ein Bedürfniß. Er ist eitel, bei aller Idealität, was übrigens auch bei deutschen Künstlern vorkommen soll. Den Hauptunterschied zwischen beiden fand ich wenigstens darin, daß der Deutsche gern von einem Orden, den er sich wünscht, oder den er mit Freuden eingeheimst hat, mit erheuchelter Gleichgiltigkeit und Geringschätzung spricht, während der Franzose diesfalls seine Sehnsucht wie seine Befriedigung wenigstens aufrichtig gesteht.

Noch viel lebhafter als das Verlangen nach der Ehrenlegion, ist das Streben des französischen Künstlers nach der Aufnahme in die Akademie der Wissenschaften. Sich „membre de l'Institut“ schreiben zu dürfen, gilt jedem französischen Gelehrten und Künstler als höchstes Ziel des Ehrgeizes. Daß dieses Ziel auch dem Musiker erreichbar ist, dürfte in wenigen Staaten außer Frankreich vorkommen. Wie in dem Anspruch auf die Ehrenlegion, so setzt die französische Regierung auch in jenem auf die akademische Uniform den Tonkünstler auf gleiche Stufe mit dem Dichter, Maler, Architekten. In die kaiserliche Akademie in Wien darf kein Künstler eintreten; selbst die beiden größten österreichischen Dichter jener Periode, Grillparzer und Friederich Haln fanden nur unter dem Scheintitel von „Historikern und Philologen“ Aufnahme in die Academie. In Frankreich sind sechs Fauteuils des „Instituts“ für Musiker bestimmt. Unter diesen Glücklichen befinden sich stets Einige, deren Namen und Leistungen außerhalb Frankreichs kein Mensch kennt. Nach deutschem Maßstabe sind freilich solche „Academiker“ deren ganzer Ruhm in einer schlechten Oper von Ernst Reyer oder einer Harmonielehre von G. Reber besteht, schwer begreiflich. Allein es sind doch die sechs vermeintlich oder angeblich „Besten“, die Frankreich eben zur Verfügung hat; in ihnen soll das Princip einer Gleichstellung der Künste gewahrt und die Tonkunst als solche geehrt werden. —

Eine besondere Pflege und Sorgfalt widmet die französische Regierung gegenwärtig der Bibliothek und dem Archiv der Großen Oper. Wenn eine solche Sammlung gut geordnet und verwaltet ist, (also nicht wie in den meisten deutschen Hoftheatern) gehört sie zu den wichtigsten Quellen der Musik- und Theatergeschichte, also zu den wissenschaftlichen Schätzen des Landes. Wiederholt habe ich mit wahrer Wollust diese Reichthümer an Büchern, Partituren, Autographen, alten Theaterzetteln, Decorations- und Architektur-Modellen betrachtet, welche hier in lichten, weiten Räumen, in schönster Ordnung aufgestellt sind. Dem Bibliothekar Herrn Charles Nutter steht in der Person des Musikschriftstellers Theodor de Lajarte ein unvergleichlicher Amanuensis zur Seite, einer jener gelehrten, passionirten Bibliophilen und musikalischen Archeologen, welche in der Anordnung und Katalogisirung einer Bibliothek ihre Lebensfreude finden. Die Bibliothek der großen Oper umfaßt über 4000 Bände und etwa

50,000 Notenhefte. Alle werthvollen Unica, wie alte Theaterzettel, Autographen u. dgl. befinden sich unter Glas und Rahmen. In einem sehr großen, lichten Hemicycle sind die Partituren aufgestellt, von den ersten Anfängen der französischen Oper bis auf die neueste Zeit. Sie sind alphabetisch nach dem Titel der Opern gereiht (Armide, l'Africaine, l'âme en peine etc.) eine für praktische Zwecke sehr vortheilhafte Methode. Im Katalog hat jeder Buchstabe ein eigenes Heft, jede Oper ihr eigenes Blatt, welches alles darauf Bezüglihe, die Besetzungen, die Anzahl der Orchester- und Chorstimmen zc. ausweist. Unter den Partituren befinden sich auf einer geräumigen Gallerie, zu der mehrere bequeme Treppen führen, die Bücher; geordnet nach den Hauptkategorien: Musik, Poesie, Architectur, Geschichte, Tanzkunst, Decorationswesen etc. Darunter finden sich große werthvolle Bilderwerke wie Texier's „Architecture Byzantine“, die „Encyclopédie des beaux arts“, Asselineau's „Mebles religieux et civils“, Langlè's „Monuments de l'Hindoustan“ und sonst zahllose ergiebige Quellen für den Decorationsmaler und Costumzeichner. Auch deutsche Werke fand ich darunter, wie Kretschmer's „Deutsche Volkstrachten“ etc. In schönster Vollständigkeit paradiert die lange Reihe von Lederbänden des „Répertoire de l'Opera“ sammt allen Textbüchern. In einem großen langen Saale sind die Chor- und Orchesterstimmen aufbewahrt, in Riemen zusammengeschnürte Fascikel mit großen Aufschriften, Alles augenblicklich zu finden und herabzunehmen. Mit besonders pietätvoller Neugierde betrachten wir die zahlreichen Autographen der berühmtesten Opern von Gluck, Cherubini, Spontini, Skizzen von Rossini, Meyerbeer zc. In der handschriftlichen Originalpartitur von Rossini's „Zell“ jah ich mit großem Interesse die ursprüngliche, von Rossini später geänderte Form des ersten Finales: die in der Ouvertüre vorkommenden Themen des Sturm's und der Stretta sollten in diesem Finale vom Chor gesungen werden. Die Skizzen Meyerbeers zur „Afrikanerin“ lassen lehrreiche Blicke in die Werkstatt dieses Componisten thun; einmal notirt er sich ein besonderes interessantes Thema für Inès („J'avais appris, qu'on t'enfermeit“), das aber trotzdem in der Oper nicht vorkommt. Der von Lajarte verfaßte vollständige Katalog der Opernbibliothek (der Musikalien nämlich, nicht auch der Bücher) macht diese Sammlung doppelt werthvoll und nutzbringend. Der Katalog reicht von Cambert's „Romone“ (1672) bis zu Délibes Ballet „Sylvia“ (1876), — eine vollständige Geschichte von der französischen Großen Oper. Als ich mich anschickte, vom fünften Stockwerk des Opernhauses, wo die Bibliothek sich befindet, wieder zur Erde herabzusteigen, neckte ich Herrn de Lajarte zum Abschied mit der Bemerkung: „Es fehlt Ihnen nur Eines hier und etwas Wichtiges: ein Ascenseur!“ „Der würde in Kurzem überflüssig sein,“ lautete die vergnügte Antwort. Die Opernbibliothek wird demnächst aus dem fünften in das erste Stockwerk übertragen und zwar in den Pavillon, der ursprünglich für Napoleon III. und seinen Hofstaat bestimmt war. Das Ministerium hat zur Installation dieser Bibliothek — ein Kaiser mußte ihr Platz machen — die Summe von 100,000 Francs für das Jahr 1879 festgesetzt. —



Julian Schmidt und der „Schillerpreis“.

Don

Paul Lindau.

— Berlin. —

Wer die leät schendet und vneert,
der musz widerumb oft hoeren, das
mann jm widersage, das er nit gern
hoeret.

Sebastian Franck.

I.



Am 11. November brachte der „Staatsanzeiger“ die officielle Mittheilung, daß die Commission, welche den Schillerpreis zu vergeben hat, den Dichtern Franz Nissel, Adolf Wilbrandt und Ludwig Anzengruber einen Ehrenpreis von je tausend Thalern in Gold zuerkannt habe.

Am 12. November veröffentlichte der Schriftführer dieser Commission, Herr Dr. Julian Schmidt, in der „Nationalzeitung“ ein Feuilleton, das die Bestimmung zu haben schien, zu dem Beschlusse der Commission einige wünschenswerthe Erläuterungen zu geben.

In der folgenden Nummer der „Gegenwart“, welche das Datum des 23. November trug, besprach ich dieselbe Angelegenheit, zollte dem Beschlusse der Commission meine wärmste Anerkennung, machte aber gleichzeitig mancherlei, wie ich glaube, sehr berechtigte Einwendungen gegen die von Herrn Julian Schmidt gegebenen Erläuterungen, in denen ich Logik und Sachkenntniß vermißte.

Dagegen hat nun Herr Julian Schmidt in dem neuesten, am 13. December ausgegebenen Hefte der „Preussischen Jahrbücher“ unter dem völlig ungeeigneten Titel: „Der Schillerpreis“ einen ganz persönlichen, sehr gereizten Aufsatz geschrieben, der mich zu einer Entgegnung nöthigt.

Herr Schmidt hat es für richtig erachtet, den Kampfplatz zu wechseln; er ist von der beweglicheren periodischen Presse auf das festere Gebiet der Revue geschritten. Ich folge ihm auf dieses Terrain, wenn ich auch nicht zu denselben Waffen greifen mag, die er gebraucht. Ich werde versuchen, ohne böswillige

Insinuationen, ohne sous-entendus, die jede verleumderische Deutung zulassen, ohne Unhöflichkeiten, die nichts beweisen, und ohne affectirte Vornehmheit, die den Mangel der wahren Vornehmheit erst recht deutlich erkennen läßt, mit ihm fertig zu werden.

„Der Schillerpreis“ heißt der Aufsatz in den „Preussischen Jahrbüchern“; vermuthlich, weil von diesem gar nicht oder doch nur ganz nebensächlich die Rede ist. Die zehn Druckseiten füllende Auseinandersetzung des Herrn Schmidt ist von Anfang bis zu Ende nichts weiter als der Ausschrei der durch mich verletzten Eitelkeit, als ein überlautes Poltern und Toben gegen mich.

Aber „Schreien hilft nichts, Thatfachen beweisen,“ lautet ein geflügeltes Wort.

Lassen wir also das Geschrei bei Seite und prüfen wir die Thatfachen.

Was beweist der Aufsatz? Nichts weiter, als daß sich Herr Julian Schmidt geärgert hat, und daß er mir nicht wohlgesinnt ist. Ich gestehe, daß das Eine mir ebenso gleichgültig, wie das Andre mir erklärlich ist. Ich habe in der That bis jetzt wenig thun können, um mir die Wohlgefinnung des Herrn Schmidt zu verdienen.

So viel mir erinnerlich ist, habe ich bis jetzt nur dreimal Gelegenheit gehabt, mich mit seinen Arbeiten zu befassen; und jedesmal ist mir die Freude versagt gewesen, ihm darüber meine Bewunderung auszusprechen.

Einmal hatte Herr Schmidt — es sind lange Jahre darüber hingegangen, und erst sein neuester Aufsatz in den „Preussischen Jahrbüchern“ hat mir die Sache in's Gedächtniß zurückgerufen — eine Abhandlung über den jüngeren Dumas veröffentlicht. Ich wies ihm nach, daß er die Werke desselben nicht mit derjenigen Aufmerksamkeit gelesen hat, welche zu einer kritischen Beurtheilung des französischen Dramatikers berechtigt. Ich wies ihm nach, daß er sich nicht einmal über den von Dumas festgestellten Begriff der „demi-monde“ im Klaren war und gerade diejenige Definition davon weiter verbreitet hatte, gegen die der Erfinder der „demi-monde“ ausdrücklich protestirt hatte. Mag der Laie den Ausdruck gebrauchen, wie es ihm just paßt. Läßt er sich durch den Sprachgebrauch oder vielmehr durch den sprachlichen Mißbrauch zu einer Ungenauigkeit verleiten, so hat das wenig zu bedeuten; derjenige aber, der über Dumas schreibt, muß wissen, was dieser unter dem von diesem erfundenen Bilde „demi-monde“ verstanden hat, und wer das wie Julian Schmidt nicht weiß, wer über die Verwahrung Dumas' zur Tagesordnung übergeht, weil er sie eben gar nicht gekannt hat, und wer dennoch über Dumas und „demi-monde“ schreibt, wie Herr Julian Schmidt, der wird von dem Vorwurfe einer gewissen Oberflächlichkeit kaum frei zu sprechen sein.

Ein andermal beschäftigte sich Herr Schmidt mit Beaumarchais und anderen Dichtern des XVIII Jahrhunderts. Ich wies ihm nach, daß er die Hauptwerke Beaumarchais': den „Barbier von Sevilla“, „Figaros Hochzeit“, und deren Geschichte nicht genügend kannte, um darüber öffentlich sprechen zu dürfen. Herr Schmidt ließ z. B. die Gräfin Almaviva in einer Scene Beifall spenden,

in der sie gar nicht auf der Bühne ist. Er behauptete, das Publicum habe an der ersten Aufführung von „Figaros Hochzeit“ Anstoß genommen, während gerade dieses Stück den großartigsten und unbestrittensten Erfolg gehabt, den wohl jemals ein dramatisches Werk davongetragen hat. „Etwas ist toller als mein Stück,“ sagte Beaumarchais, „der Erfolg“. Herr Schmidt citirte eine ältere Kritik, angeblich über „Figaros Hochzeit“, die aber mit diesem Stücke absolut nichts zu schaffen, sondern auf den „Barbier von Sevilla“ Bezug hatte; u. s. w.

Den gemüthlichen Delille hänselte Herr Schmidt wegen einiger ganz harmloser und liebenswürdiger Verse. In einem Gedichte, welches die Gärten feiert, spricht Delille davon, wie die Werke der Kunst die Spenden der Natur verschönen, und drückt dies so aus:

„Enfin l'adroit ciseau, la noble architecture
Des chefs d'oeuvre de l'art vont parer la nature. —“

Dazu bemerkte Herr Schmidt mit der ihm eigenen graziösen Ironie: „die Scheere als Hauptwerkzeug der Kunst versteht uns sehr lebhaft in jene geschnittenen Tagushecken z.“!!

Da mußte ich dem Herrn Literarchistoriker, der in den Werken von David Strauß und Wischer Anklänge an den „Schwabenspiegel“ erkannt hatte, wiederum nachweisen, daß er sich abermals eine recht empfindliche Blöße gegeben hatte, sintonimalen „le ciseau“ durchaus nicht „die Scheere“ heißt, und die Scheere durchaus nicht als ein Hauptwerkzeug der Kunst von Delille bezeichnet wird — die Franzosen gebrauchen, wenn sie von der Scheere sprechen, lieber den Plural les ciseaux. „Le ciseau,“ Singular, heißt, wie der Kritiker der französischen Dichter allenfalls wissen sollte, der Meißel, und wird figurlich als Hauptwerkzeug der Bildhauerkunst für die Plastik selbst gebraucht. Die Verse Delilles, über die sich Herr Julian Schmidt lustig macht, weil er sie nicht versteht, und weil sie nur ihn an die Scheere und die geschnittenen Tagushecken erinnern, sind also ganz und gar nicht lächerlich und sprechen lediglich die fast zur Trivialität gewordene Wahrheit aus, daß die „Werke der Baukunst und der Bildhauerei“ die Schönheit der Natur erhöhen.

Endlich hat mir das letzte Feuilleton des Herrn Schmidt die nicht sehr erwünschte Gelegenheit geboten, abermals eine jener zarten Rosen, die er mit leichter Hand auf das geduldige Druckpapier streut, zu entblättern. Herr Julian Schmidt besprach da die Franz Nissel'sche Tragödie „Agnes von Meran“ in einer Weise, die keinen Zweifel darüber lassen konnte, daß er die Ponsard'sche Dichtung „Agnès de Méranie“, die bei der Besprechung des Nissel'schen Dramas gar nicht zu umgehen war, offenbar nicht gefannt hat. Das hat ihn natürlich nicht verhindert, über das Ponsard'sche Stück seiner Zeit in seiner „Geschichte der französischen Literatur“ eingehend zu sprechen.

Herr Julian Schmidt, der so fest auftritt, wenn es gar nicht nöthig ist, schleicht um jene Beschuldigung, die ich gegen ihn erhoben habe, auf den

Fußspitzen herum.*) Anstatt alle möglichen, gar nicht gur Sache gehörenden Dinge heranzuziehen und mit einer Leidenschaftlichkeit loszudonnern, die ihn über das Gefühl der inneren Unsicherheit und des Schuldbewußtseins hinwegzuhelfen bestimmt erscheint —

Vous vous fâchez, Monsieur, c'est que vous avez tort!

— sollte er doch ruhig und ohne Umschweife meinen Nachweis entkräften! Ja, er brauchte sich nicht einmal zu einem Beweise anzustrengen; seine einfache Behauptung würde mir schon genügen. Er erkläre mit Einfachheit und Bestimmtheit: ich habe Ponsards „Agnès de Méranie“ gekannt, ich bin mir des Verhältnisses der Nissel'schen Dichtung zur Ponsard'schen vollkommen bewußt gewesen, ich habe den dritten und vierten Act des französischen Dramas vollkommen gegenwärtig gehabt, als ich behauptete, daß in der Nissel'schen Dichtung die Schauer des Interdicts zum ersten Male mit sinnlicher Kraft veranschaulicht werden — ich habe mit einem Worte gewußt, was ich als Preisrichter und Schriftführer der Commission von Rechtswegen hätte wissen müssen, aber ich habe es nicht für nöthig erachtet, dies zu verrathen. — Diese einfache Erklärung möge er abgeben, und ich will sofort eingestehen, daß ich Herrn Schmidt Unrecht gethan habe!

So lange er aber diese Erklärung verweigert und gekliffentlich den Thatbestand dadurch zu verdunkeln sucht, daß er denjenigen, der ihn der Oberflächlichkeit und des Nicht-Wissens beschuldigt hat, — daß er mich als einen unverläßlichen, neidischen, incompetenten Winkelschreiber, um dessen Auslassungen sich ein großer Mann wie Schmidt nicht weiter zu kümmern habe, dem Haß und der Verachtung seiner kleinen Gemeinde preiszugeben versucht, so lange er sich renommistisch mit dem Theatermantel einer erborgten Majestät drapirt und von seiner Höhe auf meine Niedrigkeit herabblidend mit unnahbarer Vornehmheit ausruft: „Ein solcher Vorwurf, aus solchem Munde!“ — so lange glaube ich noch immer im Rechte zu sein, glaube ich noch immer Herrn Schmidt in diesem Falle wiederum als oberflächlich und nicht genügend unterrichtet bezeichnen zu müssen und hinzufügen zu dürfen, daß die schlechte Sache durch die schlechte Komödie nicht verbessert wird.

Alles das ist eitel Anmaßung und Ueberhebung! Mit solchem vornehmen Auspuß imponirt man keinem verständigen Menschen. Die Höhe, auf die sich Herr Schmidt stellt, ist wahrlich nicht unerreichbar. Ich werde mich zu derselben schon emporheben oder ihn veranlassen, sich gefälligst zu mir herabzubemühen; ich werde es ihm abgewöhnen, von oben herab mit mir zu reden.

*) Herr Schmidt entstellt den Sinn meiner Worte, wenn er sie so deutet: ich scheine zu verlangen, „daß man alle Stücke der Art anführen solle,“ und mich auf ein Drama von Gisela Grimm verweist, das ich nicht erwähnt habe. Es ist mir nicht eingefallen, zu fordern, daß der Kritiker alle „Agnès von Meran“-Dramen vollständig aufzähle. Tichischwitz habe ich nur nebenbei, „Les deux reines“ von Legouvé, „Um eine Krone“ von Pawilowsti zc. gar nicht erwähnt. Aber das für die Nissel'sche Dichtung wichtige Ponsard'sche Drama mußte citirt werden.

Das sind die drei Begegnungen, die ich auf literarischem Gebiete mit Herrn Julian Schmidt gehabt habe; und nach dem Gesagten darf ich mich nicht darüber wundern, wenn ich mir dadurch nicht die Huld dieses Kritikers verschafft habe, dessen Autorität mit einem Schlage — dem Bassalle'schen — auf den Werth der vorigen Mode und des Bonmots von gestern herabgedrückt worden ist. Ich müßte mich in der That einer seltsamen Verblendung schuldig machen, wenn ich vermeinen sollte, die Nachweise, daß Herr Julian Schmidt die Werke nicht gekannt hat, die er bespricht, die Sprache nicht versteht, über die er sich lustig macht, und die Anregung zu einem Werke übersieht, das er gekrönt hat — ich müßte sehr verblendet sein, wollte ich glauben, daß ich Herrn Julian Schmidt dadurch moralisch erobert habe. Deswegen hat mich auch sein neuester Aufsatz weder durch die Gefinnung noch durch den Ton überraschen können.

II.

Es ist nicht ganz leicht, diesem neuesten Aufsätze des Herrn Julian Schmidt beizukommen. Nicht, daß die Schärfe des Gedankens und die Klarheit des Ausdrucks denselben unangreifbar machten; just das Gegentheil ist der Fall. Das Zugreifen wird nirgends erschwert, aber das Festhalten. Da steht so ein Schmidt'scher Satz, sieht von weitem aus, als ob er etwas zu bedeuten habe, — allerdings nichts Gescheidtes, aber doch wenigstens etwas, — sieht aus wie ein festgegliedertes Ganzes, das einen greifbaren Irrthum enthält; man packt zu, in demselben Augenblicke läuft die gallertartige Masse durch die Finger weg. Man hat nichts Festes in der Hand, das sich zerdrücken ließe; es bleibt nur ein klebriger Stoff an den Fingern zurück, der höchst unangenehm ist.

Gleichwohl will ich den Versuch machen, aus der höchst unerfreulichen Ansammlung von Verworrenheiten, Ungebührlichkeiten, geflissentlichen und unabsichtlichen Verdrehungen und Entstellungen das einigermaßen Discutirbare zu sondern.

Die Methode in der Polemik des Herrn Schmidt — Methode im Sinne des Polonius gebraucht: „though this be madness, yet there is method in't“ — ist ungefähr die: Herr Schmidt citirt einen Satz aus meinem Aufsätze; er nimmt den Mund sehr voll, sagt mir die unhöflichsten Sachen; er wirft mit der Beschuldigung der Absurdität, der Unehrllichkeit, der Lüge um sich, als ob es Pfeffernüsse wären; er er bietet sich alsdann zu Beweisen über die Berechtigung seiner Schmähungen; man ist gespannt, wie er nun siegreich den angekündigten Beweis führen wird; er räuspert sich, und nun geht das überlaute Gepolter in ein ganz unverständliches Gemurmeln und Gebrumme über, das zwar auf eine tiefe seelische Verdrossenheit des Anklägers schließen läßt, für die Schuld des Angeklagten aber zum Glück gar nichts beweist; und mit unzufriedenem Knurren geht der Ankläger nun auf ein anderes Thema über, um denselben Scherz zu wiederholen.

So treibt Herr Schmidt Polemik.

Ich hatte in der „Gegenwart“ gesagt:

„Es ist bekannt, daß den Mitgliedern des Ausschusses von höchster Stelle eine vertrauliche Mittheilung, eine Art von Communiqué etwa folgenden Inhalts zugegangen ist: Die andauernde Nichtvertheilung des Preises und die dadurch bedingte Ansammlung des zur Förderung dramatischer Dichtung bestimmten Kapitals entspreche durchaus nicht den Absichten des hohen Stifters. Die Commission möge es daher mit dem § 6 nicht gar zu streng nehmen, möge diesmal fünf gerade sein lassen und für den Fall, daß sie wiederum kein Werk krönen zu dürfen vermeinte, sich der im § 10 stipulirten Freiheiten bedienen und jedenfalls die Kasse entlasten.“

Darauf erwidert Herr Schmidt in den „Preussischen Jahrbüchern“:

„Das ist nicht bloß eine Verdunkelung, sondern eine Fälschung der That-
sachen.

„Vor Allem was hier als bekannt vorausgesetzt wird, ist nicht ein Wort wahr. Niemals hat von „höchster Stelle“ oder von dem dieselbe vertretenden Ministerium zu den Mitgliedern der Commission eine vertrauliche Mittheilung irgend einer Art stattgefunden; am wenigsten eine Mittheilung so unwürdiger Art, wie Herr Lindau der „höchsten Stelle“ in den Mund zu legen sich erdreistet: „man solle fünf gerade sein lassen!““

Die Rectheit dieser Entgegnung ist unerhört. Also Herr Schmidt beschuldigt mich ohne Weiteres der Fälschung und der Lüge? Zum Glück brauche ich nicht unhöflich zu werden und kann von dem Vorrechte des Stärkeren, milde zu sein, diesmal Gebrauch machen.

Also ich habe die Thatfachen nicht bloß verdunkelt, ich habe sie gefälscht? Nun, ich schreibe für Leute, die lesen können. Meinen Lesern brauchte ich also nicht zu sagen: Mißverstehen Sie nicht, was ich da geschrieben habe; mit dem Satze: die Commission sei durch eine vertrauliche Weisung angegangen worden, diesmal fünf gerade sein zu lassen, habe ich keineswegs sagen wollen, daß den Mitgliedern der Commission eine identische Note folgender Fassung zugegangen sei:

Geehrter Herr!

Im höchsten Auftrage beehre ich mich, Ew. Hochwohlgeboren die vertrauliche Mittheilung zu machen, daß Sie bei der Wahl der zu krönenden Dichter diesmal fünf gerade sein lassen mögen.

Hochachtungsvoll

Der Minister für geistliche Angelegenheiten,
gez. Falk.

Das brauchte ich meinen Lesern nicht zu sagen; ich wußte, daß diese meine Worte so verstehen würden: die Mitglieder seien durch eine Mittheilung des Ministeriums im Auftrage Sr. Majestät des Kaisers dahin verständigt worden, daß die Worte des § 6 der Stiftungsurkunde (zur Auswahl werden nur solche . . . Originalwerke . . . zugelassen, welche . . . einen dauernden Werth haben), nicht mit voller Strenge aufzufassen seien. Werke, die nach dem Urtheile ernster und verständiger Männer an sich

bedeutend seien, möge man nur getrost prämiiren. Die gekrönten Werke brauchten nicht einen absolut dauernden Werth zu haben, — ein solcher sei von den Zeitgenossen schwer zu erkennen und festzustellen — wenn einem Werke von der Commission der „dauernde Werth“ in einem gewissen Sinne zuerkannt werde, so genüge das, um das Stück preiswürdig zu machen.

Das wollte ich mit dem volksthümlichen Ausdruck, die Commission möge „fünf gerade sein lassen“ gesagt haben, nichts weiter; und allen meinen Lesern, zu denen ich Herrn Julian Schmidt bisher zu rechnen nicht die Ehre hatte, konnte ich es füglich überlassen, den drastischen Volksausdruck in den Stil eines Ministerialrescripts zu übersetzen.

Woher hatte ich nun die von mir als bekannte Thatsache vorausgesetzte Mittheilung entnommen, die Herr Schmidt als Fälschung und Unwahrheit bezeichnet?

Aus dem Feuilleton der „Nationalzeitung“ vom 12. November, unterzeichnet Julian Schmidt.

„Die gegenwärtige Commission ist durch das Einberufungsschreiben des hohen Ministeriums, im Auftrage Seiner Majestät des Kaisers, dahin verständigt worden: „daß jene Worte (des § 6, bleibender Werth,) nicht in einer Strenge zu fassen seien, welche vielleicht selbst hervorragende Werke unserer classischen Literatur zur Zeit ihrer Entstehung von dem Preise ausgeschlossen haben würde. Sei der bleibende Werth dramatischer Werke nur in seltenen Ausnahmen unmittelbar nach ihrem Erscheinen mit vollkommener Zuversicht zu constatiren, so werde man immerhin dem, was in seiner Zeit nach dem Urtheile ernster und sachverständiger Männer eine hervorragende Bedeutung habe, in gewissem Sinne einen bleibenden Werth unter allen Umständen zuerkennen dürfen.“

So schreibt Herr Schmidt am 12. November in der „Nationalzeitung“, und am 13. December in den „Preussischen Jahrbüchern“: „Niemals hat von ‚höchster Stelle‘ oder von dem dieselbe vertretenden Ministerium eine vertrauliche Mittheilung irgend einer Art stattgefunden.“ Allerdings gibt er nebenbei zu, daß ein Einberufungsschreiben doch erfolgt sei.

Was ist das für elende Wortklauberei! Die Mitglieder werden durch ein ministerielles Schreiben einberufen, welches den Wunsch ausspricht, sie mögen diesmal die Worte des § 6 (bleibender Werth) nicht in der bisherigen Strenge auffassen; das Schreiben ist bis zur Ertheilung des Preises nicht veröffentlicht worden, also vertraulich geblieben; ich constatire, daß eine vertrauliche Mittheilung an die Mitglieder der Commission ergangen ist, sie mögen diesmal weniger streng sein und lieber fünf gerade sein lassen, ich wiederhole also, was ich erst von Herrn Schmidt erfahren habe, und da erhebt sich derselbe Herr Schmidt, und derselbe Herr Schmidt erdreistet sich, mich der Fälschung und der Unwahrheit zu zeihen!

Für einen solchen Gegner gibt es nur einen Milderungsgrund: hochgradige Verwirrenheit, die den Dolus ausschließt.

III.

Herr Schmidt greift aus meinem Aufsätze in der „Gegenwart“ den folgenden Paßus heraus:

„Wilbrandt und Anzengruber sind zwar auch in dem letzten Triennium mit höchst beachtenswerthen Productionen hervorgetreten, aber gerade ihre bedeutendsten Erfolge datiren aus einer früheren Zeit.“

Herr Schmidt entgegnete darauf in den „Jahrbüchern“:

„Das ist beiläufig, was Wilbrandt betrifft, unrichtig: den Ausschlag hat die ‚Kriemhild‘ gegeben!“

So? Kriemhild hat den Ausschlag gegeben? Ich hatte irgendwo gelesen, daß Wilbrandt nicht bloß wegen seiner Kriemhild, sondern auch wegen seiner früheren Werke die Auszeichnung verdient habe. Wo doch? Ach so, in der „Nationalzeitung“, in dem Feuilleton des Herrn Julian Schmidt:

„Man wird wohl allgemein zugeben, daß er nicht bloß wegen seiner ‚Kriemhild‘, sondern ebenso wegen seiner früheren Werke: ‚Gracchus‘, ‚Arria und Messalina‘, ‚Nero‘ — eine Auszeichnung verdient.“

Wenn Herr Schmidt lesen könnte, würde er sich nicht wiederum eine Blöße gegeben haben. Die Blamage war diesmal ganz überflüssig. Ich habe gar nicht gesagt, daß Kriemhild den Ausschlag nicht gegeben habe. Ich hatte lediglich bemerkt, daß die bedeutendsten Erfolge Wilbrandts und Anzengrubers aus einer früheren Zeit, d. h. aus dem vorverfloffenen Triennium datiren. Und ist das falsch? „Beiläufig bemerkt unrichtig?“ Herr Schmidt wirft so en passant und „ganz beiläufig“ mit der Beschuldigung, unrichtige Behauptungen zu verbreiten, um sich. Die Thatfachen mögen darauf antworten: „Gracchus“ ist am Burgtheater über zwanzigmal gegeben worden. „Arria und Messalina“ ebendasselbst über vierzigmal und am Berliner Residenztheater über hundertmal; „Kriemhild“ ist seit über einem Jahre durch den Druck sämmtlichen Bühnen zugänglich gemacht und bis zur Stunde meines Wissens noch nicht aufgeführt worden.

Ist es also „beiläufig unrichtig“, daß jene älteren Stücke die „bedeutendsten Erfolge“ gehabt haben? Man versuche es doch, mit einem solchen Gegner zu discutiren, ohne dabei seine Ruhe zu verlieren. Es ist unrichtig, sagt er, „beiläufig unrichtig.“ und dabei negirt er offenbare Thatfachen, stellt das Richtige als Lüge hin, redt sich und streckt sich und macht einen theatralischen Abgang: es ist falsch, es ist „beiläufig unrichtig.“ ich habe gesprochen!

Aus der folgenden Stelle meines Aufsatzes erkennt Herr Schmidt die „böse Absicht“. Ich hatte geschrieben:

„Die jetzige Entscheidung der Commission ist die herbste Kritik des negativen Botums derselben Commission von 1874, die gedacht werden kann.“

Herr Schmidt entgegnet:

„Erstens ist die Commission von 1878 nicht dieselbe wie die von 1875, obgleich einzelne Mitglieder aus der alten in die neue übergegangen

sind; zweitens durfte die Commission von 1875, welche auf die Statuten verpflichtet war, nicht die Entscheidung treffen, zu welcher die Commission von 1878 durch die authentische Interpretation der Statuten berechtigt war.“

Erstens ist die Commission dieselbe wie die von 1872/74 wie die von 1869 bis 1871 — nämlich die Schiller-Commission. Daß die Commission keine permanente ist und zu Anfang des Preisjahres jedesmal vom Minister gebildet wird, habe ich in der „Gegenwart“ zu Anfang meines Artikels durch Abdruck des § 1 des Statuts für jeden Menschen, der lesen kann, deutlich hervorgehoben. Was will also Herr Schmidt? Ich weiß sehr wohl, daß die Mitglieder der Commission nicht immer dieselben sind. Wenn Herr Schmidt aber sagt, daß „einzelne Mitglieder aus der alten in die neue Commission übergegangen sind,“ so stellt er die Wahrheit auf den Kopf. Die Wahrheit ist, daß die alte Commission von 1872/74 zu zwei Dritteln ganz dieselben Mitglieder zählt, wie die von 1875/77, und daß von den neun Mitgliedern nur drei ausgeschieden und durch andere ersetzt worden sind. Ich will das dem Fassungsvermögen des Herrn Schmidt durch Gegenüberstellung der Mitglieder der beiden Commissionen näher zu bringen versuchen.

Schiller-Commission 1872/74.

Curtius
Grimm
Julian Schmidt
v. Treitschke
v. Hülsen
G. zu Puttkliß
H. Hettner
W. Scherer
A. Schöll.

Schiller-Commission 1875/77.

Curtius
Grimm
Julian Schmidt
v. Treitschke
v. Hülsen
G. zu Puttkliß
G. Freytag
Förster
Devrient.

Ist das ehrliche Polemik? Und war mein Ausdruck wirklich so vollkommen incorrect? Hätte ich, anstatt im Allgemeinen von der „Commission“ zu sprechen, sagen sollen: Die Commission, die in diesem Jahre zur Ertheilung des Schiller-Preises ernannt ist. Es wäre gewiß scharfer gewesen. Aber da man immer nur von der „Commission“ gesprochen, die zu zwei Dritteln dieselben Mitglieder beibehalten hat, und da selbst der Schriftführer derselben die Unterscheidung nicht für nöthig erachtet hat, habe ich mich derselben Freiheit im Ausdruck bedienen zu dürfen geglaubt. Herr Schmidt schreibt nämlich ebenfalls in der „Nationalzeitung“:

„Bereits zwei Mal, 1872 und 1875, ist die Commission zu dem Resultat gekommen, daß keins der eingegangenen Stücke den Anforderungen des Statuts entspricht.“

„Die Commission,“ nichts weiter, nämlich die Schiller-Commission, oder, wie jeder sich von selbst ergänzt hat, „die für die diesmalige Ertheilung des Schiller-Preises ernannte Commission, zu zwei Dritteln dieselbe wie die des vorherverflorenen Trienniums.“

Zweitens wiederholt Herr Schmidt nur, was ich selbst gesagt habe und was er vorher bestritten: daß der Commission diesmal der Wunsch des hohen Stifters übermittelt worden sei, die Statuten weniger streng zu handhaben, — „fünf gerade sein zu lassen“, hatte ich geschrieben.

Man muß wirklich recht aufpassen, um sich in diesem Reß von Ungenauigkeiten und Entstellungen nicht zu verfangen. Ich schreibe: „Die Commission ist diesmal zu einer milderen Praxis angegangen worden“; und Schmidt entgegnet: „Das ist eine Fälschung.“ Ich schreibe: „Die Commission hat diesmal milder geurtheilt und mit ihrer Entscheidung die schärfste Kritik der früheren Nicht-Bertheilung des Preises geübt“; Herr Schmidt entgegnet: „Das ist nicht wahr, die Commission ist zu einer milderen Praxis angehalten worden.“ Aber weiter, weiter!

IV.

Bis jetzt habe ich einige thatsächliche Behauptungen des Herrn Schmidt näher prüfen können. Man hat gesehen, wie es darum bestellt war. Im Verfolg des Schmidt'schen Aufsatzes stoße ich nun auf etwas Neues, wenn auch nicht Unerwartetes, — nämlich auf die Verdächtigung. Herr Schmidt schreibt:

„Es wäre vollkommen begreiflich, wenn Herr Lindau, der ja auch ein beliebter Theaterdichter ist, als die tactvollste Entscheidung der Commission die Krönung von Paul Lindau begrüßt hätte. Nur seine Bescheidenheit hindert ihn das auszusprechen.“

Hartas der kühne Springer! Man bemerkt gefälligst den Sprung, den Herr Schmidt mit einem kleinen Punkte von einem Satze zum andern macht. Im ersten Satze: es wäre begreiflich, wenn Herr Lindau den Preis gewünscht hätte, im zweiten: er hat den Preis haben wollen, er getraut sich nur nicht, es zu sagen. Und so hüpfet er ganz munter von der Insinuation zur beleidigenden Behauptung, von der aus der eigenen Kleinlichkeit geborenen Annahme zur Beschimpfung des Andern! Das ist der alte Julian Schmidt, der Literarhistoriker, der seine Kunststücke von früher wieder vollführt, als ob ihn Laffalle niemals abgeschlachtet hätte. „Geschlachtet“ — das Wort ist von Laffalle selbst.

„Darum habe ich ihn herausgegriffen, um ihn zu Deinem Nutzen, liebes Publicum, auf hohem Berge vor versammeltem Volke zu schlachten, sicher, daß mir kein Engel in den Arm fallen und das gezogene Schlachtschwert zurückhalten soll.“*)

Das ist Julianus redivivus, von dem Laffalle sagte: Freilich gerade das Gegentheil von dem, was Herr Schmidt sagt, ist wahr.

„Aber das ist nun ganz egal! Der Betreffende hat seinen Kleck fort! Hurree, wie wird es nun den Andern noch ergehen:

„Herr Schmidt, Herr Schmidt,
Was kriegt das Zulchen mit?“

*) Ferdinand Laffalle: Herr Julian Schmidt, der Literarhistoriker. Culm a. W. S. 23, Nord und Sid. VIII, 22.

Also nach meiner Auffassung wäre es richtig gewesen, wenn die Commission eines meiner Stücke gekrönt hätte? Das wird so für die Gründlinge im Parterre hingeworfen und hat ja auch für diese Leute sehr viel Wahrscheinliches für sich. Ich schreibe Stücke, ergo will ich den Schillerpreis, ich bekomme ihn nicht, ergo reiße ich die Commission herunter, nichts einfacher als das! Soll ich dieses fraubasenhafte Geschwätz einer Antwort würdigen? Schweigen hat seine Zeit, aber der Prediger sagt: Neben hat auch seine Zeit, und in diesem Falle könnte mir das Schweigen als zu wohlfeil ausgelegt werden. So will ich mich denn zu der Antwort herbeilassen, daß Herr Schmidt sich wieder einmal gründlich geirrt hat. Ich will ihm ganz offen gestehen, daß es mich in der That auf's Neueste überrascht haben würde, wenn mich eine Commission, deren Schriftführer Herr Schmidt ist, ausgezeichnet hätte. Ich kann sogar hinzufügen, daß ich bis vor wenigen Wochen mich in dem Wahn befunden habe, nur dramatische Dichtungen in metrischer Form seien zum Schillerpreise berechtigt, — ein Irthum, der sich darauf stützte, daß die sämmtlichen bis zum Jahre 1875 gekrönten Werke Tragödien in Jamben sind. Die niedrige Gesinnung, die mir Herr Schmidt unterschiebt, muß ich ihm dankend zurückerstatten. Ich habe meine Gedanken und meine Gesinnungen für mich und keinen Raum und keine Lust, die des Herrn Schmidt auch noch zu beherbergen. Ich habe also nicht aus Bescheidenheit geschwiegen, ich habe einfach nicht gesagt, was ich nicht gedacht habe. Ich empfehle das Herrn Schmidt zur Nachahmung. Er wird dann freilich sehr viel weniger sagen als bisher, aber die Welt wird nichts daran verlieren, und er auch nicht.

Was mich zu einer Kritik der Commission in ihrer jetzigen Zusammensetzung veranlaßt hat, habe ich ohne irgend welchen Hintergedanken mit aller Deutlichkeit ausgesprochen. Ich habe einzelne Mitglieder der Commission als nicht ganz geeignet bezeichnet, weil sie durch ihre Berufsthätigkeit — und unbeschadet ihrer großen Verdienste auf den Gebieten, die sie beherrschen — gerade dem Theater entfremdet sind. Ich habe hinzugefügt: „es liegt mir sicher sehr fern, die unzweifelhaft hohen Verdienste, deren sich die Mehrzahl mit Erfolg rühmen darf, irgendwie herabsetzen zu wollen oder gar zu verkennen; aber die Genannten scheinen gerade für den Posten, auf den sie gestellt sind, nicht ganz geeignet zu sein.“ Ich habe angedeutet, daß andere nicht in die Commission gehören, weil sie im Kennen klein und im Absprechen groß sind, wie Herr Julian Schmidt. Ist das deutlich? Ist das verständlich?

Und da Herr Schmidt gerade von meinen Stücken spricht, so benutzt er den sehr geeigneten Anlaß, um in aller Eile mit jener Volubilität, die man an ihm kennt, auch ein Urtheil über dieselben auszusprechen. Was er darüber sagt, brauche ich nicht zu wiederholen, jeder meiner Leser wird es errathen. „Die unglaublich suffizante Fertigkeit im Absprechen und Verneinen,“ wie Lassalle sagt, ist ja eine der Schmidt'schen Specialitäten. Von einem

Literarhistoriker, „der alles und jedes herunterreißt, Goethe und Schiller, Platen und Zimmermann, Fichte und Hegel, Uhland und Schlegel, Kreuzer und Regal“*), gelegentlich mit abgekanzelt zu werden, hat nichts Beschämendes und nichts Aufregendes.

Herr Schmidt verweist gelegentlich meiner dramatischen Arbeiten auf Kogebue, und wie sich das wieder von selbst versteht, mit äußerster Geringschätzung. Kogebue ist ja der bekannte Sündenbock der gedanken- und kenntnißlosen Kritik. Sie läßt, wenn sie den übermüthigen Verfasser des „Rechbock“ und der „Pagenstreiche“ als den Typus des abgethanen Dramatikers hinstellt, nur eine Kleinigkeit außer Acht: daß nämlich Kogebue noch immer nicht vom deutschen Theater hat verdrängt werden können, daß sein Name in der Literaturgeschichte eine wenn auch nur bescheidene doch gesicherte Stellung gewonnen und bis auf die heutige Stunde seine Popularität nicht eingebüßt hat. Was aber ist aus den altklugen Absprechern seiner Werke geworden? Wer kennt heutzutage deren Namen noch? Wer vermag ohne Zuhilfenahme eines Nachschlagebuchs zu sagen, wie die Julian Schmidts zu Kogebues Zeiten heißen haben? Sie sind dahin! Mit dem letzten negirenden Federstrich, den sie gethan haben, ist ihre Spur verloren gegangen. Die Zeit stellt die Gerechtigkeit wieder her, und wenn die Weltgeschichte das Weltgericht ist, so ist die Literaturgeschichte die wahre Kritik; ich meine natürlich nicht die „Literaturgeschichte“ mit Anführungszeichen des Herr Julian Schmidt. Schonungslos tilgt die Literaturgeschichte die Namen derer, die in ohnmächtigem Überwitz durch blendendes Aburtheilen eine kurze Spanne Zeit die Bewunderung der Kinder und der Affen erregt, und deren Alterweisheit sich über die redliche Production hat erheben wollen. Sie bewahrt und ordnet aber einsichtsvoll die Namen derer, die etwas geschaffen, und übersieht auch diejenigen nicht, die durch eine eigene, wenn auch nicht sehr bedeutende Schöpfung zu dem geistigen Eigenthum der Nation ihr Scherflein haben beisteuern wollen. Hätte Herr Schmidt nur ein einziges Lustspiel geschrieben wie „Die beiden Klingsberg“ oder nur ein harmloses Ding wie „Der gerade Weg ist der beste“, er würde mit viel schwererem Gepäck auf die Nachwelt kommen als mit seinen unter dem Titel „Literaturgeschichte“ erschienenen dickleibigen Absprechereien.

V.

Ich hatte in der „Gegenwart“ ferner gesagt:

„Julian Schmidt spricht — um mit Wippen zu reden — das „harte“ Wort aus: „Ich gebe ohne Weiteres zu, daß das Stück doch hauptsächlich gedacht aussieht.“ Julian Schmidt ist in seinen Kritiken oft dunkel wie Verakleitos; auch dieser Ausspruch ist nicht ganz unzweideutig. Ich glaube aber nicht mißzuverstehen, wenn ich ihn so interpretire: „Hauptsächlich

*) Laffalle a. a. St. S. 19.

gedacht“ heißt soviel wie „nicht echt empfunden,“ mehr mit dem Kopfe, dem Sitze des Gedankens, als mit dem Herzen, dem Sitze des Empfindens gemacht.

In demselben Feuilleton heißt es aber in der lobenden Stelle: „Der Bau des Stückes aber im Großen und Ganzen ist gesund und tüchtig, geistreich gedacht und von echter Empfindung getragen.“ Also doch „echt empfunden“, also nicht „hauptsächlich gedacht“? Und ich glaube gehört zu haben „hauptsächlich gedacht“, also „nicht echt empfunden“? — Verstehst du, wer's kann! Wer soll aber auf der dritten Spalte noch wissen, was er auf der ersten geschrieben? — Soll doch die rechte Hand nicht wissen, was die linke thut.“

Dazu bemerkt Herr Schmidt in den „Jahrbüchern“:

„Die Anwendung des Ausdrucks „gedacht“, „nur gedacht“, „hauptsächlich gedacht“ auf ein Drama ist nicht von Julian Schmidt, auch nicht von Wipphchen, sondern von Goethe. Sie ist allen, die Goethe kennen, geläufig. Da Herr Lindau nicht zu diesen gehört, so möge er einen literarischen Freund ersuchen, ihn in dem Briefwechsel zwischen Goethe und Herder zu orientiren. Da findet er die Anwendung dieses Ausdrucks nicht bloß auf „Emilia Galotti“, sondern auf „Göz von Berlichingen.“ Weder der „Emilia Galotti“ noch seinem eigenen „Göz“ hat Goethe echte Empfindung absprechen wollen.“

Da hat mich also wirklich Herr Schmidt auf einer Ignoranz ertappt. Ist das eine Freude! „Gedacht“ ist von Goethe, nicht von Herrn Schmidt! Es war allerdings ein Leichtsinne von mir, das Denken mit Herrn Julian Schmidt irgendwie in Verbindung zu bringen, und ich gestehe in tiefer Beschämung ganz zerknirscht ein, daß ich bisher jene Aeußerung von Goethe nicht gekannt habe. In meiner Verwirrung wage ich nur ganz bescheiden die Frage aufzuwerfen: wieviel von der halben Million der „Obersten unserer Nation“ werden bei dem Satze des Herrn Schmidt: „Ich gebe ohne Weiteres zu, daß das Stück hauptsächlich gedacht aussieht,“ gemerkt haben, daß ihm Goethe dies soufflirt hat? Wenn man Julian Schmidt'sche Prosa ohne Anführungszeichen liest, so denkt man doch nicht ohne Weiteres an Goethe!

Also weil ich nicht gewußt habe, daß Goethe gelegentlich in einem Briefe an Herder auf ein Drama oder auf mehrere das Wort „gedacht“ anwendet, deshalb gehöre ich nicht zu denen, die Goethe kennen! Herr Schmidt aber ist ein gewiegter Goethekenner! Der weiß nicht nur, daß Goethe „gedacht“ sagt, der weiß auch, daß „Faust“ „ohne ideellen Inhalt“ ist; er weiß auch vom „Dilettantismus“ im „Faust“ ein Liedchen zu singen; er weiß auch, daß Mephisto die „Abstraction der Utklugheit“ ist; daß Goethe — immer in demselben „Faust“ — bei dem Versuche, dieser „Utklugheit“ durch das mittelalterliche Kostüm eine bestimmte Färbung zu geben, „fortwährend aus der Rolle fällt“; er weiß auch, daß es Goethe — immer noch im „Faust“ — „nicht gelungen ist sich über die Einseitigkeit seines Helden zu erheben, weil es ihm nicht

gelang, ihn vollständig darzustellen“ — alles das weiß Herr Schmidt*).

Ich habe das Alles nicht gewußt; aber ich weiß dafür wieder andres vom „Faust“, was Herr Schmidt nicht zu wissen scheint. Ich weiß, daß in dieser Tragödie einige recht beherzigenswerthe Verse stehen, z. B.: „Wart nur, es sollen Schläge regnen.“

„Es war die Art zu allen Zeiten,
Durch Drei und Eins, und Eins und Drei
Irrthum statt Wahrheit zu verbreiten,
So schwätzt und lehrt man ungefürt;
Wer will sich mit den Narrn befassen?“

Herr Schmidt fährt mit tödtlicher Ironie fort:

„Herr Lindau hat falsch interpretirt. Ich weiß nicht, ob er dazu seinen Sanders aufgeschlagen hat, was er ja zu thun pflegt, wenn er ein Wort nicht versteht.“

Sehr richtig! Wenn ich meiner Sache nicht sicher bin, schlage ich allerdings nach. Ich habe mir diese Gewissenhaftigkeit angeeignet, seitdem ich mich überzeugt habe, welche Verheerungen die oberflächliche Kritik anrichtet, wenn sie bei der Behauptung von Thatsächlichem ihrem guten Sterne vertraut, wenn sie von der frivolen Auffassung ausgeht: vielleicht ist's richtig, dann ist's gut; vielleicht ist's falsch, dann wird es hoffentlich niemand merken. Wieviel Aergernisse wären Herrn Schmidt erspart geblieben, wenn er meinem Beispiele gefolgt wäre! Er hätte sich dann von Lassalle nicht darüber belehren zu lassen brauchen, mer die sieben Weisen Griechenlands waren**), die er nicht gekannt hat; er hätte sich nicht von Lassalle darüber belehren zu lassen brauchen, daß der „Schwabenspiegel“ kein typisches Werk der modernen schwäbischen Poesie, sondern ein mittelalterliches Rechtsbuch ist***); er hätte bei der Beurtheilung von Niebuhrs „Römischer Geschichte“ nicht gesagt: „Einzelne historische Urkunden aus den ältesten Zeiten der Stadt sind uns in völlig beglaubigter Form überliefert.“ Lassalle fragt: „Welche? Sie haben gewiß den notariellen Heirathscontract entdeckt zwischen Numa Pompilius und der Nymphe Egeria? Oder doch die Liebesbriefe der Tullia und des Lucius Tarquinius†)?“

Wenn Herr Schmidt doch nachgeschlagen hätte! Das gewöhnlichste Conversationslexikon, Sanders, ja sogar der kleine Thibaut würden ihm die wesentlichsten Dienste geleistet haben! Wenn er den kleinen Thibaut aufgeschlagen hätte, so würde er da ganz richtig gefunden haben: Le ciseau =

*) Die sämmtlichen hier angeführten Stellen finden in Julian Schmidts „Geschichte der deutschen Literatur“, 4. Aufl. Leipzig 1858. II. S. 160, 161, 162.

**) Lassalle, Seite 13.

***) Lassalle, Seite 16.

†) Lassalle, Seite 26.

der Meißel, und er hätte mit seiner „Scheere“ („les ciseaux“) den armen Delille ungeschoren gelassen.

Aber der „Sanders“ kehrt in dem Schmidt'schen Aufsatze mehrmals wieder, und immer mit einem Seitenhiebe auf meine einseitige Benutzung dieser Quelle. Weßhalb mich Herr Schmidt gerade mit dem braven „Sanders“ kränken will, verstehe ich ebenso wenig wie das Meiste, was Herr Schmidt schreibt. Er zeige mir in den zweihundert Aufsätzen, welche in den letzten fünf Jahren in der „Gegenwart“ von mir erschienen sind, nur zwei oder drei Verusungen auf Sanders! Zwei Verusungen in den tausend Spalten! — Es wird ihm ja ein Leichtes sein, da er meine „Vesplogenheit“, im „Sanders“ nachzuschlagen, als eine meiner bekannten Lächerlichkeiten hinzustellen sucht. Er weise mir also diese Lächerlichkeit nach, und er soll ausnahmsweise einmal Recht haben! Wenn nicht, nun — so hat er sich also wieder einmal geirrt und wieder einmal eine unbegründete Behauptung ausgesprochen.

Ich kann mir die Anspielung auf meine angebliche Vorliebe für Sanders nur so erklären: Ich habe einmal im Jahr 1872 in der „Gegenwart“ eine Notiz über Sanders „Deutschen Sprachschatz“ geschrieben, die von der Verlagsbuchhandlung als Reclame benutzt und in den Prospect aufgenommen worden ist. Dieser Prospect muß Herrn Schmidt zu Gesicht gekommen sein — ich traue ihm in der That zu, daß er die Prospective gründlich liest — daraus folgert er dann ganz gemüthlich, daß das Ausschlagen des „Sanders“ zu meinen täglichen Leibesübungen gehöre! Außerdem ist mir nur noch ein Aufsatz erinnerlich: die Abfertigung einer ungebührlichen Kritik, die sich eine Collegin des Herrn Schmidt über Gustav Freytag erlaubt hatte. In dieser Abfertigung war es das Einfachste, die sprachlichen Sünden der unwissenden Verfasserin unter Verusung auf Sanders abzustrafen. Aber darüber sind ebenfalls mehr denn sechs Jahre verlossen.

Mit beißendem Sarkasmus fährt Herr Schmidt fort:

„Freilich ist für Begriffe der Art Sanders nicht ausreichend.“

Ecce iterum Sanders!

„Ein Stück ist gedacht.“ heißt in Goethe's Sinn: der Gegenstand ist nicht mit der zwingenden Gewalt einer unmittelbaren Anschauung auf den Dichter eingedrungen und hat ihn genöthigt, sein eigenes Gefühl mit dem Eindruck desselben zu verständigigen; sondern er ist nach bestimmten künstlerischen oder auch sittlichen Absichten erfunden oder ausgewählt.“

Man muß den Satz mehrfach lesen, um ganz in die Tiefe der Schmidt'schen Gedankenwerkstatt einzudringen. Aus Goethe's Munde hätte ich den Ausspruch: „ein Stück ist gedacht“, ohne Mühe verstanden; denn was Goethe sagt, ist immer das Facit reifer ausgedachter Gedanken; wenn Herr Schmidt so etwas nachspricht, klingt es gleich ganz anders. Nun aber kommt er und erklärt noch obenein, was Goethe hat sagen wollen! Und nun wird daraus einer jener Sätze, für die Gutzkow das hübsche Bild gebraucht: „Wallnüsse für Affen“.

Also ein Stück ist „gedacht“, wenn „der Gegenstand desselben nach bestimmten künstlerischen Absichten erfunden oder ausgewählt ist“? Welches Meisterwerk wäre dann nicht „gedacht“? Wenn Herr Schmidt seine saubere kritische Feder niemals durch den Versuch einer eigenen Schöpfung hätte unreinigen wollen, so würde er sich überzeugt haben, daß diese Art von „Denken“ immer zur Production gehört, auch zu der allerinspirirtesten, auch zu derjenigen, bei welcher der „Gegenstand mit der zwingenden Gewalt einer unmittelbaren Anschauung auf den Dichter eindringt“. Glaubt Herr Schmidt etwa, daß „Lear“ und „Othello“, „Nathan“ und „Rima von Barnhelm“, „Kabale und Liebe“ und „Wallenstein“, „Faust“ und „Egmont“, daß alle diese Meisterwerke entstanden sind, ohne daß der Gegenstand derselben „nach bestimmten künstlerischen oder auch sittlichen Absichten erfunden oder ausgewählt“ sei?

„Bim, bam, bim, bam,“ schreibt Lassalle jedesmal, wenn er einen jener typischen Sätze des Herrn Schmidt citirt, deren inhaltliche Wichtigkeit durch schellenlaute Phrasen, die wie etwas klingen, übertönt werden soll. Bim, bam!

Lassalle hat uns das Geheimniß dieser „Bildungssprache“ enthüllt*).

Das schönste Seitenstück zu dem oben citirten Satze über die Bedeutung des Goethe'schen „gedacht“ — einer Perle aus dem Schatze der „Bildungssprache“ — ist im zweiten Bande der Schmidt'schen Literaturgeschichte Seite 195 zu finden**).

*) Lassalle, Seite 9.

„Die chaotische Gedankenlosigkeit läßt sich durch den weitbauschigen wolkigen Reflexionsstil so drapieren, daß sie wie tiefster Gedankenreichtum aussieht.“

„Es ist eine nach den Gesetzen der belletristischen Routine Kaleidoskopartig durcheinander gerüttelte und geschüttelte Anzahl von Worten, die keinen Sinn geben, aber auf ein Haar so aussehen, als gäben sie einen solchen und einen erstaunlich tiefen!“

***) Lassalle, Seite 28 und 29.

„Alle Bildung sollte später durch eine schon vorhandene fremde gegeben werden, und was aus eigener Kraft in die Höhe bringen mußte, das sollte ein in fremdem Klima gewachsenes Grün sich auf die Spitze setzen und damit zusammenwachsen, um sogleich fertig zu sein.“ Schmidt's „Literaturgeschichte“.

Lassalle bemerkt dazu:

„Diese Pracht der Bilder ist berauschend. Bedenken Sie, Herr Schmidt, daß Sie zu einfachen Sterblichen reden, welche die Sprache der Götter nicht ertragen können, ohne in Verwirrung zu gerathen! Also: Ein in einem fremdem Klima gewachsenes Grün soll herkommen und sich der nationalen Bildung auf die Spitze setzen? Nein, umgekehrt: Es soll sich (Dativ) die (Accusativ) nationale Bildung auf die Spitze setzen — wie man zu sagen pflegt auf den Hut stecken — so daß nun die grüne Spitze unten und der nationale Boden oben drüber und so Beide zusammenwach — Nein, nein, so ist es doch wohl nicht. Umgekehrt: „Und was uns aus eigener Kraft in die Höhe bringen mußte (Relativsatz als Subject), das (Nominativ) sollte ein (Accusativ) in fremdem Klima gewachsenes Grün sich (Dativ) auf die Spitze setzen“ — um nun mit dieser seiner Spitze in das daraufgesetzte fremde Grün hineinzuwachsen — aber das ist auch bedenklich!“

Der Himmel bewahre uns vor dieser „Bildungssprache“ und vor Schmidt'schen Definitionen! Wenn ich bedenke, daß Herr Schmidt mir diese angeführte Definition gibt, um als Goethe-Kenner mir, der von Goethe nichts versteht, „das Verständniß zu öffnen,“ so überkommt mich wirklich ein Gefühl sanften Mitleids.

Indessen bin ich Herrn Schmidt doch dafür zu Dank verpflichtet, daß er mich auf den Brief Goethes an Herder, in welchem der Ausdruck „ein Stück ist gedacht“ vorkommt, verwiesen und mir die Mittel an die Hand gegeben hat, „durch die man zu der Quelle steigt“. Ich habe den langen Brief Nr. 6 in „Aus Herders Nachlaß“ aufmerksam durchgelesen und darin — ich kann nicht sagen: zu meiner Ueberraschung, aber doch zu meiner wahren Beruhigung — den Beweis gefunden, daß ich in meinem Aufsätze das Wort „gedacht“ in Bezug auf ein Stück vollkommen richtig, d. h. im Goethe'schen Sinne, ja sogar unbewußt mit Goethes eigenen Worten interpretirt habe, und daß Herr Schmidt, der mir „das Verständniß öffnen will“, den Zusammenhang, in dem das Wort „gedacht“ zu dem übrigen Briefe steht, gelind gesagt, ganz vergessen hat.

Meine Definition des Begriffs „gedacht“ war: „mehr mit dem Kopfe, dem Sitze des Gedankens, als mit dem Herzen, dem Sitze des Empfindens gemacht“.

Goethe aber sagt zu Anfang jenes Briefes an Herder: „Seit ich die Kraft der Worte $\sigma\tau\eta\delta\omicron\varsigma$ und $\pi\rho\alpha\pi\iota\delta\epsilon\varsigma$ fühle, ist mir in mir selbst eine neue Welt aufgegangen.“*) Armer Mensch, an dem der Kopf Alles ist!

„Diese Worte,“ fährt Goethe fort, „sind mir wie Schwerter durch die Seele gegangen.“ Goethe empfindet also, daß er in den Tagen, aus denen jener Brief datirt, zu viel mit dem Kopf arbeitet, zu viel denkt und zu wenig aus dem Innern heraus schafft, zu wenig Empfundenes hervorbringt. Und auf diesen Gedankengang kommt er nach einer längeren Abschweifung am Schlusse seines Briefes, als er von „Göz“ spricht, wieder zurück. Gerade diese Arbeit hat ihn in eine unzufriedene Stimmung, in jenes Mißbehagen versetzt, das ihm sein dichterisches Schaffen jetzt bereitet. Er vermißt da eben, was nach Pindar den echten Dichter macht: $\sigma\tau\eta\delta\omicron\varsigma$ und $\pi\rho\alpha\pi\iota\delta\epsilon\varsigma$ — die rechte Empfindung, und er sagt: das Stück (Göz) „muß eingeschmolzen, von Schlacken gereinigt, mit neuem, edlerem Stoff versetzt und umgegossen werden, dann soll's wieder vor Euch erscheinen. Es ist alles nur gedacht. Das ärgert mich genug.“

Ist das einleuchtend? Und da sagt Herr Schmidt, Goethe habe mit dem Ausdruck „nur gedacht“ dem „Göz“ „die echte Empfindung nicht absprechen wollen“?

*) Die Herausgeber machen folgende Anmerkung dazu: „Brust und Sinn als Bezeichnung des wahren Gefühls, das den Dichter macht. Besonders schwebt der Pindariſche Gebrauch vor.“ Jedes gewöhnliche griechische Handlexikon erläutert die von Goethe gebrauchten Worte als „Sitz des Gefühls“ und „Sitz des Verstandes“.

Allerdings hat er das gewollt, und zwar ganz unzweideutig! Zwar nicht dem fertigen „Götz“, der Herrn Schmidt vorzuschweben scheint, wohl aber dem unfertigen, den Goethe handschriftlich Herder mitgetheilt hatte. Diesem Manuscripte, das Goethe selbst als der radicalen Umarbeitung bedürftig bezeichnet, hat der Dichter allerdings die „echte Empfindung“ abgesprochen. Und das will er mit dem „nur gedacht“ sagen.

Herr Schmidt sagt, auch der „Emilia Galotti“ habe Goethe, obwohl er das Trauerspiel ebenfalls als „nur gedacht“ bezeichnet, die „echte Empfindung“ nicht absprechen wollen.

Nun, darauf mag Goethe selbst antworten. Er fährt in dem Briefe an Herder fort: „Emilia Galotti“ ist auch nur gedacht, und nicht einmal Zufall oder Caprice spinnen irgend drein. Mit halbweg Menschenverstand kann man das Warum von jeder Scene, von jedem Wort, möcht' ich sagen, auffinden. Drum bin ich dem Stück nicht gut, so ein Meisterwerk es sonst ist, und meinem ebensowenig.“

Wer aus diesen Sätzen herauszulesen vermag, daß Goethe damit dem Lessing'schen Trauerspiel die echte Empfindung nicht aberkannt habe, der besitzt freilich einen mehr als gewöhnlichen Scharfsinn. Mir will's nicht gelingen, und ich fürchte, daß auch die barmherzigen Bestrebungen des Herrn Schmidt, mir das Verständniß zu öffnen, erfolglos bleiben werden.

Goethe schließt den sehr interessanten Brief mit dem zuversichtlichen Ausrufe, daß er doch noch hofft, ein ganzer Dichter zu werden, wenn sein Gefühl sich läutert und stärkt — oder wie er selbst sagt: „wenn Schönheit und Größe sich mehr in Dein Gefühl weht“. Und als ein solcher echter Dichter hat er ja auch bis zu dem Augenblicke ziemlich allgemein gegolten, da Herr Julian Schmidt die erschütternde Entdeckung machte, daß der „Faust“ „ohne ideellen Inhalt“ sei.

Ich glaube — um diese lange Auseinandersetzung zusammenzufassen — ich glaube demnach das Goethe'sche Wort „nur gedacht“ recht gut verstanden zu haben — gerade so wie ich den Begriff definirt hatte, bevor ich noch wußte, daß er von Goethe in dem Briefe an Herder gebraucht worden sei: „mehr mit dem Kopfe als mit dem Herzen gemacht“. Die Schmidt'sche Definition hingegen — die Geschichte mit dem mangelhaften Eindringen auf den Dichter, mit der zwingenden Gewalt einer unmittelbaren Anschauung und der Erfindung und Auswahl des Gegenstandes nach bestimmten Absichten mannichfaltigster Art — die habe ich nicht verstanden. Freilich sagt Herr Schmidt, meine geistige Unzulänglichkeit vorausahnend: „es wäre zu viel verlangt, wenn jeder Schriftsteller sich dem Fassungsvermögen des Herrn Lindau anbequemen sollte“. Verlange es auch gar nicht von einem Jeden! So lange Goethe, Lessing, Schiller und alle anderen großen Dichter sich dazu bequemen, Gedanken auszusprechen, zu denen mein Fassungsvermögen hinanreicht, will ich gern darauf verzichten, in die unergründlichen Tiefen, in denen die Schmidt'schen Genien ihre geheimnißvollen Wunder verrichten, hinabzusteigen.

„Denn der Mensch versuche die Götter nicht,
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.“

VI.

Aber weiter im Text. Herr Schmidt citirt aus seinem Feuilleton der „Nationalzeitung“ den folgenden Satz:

„Zum ersten Male — so weit die dramatische Literatur mir bekannt ist — wird der Vorgang des Interdicts in sinnlicher Kraft veranschaulicht, mit allen seinen Schauern. Darin enthält das Stück eine wesentliche Bereicherung der Literatur.“

Dann fährt er fort:

„Das bestreitet Herr Lindau und behauptet, das sei bereits in einem Drama von Bonjard geleistet. Als Beleg führt er einen langen Vortrag an — ich zähle 32 Verse — in welchem die Schauer des Interdicts beschrieben werden.

Herr Lindau! Schlagen Sie wieder Ihren Sanders nach und sehn Sie zu: ob beschreiben nicht etwas anderes heißt als in sinnlicher Kraft veranschaulichen? Sie nennen sich einen dramatischen Dichter und wissen noch nichts von den gemeinsten Elementen Ihres Handwerks! Beschreiben in der Art, wie hier beschrieben wird, ist das Geschäft eines Rhetors; in sinnlicher Kraft veranschaulichen das Werk eines dramatischen Dichters. — Capiren Sie das, Herr Lindau? Will Ihnen Sanders keinen Rath schaffen? — Duälen Sie sich doch nicht länger mit Nachdenken! Es könnte Sie angreifen. Gehen Sie wieder zu Ihren Cameliendamen zurück. Dort finden Sie sich leichter zurecht.“

Bildungssprache! „La fleurette est mignonne.“ Und Sanders und immer wieder Sanders! Sei mir zum dritten Mal willkommen!

Herr Schmidt, lesen Sie, was ich geschrieben habe! Ich habe geschrieben — wörtlich: „Die Schilderung der Schauerlichkeiten des Interdicts gehört zu dem Besten, was Bonjard geschrieben hat.“ Darauf habe ich die Schilderung — 32 wohlgezählte Verse, wie ich von Herrn Schmidt erfahre — citirt und hinzugefügt. „Der zweite und dritte Act des Bonjard'schen Dramas veranschaulichen den Vorgang des Interdicts in sinnlicher Kraft mit allen seinen Schauern.“

Ich muß Herrn Schmidt allerdings ersuchen, sich mit Nachdenken anzustrengen; meine andern Leser aber werden ohne weiteres begreifen, daß ich den Unterschied zwischen „beschreiben“ oder „schildern“ und „in sinnlicher Kraft veranschaulichen“ so deutlich wie nur möglich gemacht habe. Ich habe gesagt, in den citirten Versen wird „geschildert“, in den folgenden Acten, die ich doch nicht gut ganz citiren konnte, „in sinnlicher Kraft veranschaulicht“. Wer also macht sich wieder einmal einer grenzenlosen Begriffsverwirrung schuldig? Wer hat wieder einmal mit verwegener Oberflächlichkeit über das deutlich Geschriebene hinweggelesen, mißverstanden und kritisiert? Wer hat sich wieder einmal gründlich blamirt?

Ich muß es aufgeben mit einem solchen Gegner die Discussion fortzusetzen. „Die Thorheit der Welt reicht weiter als die Geduld, sich mit ihr zu verständigen,“ sagt Börne. Sie und da will ich noch einige Sachen herausgreifen und einige Worte darüber sagen. So bemerkt Herr Schmidt gelegentlich — im „Gelegentlichen“ ist er groß — daß ich zwei Blätter redigire, „freilich mit einer Nachlässigkeit ohne Gleichen“. Er beruft sich zur Begründung dieser Anklage darauf, daß ich einen Brief von ihm, in welchem sich Herr Schmidt, der beständig berichtigt werden muß, die seltene Freude gönnte, auch einmal zu berichtigen, in die „Gegenwart“ aufgenommen habe. Ein Mitarbeiter hatte sich nämlich einer irrigen Conjectur über die Persönlichkeit schuldig gemacht, welche Wieland nach Weimar berufen hatte. Er hatte nach den Anfangsbuchstaben dieser ungenannten Persönlichkeit, G., auf Goethe geschlossen, während Goethe thatsächlich in scharfem Gegensatz zu Wieland stand.

Jedermann weiß, daß der Aufmerksamkeit der gewissenhaftesten Redaction kleine und sogar sehr starke Irrthümer in den Aufsätzen der Mitarbeiter ent schlüpfen können. Wer mit dem Mechanismus der Zeitung einigermaßen vertraut ist, wer die Arbeitslast, die auf den Schultern der Redaction ruht, die Hast, die durch tausend Verhältnisse bedingt wird, die Unmöglichkeit, unter allen Umständen zur gegebenen Zeit die erforderliche Sammlung zu finden, und überdies die Unmöglichkeit, bei der Vielseitigkeit des Stoffes die Mitarbeiter in allen Specialfällen controliren zu können — wer diese allbekannten Dinge sich vergegenwärtigt, wird derlei Verstöße und menschliche Irrthümer nicht all zu scharf beurtheilen und nicht die Redaction im weitesten Sinne dafür verantwortlich machen wollen. Ich habe daher in der „Gegenwart“ eine besondere Rubrik eingerichtet, die lediglich dazu bestimmt ist, Berichtigungen, Erläuterungen, Ergänzungen, Aufklärungen zu geben. Unter diese Rubrik habe ich denn auch das Schmidt'sche Schreiben, nachdem ich es als sachlich begründet anerkannt hatte, aufgenommen. Und wie bezeichnet Herr Schmidt dieses loyale Vorgehen? — Als eine blöde Kurzsichtigkeit der Redaction, „die nichts von dem Hohne merkte, obwohl er seinen Namen darunter gesetzt hatte“! Und wie bezeichnet Herr Schmidt, der Wissende, der Kenner des „Schwabenspiegels“ und der sieben Weisen, die irrige Vermuthung des Mitarbeiters? Als „eine grenzenlose Unwissenheit in der ganzen Entwidlung neuerer Literatur“. Und was folgert er daraus? — Daß das Blatt mit einer „Nachlässigkeit ohne Gleichen“ redigirt ist — nein, mehr, nicht nur die „Gegenwart“, auch „Nord und Süd“!

Der wunderbare Tact verläßt Herrn Schmidt niemals. Es ist wiederum von äußerster Feinheit, daß gerade die Aufnahme eines Briefes von ihm, von Herrn Julian Schmidt, den Vorwurf der „Nachlässigkeit ohne Gleichen“ zu begründen bestimmt ist. Nun, ohne Ueberhebung darf ich sagen, daß mich dieser Vorwurf nicht trifft. Ich bin bei der Wahl meiner Mitarbeiter doch sorgfältiger, als es Herr Schmidt anzunehmen scheint, und ich kann es ihm zum Glück beweisen. Ich bin stets darauf bedacht gewesen, mir die Unter-

stüzung unserer tüchtigsten Autoren, von denen ich mir ernstlichen Gewinn für die Leser der von mir redigirten Blätter versprechen durfte, zu erwerben. Fast an alle bedeutenden Dichter und Wissenschaftler Deutschlands habe ich mich gewandt, und ich brauche nur auf die 14 abgeschlossenen Bände der „Gegenwart“ und auf die 7 Bände von „Nord und Süd“ zu verweisen, um mich meines Erfolges freuen und mit einem gewissen Stolge sagen zu dürfen, daß unsere besten Schriftsteller mir die Ehre erwiesen haben, meinem Rufe zu folgen. An fast alle habe ich mich gewandt, die wirkliche Verdienste hatten — an Herrn Julian Schmidt niemals! Und das war keine „Nachlässigkeit ohne Gleichen“, das geschah mit vollstem Bewußtsein und nach sorgsamster Berücksichtigung der Verhältnisse.

VII.

Herr Schmidt, der mich der Fälschung, der Unwahrheit, der Unklarheit, des Dünkels, der Unwissenheit und der Nachlässigkeit beschuldigt — man hat gesehen, mit welchem Rechte — schildert mich schließlich noch als den Räuberhauptmann einer verleumderischen Bande, die, ich weiß nicht in welchen Blättern, ihr Unwesen treibt. Er citirt folgenden Satz von mir:

„Die fünf Personen: Freytag, Julian Schmidt, Treitschke, Curtius und Grimm gehören sammt und sonders derselben Richtung an, sie kämpfen seit Jahren Schulter an Schulter; sie bilden eine einheitlich geschlossene Phalanx, die, wenn sie bei der Fahne bleibt, schon die absolute Majorität bildet. . .“

(Dieser letzte Satz ist von Herrn Schmidt gestrichen.)

„Diese Fünf sind sammt und sonders in derselben Weise publicistisch thätig gewesen und vier davon sogar in demselben Organe: Curtius, Treitschke Grimm und Julian Schmidt, in den „Preussischen Jahrbüchern“. Man hat daher auch mit einer gewissen Malice häufig von einer „Commission der Preussischen Jahrbücher“ gesprochen. Freytag und Julian Schmidt sind wiederum auf das engste publicistisch verbunden durch ihre jahrelange gemeinsame Arbeit an den „Grenzboten“. Auf diese Weise hat die Commission von vornherein eine ganz bestimmte Färbung bekommen, und wenn auch gegen keines der genannten Mitglieder der sicherlich durchaus unbedingte Vorwurf der Parteilichkeit oder gar der mala fides erhoben werden darf (von Herrn Schmidt gestrichen), so hat diese Vereinigung doch, man mag sich winden und drehen wie man wolle, immer einen gewissen herben Beigeschmack von Cotereartigem. Und das ist schlimm.“

Da bricht Herr Julian Schmidt ab und entrüstet sich über den Passus: „Man hat von der Schiller-Commission wie von einer Commission der ‚Preussischen Jahrbücher‘ gesprochen“. „Wer ist ‚man‘?“ fragt er. — Ja, das weiß ich wirklich nicht. Ich erinnere mich nur, daß ich den citirten Ausspruch vor längerer Zeit gelegentlich der Bildung der diesjährigen Schiller-commission irgendwo gelesen habe und daß ich ihm später mehrfach wieder begegnet bin. Herr Schmidt stellt sich aber so, als ob ich den Ausdruck in

alle möglichen Blätter eingeschmuggelt hätte und nun plötzlich mit der deutlichen Anklage aufträte: hier ist eine Coterie!

Ja, wenn man den Satz so weit citirt, wie ihn Herr Schmidt citirt hat, so sieht die Sache in der That so aus, als ob ich der Commission den Vorwurf gemacht hätte, Cliquen- und Coterien-Wesen zu betreiben.

Aber juist das Gegentheil habe ich gethan.

Herr Schmidt hat mich der Fälschung beschuldigt; wie bezeichnet er sein Verfahren?

Nach meiner Ausführung, daß die Vereinigung fünf vollständig gleichgeinnter Mitglieder, von denen vier Mitarbeiter eines und desselben Organs sind, in einer Commission, die überhaupt nur neun Mitglieder zählt, mißlich sei, weil diese Vereinigung „wenn auch gegen kein Mitglied der sicherlich durchaus unberechtigte Vorwurf der Parteilichkeit oder gar der mala fides erhoben werden dürfte, doch einen gewissen herben Beigeschmack von Coterieartigem habe,“ und nach dem Satze „Und das ist schlimm“, bei dem Herr Schmidt abbricht, um mich zu verunglimpfen, fahre ich unmittelbar also fort:

„Ich will sogleich den verjöhnlichen Zusatz machen, daß die diesjährige Entscheidung nichts Derartiges zum Ausdruck gebracht hat.“

Diesen Satz hat Herr Schmidt gestrichen — nein, das Wort ist viel zu milde — er hat ihn unterschlagen!

Ich sage: „Die Entscheidung der Commission hat nichts Coterieartiges zum Ausdruck gebracht“; Herr Schmidt sagt: „Herr Lindau tritt mit dem Vorwurf der Coterie auf.“

Und er fährt fort:

„Ein solcher Vorwurf, aus solchem Munde!! Ich glaube man hätte in der deutschen Literatur keine Namen auffinden können, bei denen gerade dieser Vorwurf so bodenlos lächerlich wäre! Es ekelt mich mehr zu sagen.“

Ja, es ekelt! Das ist das rechte Wort! Es ist wahrlich eine freudlose Arbeit, dies Gemengsel von Verworrenheit, Nichtwissen, Entstellung, Ueberhebung und komödiantenhafter Entrüstung zu sondern und in seine traurigen Bestandtheile zu zerlegen. Herr Julian Schmidt verbrüderet sich da mit Männern, deren große Verdienste ich ebenso wenig verkannt, wie ich die seinigen je erkannt habe, und zu diesem allen, unter denen sich wirkliche Aristokraten unserer Literatur und Wissenschaft befinden, will er mich in jenen Gegensatz bringen, der eben zwischen der Vornehmheit und der Niedrigkeit vorhanden ist.

Ich bitte um Verzeihung. Ich erkenne nur den Gegensatz an zwischen mir und ihm, — auch ein Gegensatz der Vornehmheit zur Niedrigkeit, wenn es ihm so paßt. Es ist mir daran gelegen, die scharfe Unterscheidung wieder herzustellen. Mag Herr Schmidt ausrufen: „Nos poma natamus“ — ich unterscheide zwischen Apfel und Apfel. Ihm gegenüber wäre übrigens

der Vorwurf der Coterie nicht „so bodenlos lächerlich“, wie er glauben machen will.

Da ist jüngst in Sachsenhausen ein Mann gestorben, der darüber wohl noch mehr hätte sagen können: Karl Gutzkow — aber

„Sein Mund ist stumm!“

Und nun wird Herr Schmidt, der auf Lassalles Schrift kein Wort der Erwiderung gefunden hat, so lange dieser noch am Leben war, der sie jetzt aber als eine „Cloake“ bezeichnet, vielleicht auch sagen, daß er bei seinen schonungslosen Angriffen auf Gutzkow immer nur von den lautesten Motiven befeelt gewesen sei.





Bibliographie.

A. Brückner, Zwan Possoschloff. Ideen und Zustände in Rußland zur Zeit Peters des Großen. Ver. 8. Leipzig, 1878. Duncker und Humblot. M. 8. —

Diese interessanten Beiträge zur Geschichte der Reform des russischen Reiches sind das Werk sorgsamsten Fleißes. An der Hand wenig oder gar nicht bekannter Urkunden zeichnet der Verfasser, einer der gründlichsten Kenner der russischen Zustände des 18. Jahrhunderts, das Bild eines aus niederen Verhältnissen durch eifriges Studium zu Ansehen gelangten Industriellen und Mechanikers, sowie seines Verhältnisses zu der reformatorischen Thätigkeit des größten russischen Herrschers. Ein eigenartiges Lebensbild, dem die betreffende Literatur wenig an die Seite zu stellen hat. Die Ausstattung entspricht dem Rufe der Verleger.

Felix Eberty, Jugenderinnerungen eines alten Berliners. 8. Berlin, 1878. W. Herp. M. 6. —

Der Verfasser dieser Selbstbiographie ist durch eine umfangreiche Geschichte des preussischen Staates, hauptsächlich jedoch durch sorgfältig gearbeitete Lebensbilder Lord Byron's und Walter Scott's in weiteren Kreisen bekannt geworden. Der Sechshundsechzigjährige, der uns hier seine Geschichte erzählt, scheint die Anregung dazu aus

Wilhelm von Kugelgens „Jugenderinnerungen eines alten Mannes“ empfangen zu haben; die Titel beider Bücher sind fast gleichlautend, der Verleger ist ihnen gemeinsam und auch die Form verräth, wenn auch leider nur selten, die Rücksicht des jüngeren Verfassers auf den ältern. Aber an die Stelle der fast naiv-anmuthigen Erzählung Kugelgens, seines liebenswürdigen Humors und der bedächtigen Kleinmalerei ist bei Eberty eine gewisse Trockenheit des Vortrags getreten, welche durch das verhältnißmäßig geringe Interesse, das die Erlebnisse selbst wachrufen, nicht gemildert wird. Die Beschreibung des Kauer'schen Erziehungs- und Unterrichtsinstitutes, aus welcher man ein vortreffliches Bild der damaligen Erziehungsmethode und des Verhältnisses Fichte's und Pestalozzi's zu ihr empfängt, die Schilderung des Bonner und des Berliner Universitätslebens mit Charakteristiken hervorragender Lehrer wie Bethmann-Hollweg, Mackeldey, Savigny und Ed. Gans, sind lebendig erzählt und bieten manchen Beitrag zur Geschichte der Dreißiger-Jahre. Um als Ganzes, als ein in sich abgeschlossenes Kunstwerk gelesen, genossen und beurtheilt zu werden, dazu sind die Erlebnisse selbst nicht interessant genug und zu farblos dargestellt. Der Verleger hat das Buch mit bewährtem Geschmac ausgestattet.

Erinnerungen an Amalie v. Lasaulx, Schwester Augustine, Oberin der barmherzigen Schwestern im St. Johannis-Hospital zu Bonn. 8. Göttingen, 1878. F. A. Berthes. M. 6.—

Die Geschichte einer Märtyrerin. Aus einer auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft hervorragenden rheinischen Familie entsprossen, wurde Amalie von Lasaulx im November 1871 ihres durch 22 Jahre rühmlichst bekleideten Amtes einer Oberin der Barmherzigen Schwestern entsetzt, weil sie das Unfehlbarkeitsdogma leugnete. Ein Jahr darauf starb die Tapfere, nachdem alle Belehrungsversuche vergeblich gewesen und ihr die Sterbesakramente heimlich gereicht worden waren. Eine sichere und pietätvolle Hand zeichnet in dem Buche das Lebensbild einer edlen Frauengestalt, einer „Barmherzigen Schwester“ in dem wahrhaftigen Sinne des Wortes. Niemand, auf welchem confessionellen Standpunkte er sich auch befinden möge, wird diese Erinnerungen an eine Kämpferin im Dienste der Humanität lesen können, ohne gerührt und ergriffen zu werden.

Graff Förster, Geschichte der italienischen Kunst. 8. V. Bd. Leipzig, 1878. L. D. Weigel. M. 8.40

An der Wende des achten Jahrzehnts stehend, arbeitet der „Altmeister deutscher Kunstforschung“ rüstig und ohne Aufenthalt an der Vollendung dieses großen Wertes, nächst der bahnbrechenden Arbeit Crowe's und Cavalcafelles der umfassendsten auf dem Gebiete. Mit dem englischen Werke hat Försters Geschichte den Fleiß gemein, wenn ihr auch vielleicht die tiefgehende Gelehrsamkeit und philologische Gründlichkeit der beiden Forscher nicht zu eigen ist. Dazü

entschädigt Förster durch eine ungleich lesbarere Darstellung, welche nicht selten die warme Begeisterung des Verfassers für seinen Gegenstand wiederstrahlt, wie z. B. die Schilderungen Bernardino Luini's und Gaudenzio Ferrari's, zwei Meisterwerke, die fast den Charakter erschöpfender Monographien aufweisen. Möchte es dem hochverdienten Manne (Schwiegersohn Jean Pauls) vergönnt sein, sein bedeutames Werk zu einem guten Abschluß zu bringen.

Edmund Goefer, Goethe und Charlotte von Stein. 8. Stuttgart, 1878. C. Krabbe. M. 2.40

Die geheimnißvolle Geschichte des merkwürdigen Liebesbundes zwischen Goethe und Charlotte von Stein wird hier einer neuen, unbefangenen und scharfsinnigen Prüfung unterzogen. Goefer gelangt dabei zu selbstständigen Resultaten über die Natur dieses Verhältnisses. Und wenn dieselben auch nicht allseitiger Zustimmung begegnen werden, so ist doch das Buch für alle, die sich nicht an Dünzers Hauptwerk wenden wollen, das Beste über die vielgedeutete Episode aus Goethes Leben. In warmer, durchsichtiger Sprache geschrieben, wendet es sich an den weiten Kreis der Goethegemeinde und nicht ausschließlich an die Philologen in ihr.

Friedrich Nagel, Aus Mexico. Reise-Skizzen aus dem Jahre 1874 und 1875. Mit einer Karte in Farbendruck. 8. Breslau, 1878. J. U. Kern. M. 10.—

Die Vorzüge der Darstellungsweise Nagels sind durch seine für die „Kölnische Zeitung“ geschriebenen Schilderungen aus dem Vereinigten Staaten in vortheilhaftestem Sinne bekannt. Seine Bilder nordamerikanischer Städte nehmen in der einschlägigen Literatur eine erste Stelle

ein; sein umfassendes Werk über die Geographie der großen westlichen Republik ist als grundlegendes bei uns und über dem Ocean gewürdigt. Die vorliegenden Skizzen werden dem Verfasser neue Freunde werben, neben jenen zahlreichen, welche sie sich bei ihrem theilweisen Erscheinen in der „Bölnischen Zeitung“ gewonnen haben. „Unbefangene Bilder“ nennt sie Kugel, wie sie einem Beobachter sich aufdrängten, der ohne wissenschaftlichen und literarischen Apparat, aber in der Erkenntniß der großen Wichtigkeit dieser Verhältnisse, mit dem Wunsche, möglichst selbständig und klar zu sehen, einige der interessantesten und nicht eben häufig besuchten Theile des Landes durchzog. Das Buch will in erster Linie belehren, in zweiter nicht langweilig sein: beiden Absichten wird es in vollstem Maße gerecht.

M. J. Schleiden, Die Romantik des Martyriums unter den Juden im Mittelalter. 8. Leipzig, 1878. B. Engelmann. M. 1.—

Das Buch hält nicht, was der Titel verspricht. Es bringt neben einem Ueberblick der Geschichte der Juden bis zum Eingang des Mittelalters, eine aphoristische Darstellung der bekanntesten Judenverfolgungen. Von der Romantik des Martyriums, durch deren Schilderung der feinsinnige Stilist sich seinen vielen Verehrern von Neuem hätte werth machen können, erfährt man aus dem Büchlein so gut wie nichts. Es läßt im Uebrigen auch die ganze schriftstellerische Begabung seines Verfassers nicht in dem gewohnten hellen Lichte erscheinen.

Alex. von Warsberg, Odyssäische Landschaften. 1. Bd. Das Reich des Alkinoos. 2. Bd. Die Colonialländer der Korythäer. 8. Wien, 1878. E. Gerold's Sohn. M. 12.—

Korb und Süd. VIII, 22.

Der Verfasser ist ein gründlicher Kenner des Orients, den er, wenn wir nicht irren, im österreichischen diplomatischen Dienst und als „Tourist“ bereist hat. Ein Theil der in den vorliegenden Bänden enthaltenen Landschaftsbilder ist den Lesern der „Neue Freie Presse“ und „Allgemeine Zeitung“ in guter Erinnerung. Der Geist eines feingebildeten Mannes von reicher Weltkenntniß spricht aus ihnen. Die Schilderung ist von einem Hauche warmer Begeisterung durchweht, der sich sogar hin und wieder zu der Stärke eines Sturmwindes erhebt. Jedoch „dieses wurde nun in dem Rausche der Freude geschrieben, die homerischen Gedichte sur les lieux lebendig erkannt zu haben. Betrunkene aber sind, wie bekannt, gleich den Wahnsinnigen, nicht zurechnungsfähig.“ Der Enthusiasmus dieser Entschuldigung klingt durch das ganze Buch und zwar — wie die citirte Stelle erkennen läßt — nicht immer zum Vortheil der Wirkung. Aber wo die Begeisterung für den Gegenstand sich in ruhigerem Fahrwasser hält, da wirkt sie auf den Leser und macht die Lectüre des Buches zu einer genussreichen und anregenden. Wenn der Verfasser das homerische Werk nicht sehr geschmackvoll einen praktischen Murrah, einen in's Homerische übertragenen Wädeler nennt, so darf man seine Schilderungen als ein Reisehandbuch für das homerische Reich bezeichnen. Wer der Ansicht ist, daß man in Dichters Lande gehen muß, um den Dichter zu verstehen, wird dem Maler dieser „odysseischen Landschaften“ sich zu Danke verpflichtet fühlen, aber auch Andere, welche sich an lebhaften, aus guter Beobachtung hervorgegangenen Reiseschilderungen zu erfreuen vermögen. Die Bände sind sorgfältig ausgestattet.

G. H.

**Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.**

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unter sagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Inseraten-Beilage zu „Nord und Süd“.

Band 8. — Januar 1879. — Heft 22.

Festgeschenk.

Zu haben in allen Buchhandlungen:

S

OPHOKLES

Deutsch von Carl Bruch.

19

Geh. 6 Mark. Eleg. geb. 8 Mark.

Verlag von E. Morgenstern, Breslau.

Im Heinrichshofen'schen Verlage, Magdeburg, erschien:

Geschichte der gesamten griechischen Literatur

von Dr. Rudolph Nicolai.

Zweite verbesserte Auflage.

Complet.

Band I. Die Antik-Nationale Literatur.

Erste Hälfte: Die poetische Literatur.

8

Zweite Hälfte: Die Literatur der Prosa.

Band II. Die nachclassische Literatur.

Erste Hälfte: Aristoteles und die Literatur des alexandrinischen Zeitraums.

Zweite Hälfte: Die Literatur der römischen Studienperiode.

Band III. Die Literatur des byzantinischen oder mittel-griechischen Zeitraums.

Preis 21 Mark.

Einzeln Bd. I,1. 2 M. 40 ♂. I,2. 3 M. 60 ♂. II,1. 4 M. II,2. 5 M. 20 ♂. III. 5 M. 80 ♂.

Verlag von Gd. Anton in Halle.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Vernhaerdy, G., Grundriß der griechischen Literatur. 4. Bearbeitung. I. 1875.

M. 13,50. II. Theil: Geschichte der griechischen Poesie. 1. Abth. 3. Bearbeitung.

2. unveränderter Abdruck 1876. M. 12. — 2. Abth. 1872. M. 12.

Leo, Geogr., Lehrbuch der Kaiserzeitgeschichte. 5 Bde. 3. Aufl. 1849—55. M. 51.

Hiervon: Bd. I. Einleitung und alte Geschichte. M. 7,88. Bd. II. Geschichte

des Mittelalters. M. 7,88. Bd. III. Geschichte der neueren Zeit bis zur

französischen Revolution. M. 12. Bd. IV. Revolutionszeitalter bis zu Ende

des Feldzugs Napoleons nach Rußland. M. 13,24. Bd. V. Zeitalter der

Restaurations. M. 10. 6

Leo, Geogr., Vorkämpfer über die Geschichte des deutschen Volkes und Reiches. Bd. 1—5.

1854—1856. M. 77,56. Bd. I. Vom Ursprung des deutschen Volkes bis zur

Krönung Otto's I. M. 9,75. Bd. II. Von Otto I. bis zu Friedrich's I. Tod.

M. 12. Bd. III. Von Heinrich IV. bis zum Tode König Wilhelm's. M. 10,80.

IV. Bd. Die Territorien des deutschen Reiches im Mittelalter seit dem

13. Jahrhundert. 1. Bd. M. 19,50. Bd. 5. Die Territorien u. 2. Bd. M. 25,50.

Im Verlage von Carl Gerold's Sohn in Wien ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Odysseeische Landschaften

von

Alexander Frhr. v. Warsberg.

Erster Band: **Das Reich des Altknoos.**

Zweiter Band: **Die Colonialländer der Northröder.**

8. Preis für beide Bände 6 fl. = 12 Mark.

Ein dritter Band: **Das Reich des Odysseus**, welcher das Werk schließt, erscheint binnen kurzem.

Von demselben Verfasser erschien früher ein allgemein mit Beifall aufgenommenes Werk: „Ein Sommer im Orient“, und wird gewiß auch dieses neue Werk des Autors, dessen feiner Styl und Kenntniß durch eigene Anschauung der Länder und Sitten des Orients des Jetzt und des Alterthums anerkannt ist, sich rasch die Gunst aller literarisch gebildeten Kreise erwerben. Besonders dürfte dieses schöne Werk sich in den Gymnasial-Bibliotheken und bei allen Freunden des Alterthums Bahn brechen.

Soeben erschienen:

**Friedrich
Spielhagen.**

Verlag

von

L. Staakmann.

in

Leipzig.

Platt Land.

Roman in sechs Büchern.

Zweite Auflage.

Drei Bände, broch. 12 M., eleg. geb. 15 M.

Das Skelett im Hause.

Zweite Auflage. Brosch. 3 M., eleg. geb. 4 M.

Sturmflut.

Dritte Auflage. Wohlfl. Ausgabe in zwei Bänden.

Brosch. 6 M., eleg. geb. 8 M.

Sämmtliche Werke.

Dritte Auflage.

3

14 Bände, broch. 46 M., eleg. geb. 60 M.

Auch in Lieferungen à 50 S. durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Mit dem 1. Januar 1879 beginnt ein neues Abonnement auf:

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau. Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Erscheint

jeden Sonnabend im Umfang von 2 Bogen
Groß-Quart, auf gutem Papier, be-
schnitt und geheftet.

Preis

pr. Quartal 4 M. 50 S., pr. Jahrg. 18 M.
Bestellungen werden in allen Buchhandlungen
und Postanstalten entgegengenommen.

Die „Gegenwart“ ist die verbreitetste politisch-literarische Wochenschrift des deutschen Reiches, sie zählt zu ihren Mitarbeitern die bedeutendsten Schriftsteller und Gelehrten. Von Jahr zu Jahr hat sich ihr Leserkreis erweitert. Die Gegenwart ist das erste deutsche Blatt, welches vornehmlich den ernstesten geistigen Interessen der Nation gewidmet, ohne die mächtige Beihilfe der Novelle und Illustration in die weiteren Kreise des gebildeten Publikums gedrungen ist. Im unmittelbaren und steten Zusammenhange mit allen wichtigen Vorgängen auf dem Gebiete des öffentlichen und geistigen Lebens bestrebt sie sich in Wahrheit das zu sein, was ihr Ethel sagt: ein guter und echter Ausdruck des Schaffens in der Gegenwart.

Verlag von Richter & Kappler, Stuttgart.
F. von Stengel's
 neuester epochemachender Roman
Pessimisten.
 3 Bände in vorzüglicher Ausstattung.
 Pr. 12 M. 12
 Die gesammte Preise bezeichnet diese
 Geistesblüthe als **den besten Roman
 der Neuzeit.**
 Zu haben in allen Buchhandlungen und
 Leihbibliotheken.

Das berühmte Original- Meisterwerk
 über 10

**Haarkrankheiten
 und Haarpflege**
 ist soeben in neuester, 84. Auflage unter
 dem Titel:
„Der Haarschwund“
 erschienen und kann dasselbe Jedermann
 gratis und franco gegen Retourmarke nach
 allen Ländern der Welt beziehen vom
 Verfasser **Edm. Bühligon, Leipzig,**
 Lessingstraße 15o.

Tribüne
 mit
Berliner Wespen
 als Gratisbeilage.
 Man abonniert bei
 allen Postanstalten
 Nr. 1,50 Mark vierteljährlich,
 2,50 Mark für 2 Monate,
 1,77 Mark für 1 Monat.

Soeben erschienen bei **Hermann
 Gröning** in Hamburg und sind durch
 alle Buchhandlungen zu haben (auch
 direct franco gegen Einsendung des
 Betrags in deutschen Postmarken oder
 gegen Postnachnahme):
Nikiewicz, Adam. Petersburg.
 Deutsch von Dr. **Albert Jippr.** 2. Aufl.
 53 S. 1 Band. Sehr eleg. ausge-
 stattet 60 S., eleg. gebunden mit
 Goldschnitt in Enveloppe 1 M. 20 S.
 Inhalt: I. Die Straße nach Ruß-
 land. II. Die Einfahrt in die Refi-
 denz. III. Petersburg. IV. Das
 Denkmal Peter des Großen. V. Die
 Heerschau. VI. Oestkiewicz. — Er-
 klärungen.
 Scherr sagt über dies Buch:
 „Dem gerechten brennenden Haß gegen
 den Moskowiten ist eines der letzten
 Werke **Nikiewicz'** entsprossen, die
 kostbare Schilderung „Petersburg“ —
 ein blutigrother Nothschrei gegen
 die herandrängende russische Barbarei,
 ein Nothschrei, dem der flammende
 Zorn den bittersten Sarkasmus, den
 geiselndsten Hohn beimischt.“
**Tennyson-Waldmäcker, Freundes-
 Klage.** 3. Aufl. 160 S. H.-8. Velin-
 papier. In Prachtband mit Gold-
 schnitt 3 M.
 Ein ähnliches, wie dies Buch,
 existirt nicht! Es hat sich für seine
 Nation als eine unerlöschliche Quelle
 des Trostes und der Sammlung
 bewährt und auch bei uns wird es
 immer weitere Kreise gewinnen.
 Manches schwer geprüfte Gemüth
 wird über dem fremden Schmerz den
 eigenen vergessen, oder doch ihm ver-
 söhnlichere und erhebendere Seiten
 abgewinnen. Hunderte und Tausende
 haben über Liebe und Lenz gedichtet,
**einen Freund in so ergreifender
 Weise beklagt hat zum ersten
 Mal Tennyson.** 14
 — **Enoch Arden.** 15. Aufl. Mit
 Portrait Tennyson's. In neuem
 Original-Prachtb. nach einer Zeich-
 nung d. Prof. zur Straffen, Director
 d. Gewerbe-Museums i. L. 2 M.

A. Hauck & Co. Antiquariat in Berlin

- versenden auf gefälliges Verlangen franco:
 Ant.-Katalog 1: Rechts- und Staatswissenschaft. (Bibl. des verst. Staatsmin. v. Ulden.)
 Ant.-Katalog 2: Geschichte, Genealogie x. (Bibl. v. Ulden.) 21
 Ant.-Katalog 3: Mathematik und Astronomie. — Physik x. — Technologie. (Im Druck.)
 Ant.-Katalog 4: Philosophie, Freimaurerei, Theologie. (Im Druck.)

Gutzkow's letzte Werke.

Die neuen Serapionsbrüder.

Zweite, durch eine Vorrede des Verfassers vermehrte Auflage. 3 Bände.
80. Elegant broschirt M. 16.—; fein gebunden in 3 Bänden M. 19.—

In bunter Reihe.

Briefe, Skizzen, Novellen.

80. Elegant broschirt M. 5.—; fein gebunden M. 6.—

Hohenschwanau.

Roman und Geschichte.

1536—1567.

5 Bände. 80. Elegant broschirt M. 24.—

Der unerwartete Tod des Altmeisters der deutschen Schriftstellerei, des charaktervollen und in seiner Eigenart unergleichen Dichters Karl Gutzkow lenkt die Blicke der Nation mit verdoppelter Theilnahme auf die obigen Meisterwerke des Verstorbenen, die zugleich durch ihren reichen Inhalt, wie durch ihre hochgelobte Ausarbeitung ein wahrhaftes Andenken an den Autor und eine Zierde des Bücherisches sein werden, wie sie auch ganz besonders in Festgeschenken geeignet sind.

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Die Weser-Zeitung

Tägliche Ausgabe

Morgens u. Abends erscheinend

35. Jahrgang.

Wochen-Ausgabe

Sonnabends erscheinend.

12. Jahrgang.

1879.

Durch interessante, von bedeutenden publicistischen Kräften gelieferte Leitartikel und andere Beiträge, rasche und zuverlässige Telegramme nimmt die „Weser-Zeitung“ einen hervorragenden Platz in der deutschen Tagesliteratur ein.

Abonnementspreis M. 7 pro Quartal. Bestellungen nehmen alle Postanstalten entgegen.

Inserate finden in weitesten Kreisen, vorzugsweise des handeltreibenden und besitzenden Publikums, nachhaltige Verbreitung und werden mit nur 25 Pfg. pr. Zeile berechnet. Bei größeren Aufträgen entsprechenden Rabatt.

Weser-Zeitung (Wochen-Ausgabe)

enthält sämtliche bedeutenden Artikel der täglichen Ausgabe, sowie regelmäßig eine interessante Wochenübersicht. Bestellungen und Aufträge zur Versendung nach transatlantischen Ländern, wozu sich die Wochen-Ausgabe besonders eignet, erbittet die Expedition.

Anzeigen werden mit nur 30 Pfg. pr. Zeile berechnet und finden hauptsächlich an überseeischen Plätzen weiteste Verbreitung.

Verlag von E. Sichterle & Co. Hofbuchhandlung in Berlin.

- H. C. Andersen's Werke. Illustr. Ausg.** Neu überfetzt von Jonas. ca. 60 Biegn. à 50 Pf. Bd. I. u. II. enthaltend die: Neuesten Märchen und Geschichten. Bd. III. enthaltend: Sämmtliche Märchen. Bd. IV. Märchen meines Lebens, 1. Theil. Eleg. br. à Bd. 3 Mk. Eleg. geb. à 4.50 Mk.
- H. C. Andersen's Märchen. Illustr. Ausg.** Eleg. geb. 4.50 Mk.
- H. C. Andersen's Neueste Märchen und Geschichten. Illustr. Ausg.** Eleg. geb. 8 Mk.

Diefe Ausgaben find die einzig vollftändigen, welche existiren.

- H. C. Andersen's ausgewählte Märchen.** Eleg. cart. 2 Mk. Als Gefchenk für die Jugend besonders zu empfehlen.
- Reiche, Fr., Dr., Der Führer auf dem Lebenswege.** 12. Br. Aufl. 6 Mk. 13. Aufl. (Miniatur-Ausg.) 3.50 Mk. — Ein vorzügliches Gefchenk für jedes Alter und Geschlecht.
- Seiffart, S., Astronomische Jugenabende.** Neue Ausg. Eleg. geb. 3 Mk. Eine der sinnigsten Gaben für die Jugend.
- von Maedler's, Prof. Dr. G. J., Wundebau des Weltalls oder Populäre Astronomie.** 7. Aufl. Neu bearbeitet und vermehrt von Prof. Dr. W. Klinkerfuß. Mit vielen Tafeln, Abbildungen und Sternkarten. Eleg. geb. Atlas broch. 13 Mk. Text eleg. geb. Atlas ap. geb. 14 Mk.

Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Beiträge zur Anthropologie und Psychologie

mit Anwendungen auf das Leben der Gesellschaft.

Von Dr. Eduard Reich.

Zweite vermehrte Ausgabe. gr.-8. geh. Preis 6 Mark.

Lehrbuch.
Ein Koch- u. Wirtschaftsbuch von Julie Köller, 5
äußerst günstig beurtheilt in der Hausfrauenzeitung, den Hamburger Nachrichten, Magensfurter Zeitung, Allgemeine Wobenzzeitung, Schleswiger Nachrichten u. u. ist broch. für 3 M. 30 Pf., eleg. geb. 4 M. durch alle Buchhandlungen zu beziehen wie auch vom Verleger J. Nees in Schleswig.

Der von übler Laune und Langeweile geplagt ist und sich gern heitere Stunden machen will, der greife getrost nach den

Grillen=Pastillen

von Hans Scherzhof, ein Buch voll köstlichen Humors, das Jedem, auch den verstocktesten Hypochonder und Grillenstinger, in gute Laune zu versetzen im Stande ist. Preis nur M. 1.50 in jeder Buchhandlung; auch direct gegen Einsendung von M. 1.70 in Reichspostmarken.
J. Heuberger's Verlag in Bern. 7

Verlag von W. B. Besser, Leipzig.

Durch jede Buchhandlung ist zu beziehen:

- A. J. Davis, Der Vorbote der Gesundheit.** Brosch. 4 1/2 M., eleg. geb. 5 1/2 M., mit Goldschnitt 6 1/2 M. 18
- A. J. Davis, Aus dem Leben eines Arztes oder Samen und Früchte des Verbrechens.** Brosch. 4 M., eleg. geb. 5 M., mit Goldschnitt 5 1/2 M.
- Diese Werke sind Perlen für jede gemählte Bibliothek und verdienen bei der gebildeten und strebsamen Welt die größte Aufnahme und weiteste Verbreitung.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

- Murus, Robert**, Lieder und Balladen, deutsch von Ad. Laun. 8^o. 2. Aufl. Geh. M. 2,00, geb. M. 3,00.
- Sillebrand, Karl**, Zeiten, Völker und Menschen. I. Bd. Frankreich und die Franzosen. 2. umgeb. u. verm. Aufl. 8^o. M. 5,00. — II. Bd. Wälsches und Deutsches. 8^o. M. 5,00. — III. Bd. Aus und über England. 8^o. M. 6,00. IV. Bd. Proste. 8^o. M. 6,00.
- Sinkel, Gottfried**, Mosaik zur Kunstgeschichte. Gr.-8^o. M. 9,00.
- Matpredigten von frater Hilarius**. 5. Aufl. 12^o. Geh. M. 2,00; fein geb. M. 3,00.
- Ranmann, Emil**, Deutsche Tondichter von Sebastian Bach bis auf die Gegenwart. 2. Aufl. 8^o. Geh. M. 5,00, geb. M. 6,00.
- dasselbe. Pracht-Ausgabe mit sechs Photographien. 3. Aufl. Gr.-8^o. Geh. M. 12,00; fein geb. mit Goldschnitt M. 15.
- Italienische Tondichter von Palestrina bis auf die Gegenwart. 8^o. M. 8,00; geb. M. 10,00.
- dasselbe. Pracht-Ausgabe mit vier Photographien. 2. Aufl. Gr.-8^o. M. 17,00; fein geb. mit Goldschnitt M. 20,00.
- Zwölf Briefe eines ästhetischen Ketzers**. 2. Aufl. 12^o. Geh. M. 2,00; fein geb. M. 3,00.

Berlin, Verlag von Robert Oppenheim.

Die verbreitetste politisch-literarische Wochenschrift:

Das

Deutsche Montags-Blatt

Chef-Redacteur:
Arthur Levysohn.

Verleger:
Rudolph Mosse.

Berlin.
Leipzig.

wird auch im neuen Jahrgange durch die Mannichfaltigkeit seines interessanten und anregenden Inhalts die alten Freunde zu fesseln und neue zu gewinnen wissen.

1¹/₂ Mrk.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

1¹/₂ Mrk.

vierteljährlich.

Abonnementspreis pro Quartal:

vierteljährlich.

Zur Begegnung von Verwechslungen verweise man bei Postbestellungen auf Nr. 1163 der Post-Zeitungs-Preisliste pro 1879. 20

Im Verlags-Magazin (J. Schabelitz) in Zürich erschien vor wenigen Wochen:

Scherben.

Gesammelt vom milden Manne (Richard Vos).

Neue Folge 5 M.

17

Von dem ungemeinen Aufsehen, welches das hochinteressante Buch hervorgerufen, geben die bereits erfolgten zahlreichen anerkennenden Besprechungen am besten Kunde.

Druck von S. Schottlaender in Breslau.

40,630
406,300

Einladung zum Abonnement.

Mit vorliegendem Heft (Januar 1879) beginnt der achte Band (Januar, Februar, März) von

„Nord und Süd.“

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben von

13

Paul Lindau.

Preis desselben (5 Hefte mit je einer Kunstbeilage) 5 Mark.

Bestellungen

werden in allen Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungserpeditionen entgegengenommen.

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Colorirte Modebilder vom 1. Januar 1879 an — ohne Preis-Erhöhung.



Colorirte Modebilder vom 1. Januar 1879 an — ohne Preis-Erhöhung.

Der Bazar
ist die
reichhaltigste und nützlichste
Frauenzeitung,
das beliebteste und gelesenste
Blatt für Mode,
ein Blatt für alle Stände.

25.
Jahrgang.
Prämiirt:
Weltausstellung 1876.

Der Bazar
bringt
vom 1. Januar 1879 ab
12 Modekupfer
und farbige
Handarbeits-Vorlagen.

Pränumerationspreis vierteljährlich 2 1/2 Mark (in Oesterreich nach Cours).

Jährlich erscheinen:
24 Mode-Nummern.
24 Unterhaltungs-Nummern.
24 Supplemente mit 500 Schnittmustern.
24 Beilagen mit Skizzen und Annoncen.
12 color. Modebilder und farbige Vorlagen.

Bestellungen werden jederzeit von
allen Buchhandlungen und Postanstalten
entgegengenommen; erstere liefern auf
Wunsch zur Ansicht 15

Probe-Nr. mit Modekupfer.

Probe-Nummern mit Modekupfer: vorrätig in den Buchhandlungen.

Buchdruckerei von S. Schottlaender in Breslau.

H. B. ...

Band 8. — Heft 25.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Februar 1879.



Breslau.
S. Schottlaender.

Februar 1879.

Inhalt.



Rudolph Lindau in Berlin.	Seite
Gute Gesellschaft, Roman. (Fortsetzung) ✓	145
W. Preyer in Jena.	
Die Concurrnz in der Natur ✓	191
Wilhelm von Kardorff in Wabnitz.	
Die wirthschaftlichen und finanziellen Reformprojecte des Reichs- kanzlers	213
Fritz Krauß in Zürich.	
Shakespeare und seine Sonette	226
Hans Hopfen in Berlin.	
Glinserls Glück und Ende. Aus den Geschichten des Majors.	244 ✓
Bibliographie	273

Hierzu das Porträt Hans Hopfen's, Radirung von Doris Raab in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage
(Radirung) in Leg.-8.

— Preis pro Quartal (3 Hefie) 5 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

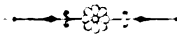
Herausgegeben

von

Paul Lindau.

VIII. Band. — Februar 1879. — 23. Heft.

(Mit einem Porträt in Radirung: Hans Hopfen.)



Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.



Gute Gesellschaft.

Roman

von

Hudolph Lindau.

— Berlin. —

VIII.

Bertha Lemercier hatte mit großem Verdruß bemerkt, daß Bieuville und seine Frau, nachdem sie so nahe daran gewesen waren, sich zu entzweien, wieder die besten Freunde geworden waren. Der Baron hatte „seiner geliebten Marie“ prachtvolle Geschenke zum Neujahrstage gemacht, und der Name Tressan, den Bertha noch verschiedene Male in seiner Gegenwart ausgesprochen, hatte ihn vollständig gleichgültig gelassen. Er hatte sogar geäußert, daß Herr Tressan ein sehr liebenswürdiger Mann sei, und daß er bedaure, ihn jetzt nur noch so selten zu sehen. „Aber ich nehme es ihm nicht übel,“ hatte er hinzugesügt, „ich weiß, daß er von allen Seiten in Anspruch genommen ist.“

„O über die unglaubliche, die grenzenlose Kurzsichtigkeit dieses Mannes,“ jagte sich Bertha. Eines tröstete sie. Ihre schöne Cousine sah nicht mehr so glücklich und zufrieden aus wie zu Anfang des Winters. Es war möglich, daß das Verhältniß zwischen ihr und Tressan bereits wieder gebrochen war, und daß Marie Kummer hatte. — Kummer, Unruhe, Sorgen — Bertha wünschte ihrer Cousine alles mögliche Schlechte. Verdiente sie es nicht? Deshalb war sie, die verheirathete Frau, ihre Rivalin! — Sie dachte daran, auf welche Weise sie sich über Tressan Auskunft verschaffen könnte, und entschloß sich, ihren Bruder René einmal ordentlich auszuforschen. Er war täglich stundenlang mit Tressan zusammen. Wenn er nicht ganz mit Blindheit geschlagen war, so mußte er Bestimmtes über die Lebensweise seines Freundes berichten können. Sie zweifelte nicht, daß es ihr ein Leichtes sein werde, Alles, was er in dieser Beziehung wisse, aus ihm herauszulocken.

Bertha hatte ihren Bruder nie an große Zärtlichkeit gewöhnt, aber sie war ihm doch mit treuer und großer Liebe ergeben. René seinerseits verehrte seine „kleine Bertha“ in hohem Grade. Sie war sein bester, ja sein einziger wahrer Freund und hatte es ihm häufig bewiesen. So oft René in Geldverlegenheit war — und dies ereignete sich regelmäßig zwei-, dreimal im Jahre — war sie stets die mürrische und gleichzeitig willige Vermittlerin zwischen ihm und ihrer Mutter, die, wenn ein neues Geldanliegen an sie gestellt wurde, zwar zunächst immer hoch und theuer schwor, daß René keinen Heller außer seiner Pension von ihr empfangen würde, aber schließlich doch immer gewährte, was Bertha für ihren Bruder von ihr verlangte. — Die drei Lemerciers: Mutter, Tochter und Sohn — der Vater war vor langen Jahren gestorben — lebten durchaus nicht in harmonischem Einverständnis beisammen; sie verweigerten sich im Gegentheil gern gegenseitig kleine Gefälligkeiten; aber im Grunde hielten sie fest zusammen gegen die ganze andere Welt, der sie mißtrauten.

Das Gespräch zwischen Bertha und René über Olivier Treffan glich zunächst mehr einem Verhör als einer gewöhnlichen Unterhaltung. Bertha, die bei dieser Gelegenheit die Rolle des Untersuchungsrichters spielte, richtete ein halbes Duzend Fragen an ihren Bruder, welche dieser wie ein unwilliger Zeuge, mürrisch und mißtrauisch beantwortete. Sein Gewissen war nicht ganz rein. Er hatte sich in Gesellschaft Treffan's Verschiedenes zu Schulden kommen lassen, was in den Augen einer Schwester keine gelinde Beurtheilung finden mochte, und er war deshalb dieser gegenüber auf seiner Hut. Bertha mußte seine Antworten gewissermaßen aus ihm herauslocken. — Geduld war nicht eine ihrer Eigenschaften. Eine aufrichtige, mädchenhafte Scheu hielt sie zurück, sich ihrem Bruder anzuvertrauen; desto mehr verdroß es sie, bei diesem so wenig Entgegenkommen zu finden. Nachdem die Unterhaltung zwischen den Beiden ungefähr eine Viertelstunde gedauert und noch zu keinem erheblichen Resultat geführt hatte, verlor Bertha die Ruhe, mit der sie bis dahin die Antworten ihres Bruders aufgenommen hatte.

„Nun, Meister René,“ sagte sie, sich erhebend, „es scheint mir, daß wir heute den Geheimnißvollen spielen wollen. Ich werde mich bei Gelegenheit dessen zu erinnern wissen.“ Sie nickte ihm böse lächelnd zu und that, als ob sie das Zimmer verlassen wollte.

René war durchaus nicht geneigt, sich mit seiner Schwester zu zanken. „Wie kannst Du nur so sprechen!“ sagte er. „Ich begreife Dich wirklich nicht. Habe ich auf irgend eine Frage Antwort verweigert? — Sage mir, was Du wissen willst und Du sollst Alles erfahren, was ich im Stande bin, Dir zu sagen.“

Bertha hatte nicht die Absicht gehabt, unverrichteter Sache fortzugehen und setzte sich wieder.

„Du sollst mir sagen, was Du von Herrn Treffan weißt,“ antwortete sie.

„Aber, weshalb, meine kleine Bertha, interessirst Du Dich für Olivier?“ fragte René.

„Weshalb?“ Sie dachte eine Secunde nach, just so lange, wie sie gebraucht hatte, um das Wort „weshalb“ langsam auszusprechen. Dann hatte sie eine Antwort gefunden und sagte:

„Kannst Du verschwiegen sein, wenn ich Dir etwas anvertraue?“

„Das solltest Du nicht fragen. Das weißt Du.“

„Nun ja, Du bist mein guter Bruder. Du verräthst mich nicht. Was ich Dir sage, darf aber Niemand erfahren; selbst die Mutter nicht.“

„Von mir wird es Niemand erfahren.“

„Nun so höre: Ich interessire mich für Herrn Tressan, weil ich erfahre, daß er sich möglicherweise mit Jemand, den ich kenne, verheirathen wird.“

„So? . . .“ antwortete René gedehnt, überrascht und beruhigt. „Das ist ganz etwas Anderes. Weshalb hast Du mir das nicht gleich gesagt? — Mit wem will sich Olivier verheirathen?“

„Das darf ich Dir nicht sagen.“

René, der an alle jungen Mädchen seiner Bekanntschaft eher als an Bertha dachte, sobald von einer zukünftigen Frau für Tressan die Rede war, der außerdem wußte, daß seine Schwester ihm nichts sagen würde, wenn sie einmal den Entschluß gefaßt hatte, ihm etwas zu verschweigen, wurde nun wieder schwachhaft, wie er es von Natur war, und kramte sein ganzes Wissen in wohlgeordneter Rede vor seiner lauschenden Schwester aus. — Er besaß ein gar nicht unbedeutendes Erzählertalent, und war, wenn auch ein oberflächlicher, so doch ein aufmerksamer Beobachter, der Vieles sah, behielt und combinirte, und bei den meisten seiner Bekannten den Ruf eines geschiedten Menschen hatte. Bertha, die ihn am meisten liebte, beurtheilte ihn am strengsten; aber sie war sogar ungerecht, wenn sie ihn für beschränkt hielt. Er war, im Gegentheil, recht verschmisht und weitsichtig, besonders, wenn es sich um seinen eigenen Vortheil handelte. — Bertha erfuhr von ihm, daß Tressan ein Verhältniß mit Bianca Azati unterhalten habe, daß er sich nun aber zu verheirathen wünsche und eine reiche Frau suche.

Bertha wurde abwechselnd roth und blaß, als von der schönen Italienerin die Rede war; sie wartete ängstlich und ungeduldig, den Namen ihrer Cousine Marie aussprechen zu hören; aber dieser kam nicht über René's Lippen. Er schloß seine Erzählung mit einem getreuen Bericht des langen Gesprächs, das er mit Tressan am heiligen Abend gehabt hatte, und versicherte, daß er nun Alles gesagt, was er von seinem Freunde wisse.

„Du verschweigst mir nichts?“ fragte Bertha, ihn scharf ansehend.

„Nichts,“ antwortete er, den Blick ruhig erwidierend.

„Dann bist Du mit Blindheit geschlagen, mein armer René,“ sagte sie halb mitleidig, halb verdrießlich. Sie sann einen Augenblick nach und fuhr in gleichgültigem Tone fort: „Geht Herr Tressan nicht sehr häufig zu Marie?“

René blickte überrascht, fast erschrocken auf. Er sah seine Schwester lange und nachdenklich an und sagte endlich: „Du hast vielleicht Recht.“

Sie nicht ihm bedeutsam zu.

„Seit einiger Zeit,“ fuhr René fort, gleichsam zu sich selbst sprechend, „hat Olivier seine Besuche bei den Vieuilles beinahe gänzlich eingestellt.“

„Du mußt herausfinden, welchen Grund dies hat.“

„Ja, ich will mich bemühen.“

„Und Du mußt mir Alles sagen, was Du in Erfahrung bringst.“

„Ich werde Dir nichts verschweigen.“

„Du bist mein guter Bruder; Du kannst Dich immer auf mich verlassen; und ich verlasse mich auf Dich. — Daß aber Niemand, selbst die Mutter nicht, von dieser Unterredung erfahre!“

René versprach vollständige Verschwiegenheit, und nachdem er von seiner Schwester Instructionen empfangen hatte, wie er sich Treffan, Vieuville und dessen Frau gegenüber verhalten sollte, um der Wahrheit auf die Spur zu kommen, begab er sich zu Vieuville, den er am leichtesten ausforschen zu können glaubte.

Er wurde von diesem freundlich empfangen und fand keine Schwierigkeit, das Gespräch auf Treffan zu lenken, da Vieuville selbst die Gelegenheit dazu bot. Kaum hatte der Baron nämlich seinen Gast begrüßt, als er ihn fragte, ob er eine Dame kenne, die er, Vieuville, am heiligen Abend in der Madelaine gesehen habe. Nach der Beschreibung, die er von ihr machte, antwortete Lemercier ohne Zögern: „Das könnte sehr wohl Frau Bianca Azati sein,“ und nach einer kleinen Pause setzte er hinzu: „Ja, das wird sie und keine andere gewesen sein, denn nun erinnere ich mich, daß sie Illien, der an jenem Abend mit uns bei ihr soupirte, erzählt hat, sie habe ihn in der Kirche gesehen.“

Vieuville, der in anderen Kreisen als Lemercier und Treffan lebte und selten in einen Club kam, kannte die Geschichte der schönen Italienerin nur oberflächlich. Er hatte ihren Namen wohl gehört, aber sich nicht für sie interessiert. Nun schien er ebenso begierig wie Illien und Bertha, Alles zu erfahren, was René über sie zu erzählen wußte. — Vieuville war diesem als Zuhörer ebenso willkommen, wie jeder andere, und erfuhr bald Alles, was Lemercier über die Signora Azati eine Stunde früher seiner Schwester und einige Tage vorher dem Grafen Illien mitgetheilt hatte. Seine Berichterstattung beschäftigte René dermaßen, daß er gar nicht bemerkte, wie Vieuville während des Zuhörens immer nachdenklicher wurde.

„Wo wohnt die Signora Azati?“ fragte der Baron.

Lemercier gab ihre Adresse.

„Und dort empfängt sie Herrn Treffan?“

„Versteht sich. Sie hat keinen Grund sich zu geniren und ihn irgendwo anders zu empfangen.“

Das leuchtete auch Vieuville ein. Er wurde wieder unruhig, argwöhnisch. Wenn Frau Azati und die verkleidete Dame, die er in der Avenue de l'Empereur gesehen hatte, eine und dieselbe Person wären? Daß

Frau Azati in diesem Falle den Platz einer andern eingenommen haben würde, schien ihm mehr als wahrscheinlich. — Aber wer war diese Andere? Wenn es doch Marie wäre? Wenn sie ihn dennoch täuschte?

„Was fehlt Ihnen, Vieuville? Sie sind ganz blaß geworden?“ fragte Lemercier.

Ein Diplomat war an dem Baron nicht verдорben. Er ballte die Faust und antwortete mit den Zähnen knirschend: „Eine Gewißheit fehlt mir, Herr Lemercier, eine Gewißheit!“

In dem überraschten Gesichte, mit dem sein Gast ihn ansah, merkte er, daß er wieder einmal eine Ungeheichlichkeit begangen hatte. Er wollte dies gut machen und verwickelte sich in den unwahrscheinlichsten Explicationen. Lemercier verstand von all' dem nur soviel, daß die Mittheilung, die er Vieuville gemacht, diesen in hohem Grade beunruhigt hatte. Er nahm sich vor, seiner „kleinen Bertha“ getreulich darüber zu berichten; aber er wollte dieser noch mehr sagen können, und sich der Instructionen erinnernd, die sie ihm gegeben hatte, sagte er in einem so harmlosen Tone, wie er annehmen konnte:

„A propos, da wir von Tressan sprechen: Wie kommt es, daß ich ihn seit einiger Zeit niemals mehr bei Ihnen treffe? Ist etwas zwischen Ihnen und ihm vorgefallen?“

„Was wollen Sie damit sagen?“ fuhr Vieuville zornig auf.

Lemercier wich betroffen zurück. „Auf mein Wort, Vieuville, ich verstehe Sie nicht,“ stammelte er. „Ich richte eine harmlose Frage an Sie, und Sie antworten mir darauf, als ob ich Sie beleidigt hätte. Da liegt ein Mißverständniß vor.“

Vieuville hatte eine zweite Ungeheichlichkeit begangen und fühlte dies. Lemercier wußte augenscheinlich nichts. In seiner Verlegenheit fand der Baron kein besseres Mittel, das Geschehene wieder gut zu machen, als Lemercier halbcs Vertrauen zu schenken. Er sagte ihm, daß Tressan früher vielleicht etwas zu oft in sein Haus gekommen sei, daß dies zu allerlei Gerede Veranlassung gegeben habe, und daß es ihn deshalb verbrieße, davon sprechen zu hören. Lemercier sah ihn, während er sprach, verwundert an und erwiderte kein Wort. Vieuville nahm ihm darauf die Hand und fügte hinzu: „Sie sind ein naher Verwandter meiner Frau, und Sie kennen mich seit langen Jahren. Ich hoffe, wir sind gute Freunde. Nehmen Sie mir die Lebhaftigkeit, mit der ich gesprochen habe, nicht übel. Ich bin seit einiger Zeit etwas nervös . . . Und, Lemercier, erwähnen Sie des Gespräches nicht, das wir gehabt haben. — Sie versprechen es mir?“

„Gern.“

„Ich danke Ihnen . . . Ich bin ein unglücklicher Mensch!“

Dritte und letzte Ungeheichlichkeit, denn nun ging Lemercier seiner Wege, um Bertha seine Unterhaltung mitzutheilen. Diese hörte ihm mit strahlenden Augen zu: „Das hast Du gut angefangen,“ sagte sie.

René wunderte sich wohl etwas darüber, daß seine Schwester ein so großes Interesse an Treffan und Marie zu nehmen schien; aber er gab sich nicht die Mühe, lange darüber nachzudenken und sagte sich, daß ihm Bertha über kurz oder lang wohl den Schlüssel zu dem Geheimniß geben werde. Einstweilen wollte er seine Beobachtungen in der ihm von seiner Schwester angedeuteten Richtung fortsetzen. Er selbst war neugierig zu erfahren, ob Marie wirklich schuldig sei; und sodann lag ihm auch daran, Bertha, die ihm so oft gefällig war, einen Dienst zu leisten.

„Mit wem mag Treffan sich verheirathen wollen?“ fragte er sich. „Vielleicht mit Anna,“ meinte er. In diesem Falle hatte Bertha vollkommen recht, wenn sie in Erfahrung bringen wollte, in welchem Verhältniß er zu Marie gestanden hatte und noch stand.

Bievville ging, nachdem Lemercier ihn verlassen, unruhig in seinem Zimmer auf und ab. Er gehörte zu den Leuten, die einige Beobachtungsgabe, viel Einbildungskraft und sehr wenig Urtheil besitzen. Er war erfinderisch in schlechten oder unausführbaren Plänen. — Er dachte daran, sich seiner Schwiegermutter oder seinem Schwiegervater anzuvertrauen, und sich bei diesen Rath zu holen; dann fiel er auf den Gedanken, Sir Richard Harvey oder die Gräfin Daxat in sein Geheimniß zu ziehen. Gleich darauf fragte er sich, was er von diesen verlangen konnte? Er durfte und wollte Marie noch nicht anklagen. Er mußte zunächst Beweise ihrer Schuld haben. . . Wenn er zu der Italienerin ging? Lemercier hatte ihm gesagt, daß sie Treffan liebe. Dann mußte sie eifersüchtig auf ihn sein, dann war sie seine, Bievville's, natürliche Verbündete! Aber unter welchem Vorwande sollte er sich bei ihr einführen? . . . Und wenn sein Argwohn doch noch unbegründet wäre? Wie lächerlich würde er sich machen! — Er war rathlos! — Eines wußte er aber mit Bestimmtheit: er haßte den Mann, der ihm seine Ruhe geraubt hatte.

Bertha ließ sich am Abend desselben Tages von ihrer Mutter zu den d'Estangs begleiten. Es war ein Donnerstag; die Baronin empfing an jenem Abend, es sollte getanzt werden, und Bertha durfte hoffen, im Salon ihrer Tante mit Bievville und seiner Frau und vielleicht auch mit Treffan zusammenzutreffen. Sie wollte Beobachtungen anstellen, und wenn sich eine Gelegenheit bot, mit Treffan sprechen. — Sie hatte ihn seit mehreren Tagen nicht gesehen; sie sehnte sich nach ihm. — O! wenn er zur Vernunft kommen, wenn er einsehen wollte, wie ihre Liebe so unendlich werthvoller sei als die ihrer einfältigen Cousine Marie oder gar die jener zweifelhaften Person, der abenteuernden Italienerin! Wie gern würde sie ihm vergeben haben, daß er sie seit einem Jahre unglücklich machte! Denn sie liebte ihn innig, zärtlich, eifersüchtig. Ihr Herzschlag stockte, wenn er ihr unbefangenen die Hand reichte, und sie erblaßte, wenn sein Blick sie gleichgültig und kalt streifte. Sie verbarg ihre Liebe vor der ganzen Welt: vor ihrer Mutter und ihren Brüdern wie vor Fremden; sie schämte sich derselben; ihr stolzes, jungfräuliches

Herz empörte sich dagegen; aber sich selbst gestand sie ein, daß das Verlangen, Treffan lieben zu dürfen, von ihm wieder geliebt zu werden, sie verzehre.

Die Vieuilles waren unter den ersten Gästen, die sich bei den d'Estangs einfanden; bald darauf erschienen Sir Richard Harvey und Illien, etwas später wurde die Gräfin Daxat angemeldet, und endlich zeigten sich auch Treffan und René Lemercier. Diese Beiden hatten zusammen gespeißt, und René hatte während des Essens dieselbe Frage an seinen Freund gerichtet, die im Laufe des Nachmittags so großen Eindruck auf Vieuville gemacht hatte.

„Weshalb sieht man Sie nicht mehr bei meiner Cousine?“ hatte er Treffan gefragt.

Dieser hatte ihn mit seinen scharfen dunklen Augen forschend angesehen und hatte dann einige banale Erklärungen gegeben.

„Treffan ist nicht so einsältig wie Vieuville,“ berichtete René seiner Schwester. „Der verräth sich nicht.“

Bertha's Blicke verfolgten ihn: er ging grüßend von einem Bekannten zum andern; unterhielt sich einige Minuten mit der Gräfin Daxat und der Baronin Vieuville, mit Sir Richard und Illien und ließ sich endlich neben Anna d'Estang nieder. Bertha's scharfe Augen wanderten unermüdblich von einem Punkte des Salons zum andern, um immer wieder und wieder zu Treffan zurückzukehren.

Ein bitteres Lächeln verzog ihre schmalen Lippen: Welch' närrische Welt! Da saß Treffan und bemühte sich, Anna zu unterhalten, die ihm nicht zuhörte und nur Augen für Illien hatte. Dieser war von der schönen Gräfin gefangen gehalten und sah gelangweilt aus; und dann kamen die beiden Vieuilles: er schaute finster, sie traurig darein. „Eine heitere Gesellschaft!“ sagte sich Bertha, „und das nennen die Leute sich amüsiren.“ Sie zuckte die Achseln und näherte sich der Gräfin Daxat. Sie war neugierig zu hören, was die schöne Frau dem jungen Ruffen erzählte. — Es verlohnte nicht der Mühe. Die Gräfin sprach von ganz gleichgültigen Dingen. Doch schien sie verdrießlich, daß eine dritte Person sich in die Unterhaltung mischen wollte und wurde plötzlich schweigsam. „Störte ich da vielleicht?“ fragte sich Bertha. „Sollte sich die schöne Martha in den jungen hübschen Grafen verliebt haben?“

Illien benutzte die Gelegenheit, die ihm durch Bertha's Kommen geboten war, um sich von der Gräfin zu entfernen; aber er setzte sich nicht zu Anna, sondern näherte sich nachlässig der Ausgangsthür und war plötzlich, obgleich es noch früh am Abend war, aus dem Salon verschwunden. Anna hätte weinen mögen, als sie dies bemerkte, und Martha biß sich auf die schönen rothen Lippen und empfing Harvey, der sich ihr nun näherte, so unfreundlich, daß dieser sie überrascht und bestürzt ansah und betroffen fragte, was ihr fehle. Sie sammelte sich darauf schnell und sagte mit einem erzwungenen Lächeln, sie leide an Kopfschmerzen; es sei sehr heiß im Salon, sie werde sich bald entfernen. Darauf nahm sie Harvey's Arm, auf den sie sich ver-

traulich stützte, und ließ sich von ihm zum Buffet führen. Dort machte sie ihrer üblen Laune Luft, indem sie Fräulein Bertha Lemercier für eine der unangenehmsten Personen erklärte, die ihr im Leben begegnet seien. „Ich sann seit fünf Minuten darüber nach,“ sagte sie, „wie ich mich von ihr frei machen könnte. Die üble Laune, in der Sie mich fanden, war nichts als tödtliche Langeweile. Jetzt fühle ich mich wieder wohl.“

Sie sah den Baronet freundlich an.

„Ich danke Ihnen,“ sagte dieser mit sonderbarem Nachdruck.

„Wofür?“ fragte Sie verwundert.

„Dafür, daß Sie bemerkten, daß Sie mir soeben wehe gethan haben,“ antwortete er, „und daß Sie nun versuchen, dies wieder gut zu machen.“

Sie sah ihn mit einem ganz eigenthümlichen Lächeln an, in dem etwas von Spott lag, und ließ sich von ihm in den großen Salon zurückführen, wo nun getanzet wurde.

Tressan saß noch immer neben Anna. Bertha wurde darüber ungeduldig, und sandte ihren Bruder ab, um das junge Mädchen zum nächsten Walzer aufzufordern. Als dieser Tanz bald darauf gespielt wurde und Anna sich erhob, stand Tressan ebenfalls auf; aber er näherte sich nicht Bertha, wie diese einen Augenblick gehofft hatte, sondern ging nachlässig auf den Baron Bieuville zu, der in einer Ecke stand und von dort aus die Baronin überwachte, die soeben die Einladung eines jungen Mannes angenommen hatte und mit diesem tanzte.

Tressan bemerkte sofort, daß Bieuville wieder übler Laune sei, und war darüber etwas beunruhigt; aber er sprach mit anscheinender Unbefangenheit, bis Bieuville ihn plötzlich mit der Frage überraschte, wie sich die schöne Signora Alzati befände.

„Ich wußte nicht, daß Sie sie kennen,“ antwortete Tressan. „Sie hat mir nie von Ihnen gesprochen.“

„Ich kenne sie in der That nicht,“ antwortete Bieuville, „aber ich weiß, wie sie ausseht und wer sie ist. Ich sah sie vor einigen Wochen in der Kirche und habe mich nach ihr erkundigt, da sie mir durch ihre große Schönheit auffiel.“

Ein vielverzweigter Gedanke flog unklar in Tressan's Gehirn auf. Er gab sich keine Mühe, ihn auszudenken. Er gehörte zu den Leuten, die sich auf ihre Geistesgegenwart verlassen, um irgend eine neue Situation zu ihrem Nutzen auszubenten, und die deshalb immer gern bereit sind, solche Situationen zu schaffen.

„Wenn Sie Frau Alzati vorgestellt zu sein wünschen,“ sagte er, „so soll es mir Vergnügen machen, Sie bei ihr einzuführen.“

Bieuville, der im Gegensatz zu Tressan durch alles Neue und Unerwartete in Verlegenheit gesetzt wurde, zauderte eine Secunde; dann erinnerte er sich, daß er am Nachmittage einen Augenblick daran gedacht hatte, die Signora Alzati aufzusuchen; daß ihre Bekanntschaft ihm möglicherweise von

Nutzen sein könnte, und er nahm Treffans Anerbieten an. Dieser erbot sich darauf, dem Baron innerhalb weniger Tage mitzuthemen, wann die Vorstellung stattfinden könne, und brach dann das Gespräch ab, da der Walzer jetzt beendet war und Frau von Nieuville, von ihrem Tänzer begleitet, sich ihnen näherte.

Marie und Treffan wechselten zunächst einige gleichgültige Worte miteinander, aber als der Baron sich eine Secunde abwandte, um den höflichen Gruß zu erwidern, mit dem der Tänzer der Baronin sich ihm empfahl, raunte Marie ihrem Nachbar Treffan zu:

„Morgen um vier Uhr bei Martha.“

Treffan gab durch ein Senken der Wimper zu erkennen, daß er verstanden habe und entfernte sich bald darauf, um die Tochter des Hauses zum nächsten Tanz aufzufordern.

Es lag ihm sehr daran, das junge Mädchen für sich zu gewinnen. Sie war aus guter Familie, jung, hübsch und vor allen Dingen, sie war reich. Treffan wußte ganz genau, daß sie eine Million Franken Mitgift bekommen und nach dem Tode der Eltern das Doppelte erben würde. Er hatte in einer früheren Unterredung mit Neué geäußert, daß er nicht zu den Leuten gehöre, die den Tod eines Verwandten discontiren: aber er hatte sich geschmeichelt, als er das sagte. Er war in großer Geldverlegenheit, seine Gläubiger trieben ihn mehr und mehr in die Enge, er schuldete weit größere Beträge, als er seinem Freund Lemercier angedeutet hatte, und er hätte sich keinen Augenblick besonnen, auf eine zukünftige Erbschaft hin Geld zu entnehmen, wenn er nur einen gefälligen Wucherer gefunden, der ihm darauf hin Geld hätte borgen wollen. Als Bräutigam von Anna d'Estang hätte er Geld gefunden. Er mußte Geld haben, und er wußte nicht mehr, an wen er sich wenden sollte, um etwas zu bekommen. Anna war freilich die Schwester von Marie. Das kümmerte ihn nicht: sein Gewissen gestattete ihm, Alles, was ihm unbequem war, als Vorurtheil zu betrachten. Es war ein Vorurtheil in seinen Augen, daß es einem Manne nicht gestattet sein sollte, gleichzeitig der Geliebte der einen und der Gatte der anderen Schwester zu sein.

Warum nicht? -- Er gab sich große Mühe, Anna zu fesseln: aber diese schien blind und taub für seine liebenswürdigen Eigenschaften. Dies entmuthigte ihn jedoch nicht. Er hatte sich bis dahin nur wenig um das junge Mädchen bekümmert und gar nicht gehofft, ihr Herz sofort zu gewinnen; aber er war zuversichtlich, daß ihm dies mit der Zeit gelingen werde. Er hatte in seinem Leben viele Siege über Frauenherzen davongetragen: es wäre merkwürdig gewesen, wenn ein junges Mädchen ihm widerstehen wollte. Er verließ sie nach dem Tanze und näherte sich nun endlich Bertha Lemercier. Dort wurde er mit strahlenden Augen und klopfendem Herzen empfangen, dort fanden seine Reden aufmerksames Gehör. Es war Treffan ganz Recht, sich auch Bertha's Gunst zu sichern. Sie war

Anna's Cousine und kam vielleicht in die Lage, ihm eines Tages von Nutzen zu sein. Daß das junge Mädchen in ihn verliebt sein könnte, daran dachte er nicht.

Männer und Frauen sind scharfsichtig, dort Liebe zu entdecken, wo sie lieben oder lieben wollen; aber für gleichgültige Personen sind die meisten Männeraugen schwachichtig. Wenn Anna d'Eltang Herrn Treffan so bewillkommt hätte, wie Bertha es that, so würde Treffan sich gesagt haben: „Sie ist mein“ — Bertha's funkelnde Augen verriethen ihm nichts. — Er verließ sie, nachdem er einige Minuten mit ihr gesprochen und mit ihr getanzt hatte, kehrte noch einmal zu Anna zurück, versuchte eine Unterhaltung mit dem Baron d'Eltang anzuknüpfen, was ihm jedoch nur schlecht gelang, da ihn der alte Herr mit eifriger Kälte empfing, setzte sich sodann zur Baronin d'Eltang, die als Wirthin jedoch zu beschäftigt war, um ihm längere Zeit ungetheilte Aufmerksamkeit schenken zu können, und entfernte sich endlich, nicht ganz mit dem Abend zufrieden, von dem er mehr gehofft, als er erreicht hatte.

Die anderen Gäste verschwanden ebenfalls bald darauf. — Die Baronin d'Eltang wußte sehr wohl, weshalb ihre arme Anna so traurig aussah und richtete deswegen keine Frage an sie; aber der alte Baron hatte etwas auf dem Herzen, das ihn noch verdrießlicher als gewöhnlich machte.

„Ich weiß nicht, ob Du bemerkt hast,“ sagte er der Baronin, „daß der elegante Herr Treffan, der sogenannte ‚unwiderstehliche‘ Olivier, sich während des ganzen Abends beinahe ausschließlich mit Anna beschäftigt hat. Ich habe über den jungen Mann mancherlei Geschichten gehört, die mich nicht zu seinen Gunsten einnehmen. Er ist ein Spieler und hat verschiedene andere liebenswürdige Eigenschaften, die ihn in meinen Augen sehr wenig qualificiren, mein Schwiegersohn zu werden.“

„Gute Nacht, lieber Gaston!“ — antwortete die Baronin. Aber zum ersten Male seit langen Jahren dachte sie über das, was der Baron ihr gesagt hatte, nach und nahm sich vor, genauere Erkundigungen über Herrn Olivier Treffan einzuziehen. Er war ein liebenswürdiger und ein gefährlicher Mann. Er sollte sich ihrer Tochter nicht zu sehr nähern. Sie beschloß, sich in dieser Angelegenheit an René Lemercier zu wenden. Er galt für Treffan's Freund; aber die Baronin hatte keine sehr hohe Achtung vor dem in der Gesellschaft so oft gemißbrauchten Titel: „Freund“. Familienbände sind in Frankreich von außerordentlicher Zähigkeit. Wenn es sich um einen nahen Verwandten handelt, so gilt der Freund dort nicht viel. Die Baronin war zuversichtlich, daß freundschaftliche Rücksichten auf Treffan ihren Neffen, René Lemercier, nicht verhindern würden, seiner Tante die volle Wahrheit über jenen zu sagen.

IX.

Am Tage nach der letzten Soirée bei den d'Estangs war vor dem Essen Empfang bei der Gräfin Dazat. Harvey begab sich zu ihr. Er hatte bemerkt, daß Frau von Vieuville seit einiger Zeit wieder unruhig und traurig geworden war, und er wollte ihr Gelegenheit bieten, sich an einem dritten Orte, wo sie von ihrem Manne nicht beobachtet war, mit ihm auszusprechen.

Mehrere Personen befanden sich bereits im Salon der Gräfin, als Harvey angemeldet wurde, darunter die Baronin von Vieuville, Mlien und Treffan. Der junge Russe war, wie gewöhnlich, von der Gräfin in Anspruch genommen; Treffan unterhielt sich mit Frau von Vieuville. Diese begrüßte ihren alten Freund Harvey mit gewohnter Herzlichkeit und lud ihn ein, neben ihr Platz zu nehmen. Der Baronet glaubte jedoch zu bemerken, daß er ein intimes Gespräch zwischen Marie und Treffan unterbrochen habe. Er stand deshalb nach einigen Minuten bereits wieder auf und trat an einen Tisch, auf dem verschiedene Bücher und Albums lagen, in denen er, um irgend etwas anzufangen, zu blättern anfing. Die Gräfin schien ihn heute gar nicht zu bemerken; auch Marie hatte sich, sobald er aufgestanden war, wieder zu ihrem Nachbar Treffan gewandt.

Harvey warf einen beobachtenden Blick auf die beiden Gruppen. Er bemerkte, daß die Gräfin sich Mühe gab, eine große und peinliche innere Erregung zu verbergen, und daß Marie blaß geworden war und mit trostloser Traurigkeit vor sich hinblickte. Auch der elegante Olivier Treffan sah durchaus nicht zufrieden und glücklich aus. Er hatte sich in wenigen Wochen merklich verändert: seine großen, dunklen Augen glänzten wie die eines Fieberkranken, seine Wangen waren eingefallen, und der Ausdruck seines Gesichtes, sowie seine ganze Haltung zeugten von Ermattung.

Treffan war in der That in einer verzweifelten Lage. Er hatte in der vergangenen Nacht, nachdem er die d'Estangs verlassen, wieder unglücklich gespielt und schuldete nun eine bedeutende Summe, die ohne Säumen bezahlt werden mußte. Er war während des ganzen Tages umhergelaufen, um sich Geld zu borgen, hatte aber nur einen verhältnißmäßig kleinen Betrag gefunden — nämlich bei Mlien, der ihm mit Stolz und Vergnügen Alles gegeben hatte, was er an baarem Gelde besaß — und wußte nun kaum noch, was er anfangen sollte, um sich zu helfen. Er konnte sich noch an zwei Personen wenden: an René und an Harvey. Ersterer durfte jedoch kaum in Betracht kommen. Treffan wußte, daß sein Freund von einer Pension, die seine Mutter ihm auszahlte, lebte, und nicht selten selbst in Geldverlegenheit war: dann berechnete er auch, daß es unklug sei, den Wetter von Anna d'Estang zum Mitwisser seiner Verlegenheit zu machen. Er traute René nicht mehr, als dieser es verdiente.

Harvey! — Treffan fürchtete sich vor ihm. Er konnte sich nicht Rechenschaft davon ablegen, woher dieses Gefühl entstanden war, aber es war kein

Zweifel darüber, daß es in ihm existirte. Wenn Harvey ihn beim Sprechen ruhig und gerade ansah, so fühlte Treßan unwillkürlich den Unterschied zwischen einem Ehrenmann im wahren Sinne des Wortes und dem Manne, dem es mit Mühe und Sorgen gelingt, den äußeren Schein eines solchen aufrecht zu erhalten. — Treßan fühlte sich nicht mehr ganz rein. Die Noth hatte ihn bereits zu einigen schwer zu rechtfertigenden Schritten getrieben. Er beabsichtigte, dies Alles wieder gut zu machen; kein Mensch sollte einen Heller an ihm verlieren; er wollte Geld verdienen, wenn er es nicht beim Spiel wieder gewinnen konnte; alle seine Gläubiger sollten schließlich bezahlt werden — einstweilen jedoch durfte er in der Wahl seiner Mittel, sich Geld zu verschaffen, nicht allzu ängstlich sein. — Er war es durchaus nicht mehr. Er nahm Geld, wo er es finden konnte. — Harvey hatte nie ein Wort über seine Verhältnisse mit ihm gewechselt; doch schien es Treßan, als ob der Engländer ihn durchschaue. — Nein! Er hatte nicht den Muth, sich an diesen zu wenden, wenigstens heute nicht. — Aber das Geld mußte geschafft werden, und zwar sofort. Seine Ehre, oder vielmehr das Wenige, was er noch dafür hielt, stand auf dem Spiele.

Niemand wußte es. Treßan hatte gestern, als er vom Spieltische aufstand, mit derselben äußern Ruhe wie bei vielen anderen Gelegenheiten gesagt: „Wir reguliren morgen.“ — Und die glücklichen Spieler, die seine Gläubiger geworden waren, hatten darauf mit dem gebräuchlichen, gleichgültigen Kopfnicken geantwortet; — der Kutscher, der vor dem Club auf ihn wartete, Franz Lecoultre, der ihm die Thür seiner Wohnung öffnete und ihm beim Ausziehen behülflich war, hatten ihn schweigend und herablassend gefunden, wie er es ihnen gegenüber immer war — aber Treßan wußte, daß er jetzt den letzten Act eines Dramas aufführte, und daß es von der ihm selbst noch unbekanntem, naheliegenden Schlußscene abhängt, ob dasselbe als ein Trauer- oder ein Schauspiel zu bezeichnen sein werde. Er hatte seit Monaten seinen Ruin klar und deutlich kommen sehen, aber bis zum letzten Tage gehofft, denselben hintertreiben oder wenigstens verschieben zu können. Es bedurfte dazu nicht viel: nur etwas Glück — Zeit gewonnen, war Alles gewonnen; denn mit der Zeit konnte er eine Frau und Geld finden. Aber der gestrige unglückliche Abend hatte ihn hilflos gemacht. Hätte er gewonnen, was er verloren hatte, so wäre es ihm möglich gewesen noch Wochen, ja vielleicht Monate lang an seiner Rehabilitation zu arbeiten. Es war unnütz, daran zu denken. Er hatte verloren — und wenn er nicht Rath schaffte, wenn es ihm nicht gelang, innerhalb der wenigen Stunden, die bis zum Abend noch vor ihm lagen, Geld aufzutreiben, so war Alles verloren. Er hatte fünftausend Franken in seinem Portefeuille, die Aliu ihm mit freudestrahlendem Gesichte, mit Bitten um Entschuldigung, daß es nicht mehr sei, geliehen — und sonst nichts, nichts! — Und er schuldete, außer den bedeutenden alten Schulden, die er in diesem Augenblick gar keines Gedankens würdigte, vierzigtausend Franken, die sofort bezahlt werden mußten. Er war bereits

oft in großer Noth gewesen; aber er hatte dann immer zwei bis drei Leute gekannt, auf die er rechnen konnte, um ihm aus der Verlegenheit zu helfen. Aber Alles hat sein Ende: das Wohlwollen von Bekannten, das Vertrauen von Wucherern, die Geduld von Gläubigern. Treffan hatte Alles bis zum Aeußersten ausgenutzt; er war am Ende. Er hätte vielleicht noch vierundzwanzig oder achtundvierzig Stunden gewinnen können, indem er sich krank meldete. — Wozu hätte das genutzt? Er wußte, daß er morgen gerade dieselben Ressourcen haben würde, wie heute, d. h. gar keine, wenigstens keine, an die er denken konnte und wollte. — Eine Ausflucht blieb ihm. Nicht der Tod. Daran dachte er nicht. Etwas Unwürdigeres. Dies letzte Hülfsmittel hatte sich bereits bei anderen Gelegenheiten seinem Geiste dargestellt. Er hatte es mit dem Rest von Zustandsgefühl, das ihm blieb, zurückgewiesen. Aber nun war er in Verzweiflung. Wenn die Gelegenheit günstig war, so wollte er zu diesem letzten Mittel greifen.

„Was fehlt Ihnen?“ fragte Marie. „Sie sehen bleich und angegriffen aus.“

Die Beiden konnten ungestört mit einander sprechen; Niemand in dem großen Salon schien sie zu beachten; Jedermann sah, daß sie sich etwas zu sagen hatten, und machte es sich stillschweigend zur Pflicht, ihnen dies zu ermöglichen.

„Es ist unnütz, davon zu sprechen,“ antwortete Treffan: „Sie können mir doch nicht helfen.“

„Das ist kein Grund, weshalb Sie mir Ihre Sorgen verschweigen sollten. — Was fehlt Ihnen?“

Treffan zauderte einen Augenblick — aber nur einen Augenblick — dann griff er nach jenem letzten Hülfsmittel. Er schämte sich nicht vor sich selbst, indem er dies that. Seine einzige Sorge war, daß es ihm gelingen möge, die Sache so darzustellen, daß er Marie gegenüber den Schein der Ehrenhaftigkeit retten und sie bewegen möge, ihm zu helfen.

„Ich bin in augenblicklicher Geldverlegenheit,“ sagte er mürrisch. „Nun wissen Sie, was mich quält, und nun thun Sie mir den Gefallen, nicht weiter davon zu sprechen.“

„Olivier!“ sagte sie stehend.

„Was?“ fragte er mit vollkommen gespielter Verwunderung.

„Sind Sie mir nicht schuldig, mich wie Ihren besten Freund zu betrachten?“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Habe ich nicht Alles: meine Ehre, mein Leben, für Sie auf das Spiel gesetzt? Wissen Sie nicht, daß ich jedes Opfers für Sie fähig bin, und kann ich dagegen nicht verlangen, daß Sie Vertrauen zu mir haben, daß Sie mich nicht für unwürdig halten, Ihnen einen leichten Dienst zu leisten, einen Dienst, den Sie von fremden Leuten“ — sie sah sich im Salon um, sie

wußte nicht, wie wahr sie sprach — „von Mien, von Harvey ruhig annehmen würden?“

„Ich verstehe Sie nicht, oder vielmehr ich will und darf Sie nicht verstehen,“ antwortete Treffan mit vieler Würde. . . „Wenn Sie ein Wort mehr sagen, so stehe ich auf und entferne mich.“

Die arme, thörichte, gläubige Marie nahm ihn beim Worte. Sie biß sich die Lippen blutig, um ihre Bewegung zu verbergen, um nicht in Thränen auszubrechen; aber sie schwieg. Dabei fand Herr Olivier Treffan nicht seine Rechnung.

„Es thut mir leid, wenn ich Ihnen wehe gethan habe,“ jagte er. „Verzeihung Marie! Aber an meiner Stelle“

Sie unterbrach ihn. „Folgen Sie mir in den kleinen Salon“ — sagte sie. „Ich kann hier nicht sprechen. Ich fürchte mich vor den Leuten.“

Sie erhob sich; und mit jener bewunderungswürdigen Herrschaft über ihre innere Bewegung, die den Frauen hochcivilisirter Gesellschaften angeboren zu sein scheint, jagte sie, sich an die Gräfin wendend:

„Wo ist das große Album mit den Copien aus dem Louvre, das Sie mir gestern zeigten?“

„Im kleinen Salon . . . auf dem Tisch,“ antwortete die Gräfin nachlässig.

Marie, von Treffan gefolgt, verließ den großen Salon. Die Gräfin, und ein jeder ihrer Gäste, mit Ausnahme von Mien allein, wußten, daß Frau von Vieuville und Herr Olivier Treffan nur einen Vorwand gesucht hatten, um noch ungestörter sprechen zu können. Die junge Frau und ihr Begleiter verheimlichten sich durchaus nicht, daß die Andern dies verstanden; aber sie kümmerten sich nicht darum. Sie hatten oft andern dieselben Concessionen gemacht, die sie jetzt für sich beanspruchten. Sie hielten den Schein aufrecht, sie respectirten die gesellschaftlichen Formen. Niemand glaubte sich berechtigt, mehr von ihnen zu verlangen. Die Unterhaltung im Salon nahm ihren Fortgang, als sei nichts vorgefallen; Niemand vergaß sich, auch nur durch ein Lächeln oder einen Blick anzudeuten, daß er verstanden habe, was vorgehe; Niemand außer Harvey kümmerte sich wirklich darum.

Marie und Treffan näherten sich im Nebenzimmer einem Tische und schlugen dort das Album auf, nach dem die Baronin gefragt hatte. Sie hatten sich so gestellt, daß sie die offene Thür, die nach dem großen Salon führte, vor sich hatten, ohne jedoch von einem der Gäste der Gräfin beobachtet werden zu können.

„So sieh mich doch an,“ — sagte Marie mit leiser, bebender Stimme. „So antworte mir doch!“

Sie ergriff Treffan's beide Hände und flehte ihn an, sich ihr anzuvertrauen; sie war rührend, leidenschaftlich berebt in ihren Bitten.

Treffan stand mit zu Boden geschlagenen Augen, stumm, regungslos da. Er war bleich, schmerzlich erregt; nicht aus Scham über seine

niederträchtige Heuchelei, nein, er war ein so perfecter Schauspieler, daß er sich instinctmäßig mit seiner Rolle vollständig identificirt hatte. Er war jetzt in Wirklichkeit der stolze, ehrenhafte Mann, der einen harten Kampf kämpft, um der Liebe das zu verschweigen, was ihm die Ehre geheim zu halten gebietet. — Er schlug die Augen auf und sein Blick begegnete dem des geliebten, schönen Weibes. Er wurde schwach. Die Liebe siegte.

„Du thust Unrecht, Marie, mich so zu quälen“ — sagte er mit tiefer, leiser Stimme. „Du weißt nicht, wie Du mich marterst; aber ich will lieber alles verlieren als Dein Vertrauen zu meiner Liebe.“

Und ohne ihr Zeit zu geben, ihm die schmerzliche Beichte, die er nun machen wollte, zu erlassen, erzählte er ihr eine complicirte Geschichte, von der er fünf Minuten vorher keine Ahnung gehabt hatte, die er während des Sprechens mit einer Fülle von Details, die ihn selbst überraschten, erfand und aus der hervorging, daß er, um einen alten Freund vom Untergange zu retten, Verpflichtungen eingegangen war, die nun erfüllt werden mußten und es nothwendig machten, daß er innerhalb weniger Stunden über fünfzigtausend Franken verfügen könne. — Er nannte fünfzehntausend Franken mehr, als er gebrauchte. „Warum nicht?“ — sagte er sich, als er diesen Aufschlag machte. Er stellte sich diese Frage häufig und beantwortete sie jedesmal in dem von ihm gewünschten Sinne. Ueber wie viel „Vorurtheile“ hatten ihn seine Antworten nicht bereits hinweggesetzt! Es war nicht schmälicher, sich fünfzigtausend als sich fünfunddreißigtausend Franken von Marie zu borgen, und es war praktischer fünfzig- als fünfunddreißigtausend Franken zu bekommen.

Treßan hatte alle Einwendungen vorausgesehen, die Marie ihm möglicherweise machen konnte. Er wußte, daß vornehme Frauen, selbst wenn sie klug sind und einen gewissen nüchternen Geschäftssinn besitzen, aus Mangel an Erfahrung kindliche Naivetät zu zeigen im Stande sind, sobald es sich um Geldangelegenheiten handelt. Die alte Geschichte von der Königin, die sich darüber wundert, daß das Volk nicht Biscuit esse, wenn es kein Brod habe, trifft für viele Frauen zu.

„Ich bin seit heute früh überall umhergelaufen,“ schloß er seine Erzählung, „um die Summe, die mich unter gewöhnlichen Verhältnissen nicht genirt haben würde, die ich mit Leichtigkeit in einigen Monaten wieder zurückzahlen könnte, aufzutreiben. Aber ich darf nicht Jedermann dasselbe Vertrauen schenken wie Ihnen. Ich konnte fremden Leuten eben nur sagen, daß ich fünfzigtausend Franken gebrauche. Niemand von meinen Bekannten konnte oder wollte mir diesen Betrag vorschließen. Und nun bin ich wirklich rathlos und weiß nicht, was ich anfangen soll.“

Er beobachtete Marie verstohlen. Sie glaubte Alles, was er ihr gesagt hatte; darüber konnte er keinen Zweifel haben. Aber sie war in peinlicher Verlegenheit, und das beunruhigte ihn. Der Gedanke kam ihm sofort, daß Marie ihm möglicherweise nicht helfen könnte; aber er bereute deshalb nicht,

ihr sein Vertrauen geschenkt zu haben. Er hatte in seinem ganzen Leben niemals etwas ganz umsonst gegeben, und er wußte, daß, was auch kommen möge, Marie nun seine moralische Schuldnerin sei und daß sie es irgendwie ermöglichen werde, ihn, ihren Gläubiger zu befriedigen.

Marie blickte rathlos zu Boden und wiederholte langsam, nachdenklich, mit einem Ausdruck schmerzlicher, fast kindlicher Verlegenheit, die einen Fremden gerührt haben würde, die aber Treffan nur verdrießlich machte: „Fünzigtausend Franken!“

Die Summe erschreckte sie nicht. Sie hatte nicht selten über größere Beträge verfügt, wenn es sich am Ende des Jahres darum handelte, Rechnungen vom Juwelier, von der Schneiderin und Putzmacherin zu bezahlen; — aber sie hatte nie in ihrem Leben fünfzigtausend Franken baaren Geldes zu ihrer freien Verfügung gehabt. Sie besaß in diesem Augenblick nicht den zwanzigsten Theil dieser Summe. Sie hatte daran nicht gedacht, als sie Treffan gebeten, sich ihr anzuvertrauen. Sie hatte damals nur gefühlt, daß sie ihm helfen wollte; — nun fragte sie sich, wie sie ihm helfen könnte. — Aber sie war eine erfinderische kleine Frau; sie verzweifelte nicht so leicht. Es mußte Mittel und Wege geben, fünfzigtausend Franken aufzutreiben. Sie besaß eine Mitgift von einer Million, kostbare Schmucksachen, reiche Verwandte. Sie war im Stande das Geld herbeizuschaffen. Die große Schwierigkeit war nur, dies innerhalb der gegebenen kurzen Frist zu thun.

„Sie gebrauchen das Geld gleich?“ fragte sie.

Er nickte mit dem Kopfe.

„Sie können nicht bis morgen oder übermorgen warten?“

„Nein.“

Sie versank wieder in tiefes Sinnen, man sah an der Contraction der Augenbrauen, an dem starren scharfen Blick der Augen, wie es in dem Gehirn, hinter der weißen, reinen, schönen Stirn arbeitete.

„Heute, weiß ich keinen Rath“ — sagte sie endlich, das Wort „heute“ betonend, „aber sicherlich morgen. Oh! Olivier, versuche es, die Sache auf vierundzwanzig Stunden zu verschieben. Thue es aus Liebe zu mir, Deiner armen Marie, die Dich über Alles liebt, deren höchstes Glück es wäre, Dir einen Dienst zu leisten!“

Treffan wußte mit Bestimmtheit, daß er nun, was er auch sagen möge, auf Marie's Beistand rechnen könne.

„Mein guter Engel,“ sagte er sanft, „sorge nicht; ich werde Rath schaffen.“ Er zauderte und setzte leise, schmerzlich hinzu. „Solltest Du mich morgen hier nicht finden, solltest Du mich nicht wiedersehen, so bewahre mir ein gutes Andenken. Adieu Marie!“

Er sah sie zärtlich an; er hatte Thränen in den Augen.

„Olivier,“ flüsterte sie zitternd, „Olivier, gib mir Dein Ehrenwort, daß ich Dich morgen um vier Uhr hier treffe. Gib mir Dein Ehrenwort darauf — oder bei Gott dem Allmächtigen, Du ladest eine furchtbare Verantwortung auf Dich!“

Sie war todtbleich geworden; sie, die arme junge Frau war im bittersten Ernste. Treßan sah sie erschrocken an. „Ich will thun, was nur in meinen Kräften steht, um Dich morgen um vier Uhr hier zu sehen,“ — entgegnete er. „Jedenfalls gebe ich Dir zu Deiner Beruhigung mein Ehrenwort, daß ich Paris nicht verlassen werde, ohne Dich wiedergesehen zu haben.“

Sie sah Treßan fest an. Dieser ertrug den Blick vollkommen ruhig. Er hatte nicht die geringste Absicht, sein Wort zu brechen; er hätte Marie auch wiedergesehen, ohne daß es eines feierlichen Versprechens seinerseits bedurft hätte. Er war nun ihr Gläubiger, und es lag durchaus nicht in seinen Plänen, ihr die Schuld zu erlassen.

In diesem Augenblick hörte das Paar, wie im großen Salon die Thür geöffnet wurde. Ein Diener meldete mit lauter Stimme Fräulein Lemercier an. Marie und Treßan sahen sich bedeutungsvoll an. Marie trat schnell in den Salon, nicht schnell genug jedoch, um ihr Eintreten Bertha verbergen zu können, deren scharfer Blick in einer Secunde sämmtliche Anwesenden gemustert und erkannt hatte. — Während Bertha die Gräfin begrüßte, kam Treßan nun ebenfalls in das große Zimmer zurück. Bertha sah sich nach ihm um, als ob sie seinen geräuschlosen Schritt deutlich gehört hätte, und nickte ihm guten Tag zu. Sie wußte, ohne einen Zweifel zu hegen, daß die Beiden sich im kleinen Salon allein unterhalten hatten. Sie musterte sie und erkannte, daß eine ernste Unterredung stattgefunden haben mußte.

Illien, der sich beim Eintreten Bertha's erhoben hatte, schickte sich nun zum Gehen an.

„Ich sehe Sie also heute Abend in der Oper,“ sagte ihm die Gräfin. Illien verbeugte sich stumm und näherte sich der Thür. Er hätte zu jedem Vorschlag, den Martha ihm gemacht, „ja“ gesagt; denn er hatte mit Unruhe bemerkt, daß es sechs Uhr war. Die Signora Alzati hatte ihm gestattet, sie an diesem Tage zwischen sechs und sieben zu besuchen. Dies war ihm weit wichtiger, als alle Rendezvous, die die schöne Gräfin Dagat ihm geben konnte.

Harvey, der während Marie's Abwesenheit beunruhigt gewesen war, fühlte sich erleichtert, als diese sich ihm jetzt näherte, um sich in alter freundschaftlicher Weise mit ihm zu unterhalten.

„Ich habe Ihnen etwas mitzutheilen“ — sagte sie halblaut, so daß sie nur von ihm verstanden werden konnte. „Kommen Sie heute Abend zu uns. Ich bin bis gegen zehn Uhr zu Hause, und Sie finden mich allein.“

Harvey sagte zu, und da Marie nun von ihrer Freundin, der Gräfin, Abschied nahm, so erbot er sich, sie an den Wagen zu geleiten.

Treßan war bereits vorher, wenige Minuten nach Illien gegangen. Dieser, der keinen eignen Wagen besaß, war in der Nähe des Hôtels der Gräfin in eine Droschke gestiegen, um sich nach Frau Alzati's Wohnung fahren zu lassen. In dem Augenblick, als er dort ausstieg, sah er Treßan, der in seinem eignen Coupé ihm zuvorgekommen war, in das Haus treten. Er wartete mehrere Minuten. Dann trat er in das Haus und klingelte zag-

haft an der Thür, hinter der Diejenige lebte, die all' seine Gedanken gefangen genommen hatte. —

„Die gnädige Frau ist nicht zu Hause,“ sagte der Mann, der ihm öffnete.

„Frau Azati hatte mir gesagt, ich würde sie um sechs Uhr zu Hause treffen,“ stammelte Ilien.

„Die gnädige Frau ist nicht zu Hause,“ wiederholte der Mann, der ein undurchdringlich kaltes, ausdrucksloses Dienergeficht besaß.

Was sollte der arme Ilien thun? Er versuchte unbefangen zu erscheinen, zog seine Karte aus der Tasche, kniffte sie ein, gab sie dem Diener und entfernte sich elend, als ob ihm das größte Unglück zugestoßen sei. — Er mußte natürlich, daß Treßan in diesem Augenblick bei der Signora war; aber er kam sich dieser gegenüber so klein vor, daß er nicht einmal den Muth hatte, auf seinen glücklichen Rivalen eifersüchtig zu sein. Er fühlte sich nur in tiefster Seele betrübt. — Während der letzten Wochen war Alles so schön gewesen. Treßan hatte sich nur äußerst selten bei Frau Azati gezeigt; diese war von Tag zu Tag freundlicher, zutraulicher geworden. — Nun schien es Ilien, als sei er weiter von ihrem Herzen entfernt als an dem Tage, an dem er zum ersten Male mit ihr gesprochen hatte. — Sie war zu Hause, sie empfing ihn nicht, weil Treßan bei ihr war. — Machte dieser seine alten, vermeintlichen Rechte wieder auf sie geltend, war sie wieder in seinen Banden? Ilien, der am Morgen noch glücklich gewesen war, Treßan einen Dienst leisten zu können, fühlte, daß er diesen nunmehr haßte. — Er begab sich zu Fuß nach seiner Wohnung, aß allein und vergaß ganz und gar, daß er der Gräfin Daxat versprochen hatte, sie in der Oper zu treffen. Als er gegen zehn Uhr zufällig daran dachte, sagte er sich mit vollkommenem Gleichmuth. „Es ist zu spät, um noch in das Theater zu gehen. Ich habe keine Lust, mich der Frau wegen noch anzuziehen und mich ihretwegen eine Stunde lang zu langweilen.“ — Sie wartete unterdessen auf ihn im Theater. Jedesmal, wenn sich die Thüre ihrer Loge öffnete, fühlte sie ihr Herz schlagen; aber der, für den es schlug, nahte sich ihr nicht. Andere: Fremde, Gleichgültige — alle waren ihr fremd und gleichgültig, nur der schöne, blonde, schüchtern Alexi nicht — verneigten sich vor ihr und versuchten, ihre Aufmerksamkeit einige Minuten zu fesseln. — Martha hörte ihnen zerstreut zu und antwortete einfüßig. Sie wurde von Scene zu Scene stiller. Ein unverkennbarer Ausdruck des Unmuths, ja des Zornes beinahe, lagerte sich über ihr Gesicht. — Alles huldigte ihr und sie achtete es nicht. Ein Einziger entzog sich ihrer Macht, und gerade für diesen hätte sie alles Andere willig hingegeben. — Sie fuhr von der Oper direct nach Hause und erkundigte sich dort bei dem Portier, bei dem Diener, ja sogar bei ihrer Kammerfrau, ob ein Brief für sie angekommen sei, oder ob Jemand eine Bestellung für sie hinterlassen habe. — Niemand hatte sich während ihrer Anwesenheit im Hôtel blicken lassen.

X.

Tressan also war, nachdem er Frau von Bievville bei der Gräfin gelassen hatte, zu Frau Bianca Azati gefahren. Er hatte den Entschluß gefaßt, das zu thun, sobald er eingesehen, daß er auf sofortige Hülfe von Marie nicht rechnen könnte. Eine Veränderung war mit ihm vorgegangen. — Derselbe, den gestern noch ein gewisses Schamgefühl oder doch das Verlangen, sich selbst gegenüber, bei einigem Wohlwollen, noch als ein Mann von Grund-sätzen zu gelten, von dem Neuzersten zurückgehalten hatte, war nun ein Mann, der nicht mehr anstand, eine Geldunterstützung von seiner Geliebten anzunehmen. Nichts durfte ihn deshalb abhalten, sich an Bianca zu wenden. Er wollte es thun. — „Warum nicht?“ — meinte er. „Wenn man sich einmal Geld borgen muß, so ist es schließlich gleichgültig, von wem man es nimmt: ob von einer Frau oder von einem Mann, von einem Freund oder von einer Freundin. Die Hauptsache ist, daß man nicht Geld als Darlehen fordern soll, wenn man nicht die feste Absicht und die sichern Mittel hat, es zurückzugeben. Ich habe die feste Absicht, Bianca und Marie Alles getreulich wiederzuerstatten, womit sie mir heute aus der Noth helfen. Also . . .!“

Tressan fand Bianca allein. Als diese das Klingeln an der Thür gehört, hatte sie geglaubt, Alexis Mien komme zum verabredeten Besuch. Sie war überrascht, Tressan eintreten zu sehen, der sie seit mehreren Wochen beinahe vollständig vernachlässigt hatte. Sie erkannte sofort an dem Ausdruck seines Gesichtes, daß sein Kommen einen besondern Zweck habe und ihre ersten Worte waren deshalb:

„Ich erwarte den Grafen Mien. Wenn Sie mich allein zu sprechen wünschen, so will ich sagen lassen, ich sei nicht zu Hause.“

Tressan antwortete darauf mit einer Gleichgültigkeit, von der er wünschte, Bianca möge ihr anmerken, daß sie erzwungen sei:

„Ich habe eigentlich nichts Besonderes zu erzählen; aber ich gestehe ganz offen, daß ich nicht gerade in der Stimmung bin, mich in Gesellschaft des jungen Mannes zu amüsiren. — Ich werde ein anderes Mal wiederkommen.“

Bianca zuckte die Achseln, klingelte und gab dem Bedienten, der sofort erschien, den Bescheid, sie sei für Niemand zu Hause.

Die Gefühle der jungen Frau für Tressan hatten sich in den letzten Wochen vollständig verändert. Sie hatte Monate lang eine rücksichtslose, lieblose Behandlung von Tressan ertragen. Sie war ihm aufrichtig, mit leidenschaftlicher Liebe ergeben gewesen; sie hätte ihm Alles verziehen, wenn er ihr den Glauben an seine Liebe für sie gelassen; aber er hatte nichts gethan um diesen aufrecht zu erhalten, Vieles, um ihn zu erschüttern, zu zerstören. Nach und nach war ihre Liebe erkaltet und hatte einer müden Resignation, die bereits an Gleichgültigkeit grenzte, Platz gemacht. —

Mehrere Male war ihr der Gedanke gekommen, seine Herrschaft, unter der sie sich freiwillig beugte, von sich abzuschütteln. Er hatte kein Recht über sie, als dasjenige, welches ihre Liebe ihm einräumte. Und er war ihrer Liebe unwürdig, unwürdig in jeder Beziehung. Sie kannte Herrn Olivier Treffan sehr genau, „in- und auswendig,“ wie sie ihm gesagt, als sie sich bereit erklärt hatte, die Komödie in der Avenue de l'Empereur für ihn aufzuführen. Sie wußte, daß er ein Spieler sei, in Schulden stecke, daß er ihr untreu geworden, zur Zeit schon, als er ihr noch hoch und theuer schwor, er werde sich mit ihr verheirathen, sobald es ihm gelungen sei, die Einwilligung seines Vaters zu diesem Schritte zu erlangen. Sie hatte ihn mehr als einmal beim Lügen ertappt, und sie haßte die Unwahrheit. — Alién, der sich ihr ehrerbietig und unterwürfig nahte und in dessen ehrlichem Herzen sie wie in einem offenen Buche las, war ihrer Zuneigung in jeder Beziehung würdiger als der vergnügungssatte, frühalternde, bleiche Mann, der sie mit süßen, falschen Worten bethört hatte. Sie hatte sich ihm ergeben, weil sie ihn für edel, stolz, gut, für Alles was er nicht war, gehalten hatte. — Er war ein vollkommener Schauspieler, der selbst einen großen Charakter mit wunderbarer Treue und Wahrscheinlichkeit darzustellen verstand. Weiter war er nichts. Sie wußte es. Aber Frauen können auch da noch lieben, wo sie zu achten aufgehört haben. Bianca liebte Treffan noch, als sie ihn bereits ziemlich richtig beurtheilte, bis zu dem Tage, da er von ihr verlangt hatte, sein Liebesverhältniß mit einer andern zu bemanteln. Diesen Beweis rücksichtsloser Lieblosigkeit, Verachtung für sie, blöder Unkenntniß dessen, was in ihrem Herzen vorging, hatte sie nicht vergessen, konnte sie nicht verzeihen. Er hatte sich ihr dadurch entfremdet, und sie hatte ohne Trauer bemerkt, wie er sich mehr und mehr von ihr entfernte. Liebe wächst allmählich — sobald sie abzunehmen beginnt, hört sie auf zu sein. Das, was dann an ihre Stelle tritt, ist etwas Anderes: Freundschaft, Gewohnheit vielleicht. Große, schöne Frauenherzen bewahren manchmal für Denjenigen, den sie geliebt haben, eine innige, sorgende, gewissermaßen mütterliche Zärtlichkeit; aber Liebe, Alles verzeihende, Alles gewährende Liebe schenken sie demselben Manne nur einmal. — Biancas Liebe für Treffan war im Abnehmen, existirte deshalb nicht mehr. Davon hatte jedoch Olivier keine Ahnung. Er glaubte noch immer absoluter Herr der schönen Frau zu sein, die ihm mit Leib und Seele ergeben gewesen war. Er irrte sich ganz und gar. Ja, indem Bianca jetzt Alién abwies, handelte sie vielmehr aus Rücksicht auf diesen als auf Treffan. Sie wollte den jungen Russen durch die Vertraulichkeit, mit der Treffan sie zu behandeln pflegte, nicht beleidigen. Aber sie nahm sich nun vor, dieser Vertraulichkeit noch heute ein Ende zu machen. Es war ihr ganz recht, mit Treffan allein sprechen zu können. Sie wollte ihm bedeuten, daß es an der Zeit sei, ein Verhältniß, das seit Monaten nur dem äußeren Schein nach existirte, zu lösen; sie wollte ihm förmlich seinen Abschied geben, nachdem er sie thatsächlich verlassen hatte.

Tressan hatte Bianca gegenüber Platz genommen und Beide saßen eine Weile stumm da. Sie hörten, wie Illien klingelte und vernahmen die Worte, mit denen der Diener den jungen Ruffen verabschiedete. Als sich die Thür wieder hinter diesem geschlossen hatte, hob Bianca den Kopf in die Höhe und richtete eine banale Frage an Tressan über sein Befinden.

„Es geht mir schlecht,“ antwortete dieser mit derselben affectirten Gleichgültigkeit, mit der er die erste Frage der Frau Azati beantwortet hatte.

„Sie sehen in der That angegriffen aus. Was fehlt Ihnen?“

Tressan blickte starr, in tiefes Nachdenken verloren vor sich hin und ließ sich die Frage wiederholen. — Dann sagte er mit einem halb unterdrückten nervösen Sähen, die Arme vor sich hinstreckend und seine hagern, feinen Finger betrachtend:

„Ich werde wohl Paris verlassen müssen. Ich komme eigentlich nur, um von Ihnen Abschied zu nehmen.“

Die Worte hatten nicht den Effect, den Tressan erwartet hatte. Bianca hörte sie mit vollkommener Ruhe an. „Was bezweckt er?“ fragte sie sich.

Tressan blickte in die Höhe und sah das stille, bleiche Gesicht, das von seinen Worten früher so oft und so tief bewegt worden war. Aber noch fühlte er sich nicht beunruhigt, und mit vollem Selbstvertrauen fuhr er fort, die Komödie zum zweiten Male durchzuspielen, die bei der soeben beendeten ersten Auführung vor Frau von Bievville so großen Erfolg gehabt hatte.

Bianca hörte mit zu Boden geschlagenen Blicken, mit peinlicher Verlegenheit, in tiefster Seele beschämt zu. Diesen erbärmlichen Menschen hatte sie lieben können! Sie wußte, daß jedes Wort, das er sprach, gelogen war. René Lemercier war vor einer Stunde bei ihr gewesen, und hatte, ohne dabei eine klar definirte boshafte Absicht zu haben, im Laufe des Gesprächs erzählt, daß Tressan gestern Abend bedeutend verloren habe, daß er seit Monaten unglücklich spiele und daß er, Lemercier, bedaure, nicht genug Einfluß auf ihn zu haben, um ihn zu verhindern, sich vollständig zu ruiniren. Lemercier hätte vielleicht einer andern Person, als der Signora Azati gegenüber, nicht so freimüthig gesprochen; aber er wußte, daß diese zu Lebzeiten des verstorbenen Felice Azati viele Tage aus dem Leben eines Spielers kennen gelernt hatte, und daß man sich mit ihr über Lanzkuecht, Ecarté und Macao wie mit einem Clubgenossen unterhalten konnte.

Gerade die geschicktesten Lügner erscheinen, wenn sie einmal durchschaut sind, am verächtlichsten. Man verzeiht zur Noth eine täppische plumpe Lüge; man erkennt daran den unbeholfenen, unerfahrenen Dilettanten und ist geneigt, ihm unter gewissen Bedingungen wieder zu vertrauen; aber der virtuosenhafte Lügner, den man, ohne daß er eine Ahnung davon hat, beobachten kann, wie er mit sicherer Meisterhand ein fein und künstlich gesponnenes Lügengewebe ausspannt, erregt ein Gefühl des Ekels und Abscheus. Jede Feinheit, die er erfindet, wird zur Grobheit, zur persönlichen Beleidigung gewissermaßen.

Bianca war tief bewegt; sie erröthete und erblaßte abwechselnd. Tressan,

der sie von der Seite beobachtete, während er mit leiser Stimme seine kläglichen Erfindungen hersagte, zweifelte nicht, daß er den gewünschten Eindruck auf seine Zuhörerin gemacht hatte!

„Wenn ich Ihnen in irgend einer Weise nützlich sein kann, so verfügen Sie über mich“ — sagte Bianca. Sie blickte nicht auf, sie gab sich die größte Mühe, nicht zu verrathen, daß sie Treßjan durchschaut habe. Sie wollte ihm und sich selbst diese grenzenlose Beschämung ersparen. In der Tiefe ihres Herzens, aber noch so verborgen, daß sie es nur dunkel ahnte, war ein Gefühl der Befriedigung darüber, daß sie sich von Treßjan so zu sagen freikaufen konnte.

Treßjan wurde unruhig. Bianca hätte aufspringen, ihm weinend um den Hals fallen, ihn aufsehen sollen — wie die gute Marie dies gethan hatte — Alles zu nehmen, was sie besäße, sie dadurch glücklich und stolz zu machen. — Nichts von dem war geschehen. Sie saß marmorweiß, wie versteinert da; sie hatte nicht einmal das alte vertrauliche „Du“, das an die Zeit ihres Glücks, ihrer Liebe erinnerte, wiedergefunden, als sie ihm mit einer kalten Phrase ihre Dienste angeboten hatte. — Widersprechende Gedanken erklangen in wilder Hast in Treßjan's erfinderischem Hirn. — Sollte er die Komödie weiter spielen, indem er sich nun erhob und davon ging? Dann hatte er mit Bianca gebrochen, ohne daß sie ihn für das geschenkte Vertrauen bezahlt hatte. — Sollte er das Geld fordern? — Warum nicht? — Von der Art und Weise, wie sie es ihm anbot, konnte er immer noch abhängig machen, ob er es annehmen oder zurückweisen werde.

„Mein, ich danke Dir; ich denke nicht, daß Du mir nützlich sein kannst.“ sagte er aufstehend, als wollte er sich entfernen. Er unterdrückte dabei wieder ein nervöses Gähnen und athmete tief und laut auf. Bianca rührte sich nicht. Treßjan blickte auf sie hinab; es war ein boshafter Blick. Er schwor sich in diesem Augenblick, daß sie eines Tages für das, was sie jetzt thue, schwer zahlen, bitter büßen sollte. — „Lebe wohl Bianca.“ sagte er nach einer kurzen Pause. „Möge es Dir gut gehen.“

„Weshalb sollte ich Ihnen nicht nützen können?“ fragte sie, seine frühere Bemerkung beantwortend und die Komödie des Abschiednehmens unberücksichtigt lassend.

Er hatte diese Frage erwartet, wenn schon in einer andern Form. Aber in den wenigen Augenblicken war er bereits wieder um eine Stufe tiefer gesunken. Er wollte nun das Geld um jeden Preis haben; er mußte es haben, wenn nicht zu den ersten, leichten Bedingungen, die er sich gestellt hatte, so zu andern. Entweder — oder. Entweder Bianca durchschaute ihn, dann war er so wie so mit ihr fertig; dann war es am Besten, daß er sich ihrer wie eines Fremden bediente, dem er sobald als möglich, den ihm gemachten Vorschuß zurückerstatten wollte; — oder Bianca war nur ungeschickt, war von der Idee, daß er sie verlassen könne, zu schmerzlich bewegt, fürchtete einen groben Verweis, wenn sie es wagte, ihm Geld anzu-

bieten. Hatte nicht Marie auch geschwiegen, als er ihr geboten hatte, ihr Anerbieten nicht zu wiederholen. Er mußte Bianca wie diese behandeln; ihr zeigen, daß Liebe, große Liebe ohne Scheu und ohne Scham geben und empfangen darf. — In jedem Falle sollte sie das Geld anbieten, und er wollte es annehmen. Er brauchte es, er mußte es haben. Marie that zwar ihr Bestes, um es ihm zu verschaffen; sie war eine gute kleine Frau; aber es war nicht ganz sicher, daß es ihr gelingen werde, die Summe, um die es sich handelte, aufzutreiben.

„Du kannst mir nicht nützlich sein,“ antwortete er auf die Frage, die Bianca zuletzt an ihn gerichtet hatte, „weil es sich für mich darum handelt, Geld aufzutreiben, und weil eine Frau einem Mann in solchen Dingen nicht helfen kann.“

„Ich bin reich,“ sagte sie leise. Und plötzlich kam ihr der Gedanke, daß es an ihr sei, dieser peinlichen Scene ein Ende zu machen. Ihr Herz konnte die ganze Erbärmlichkeit eines Treffan nicht erkennen; sie bildete sich noch ein, daß er in diesem Augenblick leide. Mitleiden, das der Frau immer nahe steht, füllte ihr Herz; Mitleiden, wie man es dem Elenden, ob Geliebter, Freund oder Fremder, schenkt. Sie wollte Treffan von der Pein, die er ausstehen mußte, erlösen; sie wollte, um dies zu erreichen, ebenfalls heucheln und spielen. Und wenn der Auftritt vorüber war, dann sollte das Stück zu Ende sein; dann sollte der Vorhang fallen, um nie wieder über der Bühne aufgezogen zu werden, auf der sie an Treffan's Seite erschienen war.

„Ich bin reich,“ wiederholte sie. „Ich bitte Dich recht inniglich, verjüge über Alles, was ich besitze. Ich werde Dir dafür dankbar sein.“

Sie ließ sich schauernd gefallen, daß er sie stumm, leise weinend in seine Arme schloß.

Sie war eine entschlossene, gewandte Frau. Sie konnte, wenn es sein mußte, eben so gut Komödie spielen wie Treffan; sie war nicht weniger erfinderisch als dieser, und sie verfolgte einen Zweck, vor dem sie nicht zu erröthen hatte.

„Nun wollen wir wie ein paar vernünftige Menschen reden,“ sagte sie, sich von seiner Umarmung freimachend. „Wenn ich Sie richtig verstanden habe, so gebrauchen Sie sechszigtausend Franken“ — Treffan hatte noch einmal zehntausend Franken aufgeschlagen — „Die Summe steht Ihnen mit dem größten Vergnügen zur Verfügung, und es genirt mich nicht im Mindesten, sie Ihnen zu leihen. Sie können sie mir zurückgeben, wenn Ihr Freund seinen Verpflichtungen Ihnen gegenüber nachgekommen sein wird.“

Treffan wollte hier ein Wort einschalten.

„Unterbrechen Sie mich nicht“ — fuhr Frau Azati freundlich fort. „Wir wollen die Sache so schnell wie möglich beenden, da sie Ihnen unangenehm zu sein scheint. Ich will sehen, was ich an barem Gelde im Hause habe.“

Sie stand auf, ging in ein anderes Zimmer und blieb einige Minuten abwesend, die Treffan nicht gerade mit heiteren Gedanken ausfüllte.

„Hier,“ sagte sie, ihm ein Couvert reichend, „die Sache ist in Ordnung — ich danke Ihnen noch einmal, mir zu gestatten, Ihnen einen Dienst zu leisten — und nun wollen wir von etwas Anderm reden.“

Treffans Herz klopfte vor Freude; aber es wurde ihm doch schwer, das dicke Couvert mit dem Gelde in die Seitentasche seines Rockes zu stecken. Die Tasche war zu klein, und er hörte wie die Nähte knackten, als er das Paquet gewaltsam hineinzwängte. Er erröthete darüber. Bianca blickte zu Boden und that, als ob sie nichts höre und sehe. Er war sich nie so unbeholfen vorgekommen. Die Sache war nun zu seiner Befriedigung beendet; er hatte sein Ziel erreicht; aber der Weg, auf dem er zu demselben gelangt, war ein äußerst beschwerlicher gewesen, hatte ihn verwundet und ermüdet. Er war kein ehrlicher, anständiger Mann mehr; aber er war kein verstockter Bösewicht. Er war noch nie in seinem Leben beleidigt worden. Im Club, in der Gesellschaft, überall, wo er sich zeigte, empfing und behandelte man ihn wie einen Ehrenmann. Er fand dies ganz in der Ordnung und er hätte den leisesten Zweifel, nicht nur an seiner Ehrenhaftigkeit, sondern schon an seinem Jartgefühl wie eine herbe, unverdiente Beleidigung empfunden und zurückgewiesen. Aber er fühlte sich Bianca gegenüber entwaffnet, vollständig ohnmächtig. Er täuschte sich nun nicht mehr über den Zustand ihres Herzens; er wußte, daß sie ihm ihre Liebe entzogen hatte, daß ruhige Berechnung, nicht blinde Leidenschaft sie in ihrer Handlungsweise ihm gegenüber leitete. Die Ursache dieser unvorhergesehenen Umwälzung in ihrer Gemüthsverfassung entging seinem Blick. Das Ueble lag ihm am nächsten, und deshalb dachte er zunächst, Bianca wolle sich von ihm entfernen, weil sie auf irgend eine Weise Kenntniß davon erlangt habe, daß er ruinirt sei; aber er konnte diesen Gedanken nicht lange festhalten. Er kannte Bianca zu gut; er wußte, daß sie jedes Opfers für den, den sie liebte, fähig sei; daß er sie vor wenigen Monaten noch wirklich beglückt haben würde, wenn er ihr damals gestattet hätte, ihm einen Dienst zu leisten. — Dann dachte er daran, daß er sie durch seine Lieblosigkeit von sich entfernt habe; und endlich kam ihm der unheimliche Gedanke, daß sie ihn durchschaue, daß sie ihn als einen Lügner erkannt habe. Sie war klug, scharfsichtig. Der Umgang mit Azati und dessen Genossen hatte sie darüber aufgeklärt, daß in dieser Welt sehr viel gelogen und betrogen wird. Wenn sie auch ihn für einen Lügner und Betrüger hielte? Der Verdacht peinigte ihn, aber er konnte sich keine Gewißheit verschaffen. Er nahm sich vor, Bianca das Geld so bald wie möglich, vielleicht morgen schon, zurückzugeben. Und dann, wenn er sich jeder Verbindlichkeit ihr gegenüber enthoben fühlte, — dann wollte er sich eine Gewißheit verschaffen und sie sollte schwer büßen, wenn es ihr nicht gelang, ihn wieder zu versöhnen! Er hatte Waffen gegen sie in seinen Händen. Sie vertraute seiner Großmuth. Na, er war großmüthig; aber man durfte ihn nicht zum Aeußersten treiben.

Die Hache, die er zu üben ein Recht hatte, sollte auf der Höhe der ihm zugefügten Beleidigung stehen.

Bianca hatte ihm gesagt, indem sie ihm das Geld gegeben, das nun endlich in der Scitentafche seines Rock's geborgen war: „Nun wollen wir von etwas Anderm reden.“ Er wußte nicht, wovon er sprechen sollte; sein Gehirn war wie verborrt, es versagte ihm den Dienst.

„Ich fühle mich wie zerschlagen,“ sagte er endlich. — „Du hast mir einen großen Dienst geleistet; aber ich war nicht darauf vorbereitet. Die Lage, in der ich mich Dir gegenüber nun befinde, ist so eigenthümlich, so neu, so daß ich mich erst daran gewöhnen muß. Verzeihe mir meine Unbeholfenheit. Ich werde morgen die Sache, von der wir gesprochen haben, in Ordnung bringen, und ich hoffe bereits innerhalb weniger Tage in der Lage zu sein, Dir dies“ — er legte die Hand auf den Fleck, wo das Geld war — „zurückzuerstatten. Aber ich bleibe immer Dein Schuldner.“

Er ergriff ihre Hand und küßte sie. Er hatte nicht den Muth, sie noch einmal zu umarmen. Er sah die Möglichkeit voraus, daß sie ihn abwehren würde und er fürchtete dadurch in neue Verlegenheit zu kommen. Er fühlte sich unbeschreiblich klein und gedemüthigt. Er ergriff seinen Hut und schickte sich zum Gehen an. In dem Augenblicke fiel ihm ein, daß er Vieuville versprochen hatte, ihn bei Frau Azati einzuführen. Er hatte das Versprechen sehr ruhig gegeben. Gestern noch hatte er geglaubt, das Recht zu haben, über Bianca's Salon wie über seinen eigenen zu verfügen. Als er jetzt nach Worten suchte, um sein Anliegen vorzubringen, da wurde ihm ganz deutlich, daß zwischen der Bianca, an die er gestern Abend gedacht, und derjenigen, welche ihm in diesem Augenblicke gegenüberstand, eine Welt liege. Er wagte nicht von Vieuville zu sprechen, näherte sich stumm der Thür, und mit einem kläglichem Blick wandte er sich ab und war verschwunden.

„Gott sei Dank,“ sagte Blanche, als er gegangen war. Sie athmete tief auf, als sei sie von einer schweren Last befreit und schlug mit der Hand ein Kreuz nach der Thür, die sich hinter ihm geschlossen hatte.

Tressan ging bedächtig die Treppe hinunter, griff unwillkürlich nach der Tafche, als wolle er sich vergewissern, ob das schwer erworbene Geld auch wirklich darin sei, trat langsam auf die Straße, schickte den Wagen fort, der dort auf ihn wartete und machte sich zu Fuß auf den Weg nach seiner Wohnung. Er kam dort an, ohne irgend etwas von dem, was um ihn her vorging, bemerkt zu haben. In seinem ganzen Leben hatten ihn böse, dunkle Gedanken nicht so belagert und gefangen gehalten wie während dieses Ganges. Er machte sich nun klar, daß er wieder eine Stufe niedriger gesunken, daß er nicht der Einzige auf der Welt sei, der das wisse, und daß sein Stolz tief gedemüthigt sei; er verwünschte die Frau, die ihm geholfen, nachdem sie ihn durchschaut hatte. — „Wenn ich mich todtschöffe?“ fragte er sich, als er in seiner Wohnung angelangt war. Er nahm eine Pistole in die Hand und spielte damit. Er

überzeugte sich, daß sie nicht geladen sei. Dann stellte er sich vor den Spiegel und hielt den Lauf an seine Schläfe. — „Dazu bleibt immer noch Zeit,“ sagte er halbblaut und legte die Waffe ruhig wieder nieder. —

Die Stunde, zu der er zu essen pflegte, war vorüber; aber er fühlte nicht den geringsten Appetit. — Er warf sich in einen bequemen Sessel vor dem Kamin und nahm eine Abendzeitung in die Hand, die der aufmerksame Lecouvreur für ihn bereit gelegt hatte. — Er las den Leitartikel durch, ohne eine Silbe zu verstehen, ließ das Blatt auf den Teppich fallen, ohne es zu bemerken und blickte mit trockenen, starren Augen in das rothglühende Feuer. — Als Lecouvreur eine Stunde später in der ihm eigenthümlichen geräuschlosen Weise in den Salon trat, um zu sehen, was seinen Herrn veranlasse, zu einer so ungewohnten Stunde zu Hause zu bleiben, fand er diesen fest eingeschlafen. Er beobachtete ihn einige Secunden, zuckte die Achseln mit einem eigenthümlichen Ausdruck von Ueberlegenheit und entfernte sich behutsam, wie er gekommen war.

Tressan erwachte erst gegen elf Uhr. — Er schüttelte sich fröstelnd. Der Kopf war ihm schwer, und er empfand ein dumpfes Unbehagen. Dann gingen die Ereignisse des Tages an seinem Geiste vorüber, und er fühlte sich elender und unruhiger als je in seinem Leben. — Er zog das Couvert, das Blanche ihm gegeben hatte, aus der Tasche und öffnete es. Es enthielt zwanzigtausend Franken in Bankbillets und einen Cheque für vierzigtausend Franken. Er hatte also nicht einmal genug baares Geld, um seine Spielschulden im Club am selben Abend noch zu bezahlen. Aber das kümmerte ihn wenig. Er wußte, daß er mit Leichtigkeit ein Duzend Vorwände finden werde, um die Regulirung eines Theiles seines gestrigen Verlustes auf vier- undzwanzig Stunden hinauszuschieben. Vielleicht begünstigte ihn das Glück; vielleicht brauchte er die vierzigtausend Franken gar nicht anzugreifen! Es würde ihm, so glaubte er, eine große Genugthuung gewesen sein, den Cheque morgen unbenützt an Bianca zurückgeben zu können. — Die Verbindlichkeit, die er dieser gegenüber eingegangen war, drückte ihn. Er hätte viel darum gegeben, sich derselben entledigen zu können. Es waren unerquickliche Gedanken, die ihn umlagerten, währenddem er rastlos in seinem Zimmer auf- und abging. — Plötzlich fiel ihm ein, daß er seit dem Morgen nichts gegessen habe. Dieses war vielleicht die Ursache seines Unbehagens. Er klingelte dem Diener, um diesem zu sagen, daß er ausginge, und daß der Wagen heute nicht mehr angespannt zu werden brauche; dann machte er sich zu Fuß auf den Weg nach dem Club. Unterwegs trat er in eine Restauration, um etwas zu genießen; aber was er aß, mundete ihm nicht. Er setzte seinen Weg fort. Er wollte etwas freie Luft schöpfen und näherte sich den Champs Elysées. Dort war es zu dieser späten Stunde unheimlich öde und still. Einige seltene Fußgänger eilten auf dem Trottoir an ihm vorüber. Sie und da, in den dunklen Seitenalleen, standen hohe, in schwarze Mäntel gehüllte stumme Gestalten. Tressan wußte, daß dies Polizisten seien. Die Champs Elysées

waren damals zur Nachtzeit eine übelberühmte Promenade. Nicht weit vom Platz der Concorde wurde er von einer alleingehenden Person angedet. Er wies sie mit barschen Worten von sich. Sie ließ sich aber nicht abwehren und fuhr fort, ihn zu belästigen. Ihre heisere Stimme kam Treffan bekannt vor. Als sie unter einer Laterne vorübergingen, sah er ihr in das geschminkte verlebte Gesicht. Sie erkannte ihn. „Tressan“ sagte sie stehend, „um alter Zeiten willen!“ — Er reichte ihr ein Goldstück und eilte weiter. Er erinnerte sich, vor einem Jahr mit dieser Frau soupirt zu haben. Sie war damals die Geliebte eines jungen reichen Mannes, den sie ruinirte. Beide, er und sie, warfen das Geld aus dem Fenster. Der junge Mann war plötzlich aus Paris verschwunden. Treffan glaubte gehört zu haben, er sei nach Amerika ausgewandert. Er hatte dem Schicksal eines verunglückten Genossen lustiger Gelage niemals einen Gedanken geweiht. Seine Geliebte war mit ihm verschwunden. Kein Mensch in Treffan's Umgebung hatte sich um sie gekümmert, oder je wieder an sie gedacht. Nun tauchte die, die er an reichbesetzter Tafel, in glänzend erleuchtetem Saale, in Gold und Seide prangend, zum letzten Mal gesehen, plötzlich wieder vor ihm auf. Sie war wie in einem leuchtenden Meere der Luft untergegangen, und er sah sie nun, eine Jammergestalt, auf der Oberfläche eines ekelhaften Pfuhls wieder zum Vorschein kommen. — Es schüttelte ihn wie im Fieber. — Wie viele, Männer und Weiber, hatte er nicht schon fallen sehen! — Ihm schwindelte. — Noch stand er auf stolzer Höhe, aber er sah unmittelbar vor sich einen tiefen, dunklen Abgrund. — Wenn er stürzte? Niemand würde ihn halten! Der Angstschweiß trat ihm auf die Stirn. —

„Holla! Treffan! Sie laufen ja, als ob der böje Feind sie verfolgte!“

Er erwachte wie aus einem wüsten Traume, stand still und wandte sich um. Er war auf dem Boulevard an Lemercier vorbeigezogen, ohne ihn zu sehen.

„Ich laufe,“ sagte er, „weil mich friert!“

Er war vor der Thür des Clubs angelangt und trat nun mit seinem Freunde in das hellerleuchtete, ruhige, vornehme Haus. Er athmete wieder freier, als er die breite, mit dicken Teppichen belegte Treppe hinaufstieg. Eine warme, behagliche Atmosphäre umgab ihn. Ein Diener in einfach eleganter Livree nahm ihm den Ueberrock ab und überreichte ihm mit unterwürfiger Miene einige Briefe und Karten, die für ihn abgegeben worden waren. — Es war Unsinn an den Abgrund zu denken! Noch war er nicht gefallen; noch stand er auf der Höhe. Er blickte fest um sich. Er wollte sich auf dem Gipfel, wo er von so Vielen beneidet wurde, halten. Er hatte die Taschen voll Gold! Er hatte Niemand und Nichts zu fürchten.

„Ich gehe in das Spielzimmer,“ sagte er zu Lemercier. „Ich habe eine kleine Rechnung von gestern Abend zu reguliren und will meine Revanche nehmen. Ich fühle mich heute im Glück.“

„Ich sehe Sie in einer Viertelstunde wieder,“ entgegnete Lemercier.

„Ich will nur einen Brief schreiben, und dann gefelle ich mich zu Ihnen. Halten Sie einen Stuhl für mich in Ihrer Nachbarschaft frei.“

Tressan ging weiter, und Lemercier sah ihm nach und beneidete ihn um den freien, vornehmen Anstand, mit dem er einige Bekannte rechts und links zutraulich, mit einer gewissen Herablassung, begrüßte. „Er ist der eleganteste Mann von ganz Paris,“ sagte sich Lemercier und seufzte dabei. René ließ seine Kleider und Stiefeln bei Tressans Schneider und Schuster machen; er kaufte seine Handschuh, Cravatten, Tuchnadeln, Stöcke in denselben Laden, wo dieser sich versorgte; aber er, Lemercier, gehörte nicht zu den elegantesten Männern von Paris und war sich dessen schmerzlich bewußt.

Tressan's Gefühl hatte ihn nicht getäuscht. Er war im Glück und gewann an jenem Abend eine nicht unbeträchtliche Summe, genug, um den Cheque von Bianca vorläufig nicht zu gebrauchen, und einige Tausend Franken baaren Geldes übrig zu haben, nachdem er seine Schulden vom letzten Abend bezahlt hatte.

Als er gegen drei Uhr Morgens nach Hause fuhr, war ihm das Herz wieder federleicht. Aber er nahm sich vor, den Cheque dennoch einzulösen, und das Geld einige Tage zu behalten. Er wollte sich nicht der Gefahr aussetzen, noch einmal in derselben Lage zu sein, in der er vor wenigen Stunden gewesen war. — Er wollte mit großer Vorsicht spielen; keine Bank mehr nehmen, sich damit begnügen, jeden Abend ein paar Tausend Franken zu gewinnen; unter keiner Bedingung in einer Sitzung mehr verlieren, als er an baarem Gelde in der Tasche hatte. Wenn sich sein Kapital etwa vergrößert hatte, so wollte er zuerst Bianca bezahlen; dann einige schreiende Schulden, die ihn besonders quälten, später auch Zinsen und alle anderen. Mittlerweile wollte er seine Bewerbung um Anna d'Estang fortsetzen, und war er erst einmal der Bräutigam des reichen jungen Mädchens, dann war Alles gut. — Er hatte viele Männer und Frauen fallen sehen, das waren Narren, Schwächlinge, Feiglinge gewesen. Olivier Tressan war ein kluger, starker Mann. Er wollte sich auf der Höhe halten, er wollte noch höher klimmen. Ihm drohte der Abgrund nicht, in dem er Andere hatte untergehen sehen. — Er überraschte den Droschkenfutscher, der ihn nach seiner Wohnung gefahren hatte, durch ein reiches Trinkgeld, lag noch lange Zeit, herrliche Luftschlösser bauend, in seinem Bette wach, und versank endlich in den sorglosen Schlaf des Gerechten. —

XI.

Harvey hatte geglaubt als Marie ihn gebeten hatte, sie zu besuchen, daß sie sich mit ihm über ihr Verhältniß zu Tressan aussprechen wolle. Er hatte bisher ängstlich vermieden, diesen Gegenstand zu berühren; aber aus Aeußerungen von Bertha und René Lemercier und sogar aus Bemerkungen anderer, fernstehender Personen glaubte er nun zu entnehmen, daß das

Geheimniß, daß er selbst nicht erforschen wollte, Stadtgespräch zu werden drohe. Er fürchtete für Marie. Er kannte Bievville als einen jähzornigen Menschen. Er wollte thun, was in seinen Kräften stand, um die arme Verirrte vor dem Unglück, das sie nun so nahe bedrohte, zu retten. Er hatte auf dem Wege nach dem Hôtel Bievville über nichts Anderes nachgedacht und war deshalb einigermaßen überrascht, als Marie auf seine Anfrage, was sie ihm zu sagen wünsche, mit zu Boden geschlagenen Augen antwortete:

„Ich hatte Ihnen nichts Besonderes zu sagen. Sie kamen mir heute Nachmittag traurig vor. Ich wollte mich nach der Ursache Ihrer Verstimmung erkundigen.“

Harvey glaubte gewöhnlich Alles, was man ihm sagte; aber diesmal hatte er doch starken Zweifel, daß seine junge Freundin aufrichtig war.

„Ich bin Ihr Freund,“ sagte er einfach. „Sie können sich mir anvertrauen.“

Sie sah ihn an; aber nach wenigen Secunden bereits wandte sie die Augen wieder von ihm ab.

Als sie Harvey vor einigen Stunden gebeten hatte, zu ihr zu kommen, war ihre Absicht gewesen, bei ihm Hülfe oder wenigstens Rath zu suchen. Sie mußte, daß sie unbedingt auf seine Freundschaft rechnen konnte. Sie fühlte sich stärker, wenn er in ihrer Nähe war. Aber als sie nun in sein stiller, ernstes Antlitz blickte, versagte ihr der Muth, Beistand bei ihm zu suchen. Sie schätzte ihn zu hoch, um sich vor ihm erniedrigen zu wollen und sie fühlte zum ersten Male, daß sie sich dessen, was sie zu thun versprochen, was sie unbedingt thun wollte, zu schämen hatte. Sie seufzte und sagte leise:

„Darf ich Sie bitten mich zu meiner Mutter zu begleiten? Edmund wird erst in einer Stunde nach Hause zurückkehren, und ich fürchte meine Mutter zu verfehlen, wenn ich mich nicht bald auf den Weg mache. Sie wollte heute Abend ausgehen.“

Harvey erhob sich stumm, und die Beiden begaben sich zu Fuß nach dem nahegelegenen Hôtel d'Estang. Dort angelangt nahm Harvey von Marie Abschied.

Der Baron d'Estang war in seinem Club; Anna in ihrem Zimmer mit ihrem Anzug beschäftigt. Die Baronin saß allein im Salon. Sie hatte ihre Toilette bereits beendet und sah in ihrem großen Staate sehr vornehm aus. Sie war zwar, selbst zur Zeit ihrer Blüthe, nie so schön gewesen wie ihre Tochter Marie, aber sie hatte damals allgemein für hübsch und liebenswürdig gegolten und war von vielen Männern gefeiert worden. Sie gab auch jetzt noch, obgleich sie nicht etwa die junge Frau zu spielen versuchte, viel auf ihren Anzug und kleidete sich immer mit großer Sorgfalt. Ihre Schmucksachen waren in den Salons, die sie besuchte, bekannt und gewissermaßen berühmt. An jenem Abend trug sie ein prachtvolles Collier und zwei kostbare Armbänder.

Die Baronin blickte erstaunt auf, als sie Marie eintreten sah, umarmte sie zärtlich — ihre älteste Tochter war ihr erklärter Liebling — und fragte, was sie zu ihr führe.

„Weißt Du nicht, daß wir heute Abend ausgehen?“ setzte sie hinzu. „Anna wird gleich herunterkommen, um mich abzuholen. Du wirst mich zu entschuldigen haben, wenn ich Dich bald verlasse.“

„Mutter,“ sagte Marie mit bewegter Stimme, „ich muß Dich allein sprechen.“

„Um Gotteswillen, was ist vorgefallen?“ fragte die Baronin bestürzt.

„Ich will es Dir sagen,“ antwortete Marie, „aber komm in Dein Zimmer, wo wir ungestört sind.“

Die Baronin, die ganz bleich geworden war, trippelte schnell voraus. Marie folgte ihr und die Beiden schlossen sich im Schlafzimmer der Baronin ein.

Als sie nach einer Viertelstunde wieder in den Salon traten, hatten sie rothgeweinete Augen. — Bald darauf gesellte Anna sich zu ihnen.

„Ihr habt geweint,“ sagte diese, ihre Mutter und Schwester aufmerksam ansiehend, „was ist vorgefallen?“

„Marie hat einen kleinen Verdruß gehabt,“ antwortete die Baronin. „Es ist unnütz davon zu sprechen.“

Anna forschte nicht weiter. Nach einer kurzen Pause wandte sie sich jedoch wieder an ihre Mutter:

„Liebe Mama,“ sagte sie. „Weshalb hast Du das Collier abgenommen, das Du vorhin trugst? Es paßte sehr hübsch zu Deiner Toilette.“

Marie wandte ihr erglühendes Gesicht dem Ramin zu, so daß Anna es nicht mehr sehen konnte. — Die Baronin griff schnell mit der Hand nach ihrem Halse.

„Mir gefiel es nicht, und ich habe es abgenommen, um ein anderes anzulegen,“ antwortete sie. „Im Gespräch mit Marie habe ich nicht mehr daran gedacht.“

Sie erhob sich und ging in ihr Schlafzimmer. Als sie einige Minuten später in den Salon zurückkehrte, trug sie ein anderes Halsband.

„Das Perlecollier ist hübscher“ sagte Anna.

„Mir gefällt dies besser,“ antwortete die Baronin trocken, worauf Anna als wohlherzogene Tochter sofort schwieg. —

Bald darauf trat der alte d'Estang in den Salon. Die Damen hatten nur auf ihn gewartet und hüllten sich nun in ihre Mäntel und Shawls.

„Es ist Platz im Wagen“ sagte die Baronin sich an Marie wendend. „Wir wollen Dich bis nach Hause begleiten.“

Der alte d'Estang erhob dagegen mürrischen Widerspruch; aber Niemand hörte, was er sagte, und einige Minuten später rollte die große Kalesche dem Hotel Vieuville zu. Dort stieg Marie aus. Ihre Eltern und Schwester fuhren weiter.

„Ich beneide Marie,“ sagte der Baron. „Sie kann sich zu einer vernünftigen Stunde zu Bett legen.“

Die beneidenswerthe Marie erfuhr unten im Hause, daß der Baron seit einer halben Stunde auf sie warte. Sie ließ ihm sagen, sie sei bei ihrer Mutter gewesen und werde gleich in den Salon kommen. Dann schlich sie wie eine Diebin in ihr Schlafzimmer und verbarg in einer Kommode ein großes, rothes Etui, das sie unter ihrem Mantel versteckt gehalten hatte. —

* * *

Am nächsten Morgen, zu früher Stunde, trat Franz Lecouivreur leise in das Zimmer seines Herrn. Dieser fuhr aus tiefem Schlaf empor.

„Was giebt es?“ fragte er unwirsch.

„Gnädiger Herr,“ antwortete der Diener, „eine Dame ist da, die sich nicht abweisen lassen will. Sie sagt, sie müsse Sie sofort sprechen. Sie wartet im Vorzimmer und hat mir dies Couvert für Sie gegeben.“

Er überreichte Treffan einen Brief ohne Adresse, den dieser hastig aufriß. Er enthielt auf einem kleinen Vogen Papier nichts weiter als den Buchstaben „M“.

„Führen Sie die Dame in den Salon und lassen Sie sonst Niemand hineintreten. Ich bin für Niemand, wer es auch sein möge, zu Hause. Sie verstehen mich? — Für Niemand!“

Franz Lecouivreur, der mit richtigem Instincte geahnt hatte, daß der Besuch, trotz der ungewöhnlichen Stunde, nicht abgewiesen werden würde, und der nicht der Mann war, sich über ein kleines Abenteuer mehr oder weniger den Kopf zu zerbrechen, that wie ihm geheißen. Treffan sprang aus dem Bette, zog in größter Hast einen eleganten Morgenanzug an, der wie gewöhnlich für ihn bereit gelegt war und trat dann in das Zimmer, in dem ihm eine dichtverschleierte Dame langsam entgegen ging.

„Marie, welche Unvorsichtigkeit!“ waren seine ersten Worte. „Wie haben Sie es wagen können!“

„Seien Sie unbesorgt,“ antwortete die Verschleierte. „Niemand ahnt, wo ich bin. Ich gehe häufig des Morgens zur Messe. Der Baron steht nie vor zehn Uhr auf.“

„Ich bin nicht ruhig, so lange Sie in diesem Hause sind. Wie sind Sie gekommen?“

„In einer Droschke.“

„Welche Unvorsichtigkeit!“

„Ich habe sie unterwegs genommen. So seien Sie doch ruhig! Ich bin kein Kind.“

„Aber was führt Sie hierher?“

Sie setzte sich, ehe sie antwortete, aber sie hob den dichten Schleier nicht auf.

„Ich bringe, was Sie gebrauchen,“ sagte sie leise.

„Ich gebrauche es nicht mehr,“ antwortete er zögernd. „Vielen Dank meine gute, liebe Marie. Ich gebrauche es nicht mehr.“

„Olivier, Du ahnst nicht, was ich seit gestern gelitten habe; mache mich nicht noch unglücklicher!“

Sie sprach leise, ihre Stimme zitterte; aber es war etwas in dem sanften Klang derselben, das Herrn Tressan sagte, daß er mit einem Charakter zu thun habe, dessen Entschlossenheit und Willen ihn, Herrn Tressan, in seinen eigenen Augen recht klein erscheinen ließ.

„Es ist mir unmöglich gewesen,“ fuhr sie fort, „das Betreffende“ — sie nannte keine Summe, ihr Hartgefühl empörte sich dagegen, Tressan gegenüber Zahlen auszusprechen — „aufzutreiben. Hier ist ein Halsband. Es wird Ihnen leicht werden, darauf Alles zu borgen, was nöthig ist. Ich kann den Schmuck, ohne daß es irgend Jemand bemerkt, leicht entbehren, bis er Ihnen nicht mehr nützt. — Hier nimm' ihn! Thu' es mir zu Liebe, Olivier, mach' mich nicht unglücklich!“

Er saß stumm da. Er schämte sich nun wirklich — und er hatte Furcht, Furcht vor der kleinen, zarten Frau, die sich ihm genähert und stehend seine Hände ergriffen hatte. Er hätte das Halsband am liebsten zurückgegeben. Er gebrauchte es in diesem Augenblicke nicht. Er war durchaus nicht habgierig. Der Besitz von Geld oder einem Aequivalente davon war ihm nur erwünscht, so lange er in Verlegenheit war. Er war genügsam, was Geld anbelangte, so lange er Credit hatte, und so lange Geldmangel seinen Ruf nicht zu gefährden drohte. Aber was sollte er thun? Wenn er das, was Marie ihm darbrachte, zurückwies, so verletzte er diese. Die Liebe verlangte ein neues Opfer von ihm. Er wollte es bringen. Er nahm sich vor, das Halsband vierzehn Tage lang ruhig aufzuheben und es dann zurückzugeben.

„Meine gute Marie,“ sagte er tief gerührt. „Ich will Dir beweisen, daß Du Deine Liebe keinem Unwürdigen geschenkt hast. Gib mir, was Du mitgebracht hast, aber versprich mir, es zurückzunehmen, sobald ich Dir sagen kann, daß ich es nicht mehr gebrauche. Ich hoffe, daß dies in wenigen Tagen der Fall sein wird.“

Nun erst hob sie den Schleier in die Höhe, und zeigte ihr junges, schönes, abgehärmtes Antlitz.

„Mein guter, edler Olivier,“ sagte sie schluchzend.

Das Adjectiv „edler“ verletzte den feinfühlenden Herrn Tressan wie ein Stich. Er zuckte darunter zusammen. Aber der Schmerz ging schnell vorüber.

„Nun,“ sagte er, „thu' mir den Gefallen und geh! Noch einmal Dank, meine geliebte Marie.“

Er trat an das Fenster und schaute auf die Straße. Sie war beinahe leer. Die wenigen Vorübergehenden erschienen vollständig unverdächtig. Aber Tressan beruhigte sich dabei nicht. Er ging in das Vorzimmer, rief den

zuverlässigen Franz und befahl diesem, sich auf der Straße genau umzusehen, ob nicht etwa der Herr in der Nähe sei, der ihn in der Avenue de l'Empereur zu bestechen versucht hatte.

„Verstanden, Herr,“ antwortete Franz und lief die Treppe hinunter.

Tressan beobachtete ihn vom Fenster aus. Lecouvreux schlenderte das Trottoir auf und ab und warf anscheinend gleichgültige Blicke in die benachbarten Häuser. Dann stellte er sich gegenüber dem Fenster, an dem Tressan wartete, auf und machte diesem ein kaum bemerkbares Zeichen.

„Alles ist in Ordnung,“ sagte Tressan zu Marie. „Nun verliere keine Secunde mehr. Laß Dich nach dem Arc de Triomphe fahren oder nach der kleinen Kirche in der Avenue Friedland; keinesfalls nach Deiner Wohnung.“

Er führte sie bis an die Treppe. Dann eilte er an das Fenster. Franz hatte die Thür der Droschke geöffnet. Er schlug sie schnell zu, sobald die Dame eingestiegen war und gab dann dem Kutscher eine Adresse, worauf der Wagen im langsamen Droschkenpferdtrab davonrollte. Tressan athmete tief auf, als er ihn um die nächste Ecke biegen sah.

„Die Dame hat sich nach dem Arc de Triomphe fahren lassen,“ meldete Franz, in den Salon tretend. „Niemand hat sie gesehen.“ Er machte sich noch etwas im Zimmer zu schaffen und kehrte sodann nach seiner Küche zurück, um seinen Arbeiten mit gewöhnlicher Ruhe und Pünktlichkeit nachzugehen. Er hatte das rothe Stui, das auf dem Tische stand, wohl bemerkt; aber das kümmerte ihn nicht. Franz Lecouvreux hatte einen reichen Schatz hausbackener Principien: er that, was ihm sein Herr befahl, und ignorierte, was dieser ihm nicht sagte.

Als Tressan allein war, prüfte er den Schmuck mit dem Blick eines Kenners. Er wurde plötzlich roth und griff hastig nach dem Stui. Auf demselben standen die Buchstaben: E. d'E. und darüber eine Baronenkronen.

„Das Perlencollier der alten d'Estang,“ sagte er vor sich hin und versank in tiefes Sinnen. Die Sache wurde ihm sehr bedenklich, und er bereute, Marie in sein Vertrauen gezogen zu haben. Man konnte sich nicht auf sie verlassen. Sie war zu undvorsichtig. Er wollte ihr das Halsband in einigen Tagen bereits zurückgeben, und sie sollte ihm erklären, unter welchem Vorwande sie es von ihrer Mutter empfangen hatte.

XII.

An demselben Morgen, an dem Tressan Marie's Besuch empfing, erhielt Alexis Allien einen Brief, der sein Herz wieder mit Freude und Hoffnung erfüllte. Er war von Frau Azati und enthielt nur wenige Zeilen:

„Ich erwartete Sie gestern, mein lieber Graj, und hätte Sie mit Vergnügen gesehen. Ich ließ mich vor Ihnen verleugnen, weil ich in dem Augenblick, wo Sie kamen, den unerwarteten Besuch eines ehemaligen Freundes empfing. Er verlangte einen Dienst von mir und wünschte,

mich zu dem Behufe allein zu sprechen. Ich konnte ihn nicht abweisen und ich hoffe, Sie zürnen mir deshalb nicht. — Es wird mich freuen, Sie heute Nachmittag zwischen fünf und sechs Uhr zu sehen.

B. A.“

„Ich wußte, daß sie nicht falsch und schlecht sein konnte,“ sagte Alexis vor sich hin, nachdem er das kleine Billet so oft durchgelesen hatte, daß er es auswendig wußte. „Eine andere Frau hätte irgend einen Vorwand erdacht, um sich zu entschuldigen. Bianca kann nur die Wahrheit sagen: Sie verschweigt Manches; aber was ihr Mund sagt, ist immer wahr.“

Sein Auge und sein Herz weideten sich mit Wonne an den Worten „ehemaliger Freund“. Er commentirte sie wie ein Gelehrter eine wichtige Textstelle. Bianca nannte Treffan nicht einen „alten, getreuen, oder lieben Freund“; nein — sie bezeichnete ihn als einen gewesenen, ehemaligen. Er war ihr heute nichts mehr. — Welchen Dienst mochte er von ihr verlangt haben? Illien war unerfahren; aber er besaß einen reichlichen Schatz slavischer Feinheit, slavischen Mißtrauens. Er hatte als Jüngling im Hause seines Onkels, des Grafen Woikoff, manche Geschichte aus der Petersburger Gesellschaft erzählen hören, und wußte, daß es in der guten Gesellschaft viele erbärmliche Wichte giebt. Er war durchaus nicht abgeneigt, den eleganten Herrn Olivier Treffan, der sich gegen Bianca so abscheulich benommen hatte, für wohl befähigt zu halten, eine gemeine Handlung zu begehen; und er erinnerte sich daran, daß Treffan am Morgen desselben Tages, an dem er von der Signora einen Dienst verlangt, sich auch mit einer Bitte an ihn gewandt hatte. Er ahnte die Wahrheit und empfand darüber eine eigenthümliche Freude. Je elender Treffan erschien, desto weniger war er als Rival zu fürchten.

Alexis hatte oftmals über die dunkle und, wie er durch Lemercier wußte, nicht ganz reine Vergangenheit der Frau, die er liebte, nachgegrübelt. Diese Gedanken hatten ihm das Herz recht schwer gemacht; an seiner Liebe jedoch nichts geändert. — Junge Menschen, denen der Besitz, die Liebe der geliebten Frau als das erdenklich höchste irdische Glück erscheint, sind dem Gegenstand ihrer Liebe gegenüber von der unmoralischsten Nachsicht. Sie verzeihen, ohne irgend welche Anstrengung, ohne irgend welches Verdienst, Alles, was der Vergangenheit angehört, so lange sie sich der Gegenwart sicher glauben und einer goldenen Zukunft entgegen sehen. — Illien war vollkommen davon überzeugt, daß Bianca niemals etwas Schlechtes begangen haben konnte. Sie war betrogen worden; sie war deswegen zu bedauern. Niemand hatte das Recht, eine Anklage gegen sie zu erheben. — Illien dachte gar nicht daran, daß es vielleicht besser für ihn gewesen wäre, sich in ein junges, unschuldiges Mädchen wie Anna d'Estang zu verlieben. Er wußte nur, daß er Bianca über alle Maßen liebte, daß er bereit war, ihr Alles, was er besaß, aufzuopfern; daß sie ihm schöner, besser, anbetungswürdiger erschien als alle andere Frauen. — Wenn sie seine Huldigungen

entgegennehmen wollte, wenn sie ihn wieder lieben konnte, so schenkte sie ihm dadurch so unendlich viel, daß er, wie immer auch ihre Vergangenheit gewesen sein mochte, ihr ewiger Schuldner blieb. Noch hatte er kaum gewagt, darüber nachzudenken, daß Bianca ihm jemals angehören könne. Ein solches Glück schien ihm zu groß, um möglich zu sein. Aber wenn der Gedanke daran wie ein goldig angehauchtes Nebelbild in keinem leidenschaftlich erregten Geiste auftauchte, so stockte sein Herzschlag. — So lange er geglaubt hatte, er liebe Anna d'Etang, war er im Staude gewesen, ebenso verständige Zukunftspläne zu machen wie ein Franzose, der auf Freierrfüßen geht und der seine Verwandten bemüht weiß, eine gute Partie für ihn zu finden. Damals dachte Alexis an die Einwilligung seines Onkels Woikoff wie an etwas unbedingt Nothwendiges. — Wenn Bianca aber ihm gestatten wollte, sie zu lieben, so kam Graf Woikoff gar nicht mehr in Betracht. Er mochte seine Zustimmung geben oder verweigern. — Das war Nebensache. Die große Hauptsache im Leben des Grafen Alexis Alien war nun, die Liebe der schönsten und edelsten Frau, der Signora Bianca Alzati zu gewinnen, und, wenn ihm dies gelingen sollte, zu bewahren.

Er stellte sich pünktlich um fünf Uhr bei Bianca ein und wurde freundlich von ihr empfangen. Sie reichte ihm ihre weiße Hand, die er mit der Achtung, die er einer Königin gezollt haben würde, küßte. Sie sah traurig und niedergeschlagen aus. Wie gern hätte er sie gefragt, was ihr fehle, sie gebeten, ihm zu erlauben, ihr zu helfen. Er fühlte sich stark genug, all' ihren Sorgen und Kümmernissen ein Ende zu machen, wenn sie sich ihm nur anvertrauen wollte! Aber bis jetzt hatte sie ihm nie ein Wort von dem, was sie drückte, gesagt; und er war zu schüchtern, um sie um ihr Vertrauen zu bitten.

Sie begann die Unterhaltung damit, daß sie sich noch einmal entschuldigte, ihn gestern nicht empfangen zu haben. Alién, der ihr aufmerksam lauschte, bemerkte, daß sie auch diesmal die Worte „ehemaliger Freund“ umschrieb.

„Jemand, mit dem ich in früheren Zeiten auf freundschaftlichem Fuße gestanden habe,“ sagte sie, „verlangte einen Dienst von mir. Es war mir lieb, ihm gefällig sein zu können; ich entledigte mich dadurch gewissermaßen einer alten Schuld, die ich ihm gegenüber eingegangen war.“

Alexis wollte Bianca auf die Probe stellen. Er zweifelte nun kaum noch, daß Treßan sich von ihr Geld geborgt habe.

„Kenne ich diesen ehemaligen Freund von Ihnen?“ fragte er in gleichgültigem Tone.

„Sprechen wir lieber von etwas Anderem,“ antwortete sie. „Das Thema ist ein unerquickliches und unersprießliches.“

Alexis triumpvirte. Er hatte sich nicht getäuscht. Bianca konnte nicht lügen. Sie war das edelste Wesen, wie sie das schönste war. Er ließ, ihrem Wunsche gehorsam, das Gespräch über den geheimnißvollen Besuch fallen. Er erzählte ihr, er sei gestern Abend so verstimmt gewesen, daß

ihm der Muth gefehlt habe auszugehen, und daß er auf diese Weise ein Rendezvous mit der Gräfin Dazat versäumt habe.

Illien hatte bereits bemerkt, daß Frau Azati ein eigenthümliches Interesse an der schönen Gräfin zu nehmen schien. Jedermal, wenn er von ihr sprach, richtete sie Fragen über ihr Aeußeres, ihren Umgang, ihr Befinden an ihn. Auch diesmal erkundigte sie sich wieder nach ihr.

„Sie scheinen die Gräfin Dazat häufig zu sehen?“ sagte sie.

„Ja,“ antwortete Illien. „Sie ist sehr liebenswürdig; sie ladet mich oft ein, sie zu besuchen; und da ich mehrere gute Bekannte in ihrem Hause treffe und mit meiner Zeit nicht zu geizen habe, so gehe ich nicht selten zu ihr. Aber ich schwärme nicht für ihre berühmte Schönheit; die Gräfin gefällt mir nicht.“

„Sie sind der erste Mann, den ich so sprechen höre,“ antwortete Frau Azati. „Die Gräfin Dazat gilt nicht nur für eine der schönsten, sondern auch für eine der liebenswürdigsten und besten Frauen von Paris. Was mißfällt Ihnen an ihr?“

„Ich habe eigentlich niemals darüber nachgedacht,“ antwortete der junge Ruffe. — Er sann eine kleine Weile nach und dann fuhr er fort. „Ich glaube, sie ist — hart.“

„Weshalb glauben Sie das?“

„Sie beurtheilt Vieles so streng, als habe sie nie einen Fehler begangen, könne niemals einen solchen begehen. Neulich wurde in ihrer Gegenwart von einer Frau gesprochen, die in ihrer Jugend durch Schönheit und Luxus berühmt gewesen war, ein leichtfertiges Leben geführt hatte, und deren erbärmlicher Tod im Hospital von den Zeitungen mitgetheilt wurde. Der gutmüthige Sir Richard Harvey sagte dazu: „Das arme Geschöpf.“ Die Gräfin erschien darüber ganz entrüstet. „Ich begreife nicht,“ rief sie, „wie man solchen Kreaturen Mitleiden schenken kann!“ — und dann sprach sie längere Zeit und mit ungewöhnlicher Erregtheit über die Nachsicht, welche die Gesellschaft gefallenen Frauen gegenüber auszuüben pflegt. Sir Richard entgegnete darauf nur, es werde nicht allen Frauen gleich leicht gemacht, auf dem graden Wege zu bleiben. Aber die Gräfin wollte auch das nicht als eine Entschuldigung gelten lassen. Sie sagte, daß man mit ähnlichen Phrasen schließlich Alles entschuldigen könne; das sei Sophisterei. Sie sprach mit solcher Schroffheit und Bitterkeit, daß ich mich dadurch verletzt fühlte: „Sie sind sehr hart, Frau Gräfin,“ sagte ich. Sie sah mich mit ihren großen Augen kalt an und erwiderte: „Ich habe Grund dazu, Herr Graf.“ — Ich glaubte eine gewisse Verlegenheit bei Sir Richard Harvey und bei Herrn Treßan, die der Unterhaltung beiwohnten, zu bemerken und setzte das Gespräch nicht weiter fort. Es hatte einen peinlichen Eindruck auf mich gemacht, und die Gräfin ist mir seitdem weniger sympathisch geworden.“

Bianca hatte dem Berichte Illiens mit großer Aufmerksamkeit zugehört. Als er schwieg, seufzte sie und sagte, gleichsam zu sich selbst sprechend:

„Ja, sie ist streng; — aber sie darf es auch sein.“

„Kennen Sie die Gräfin Daxat?“ fragte Alexis verwundert.

Bianca sah verwirrt auf und antwortete nach einigem Zögern: „Ich beurtheile Sie theilweise nach Dem, was Sie mir von ihr erzählen.“ Dann blickte sie ihren Gast grade und fest an und richtete die Frage an ihn: „Und Sie, Graf Illien, beurtheilen Sie unglückliche Frauen mit derselben Strenge wie die Gräfin Daxat es thut?“

„Nein,“ antwortete Illien mit feierlicher Bestimmtheit, „das thue ich wahrlich nicht.“

Er hatte, als er von den Aeußerungen der Gräfin Daxat sprach, nicht überlegt, daß Frau Azati durch dieselben verletzt werden könnte. Nun glaubte er, eine große Ungeschicklichkeit begangen zu haben, und es war ihm darum zu thun, diese sofort wieder gut zu machen. Ja, er sah auf einmal seinen Weg zu einer Erklärung, die ihm im Herzen und auf den Lippen brannte.

„Gnädige Frau,“ sagte er, „es giebt Niemand, Niemand auf der weiten Welt, den ich aufrichtiger verehere als Sie.“

Sie blickte ihn freundlich an und sagte: „Sie sind ein guter Mensch.“

„Ja,“ fuhr er fort, „das bin ich. Ich wünsche Niemandem Böses. Es giebt einen Menschen, den ich nicht leiden kann, weil ich ihn für Ihren Feind halte . . . Gnädige Frau . . .“

Er war aufgestanden und hatte sich ihr genähert. Sie blickte ihn ängstlich an.

„Oh, sprechen Sie nicht weiter,“ sagte sie leise.

„Weshalb wollen Sie mich nicht anhören?“ fragte er in siehendem Tone.

„Sagt Ihnen nicht jeder meiner Blicke, daß ich Sie liebe? — Seit der Stunde, da ich Sie zum ersten Male gesehen, lebe ich nur für Sie . . .“

Bianca hatte sich nun auch erhoben. Sie war sichtlich erregt.

„Sprechen Sie nicht weiter,“ bat sie. „Ich darf nicht anhören, was Sie sagen wollen . . . ich will es nicht hören.“

„So weisen Sie mich zurück?“ Er sprach leise, mit tiefer Traurigkeit.

„Ich weise nichts zurück,“ antwortete sie. „Ich darf Ihnen nicht gestatten, mir Etwas anzubieten.“

Sie war nicht auf Illien's Erklärung vorbereitet gewesen. Zwar war seine Liebe für sie ihr kein Geheimniß mehr; sie that ihr sogar wohl; ihr tief gekränktes Herz erfreute sich daran; aber sie hatte nicht überlegt, daß Illien ihr eines Tages ein förmliches Geständniß seiner Leidenschaft machen werde. — Die Männer, die sich seit Jahren um ihre Gunst bewarben, waren ihr Alle, mit Ausnahme von Tressan, vom ersten Augenblicke an gleichgültig, wenn nicht verächtlich erschienen. An Olivier Tressan hatte sie geglaubt; er hatte sie bethört, im wahren Sinne des Wortes verführt. Nun wußte sie, wie erbärmlich er sei, und eine ängstliche Scheu vor Allen, die sich ihr um Liebe stehend nahen, füllte ihr Herz. Doch mißtraute sie Illien durchaus nicht; nein; sie war vielmehr von seiner Ehrlichkeit überzeugt, aber sie glaubte nicht, daß sie

Liebe für ihn empfinde, oder je empfinden könne. Sie hätte sich vor sich selbst geschämt, wenn sie sich hätte gesehen müssen, daß ihr Herz, das sich soeben erst von Tressan losgerissen hatte, bereits wieder für Liebe zu einem Andern empfänglich sei. Illien erschien ihr jünger, als er war. Sie hatte gewähnt, ihm seine Liebe durch eine Art mütterlichen Wohlwollens vergelten zu können. Sie wäre vor wenigen Stunden noch aufrichtig bereit gewesen, ihrem Freunde gute Rathschläge zu seiner Verheirathung mit einem jungen Mädchen, wie Anna d'Etang z. B. zu geben; und sie war gradezu bestürzt, nun zu sehen, daß Illien dasselbe von ihr verlangte, was sie dem unwürdigen Tressan geschenkt hatte. — Aber sie mochte Illien nicht von sich stoßen. Er nahm bereits einen größern Platz in ihrem Leben ein, was sie sich selbst gestand. Sie wollte ihn, ohne seine Wünsche zu erfüllen, zu bewahren suchen; wollte vor allen Dingen Zeit gewinnen. Ihr selbst unbewußt, dämmerte in ihrem durch bittere Täuschungen verdunkelten Herzen die Hoffnung, daß sie bei ihm vielleicht dereinst Glück und Ruhe finden könne.

Illien stand ihr stumm und rathlos, mit zu Boden geschlagenen Augen gegenüber.

„Fürnen Sie mir nicht,“ sagte sie.

Sie reichte ihm die Hand.

„Darf ich Nichts hoffen, gar Nichts?“ fragte er in demselben leisen traurigen Tone, in dem er zuletzt gesprochen hatte.

„Ich bin ein unglückliches Weib,“ sagte sie, „haben Sie Mitleiden mit mir. Zwingen Sie mich nicht, Ihnen heute eine Antwort zu geben.“ Und dann fuhr sie aufmunternd, freundlich, fast zärtlich fort: „Wir werden ja gute Freunde bleiben; wir sehen uns doch heute nicht zum letzten Male!“

Liebe bei jungen Leuten verlangt unendlich viel und begnügt sich mit unbeschreiblich Wenigem. Illien's Antlitz leuchtete auf in heller Freude. Es war unrecht von ihm gewesen, ihr eine Antwort abzuwingen zu wollen. Er mußte ihr erst beweisen, daß er ihrer Liebe würdig sei.

„Sie sind ein Engel,“ sagte er, „und ich bin Ihr Knecht . . . Ich will jetzt gehen — Gestatten Sie mir, bald wiederzukommen.“

„Gern,“ erwiderte sie.

Als er die Treppe hinunterstieg, begegnete er René Lemercier, der der Frau Bianca Azati einen Besuch abtatten wollte.

„Sie sehen aus, als ob Sie das große Loos gewonnen hätten!“ sagte Lemercier.

„Es ist herrliches Wetter,“ antwortete Illien. „Ich fühle mich federleicht; ich will einen Spaziergang in den Champs Elysées machen.“

„Sie sind nicht schwer zu befriedigen,“ murmelte Lemercier. „Es ist naß und kalt draußen . . . Angenehme Promenade!“

Lemercier wurde von dem Bedienten mit dem einfachen Bescheide abgewiesen, die gnädige Frau empfangen nicht. — Es läßt sich auf eine solche Mittheilung in der Regel nur wenig erwidern; aber jedermann hat das

Necht darüber nachzudenken. L'embracé that dies: „Sie entläßt den hübschen Wagen mit freudestrahlendem Gesichte,“ sagte er vor sich hin; „und für mich ist sie nicht zu Hause. — Mit Tressan will sie brechen . . . Was hat das Alles zu bedeuten? Ich werde einmal mit Bertha darüber sprechen.“

Bertha, die nun ganz regelmäßige Berichte von ihrem Bruder über das was Tressan anging, entgegennahm, hörte aufmerksam zu, als René ihr erzählte, Tressan's Ansehen bei der Signora sei im Abnehmen, und es käme ihm vor, als ob der junge Graf Alexis Illien auf dem Wege sei, ihn bei der schönen Frau Alzati zu ersetzen.

„Sie wird erfahren haben, daß Tressan ruiniert und Illien ein Mann in guten Vermögensverhältnissen ist,“ sagte Bertha verächtlich. Dann dachte sie einen Augenblick nach. — Bianca interessirte sie nicht mehr, sobald sie aufhörte, Tressan gefangen zu halten; den Schicksalen des Grafen Illien widmete sie kaum einen Gedanken; aber es fiel ihr ein, daß sie „die schönen Freundinnen“ kränken könne, wenn sie diesen erzählte, daß Tressan und Illien sich der besonderen Gunst einer verführerischen Abenteuerin erfreuten. Sie haßte Beide. Sie hatten ihr oft weh' gethan; sie wollte sich an ihnen, so weit sie es vermochte, rächen. Sie ließ sich von ihrem Bruder wiederholen und ergänzen, was dieser ihr bereits von der Signora Bianca Alzati erzählt hatte, und am nächsten Tage machte sie sich auf den Weg zur Gräfin Dazat, um dort die von ihr aufgeführten Kleinigkeiten in einer von ihr künstlich zurechtgemachten Form auszukramen.

Das Glück war ihr günstig; der Salon der Gräfin war beinahe leer. Unter den wenigen Gästen, die plaudernd am Ramin saßen, befand sich Marie von Bievville.

Bertha verhielt sich eine gute Weile vollständig passiv. Sie wollte ihre Absicht, über einen bestimmten Gegenstand zu sprechen, nicht verrathen. Sie vertraute dem Zufall, um die Unterhaltung darauf zu führen. Sie hatte nicht lange zu warten. Einer der Anwesenden, ein ältlicher Herr, sprach, um der Baronin Bievville etwas Artiges zu sagen, von dem „angenehmen Donnerstagen“ der Baronin d'Etang, und nannte verschiedene Personen, die man dort gewöhnlich fand, darunter Tressan und Illien.

„Man sollte grade diesen Herren für ihr Kommen besonders dankbar sein,“ bemerkte Bertha.

„Weshalb?“ fragte der alte Herr.

„Nun, weil sie anderweitig sehr in Anspruch genommen sind.“

„Aber wo könnten sie bessere Gesellschaft finden als bei Ihrer Frau Tante, mein gnädigstes Fräulein?“

„Ich habe mir sagen lassen, daß junge, elegante Männer die gute Gesellschaft nicht besonders schätzen. Man spielt dort niedrig; man soupirt dort nicht gut genug; man darf dort weder rauchen, noch auf einem bequemen Sopha einschlafen. Herr Tressan und Graf Illien würden nicht so regelmäßige Gäste im Hause der Signora Bianca Alzati sein, wenn ihnen hohes Spiel,

ein gutes Souper und vollständige Freiheit nicht als sehr große Unnehmlichkeiten erschienen.“

Der alte Herr wuschte sich seine goldene Brille ab und betrachtete die Sprecherin mit ironischer Aufmerksamkeit. Aber Bertha wurde keineswegs verlegen. Sie war, gleich Treffan, über viele Vorurtheile, die ihr unbequem waren, erhaben. — Weßhalb sollte ein junges Mädchen nicht das Recht haben, von Dingen zu sprechen, die Jedermann im Salon kannte und von denen Jedermann wußte, daß sie auch ihr nicht unbekannt seien?

„Signora Bianca Azati? . . .“ murmelte der alte Herr; „Vermuthlich ein neuer Stern am Himmel der Halbwelt?“

„Nicht ganz neu,“ antwortete Bertha unbefangen. „Er ist vor drei Jahren bereits aufgegangen. Er war eine Zeit lang vom Horizont verschwunden, aber man wußte, daß er in Gesellschaft des Herrn Treffan untergegangen sei und erwartete seine Wiederkehr.“

Sie machte, als sie dies sagte, ein so verjüngliches Wortspiel, daß die Gräfin sich schnell zu ihr wandte und sie strafend ansah. Aber Fräulein Lemercier fuhr mit großer Ruhe fort: „Seit einigen Wochen ist der schöne Stern dann auch mit neuem Glanze wieder aufgetaucht. Unter seinen Satelliten wird Graf Illien in erster Linie genannt.“

„Wie vorzüglich Sie unterrichtet sind, mein gnädiges Fräulein!“ sagte der alte Herr.

„Oh, ich weiß noch viel mehr; man ist nicht ungestraft die Schwester von René Lemercier.“

Der alte Herr gehörte zur alten Schule und fand Bertha's Sprache unpassend.

„Zu meiner Zeit,“ sagte er, „unterhielten sich Brüder mit ihren Schwestern über etwas Anderes als über Damen wie die Signora Azati.“

„Das haben wir Alles geändert,“ verjette Bertha, Molière citirend; „und wir sind deshalb auch nicht schlimmer als unsere Großmütter und Tanten waren.“ — Aber sie setzte die Unterhaltung nicht gleich fort; sie wartete auf eine neue Anregung.

Sobald die Gäste, mit Ausnahme von Marie von Bievville, sich empfohlen hatten, stellte sich diese auch ein.

„Was für eine Person ist diese Signora Azati?“ fragte die Gräfin Dazat nachlässig.

Nun kam die lange Geschichte, auf die Bertha sich vorbereitet hatte. Sie wurde mit innigem Behagen, mit kaum zu verbergender Schadenfreude, mit vollständiger Rücksichtslosigkeit gegen den ihr als wahr bekannten Thatbestand vorgetragen.

Die Gräfin und die Baronin hörten schweigsam zu; nichts bewegte sich in den schönen Gesichtern, aber Bertha wußte mit Bestimmtheit, daß sie wehe that, und mit grausamer Lust schoß sie die giftigen Pfeile ab, von denen ein jeder auf die Herzen ihrer wehrlosen Zuhörerinnen gerichtet war. — Nach

einer halben Stunde hatten diese erfahren, daß Frau Azati den armen Treßan ruiniert habe, daß Graf Illien augenblicklich wahnsinnig in sie verliebt sei, daß Beide in eifersüchtiger Wuth gegen einander entbrannt seien und daß die Chronique scandaleuse wohl bald durch den Bericht eines Duells zwischen den beiden edlen Kämpfern der berühmten Abenteuerin erfreut werden dürfte.

Nachdem sie dies berichtet hatte, entfernte sich Bertha. Sie war mit sich zufrieden. Sie wußte, daß sie die „schönen Freundinnen“ tief gekränkt und beunruhigt hatte. — Welches Recht hatten diese, die elegantesten jungen Männer jesseln zu wollen? Weshalb begnügte sich Marie nicht mit den Guldigungen ihres Mannes, des Barons Vieuville; und weshalb mußte die Daxat, die wenigstens ebenso alt war wie Illien, mit diesem liebäugeln?

Marie folgte ihrer Cousine, fast besinnungslos vor Schmerz. Sie bezweifelte keinen Augenblick mehr, daß Treßan ihr untreu sei. — Die Gräfin Daxat saß unbeweglich da, die großen Augen unverwandt auf das Kaminfeuer gerichtet. — Also darum war Illien unempfindlich für ihre Schönheit! Er liebte eine Andere.

Es war dunkel geworden. Ein Diener trat geräuschlos in das Zimmer und setzte Lampen auf den Tisch. Er schielte nach dem Kamin. Er glaubte zu träumen. Die Gräfin hielt ein Tuch in der Hand und hatte rothgeweinte Augen.

XIII.

Der Winter nahte seinem Ende; der Carneval war vorüber; man hatte aufgehört, bei den d'Estangs zu tanzen, und die beliebten „Donnerstage“ der Baronin, an denen sich die junge elegante Welt so gut amüßirt hatte, waren seit Beginn der Fastenzeit in Soirées musicales umgewandelt worden, welche den vergnügungssüchtigen Gästen des Hôtel d'Estang eine ehrfurchtsvolle Scheu einflößten. Der erste „musikalische Donnerstag“ war noch leidlich besucht gewesen; aber zu den folgenden hatten sich nur Verwandte und intime Freunde eingefunden; und die großen prächtigen Salons sahen nun ziemlich öde und fast aus. — Der Baron spottete darüber, und die Baronin war verstimmt.

„Da hätten wir uns viel Mühe und Geld sparen können,“ sagte Herr d'Estang, sich vergnüglich die dürrn Hände reibend; „denn Du wirst mir zugeben, daß, trotz aller großen und kleinen Diners, Thés dansants und Bälle, Deine liebe Tochter Anna und Deine liebe Nichte Bertha nicht nur noch vollständig ledig sind, sondern sich auch keineswegs über einen allzugroßen Andrang von Heirathsanträgen zu beklagen gehabt haben. — Der Koch ist mit vollem Rechte stolz auf seinen Winterfeldzug. Er hat tapfer gearbeitet und große Erfolge errungen. — Es ist auffallend, wie wenig siegestroh Ihr Damen ausseheth: Du und Deine Schwester, Anna und Bertha.“

Die Baronin würdigte diese und ähnliche Glossen keiner Antwort; aber der Baron hatte Recht: sie war niedergeschlagen. Daß Anna sich nicht verlobt oder verheirathet hatte, kümmerte sie nicht allzusehr. Die Kleine war noch so jung. Sie war, mit ihrem Vermögen und bei ihrer Schönheit, sicher, früher oder später, sobald sie es nur ernstlich wollte, eine gute Partie zu

machen. — Was der Baronin das Mutterherz schwer machte, war die Traurigkeit ihrer beiden Töchter und der Umstand, daß sie die bedenklichen Ursachen dieser Traurigkeit genau kannte.

Zu Anfang des Winters hatte Frau d'Estang annehmen dürfen, daß Graf Illien sich um die Hand ihrer jüngsten Tochter bewerben werde. Sie hatte mit großer Sorgfalt Erkundigungen über die Verhältnisse des jungen Mannes eingezogen, und das Ergebniß derselben war befriedigend ausgefallen. René Lemercier, der Alles wußte, was auf den Boulevards, in den Salons und Clubs und hinter den Coulissen der meisten Theater vorging, und der sich, wie dies die Baronin erwartet hatte, als zuverlässig bewährt hatte, sobald sie in ihrer Eigenschaft als Tante an ihn appellirt, hatte mit ruhiger Autorität von Illien gesagt: „Er ist sicher.“

Aber der „sichere“ junge Russe war seltener und seltener im Salon der Baronin geworden, und als diese sich von Neuem bei René über ihn erkundigt, da hatte der Neffe sich das Kinn gestreichelt, den Mund gespißt, die Augenbrauen in die Höhe gezogen, verschmimt gelächelt und endlich geantwortet: „Man amüßirt sich eben.“

Die Baronin d'Estang war nicht prüde, und Lemercier wußte, daß man mit ihr ein „vernünftiges“ Wort reden konnte.

„Womit amüßirt sich Graf Illien?“ hatte die Baronin gefragt; und René hatte diese Frage ausführlich beantwortet. —

Die Baronin erfuhr an jenem Abend, daß der junge Graf Illien sich in eine sehr schöne Frau zweifelhaften Rufes, Namens Bianca Alzati verliebt habe, und daß er, René, Grund habe anzunehmen, daß man der genannten Dame allein es zu danken habe, wenn sie sich nicht heute bereits Gräfin Illien nenne.

„Diese Russen sind eigenthümliche Leute,“ meinte Lemercier. „Ich habe darunter Männer gekannt, die des Teufels Großmutter Hand und Herz angeboten haben würden, wenn sie sich in diese alte Dame verliebt hätten. Sie sind, wenn es sich um Weiber handelt, unberechenbar; denn sie kennen keine Vorurtheile und sind von einer unerforschlenen Rücksichtslosigkeit, wie man sie bei Franzosen doch nur äußerst selten findet. — Ich bin ganz zufälligerweise über den vorliegenden Fall besonders gut unterrichtet und stehe nicht an, Ihnen, liebe Tante, anzuvertrauen, was ich in Erfahrung gebracht habe. Sir Richard Harvey, auf dessen Wohlwollen ich ganz besonderen Werth lege, und der dies weiß, suchte mich neulich auf und zeigte mir einen Brief des Grafen Woikoff, worin dieser seinen Freund Harvey bat, Illien nach Petersburg zurückzuepediren, da der junge Mann sich in Paris zu gut zu amüßiren scheine und da er, der Onkel, durch seinen Gesundheitszustand verhindert sei, Rußland in diesem Augenblick zu verlassen. Sir Richard klagte bitterlich über die Starrköpfigkeit des ihm empfohlenen jungen Mannes. Vergeblich habe er ihm mit Entziehung der Geldunterstützung des Onkels, ja sogar mit Enterbung gedroht. Illien habe darüber nur spöttisch gelächelt. Er habe ihn sodann gebeten, seinem alten, guten Onkel keinen Kummer zu

machen. — Darauf sei Illien zwar weich geworden, aber von Gehorchen und Nachgeben sei nicht die Rede gewesen. Illien habe erklärt, er liebe Frau Bianca Azati und er könne unmöglich daran denken, sein Glück anderswo als bei ihr zu suchen. — Der Baronet brachte darauf mit einiger Verlegenheit die Bitte hervor, ich möchte, da ich ja doch mit der genannten Dame gut bekannt sei, ihr meine Aufwartung machen und sie durch irgend welche Mittel, etwa durch Anerbieten einer hübschen Geldentschädigung, zu bewegen suchen, den eingefangenen Illien aus ihren Banden zu entlassen.

„Derartige Missionen gefallen mir,“ erzählte René weiter, „auch hatte ich persönliche Gründe, die hier nicht in Betracht kommen, und die es mir erwünscht machten, Aufklärung über die Absichten der Signora Azati zu erlangen. Ich erklärte mich deshalb gern bereit, dem Baron den verlangten Dienst zu leisten. Ich bat die Dame, damit die Sache einen etwas feierlichen Anstrich bekomme, schriftlich um ein Rendez-vous und trug ihr, als ich sie bald darauf sah, in kurzen Worten vor, daß sie in mir den Abgesandten der Familie des Grafen Illien erblicke.“ Lemercier hielt einen Augenblick inne und rieb sich langsam die Hände.

„Ich habe einige diplomatische Erfolge in meinem Leben gehabt,“ fuhr er darauf behaglich fort; „und schäme mich deshalb nicht zu gestehen, daß ich diesmal eine vollständige Niederlage erlitten habe. Signora Bianca Azati ist entweder die vollkommenste Schauspielerin, oder sie ist — abgesehen von einigen Eigenthümlichkeiten, die sie leider verhindern, daß man sie als wünschenswerthe Partie für einen Freund bezeichnen könne — eine äußerst brave und achtbare Person. Sie ließ mich gar nicht dazu kommen, ihr einen Vorschlag zu machen. Nachdem sie gesprochen, fehlte mir der Muth, auch nur durchblicken zu lassen, daß ich beabsichtigt hatte, ihr eine Geldsumme anzubieten. Sie sagte mir, sie sei stolz, dem Grafen Illien Liebe einzuschüßen, denn er sei ein edler Mensch; aber sie wisse, daß er große Opfer bringen, seiner Familie und seinen Freunden entsagen müsse, wenn er sich mit ihr verheirathen wolle, und sie habe seinen Antrag aus diesen Gründen abgewiesen. — Ich schaltete ein, daß Illien nicht reich sei, und sein Dunkel ihn enterben werde, wenn er sich ohne seine Zustimmung verheirathe. Da leuchteten ihre Augen auf — sie hat merkwürdig schöne Augen — und sie sagte wie aus innigster Seele: „das wäre ein großes Glück für mich . . . und hoffentlich für ihn“ — Wie gesagt, liebe Tante, die italienische Dame ist eine perfecte Komödiantin oder eine Frau von seltener Uneigennützigkeit. Ich bekenne ganz offen, obgleich ich fürchten muß, dadurch in Ihrer Achtung als Menschenkenner zu sinken, daß ich Frau Azati für eine edle Frau halte, und ich füge hinzu, daß, wenn sie schließlich den Bitten des jungen Russen nachgeben sollte, dieser am Ende kein so schlechtes Geschäft machen würde, wie seine Freunde augenblicklich annehmen.“

Die Baronin hatte keine große Anstrengung zu machen, um auf den Grafen Illien als zukünftigen Schwiegersohn zu verzichten; aber es bekümmerte sie, ihre Tochter schwermüthig zu sehen.

„Unterhalte Dich mit Anna,“ sagte sie zu René. „Ich weiß nicht, was dem Kinde fehlt. Sie sieht ganz elend aus. Weitere sie etwas auf.“

René war gern bereit, seiner Tante gefällig zu sein, und setzte sich zu dem jungen Mädchen. Die Baronin betrachtete die Beiden einige Minuten. — „Ein guter und anständiger Mensch,“ jagte sie vor sich hin. „Schade, daß er so nahe mit Anna verwandt ist, und diese sich so wenig aus ihm macht. Polnische und russische Grafen sind liebenswürdig und unzuverlässig,“ fügte sie hinzu, indem sie, ohne daran zu denken, einen Ausspruch des „lieben Gaston“ wiederholte. „Da lobe ich mir einen Franzosen, dessen Sippchaft man kennt und auf dessen Tact man sich verlassen kann.“

Dann wanderten ihre Augen nach einem andern Ende des Salons und dort erblickte sie ihre älteste Tochter. — Diese, ihr Liebling, verursachte ihr seit mehreren Wochen tiefen Kummer und Gram. Marie sah elend aus, sie war der „schönen Baronin“, die noch zu Anfang des Winters in vielen Salons gefeiert worden war, sehr unähnlich geworden. Ihre schwarzen tiefliegenden Augen blickten matt und müde und wanderten gleichgültig von einem Gegenstand zum andern.

Seit dem Abend, an dem Frau von Vicuville sich das Perlecollier von ihrer Mutter geholt hatte, war diese nicht wieder zur Ruhe gekommen. Sie hatte, gleich nachdem Marie sie verlassen, ihre unverzeihliche Schwäche berent. Marie hätte sie an jenem Abend angefleht, ihr zu helfen; sie hatte gesagt, ihr Leben, ihr Glück hinge davon ab, fünfzigtausend Franken sofort zu erhalten, und die arme Mutter hatte, als sie ihr Kind weinen sah, nur daran gedacht, seine Thränen zu trocken. Sie war eine schnell entschlossene Frau, die niemals um Rath fragte, und sie hatte Marie gegenüber, ohne viel zu überlegen, das gethan, was das schwache Mutterherz ihr anrieth. Aber bald nachher hatte sie daran gedacht, daß sie sich nun zur Mitschuldigen ihrer Tochter gemacht hatte. Sie schämte sich darüber vor sich selbst. Sie war ihrer Familie stets ein Vorbild strenger Zucht und Sitte gewesen; und jetzt hatte sie durch ihre Handlung den Fehler ihres Kindes gewissermaßen gebilligt. — Sie war am nächsten Morgen zu Marie gegangen, um das Halsband zurückzuverlangen; aber zu spät gekommen. Marie, die noch immer sehr aufgereggt gewesen war, hatte ihrer Mutter halbes Vertrauen geschenkt. Diese, eine lebenserfahrene Frau, hatte darauf das Uebrige geahnt. Sie zweifelte seit Wochen nicht mehr daran, daß Olivier Treffan sich von ihrer Tochter Geld zu verschaffen gesucht, und daß diese ihm das Halsband gegeben habe.

Vor zwei Tagen, am Dienstag, war sie jedoch in dieser Beziehung wieder unsicher geworden. Treffan hatte den Muth gehabt, um die Hand ihrer Tochter Anna anzuhalten. Sie hatte ihn auf das entschiedenste zurückgewiesen, nicht nur weil sie vor dem Gedanken zurückschauerte, daß der Geliebte ihrer Tochter Marie der Gatte ihrer Tochter Anna werden könne, sondern weil die Erkundigungen, die sie über Treffan eingezogen, diesen in einem höchst unvortheilhaften Lichte gezeigt hatten. „Ein Spieler, der sich ruiniren wird,

wenn er sich nicht schon zu Grunde gerichtet hat.“ Dies war das Verdict gewesen, das René vor einiger Zeit bereits unberhohlen gegeben, als die Baronin ihn auf sein Gewissen „als Nefse“ gefragt hatte, ob Tressan eine passende Partie für Anna sei.

Als Tressan am Dienstag Abend und, nachdem er von der Baronin eine ab schlägige Antwort erhalten hatte, gegangen war, hatte sich Frau d'Estang gesagt, daß sie sich doch wohl über die Beziehungen des jungen Mannes zu ihrer ältesten Tochter getäuscht haben müsse. Aber sie wollte Gewißheit haben und hatte deshalb Marie am Mittwoch Nachmittag zu sich beschieden.

„Denke Dir, liebes Kind,“ sagte die Baronin, als sie mit ihrer Tochter in einem kleinen, entlegenen Zimmer saß, wo sie sicher war, von Niemandem gehört zu werden, „man hat mir heute einen Antrag für Anna gemacht.“

„So?“ entgegnete Marie. „Hast Du ihn angenommen?“

„Nein!“ antwortete die Baronin. Sie schwieg einen Augenblick; aber Marie, die theilnahmslos dasaß, richtete keine neue Frage an sie.

„Nimm es mir nicht übel, liebe Marie,“ fuhr die Baronin darauf etwas gereizt fort, „wenn ich Dir sage, daß Du wirklich erstaunlich wenig Interesse an dem Schicksale Deiner Schwester zu nehmen scheinst. — Du fragst mich nicht einmal, wer sich um ihre Hand beworben hat?“

Marie erhob die müden Augen und blickte ihre Mutter mit unendlicher Traurigkeit an. „Ich weiß nicht, woher es kommt, Mutter,“ sagte sie, „ich interessire mich für gar nichts mehr . . . Ich bin recht, recht müde . . . recht müde, meine liebe, gute, liebe Mutter.“ — Und sie barg ihr abgehärmtes Antlitz in beiden Händen und begann leise zu weinen.

„Mein armes Kind,“ tröstete die Baronin, „was fehlt Dir? Vertraue Dich Deiner alten Mutter an. Habe ich Dich nicht unter meinem Herzen getragen: bist Du nicht mein Fleisch und Blut; liebe ich Dich nicht über Alles? Sprich, mein armes, krankes Kind, sprich!“

„Mutter,“ jammerte Marie; und nun barg sie ihr Haupt an deren Brust; „ich bin über alle Maßen unglücklich. . . Mutter, Mutter, ich wollte, ich wäre todt!“

„Lästere nicht, meine Tochter,“ sagte die Baronin feierlich. „Gott verzeih' Dir Deine Sünden, mein armes Kind!“

Darauf saßen die Beiden eine Weile stumm einander gegenüber. Dann fragte Marie, ihre Thränen trocknend:

„Wer hat um Anna's Hand angehalten?“

„Herr Olivier Tressan.“

Marie saß einige Secunden vollständig regungslos da; dann erhob sie sich langsam, todtensleichen, den Mund halb geöffnet, die Augen starr, entseztlich. Ein schwaches, schreckliches Stöhnen entrang sich ihrer Brust, und sie fiel leblos zu Boden.

„Barmherziger Gott, was habe ich gethan!“ rief die Baronin. Sie beugte sich über die Ohnmächtige, hob die leichte Gestalt auf, als ob es eines Kindes gewesen wäre und legte sie auf ein Ruhebett. Dann holte sie verschiedene Flacons aus ihrem Schlafzimmer, nähte die Schläfen der Kranken mit Eau de Cologne und hielt ihr mit zitternder Hand ein Fläschchen unter die Nase.

Marie kam langsam wieder zu sich. Das Bewußtsein ihres Elends hatte sie nicht verlassen; aber sie konnte es nun wieder tragen.

„Ich will nach Hause fahren,“ sagte sie fröstelnd. „Begleite mich, Mutter. Ich habe Furcht, allein zu sein.“

Die alte Baronin wollte ihre Tochter überreden, im Hôtel d'Etang zu bleiben; aber Marie bestand darauf, nach Hause zu fahren. Ihre Mutter begleitete sie dorthin, legte sie zu Bett und kehrte schweren Herzens nach ihrer Wohnung zurück, nachdem sie dem Kammermädchen anempfohlen hatte, über ihre Herrin zu wachen und sie, die Baronin, rufen zu lassen, wenn Frau von Bienville sich im Laufe der Nacht unwohler fühlen sollte.

Am nächsten, dem Donnerstag, Morgen war sie wieder zu früher Stunde bei ihrer Tochter. Diese sah noch immer angegriffen aus; aber sie erschien ruhig.

„Aengstige Dich nicht, liebe Mutter,“ sagte sie, „ich bin wieder wohl. Ich werde heute Abend zu Dir kommen. Bleibe nicht zu lange hier. Edmund würde sich darüber wundern und beunruhigen. . . Der arme Edmund,“ setzte sie nach einer kurzen Pause mit einem eigenthümlichen, kindlichen Lächeln hinzu: „Der arme Edmund! . . Der hat mich lieb.“

Und nun, wenige Stunden später saß Frau von Bienville im Salon ihrer Mutter: bleich, ein Bild des Jammers; aber still lächelnd, freundlich, so oft einer der Anwesenden sich ihr näherte, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen.

Harvey setzte sich zu ihr: „Meine liebe Freundin, was fehlt Ihnen?“

„Nichts, als etwas Ruhe,“ antwortete sie sanft.

Sie sprach ganz leise und langsam. Es war etwas unheimlich Befremdendes in ihrer Sprache und Stimme. — Dem guten Baronet fiel es schmerzlich auf, wie sehr sie sich in den letzten Wochen verändert hatte.

„Sie sind immer mein Liebling gewesen,“ sagte er. „Das wissen Sie?“

Sie nickte freundlich, dankbar.

„Sie müssen mir sagen, was Ihnen das Herz schwer macht.“

„Sie werden bald Alles erfahren,“ antwortete sie.

Dann erschien die Gräfin Dazat. Sie prangte wie immer in stolzer, mächtiger Schönheit; aber auch auf ihrer Stirn hatte sich Schwermuth gelagert. Sie wechselte nur wenige Worte mit Marie, winkte dann René Lemercier, den sie gewöhnlich vollständig ignoriert, an ihre Seite, und war bald darauf in eine eifrige Unterhaltung mit dem jungen Manne vertieft.

Bertha Lemercier ging süßlich lächelnd von einer Gruppe zur andern, und erst als es spät wurde und Tressan nicht erschienen war, überrastete sie ihre Mutter, indem sie plötzlich verbrießlich sagte:

„Laß uns nach Hause gehen! Es ist hier entsetzlich langweilig. Beobachte doch nur Tante d'Etang und Marie und Anna! Wenn man nicht freundlichere Gesichter zeigen kann, so sollte man nicht fremde Leute zu sich in's Haus laden.“

Frau Lemercier folgte ihrer Tochter ohne Widerrede. Bald nachdem sie gegangen war, verzogen sich auch die übrigen Gäste, und zu einer ungewöhnlich frühen Stunde war Alles still und dunkel im Hôtel d'Etang.

(Schluß folgt.)



Die Concurrnz in der Natur.

Von

W. Preuer.

— Jena. —

Er von der Arbeit und städtischem Treiben ermüdet, wahre Erholung sucht, wird die menschliche Gesellschaft mit ihren oft etwas drückenden Verpflichtungen und lästigen Ceremonien gern eine Zeitlang meiden und sich in eine Gegend begeben, wo ungestörter Naturgenuß möglich ist. Auch der durch Trauer Gebeugte, wie der durch geschäftliches oder häusliches Ungemach aus dem gewöhnlichen Lebensgeleise geschleuderte Mann fand wohl die Seelenruhe wieder, wenn er, der Harmonie in der Natur sich zuwendend, auf freier Bergeshöhe oder im grünen Wald die kleinen und großen Streitigkeiten der Menschenwelt vergaß.

Vielleicht kein Blick hat in höherem Grade dieses Erhebende und Verzöhnende an sich, als der einzigartige Rundblick vom Aetna. Schon die sternreichere sicilianische Sommernacht übt eine magische Wirkung auf den Nordländer aus, und wenn sie dem dämmernden Frühlicht weicht und die gigantische Feuerkugel über dem Ionischen Meere emporstiegt, die Küsten der dreizackigen Injel wie mit funkelndem Geschmeide umsäumend und die Schatten der Nacht weghauchend, dann überkommt den Beschauer ein Gefühl von Frieden und Glück, wie es eben nur die unerforschliche, erhabene und doch liebliche, die gewaltige und doch heitere Natur zu erwecken vermag.

Ein anderes Bild. Durch üppige Auen windet sich glatt und glänzend dahin der freundliche Strom. Seine Ufer beschatten hochstämmige Ulmen Erlen und Eschen; in ihn hinein tauchen die Blätter der Sträucher und werden hin und her bewegt, wie wenn sie am erfrischenden Bade sich erlustigten. Ueber die Wasseroberfläche hin dringen durch das Laub die belebenden Sonnenstrahlen und kehren zurück von dem saftigen Grün. Libellen schweben über dem bunten Teppich der Lichtung, Schmetterlinge gaukeln von Blume zu

Blume und nur das Heimchen unterbricht eintönig die Stille. Hier am Waldbrand, am Flusse fühlt auch das scheue Reh sich frei und wagt sich hervor. Alles athmet Frieden.

Wer sich in die Betrachtung solcher Naturbilder vertieft, wird unter dem Eindruck derselben leicht verleitet, an eine vollkommene Harmonie in allen Theilen der Natur zu glauben, welche die Folge einer höchsten Zweckmäßigkeit der Weltordnung sei.

Aber so bestechend auch zu allen Zeiten dieser Glaube erschien, er ist, wie eingehenderes Denken zeigt und wie auch die neuere Naturforschung fast allgemein annimmt, unvereinbar mit den Thatfachen. Nur eine einseitige Naturbetrachtung, und zwar die künstlerische, findet die vielgerühmte Harmonie überall heraus und nur eine dogmatische Denkweise, welche für die Kritik keinen Zugang hat, folgert aus ihr die ausnahmslose Zweckmäßigkeit in allen Einzelheiten der ganzen Natur. Illusion ist erforderlich, um die friedliche harmonische Welt nur zu entdecken, das zeigt sich sogleich, wenn man die für das Zustandekommen der Harmonie nothwendigen Bedingungen zu bestimmen versucht. Es gibt keine Harmonie ohne Illusion. Jede Kunst bezeugt es. Wie könnten die herrlichsten Schöpfungen Tizians und Murillos so wirken, wie sie wirken, wenn man nicht es übersähe, daß es die auf Leinwand oder Holz geklebten bunten Pulver sind, welche das Gemälde ausmachen? Praxiteles und Canova hätten umsonst gelebt, wenn man sich nicht über gewisse Ungleichheiten in der Krystallisation des Marmors hinwegsetzen könnte. Mehnlüche Illusionen benöthigt die Architektur, noch auffallendere die Kunst des Gefanges, die Dichtkunst, die Beredtsamkeit, am wenigsten die Musik. Aber auch für sie gilt, daß alle Kunst um so wirkungsvoller ist, je vollkommener die Illusion. Je mehr dieselbe gestört oder ihr Entstehen erschwert wird, sei es durch ursprüngliche Fehler in der Conception oder im Material oder in der Ausführung des Kunstwerks, sei es durch nachträgliche Schädigung oder ungünstige äußere Umstände, um so schwieriger ist es, die Harmonie zu entdecken, und um so mehr wird der Laie, auf welchen das Kunstwerk wirken soll, von seiner beabsichtigten Hingabe an dasselbe abgelenkt, indem das Störende, das Beeinträchtigende, Mangelhafte, Unangenehme, d. h. das Unharmonische sich in den Vordergrund drängt. Die Illusion ist dahin, weil die einheitliche Betrachtung unmöglich wird. Die Einzelheiten dürfen nicht deutlich werden, wo sie bestehen soll.

Geradeso jene einseitige Betrachtung der Natur- und Menschenwelt. Wer mit dem Ballon in die Luft über Paris emporstieg, langsam, nicht einmal fühlend, daß er sich hob, während immer mehr der Gesichtskreis sich erweiterte, je höher er über der Erde schwebte, der wird sich vor Allem eines wohlthuenden Gefühls von Freisein erinnern, das nur der Astronaut ganz kennt. Immer leiser und leiser erklingen die Stimmen der Menschen; das Rollen der Wagen, der Hufschlag der Pferde verstummt, das Glockengeläute erlischt, und lautlos friedlich liegt tief unten mit all' ihrem Lärm und Geräusch, mit all' ihrem Glanz und Luxus, mit

all' ihrem Glend und Jammer, ihren Lüsten und Lastern die Weltstadt, durchströmt von der glitzernden Seine. Es ist ein traumhafter Anblick, ein Moment der höchsten Illusion — dann senkt sich allmählich das Riesenluftschiff, die Glocken, der Hufschlag, die Stimmen werden wieder hörbar, fester Boden ist wieder unter den Füßen und die schauerliche Dede der verbrannten Tuilerien-Trümmer allein schon genügt, den Traum einer Harmonie zu zerstören.

Das wahnsinnig-grinsende Gespenst der Commune spricht aus den Ruinen jedem Glauben an Weltfrieden und stetige Vereblung der Menschheit Hohn.

Es bedarf aber der starken Contraste nicht, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß überall nur so lange der Totaleindruck dauert, nur so lange gleichsam vom Luftballon der Phantasie aus die Welt angeschaut wird, von einem friedlichen und harmonischen Eindruck die Rede sein kann, weil nur da die Illusion sich zu halten vermag. Sowie man zugleich die Beziehungen der verschiedenen Wesen zu einander gesondert betrachtet, welche sich zur anmuthigen Landschaft, zum traulichen Stillleben zusammensügen, findet man überall Unfrieden. Nicht als wenn zu jeder Zeit alles mit allem in offenem Kampf sich befände, im Gegentheil, der tritt nur zeitweise und stellenweise hervor. Es zeigt sich aber dem kritischen Beobachter in dem ganzen Bereiche der Natur zu jeder Zeit die Thatsache in mannigfaltigster Form, daß eines das andere in seinem Wirken und seiner Entfaltung beeinträchtigt: die Concurrenz, die absichtliche und unabsichtliche, die offene und heimliche.

Ewig wahr bleibt, was in großartiger Einfachheit und ungemein kraftvoll Goethe sagt:

„Alles, was entsteht, sucht sich Raum und will Dauer; deswegen verdrängt es ein anderes vom Platz und verkürzt seine Dauer.“

Und Schiller im „Wallenstein“:

„Leicht bei einander wohnen die Gedanken,
 Doch hart im Raume stoßen sich die Sachen.
 Wo eines Platz nimmt, muß das andre weichen.
 Wer nicht vertrieben sein will, muß vertreiben.
 Da herrscht der Streit und nur die Stärke siegt.“

In der That genügt es, irgend ein Naturobject in seinen Beziehungen zu anderen Naturobjecten sorgfältig zu beobachten, um zu erkennen, daß, was die künstlerische Betrachtung als Frieden auffaßt, nur ein schöner Schein ist und in Wahrheit nirgends bestehen kann.

Nicht sind die in der Volksnaturgeschichte als Raubthiere und Raubpflanzen oder Schmarotzer bezeichneten Organismen Ausnahmen, sondern alle Thiere und alle Pflanzen sind Räuber, sofern sie sich gegenseitig schädigen und das Leben verkürzen. Wo man auch anfangen möge, immer geräth man von dem beliebig herausgerissenen Gliede der fatalen Kette an, in welcher das eine das andere verfolgt, auf eine Reihe ohne Ende.

Man nehme z. B. das kunstvolle Gewebe der Spinne, dessen merkwürdige Symmetrie mehr als ein mechanisches Problem involvirt. Es wird mit der größten Geduld verfertigt, keineswegs nur als Kunstleistung, vielmehr

verfährt dabei das Gehirn der Arachnide genau so planvoll und zum mindesten ebenso habgierig wie das des Vogelfellers oder des Fischers, wenn sie ihre Netze herstellen. Daß in dem einen Fall Vögel und Fische, in dem anderen Mücken und Immen gefangen und dann verzehrt werden, ändert an der Feindseligkeit des Verfahrens nichts. Aber jeder und jede und jedes behandelt, wenn die Noth groß ist und oft schon ohne Noth, wenn die Gelegenheit dazu sich bietet, die anderen ebenso. „Wie Du mir, so ich Dir“ ist die Parole. Die Spinnen erfreuen sich ihrer Beute nicht lange, denn zahllos sind ihre Feinde. Sie selbst machen sich gegenseitig die größte Concurrnz; die eine spannt oft dicht über oder neben dem Netze der anderen das ihrige aus. Die Fledermaus, die Schwalbe, der Frosch, die Lacerte, die Sandwespe und viele Parasiten verkürzen ihr Leben. Täglich werden viele Millionen Spinnen verspeist. Aber die sie vertilgen, sind wieder die Beute der Vögel; diesen stellen Fuchs und Marder nach. Und Allen bringt Tod und Verderben der Mensch, das einzige Raubthier, welches schon aus der Ferne, selbst ungesehen, gedeckt im Hinterhalte stehend, das ahnungslose Wild mit der Feuerwaffe niederstreckt. Er ist der gefährlichste von allen Kämpfern in dem allgemeinen Kriege, weil er der vielseitigste ist. Aber auch der Mensch steht oft genug waffenlos da, wenn die Natur gleichsam sich aufraffend, um ihm die Unsicherheit seiner Herrschaft zu zeigen, plötzlich die Saaten vernichtet und Hungersnoth erzeugt, oder wenn das gelbe Pestfieber und die asiatische Cholera Tausende auf einmal ergreift, Erdbeben ganze Städte in wenigen Minuten zerstören, Orkane und Ueberschwemmungen mit unwiderstehlicher Gewalt das mühselige Werk seiner Hände in einem Nu wegfegen, Vulkane, ihre feurige Lava über die üppigen Gefilde ergießend, dem fleißigen Winzer alles, was er hat, vertilgen.

Gegen solche Katastrophen, deren Wiederkehr die Beschaffenheit der Erdkruste für Jahrtausende hinaus gewährleistet, steht der Mensch allzuoft hilflos verzweifelt da. Wo sein Heim einst stand, seine Familie, sein ganzes Glück ihm blühte, sieht er nur Trümmer und findet er jetzt die Ruhe des Grabes. Unkraut wuchert, wo er in Frieden den Acker bestellte, in alle Winde ist seine Habe zerstreut, nichts blieb ihm als das morsche Gebälk. Ist es dem, der solches erlebte, zu verdenken, wenn er von Zweckmäßigkeit, von Frieden, von Harmonie in der Natur nichts hören will? Wer unverschuldetes Unglück erfährt — und jene Calamitäten beweisen, daß es unverschuldetes Unglück gibt — findet leicht die Summe der Unlust und Ungemach erregenden Weltproceffe so überwiegend über die Freude verursachenden, daß er dem Schicksal grollt, die Lust am Leben verliert und, was das traurigste von Allem ist, dem Indifferentismus und Nihilismus sich in die Arme wirft.

Aber auch abgesehen von solchen gewaltigen Naturereignissen, welche offenkundig in Massen das Lebendige mit einem Schlage vernichten, schonungslos die Lebensfäden der Jungen und Alten, der Gesunden und Kranken, der Schuldigen und Unschuldigen unangemeldet zerreißen, ist der sichere, dauer-

hafte Friede nicht zu finden. Selbst der, welcher sie nicht kennt, in Gesundheit und Kraft in kleinem Kreise wirkend, ruhig dahinlebt, kann einer ungetrübten Harmonie sich nicht erfreuen, es sei denn, daß er stark genug ist, sie in seinem Inneren zu hegen. Denn des Menschen größter Feind ist ein anderer Mensch. Alle können nicht Freunde sein, weil alle bis zu einem gewissen Grade dasselbe wollen und, um es zu erreichen, sich stören müssen. Jeder will sich nähren und wohnen und ruhen. Niemand will arm und krank sein, der bei Sinnen ist. Die Bedingungen des Lebens sind aber derartig, daß zu jeder Zeit ein Theil der Menschen arm und krank, ein anderer Theil reich und gesund war, ist und sein wird. Da die ersteren unter, neben, mit den letzteren leben, so ist es unmöglich, daß nicht Neid und Mißgunst entstehen. Wo diese aber walten, kann Verträglichkeit und wahrer Friede nicht sein. Vielmehr weckt der Mangel ein oft genug unbezwingbares Verlangen, zu haben, was der Nachbar hat, von dem Ueberfluß des Reichen einen Theil zu erhaschen, was diesen belästigt, und die hohe Stellung, welche der Begünstigte einnimmt, gleichfalls sich zu verschaffen, so daß jener die Sicherheit verliert. Deutlich zeigt es die Geschichte der Revolutionen und der Attentate, daß wo die Gelegenheit sich bietet, diese allmächtige Zauberin, der Arme, der Paria, der Sklave, der Knecht, sich an die Stelle zu setzen bemüht, welche sein Herr, welche die beneidete bevorzugte Minorität innehat. *Ote toi de là que je m'y mette!* wird dann nicht mehr nur im Stillen gewünscht, sondern mit allen erdenklichen Mitteln, mit dem Dolch, mit dem Revolver und mit Gift, mit Barrikaden und Brandstiftung in's Werk gesetzt. Jeder Krieg, jede Ernteute läßt diese furchtbare Unduldsamkeit des Menschen gegen den Menschen, des Volkes gegen das Volk, läßt den Rassenhaß und Klassenhaß erkennen. Aber im politischen Frieden, d. h. in der Pause zwischen zwei Revolutionen oder Kriegen herrscht eine ebensolche Unduldsamkeit, nur sind die Waffen andere. An die Stelle des offenen Kampfes mit tödtlichen Mordinstrumenten tritt das Verdrängen durch langsame Verkümmern der nothwendigen Lebensbedingungen. Und dieses Zurückdrängen des Nachbars, welches in mannigfaltiger Weise zu Stande kommt, ohne den geringsten, unmittelbar von Person zu Person ausgeübten Gewaltstreich, vielmehr dadurch daß der eine den anderen in dem, was dieser leistet, übertrifft, bildet das Wesen des Wettkampfs oder der Concurrrenz in der menschlichen Gesellschaft. Mehrere erstreben dasselbe zu gleicher Zeit an einem Ort. Nur für Einen ist an dem zu erreichenden Ziele Platz. Die Concurrenten werden alle von einem überholt, verdrängt, von dem einen nämlich, welcher in einer oder mehreren der zur Concurrnzzfähigkeit erforderlichen Eigenschaften den anderen überlegen ist. Jedermann weiß es. Viele bewerben sich. Einer gewinnt. Die Verlierenden klagen und fühlen sich zurückgesetzt. Der Gewinnende freut sich. Das ist der Lauf der Welt. Beispiele dafür liefert in Hülle und Fülle jeder Tag, jeder zeigt was in der modernen Gesellschaft *Carrière* machen heißt. Man könnte es besser *Concurrrenz* machen nennen. Die Journalisten

machen sich Concurrnz, um Abonnenten, die Aerzte, um Patienten, die Professoren, um Studenten, die Advokaten, um Klienten, die Fabrikanten, um Kunden, die Schriftsteller, um Leser zu gewinnen. Dieses „Gewinnen“, nämlich die Zuwendung zum Einen, hat eine Abwendung vom Anderen zur Folge, also einen Verlust für diesen. Das Alles ist klar und nothwendig. Nicht allgemein ist aber die Einsicht, daß diese Concurrnz für das Publicum nur segensreich ist. Träumen doch manche von der Möglichkeit, die freie Concurrnz abzuschaffen!

Für die Gesellschaft wird der Wettstreit unter den Aerzten, von denen jeder den anderen in Geschicklichkeit und Wissen zu übertreffen sucht, nur erspriesslich sein, denn die Kranken gewinnen dadurch. Dasselbe aber gilt für alle anderen Berufsarten.

Und worauf es hier vor allem ankommt, genau dasselbe gilt auch außerhalb der Menschenwelt für die Gesellschaften und Staaten der Thiere und für die Pflanzen.

Auch bei den Thieren gibt es Armuth und Reichthum, Gesundheit und Krankheit, Stärke und Schwäche, auch bei ihnen Neid und Mißgunst, unwiderstehliches Verlangen des Bedürftigen vom Ueberfluß des Gesättigten etwas zu erbeuten. Auch hier offener Kampf: Attaque und Vertheidigung, zwar nicht mit künstlich verfertigten, aber mit natürlichen Angriffs- und Schutz-Waffen, mit Hauern und Krallen, mit Gift und Stachel, mit Schild und Panzer, mit Maske und Helm.

Noch folgenreicher aber ist der Wettkampf in der Thierwelt ohne offenkundigen Streit, ohne Tödtung durch Gewalt, die reine Concurrnz, welche schon oft discutirt, und öfter noch mißverstanden wurde.

Der Erste, welcher sie richtig erkannte, ihre ungemeine Bedeutung für die Gestaltung der lebenden Natur auch ahnte, ist, soviel ich finde, der große und edle Benjamin Franklin gewesen. Er sagte schon im Jahre 1751:

„Es gibt keine Schranke für die natürliche Fruchtbarkeit der Pflanzen und Thiere, als die durch die Anhäufung und gegenseitige Beeinträchtigung (Interferenz) bezüglich der Lebensmittel gegebene.“

Dieser Satz findet sich in einer beachtenswerthen Abhandlung Franklins über die Vermehrung des Menschengeschlechts, welche die Anregung gab zu dem epochemachenden Werk des Engländers Malthus: „Ueber das Princip der Volksvermehrung, oder Betrachtung ihrer vergangenen und gegenwärtigen Wirkungen auf die menschliche Glückseligkeit mit einer Untersuchung unserer Aussichten betreffs künftiger Beseitigung oder Milderung der Uebel, welche sie verursacht.“

So lautet der Titel des Werkes, welches Charles Darwin die Grundlage gab für seine berühmte Theorie des Wettkampfes um's Dasein bei Thieren und Pflanzen, indem er die richtigen Sätze der Malthus'schen Lehren, welche sich nur auf Menschen beziehen, unmittelbar auf die übrigen Organismen anwandte.

Darwins Lehre ist bekannt, in ihren wesentlichen Grundzügen auch von mir schon früher populär dargelegt worden.*) Ich will deshalb hier nur an das Wichtigste erinnern.

Es ist Thatsache, daß die Vermehrung der Organismen in einem Mißverhältniß zu der Möglichkeit ihrer Erhaltung steht. Von allen lebenden Wesen werden soviel Eier und Embryonen oder Keime, Larven, Knospen, Sprossen erzeugt, daß die vorhandene Nahrung und Luft, das vorhandene Licht, Wasser, ja schließlich der vorhandene Raum, nicht entfernt alle am Leben zu erhalten ausreicht.

Nur ein Beispiel statt vieler: Die Ratte macht 6 bis 8 Nester jedes Jahr, 4 Jahre nacheinander, hat 12 bis 23 Junge in jedem Neste. Und die jungen Ratten haben schon Familie, wenn sie 3 Monate alt sind. Die weiblichen Ratten überwiegen an Menge die männlichen im Verhältniß von etwa 5 zu 3. Es leuchtet ein, daß nur ein kleiner Theil der vielen hunderttausend Ratten am Leben bleiben kann, welche innerhalb 3 Jahren geboren werden. Denn unter denen, die der sofortigen Tödtung entgehen, entsteht nach der Geburt eine Concurrrenz um die nothwendigen Lebenserfordernisse. Und so ist es bei allen Thieren, mögen sie sich langsam oder schnell vermehren. Eins drängt, verdrängt das Andere. Dabei unterliegen die schwächeren, d. h. diejenigen, deren angeborene und in der Concurrrenz selbst erst erworbene Eigenschaften, nämlich die Waffen zum Kampfe um die Existenz, nicht ausreichen. Die Sieger aber sind die Ueberlebenden. Sie sind es, welche eben durch ihre geistige und körperliche Ueberlegenheit in der Anpassung an die gegebenen Verhältnisse und Ausnützung derselben am Leben bleiben und ihrerseits wieder neues Leben hervorbringen ebenso unbegrenzt wie ihre Väter. Ihre Anzahl jedoch ist immer klein im Vergleich zu der Anzahl der Unterliegenden. Wahr ist, was ahnungsvoll Schiller sagte:

„Millionen beschäftigen sich, daß die Gattung bestehe,
Aber durch wenige nur pflanzt die Menschheit sich fort.
Tausend Keime zerstreuet der Herbst, doch bringet kaum einer
Früchte. Zum Element kehren die meisten zurück.
Aber entfaltet sich auch nur einer, einer allein streut
Eine lebendige Welt ewiger Bildungen aus.“

Man muß hierbei bedenken, daß immer die vorhin unterschiedenen zwei Formen des Kampfes um's Dasein verwirklicht sind. Einestheils befinden sich die Organismen im offenen Kampf miteinander, wenn einer den anderen überwältigt, wie es die Raubthiere im Großen und Kleinen regelmäßig thun, anderentheils waltet eine ruhige Concurrrenz, in der ohne Fehde, ohne Kriegserklärung, ja sogar ohne Haß und unbewußt eines dem anderen wegnimmt, was es selbst braucht. Diese Concurrrenz führt aber unausbleiblich zu harten Zusammenstößen. Dadurch werden dann die Rivalen genöthigt, um ihrer Erhaltung willen, in allem sich zu vervollkommen, was für das Leben unter

*) Der Kampf um das Dasein. Ein populärer Vortrag von H. Freyer. Bonn 1869.

den gegebenen Umständen von Werth ist. Die vorzüglichsten, welche sich am besten angepaßt haben, überleben die Uebrigen und vererben dann ihre Vorzüge auf die Nachfahren, und so können im Laufe von vielen Generationen die Arten oder Species sich verändern und aus weniger begabten Wesen sehr mannigfaltig umgestaltete hervorgehen, aus Thieren menschenähnliche Thiere und aus Thiermenschen allmählich Menschen.

Dies ist in kürzester Fassung der Grundzug des Darwin'schen Concurränz-princip's.

Dasselbe ist jedoch keineswegs auf Menschen und Thiere beschränkt, wenn es sich auch da am deutlichsten zeigt, weil die Beweglichkeit da am größten ist. Concurränz ist immer und überall. Sie entsteht, wenn mindestens zwei Wesen zu gleicher Zeit und an demselben Ort ein und dasselbe zu ihrer Existenz bedürfen, auch wenn sie es nicht erreichen wollen, oder demselben Ziel zustreben, schon wenn sie ihm nur zugetrieben werden. Das Object der Concurränz besteht entweder in der unmittelbaren Vermeidung einer Schädigung oder in der Herbeiführung eines Vortheils. In letzter Instanz freilich handelt es sich stets um die Erhaltung und Entfaltung eines eigenen Lebens, um die Befriedigung der eigenen Interessen und der Interessen der Gemeinschaft, in welcher die Einzelnen leben und wirken.

Auch im Pflanzenreich bildet diese Concurränz den Grundzug. Wenn man die Wälder sich selbst überläßt, so tragen die Bäume am Rande bis untenhin reichlich Aeste, Zweige und Blätter, im Inneren nur die Wipfel weil da der Nachbar dem Nachbarn Licht und Luft wegnimmt, wie der Mensch dem Menschen in einer großen Stadt. Es verhält sich so, als wenn jeder einzelne Baum den Willen hätte, diese nothwendigen Erfordernisse für sich in Anspruch zu nehmen, gleichgültig, ob die anderen darüber zu Grunde gehen oder nicht. Wenn aber jeder das will, so muß auch jeder jeden beeinträchtigen und derjenige, welcher die weitgehendste Beeinträchtigung verträgt, oder der zäheste, der sich am besten gegen die Beeinträchtigung schützt und wehrt, also der am besten ausgerüstete, wird bei eintretendem Mangel an Regen, Luft, Licht, Nahrung u. s. w. am längsten ausbauern. In dieser Beziehung machte ein Gutsbesitzer eine interessante Beobachtung. Er pflanzte eine große Zahl von ganz jungen Fichten, etwa 200, auf ein Stück Land, eine dicht neben der anderen, und daneben auf demselben ebenso bis dahin unberührten Land; eine kleine Zahl, etwa 20, jede in großem Abstand von der anderen. Nach kurzer Zeit waren die 200 sämmtlich zugleich todt, die 20 aber gediehen vortreflich. Da hier alle äußeren Schädlichkeiten dieselben und alle Sprosslinge einander sehr ähnlich waren, so ist der gemeinschaftliche Untergang der 200, welche einander zu nahe standen, dadurch zu erklären, daß für alle nicht genug Raum sich vorfand, und kein einzelner genügende Zähigkeit oder Resistenz und Kraft besaß, um die Leidensgenossen zu überbauern. Aber dieses Resultat ist selten. Meistens wird bei Wiederholung des Experimentes eines der Bäumchen, oder eine

geringe Anzahl derselben übrig bleiben in der tödtlichen Concurrrenz. Das zeigt die Natur selbst, indem sie überall, wo Pflanzen wachsen, ähnliche Versuche anstellt. Die symmetrische Rundung einer nach allen Richtungen gleichmäßig entfalteten Linde auf freiem Felde mit ihren vielen duftigen Blüten und saftiggrünen Blättern bildet den stärksten Gegensatz gegen die verzerrte Gestalt der mit spärlichen Nestern versehenen, kümmerlich auf der windigen Schattenseite des Berganges hinfriedenden, rings von lichtfüchtigen Genossinnen bedrängten Segföhre. Doch auch der unter den denkbar günstigsten Umständen emporkwachsende Baum hat eine fortwährende Concurrrenz bis zu seinem Untergange zu bestehen. Er muß sich namentlich gegen Insecten und allerlei Schmarozer wehren und wenn dieses glückt, concurrirt mit ihm der nächste Nachbarbaum und das Unkraut in seinem Schatten. Ueberall im Bereiche des Lebendigen waltet im Großen und Kleinen zu allen Zeiten die Concurrrenz um die Lebensbedingungen. Nirgends findet sich ein Lebendes allein, immer ist es ein Mehrfaches und Mannigfaltiges. Und wo mehr als eins lebt, entsteht nothwendig der Wettkampf um die äußeren Lebensbedingungen.

Es ist sogar eine solche Concurrrenz, wenn auch mit etwas anderem Aussehen in der unbelebten Natur an allen Orten und zu jeder Zeit vorhanden. Denn der oberste Grundsatz der Mechanik, und damit aller exacten Naturforschung, das Axiom von der Trägheit oder dem Beharrungsvermögen, sagt aus, daß jeder materielle Punkt, wenn er in Ruhe ist, in Ruhe bleibt, wenn er in Bewegung ist, in Bewegung bleibt, so lange äußere, d. h. nicht in ihm selbst gelegene Einflüsse den Zustand der Ruhe oder der Bewegung nicht stören. Dabei ist aber wesentlich, daß die den Zustand ändernden Kräfte nicht unabhängig von dem ruhenden oder dem bewegten materiellen Punkte zu Stande kommen, sondern aus der gegenseitigen Beziehung zu oder Wechselwirkung mit anderen materiellen Punkten. Denn wenn die Ruhe oder Bewegung verursachenden Einflüsse ganz unabhängig wären von dem, worauf sie einwirken, dann wäre letzteres aus dem Zusammenhang mit allen Naturerscheinungen herausgelöst. Es ist also klar, daß ein materieller Punkt seinen Zustand, sei es der Ruhe, sei es der Bewegung, nicht für sich ändern kann, sondern nur durch sein Verhältniß zu anderen materiellen Punkten. Es sind also zum wenigsten zwei materielle Punkte nothwendig, wenn Ruhe und Bewegung unterschieden werden sollen. Wo aber zwei materielle Punkte oder zwei Körper sind, müssen sie aufeinander wirken, denn es gehört eben zum Begriff Materie, daß sie nur da ist, wo sie wirkt. Endlich also: Wo Körper aufeinanderwirken, steht der Wirkung des einen die Gegenwirkung des anderen entgegen und damit ist der Concurrenzbegriff gegeben.

Alle unbelebten Körper verhalten sich so, als wenn sie den Willen hätten, den Zustand beizubehalten, welchen sie in einem bestimmten Augenblick gerade inne haben. Sind sie in Ruhe, so setzen sie jedem diese Ruhe störenden Umstände einen Widerstand entgegen. Sind sie in Bewegung, so setzen sie jedem Versuche anderer Körper, eine Aenderung in der Geschwindigkeit oder

der Richtung der Bewegung herbeizuführen, gleichfalls einen Widerstand entgegen. Darin besteht das Beharrungsvermögen, welches man bildlich auch den Eigensinn der Materie nennen könnte. Es läßt sich nun für alle Massenbewegungen zeigen, daß die ruhenden Massen die Bewegung der bewegten Massen stören und daß umgekehrt diese die Ruhe der ruhenden Massen stören. Denn weder gibt es irgendwo eine sich ganz gleichbleibende ununterbrochene Bewegung, noch eine ununterbrochene Ruhe eines Körpers. Die Bewegung hindert die Ruhe und die Ruhe hindert die Bewegung. Da aber die Körper in beiderlei Zuständen ihr Beharrungsvermögen behalten, so entsteht nothwendig ein Wettstreit um die Erhaltung des jeweiligen Zustandes, d. h. eine Concurrrenz im weitesten Sinne, eine Concurrrenz um den Raum. Nimmt alles, was ist, an dieser Concurrrenz theil und zwar dadurch allein schon, daß es ist, so sind die Grundeigenschaften der Materie Trägheit, Undurchdringlichkeit, Ausdehnung, Schwere, Mittel in der Concurrrenz auszudauern, oder Waffen zum Angriff und zur Vertheidigung in dem Wettstreit um die Erhaltung des jeweiligen Zustandes. Ist dieser die Ruhe, dann handelt es sich um Behauptung des Platzes; ist er Bewegung, dann um Gewinnung von Zeit und neuem Raum. In beiden Fällen sind Widerstände oder Störungen zu überwinden.

~~—~~ Wenn hochaufschäumend das Meer in tosender Brandung gegen die Felsen anstürmt, so kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß es sie angreift und der starre Fels sich siegreich vertheidigt. Wenn aber in den Felspalten das Wasser gefriert und das feste Gefüge zersprengt, so erscheint nun der Sieger besiegt.

So kann man auch in der unbelebten Natur leicht nachweisen, daß ohne den geringsten mystischen Anthropomorphismus, ohne Beselung der Berge und Wässer, der Wolken und Winde mit mythischen Geistern alles sich so verhält, als wenn eines das andere zu beeinträchtigen, zu stören die Tendenz hätte, als wenn eines sich an die Stelle des anderen mit Widerstandsüberwindung zu setzen versuchte.

Und zwar geschieht dieser Platzwechsel thatsächlich überall entweder plötzlich in auffallender Weise oder allmählich, unmerklich. Die Küsten heben sich unsichtbar langsam hier aus den Fluthen, dort sinken sie tiefer. Plötzlich aber taucht dann und wann eine Insel aus dem Ocean empor und verschwindet wieder plötzlich. Jahrelang hält sich der festgefrorene Schnee in der kälteren Bergluft, nur langsam durch die Verdampfung abnehmend, doch ist er mit einem Male nicht mehr, wenn die Lawine ihn in das wärmere Thal schleudert.

Derartige Betrachtungen, rein thatsächliche Verhältnisse betreffend, können, weil die Absicht in den bewegenden und bewegt werdenden Körpern fehlt, somit nicht von Handlungen, sondern nur von Vorgängen die Rede ist, in der That nicht die geringste Berechtigung geben, den Naturkrieg oder Naturkampf in Permanenz zu erklären, aber noch viel weniger gestatten sie den vielbesungenen Naturfrieden als das Beständige oder auch nur zeitweilig

Ueberwiegende zu bezeichnen. Keiner von Beiden besteht immer und überall; wohl aber findet sich ausnahmslos immer und überall die Concurrrenz. Und derjenige Zustand, welcher aus dem ununterbrochenen Concurriren alles dessen hervorgeht, was überhaupt concurrenzfähig ist, also alles dessen, was zugleich existirt, ist in der Natur ebensowenig wie in der menschlichen Gesellschaft allgemeiner Krieg oder allgemeiner Frieden. Der Zustand ist auch kein Waffenstillstand, denn dieser setzt den Ausbruch des offenen Kampfes zu ein er bestimmten Zeit voraus, sondern ein Zustand, für welchen ich keinen passenderen Namen finde als *Compromiß*.

Wie im politischen Leben jeder Einzelne, jede Partei, jede Classe, jede Nation ihre besonderen Interessen hat, welche befriedigt werden können nur auf Kosten anderer Parteien, Classen, Nationen, so auch hat jeder Naturkörper, jedes Staubkorn, jeder Pilz, jedes Insekt gewisse Interessen, die nur mit Schädigung der Interessen anderer befriedigt werden können. Da es sich bei allen so verhält, so kann in keinem einzelnen Falle die Befriedigung der gesammten Interessen erreicht werden. Denn falls auch der Einzelne die Mittel besitzen sollte, alle seine Wünsche zu erfüllen oder alle seine Bedürfnisse vollständig zu befriedigen, oder chemisch gesprochen, alle seine Affinitäten zu sättigen, physiologisch gesprochen, alle seine Functionen ungehindert auszuüben, indem er alle Concurrenten aus dem Felde schlüge, so würde er sich dennoch einer Glückseligkeit nicht erfreuen können, weil in dem Augenblicke des Sieges selbst eine Menge von neuen Concurrenten mit ganz genau denselben Wünschen Bedürfnissen, Affinitäten, Functionsgelüsten entstehen würde. Einer allein kann niemals in Allem Sieger bleiben. Ist die Concurrrenz durch Beseitigung der Concurrenten selbst beseitigt, so bleibt doch stets die Concurrrenz der Sieger untereinander. Und wenn diese gleich stark sind, entsteht der *Compromiß*, d. h. jeder befriedigt seine Interessen, so weit er kann. Um des Friedens willen, der in Wahrheit nie erreicht wird, beruhigt sich der Einzelne, wenn auch nicht alle seine Interessen befriedigt sind. In der Natur, wie in der Gesellschaft ist jeder Zustand, wo scheinbar Friede waltet, das Resultat unzähliger *Compromisse*. Allein schon die beschränkte Größe, oder Raumerfüllung jedes Naturkörpers zeigt, daß trotz des Wachsthums unter den günstigsten Bedingungen ein gewisses Maaß nicht überschritten werden kann. Die allgemeine Concurrrenz sorgt dafür, „daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen“ und daß kein Ding eine gewisse Größe übersteigt, kein Natur- und kein Kunstproduct, da jedes sich nach den es umgebenden Theilen richten muß und ein Theil den anderen verhindert, sich ungemessen auszudehnen. So entsteht von Anfang an eine Reihe von *Compromissen*. Der gegenwärtige Zustand der ganzen Welt ist das Resultat aller *Compromisse*. Wo man hinsieht in der Natur, sei es der organischen, sei es der anorganischen, überall erkennt man diese Wahrheit, indem, wo nicht offener Streit oder der Ausgleich entgegengesetzter gerichteter ungleicher Kräfte sich noch abspielt, wo also scheinbar Ruhe und Ebenmaaß der Kräfte waltet, immer

mannigfaltige Conflictte und Collisionen vorhergegangen sind und durch geringfügige Einflüsse jeden Augenblick aus der permanenten Concurrrenz wieder erweckt werden.

Man könnte einwenden, alles das sei zwar wahr, aber einseitig; joviele sich auch dafür geltend machen lasse, es gebe doch Gebiete, wo die Concurrrenz mit ihrer unausbleiblichen Folge, dem Compromiß, nicht verwirklicht sei und nicht allem Geschehen zu Grunde liege. Was habe sie mit den chemischen Vorgängen zu thun? Wenn auch Thiere untereinander concurrirten — so concurrirten sie doch nicht mit Bergen und Meeren, mit der anorganischen Natur. Ueberhaupt sei die ganze Lehre von der Concurrrenz und dem Compromiß nicht ansprechend, sie führe zu unannehmbaren Folgerungen, sie predige Egoismus, habe für die höchsten Tugenden, die Selbstverleugnung und Menschenliebe, keinen Platz und ihre Anwendung auf das praktische Leben, besonders die Erziehung und Sittenlehre, sei verderblich, da sie alle edeln Gefühle ersticken müsse.

Ich will nun zeigen, daß alles dieses nicht zutrifft, und daß bezüglich des letzten Einwurfs gerade das Concurrrenzprincip erst eine natürliche Erklärung für die Möglichkeit jener Tugenden gibt und seine richtige Anwendung nur segensreich ist.

Zuerst die Concurrrenz in den chemischen oder stofflichen Aenderungen in der Natur. Alle Naturvorgänge sind entweder psychisch oder chemisch oder mechanisch, wobei unter „mechanisch“ hier weiter nichts als „weder chemisch, noch psychisch“ verstanden sein soll. Man kann darüber streiten, ob es einer spätem Zukunft vielleicht gelingen werde, statt der drei Classen nur zwei, mechanische und psychische, Proceffe zu statuiren oder ob es sich als nothwendig für das Verständniß der Welt erweisen werde, mehr als drei Classen zu unterscheiden; darüber ist aber nicht zu streiten, daß gegenwärtig kein chemischer und kein geistiger Vorgang in irgend einer mechanischen Weise erklärt werden kann und daß überhaupt keine Thatsache bekannt ist, welche eine vierte Gruppe anzunehmen zwänge. Also wird der Nachweis der Concurrrenz in der unbelebten Natur sich allerdings auf die chemischen Proceffe zu erstrecken haben.

Diejenige Wissenschaft, welche die Zusammenetzung aller Körper aus ihren Urstoffen oder Elementen zu ermitteln sucht, die Chemie, hat bis jetzt zwischen 60 und 70 solcher nicht mehr zerlegbarer Ursubstanzen entdeckt, welche, aber 3. Th. vielleicht sich als zusammengesetzt erweisen werden, so daß die Zahl sich etwas verkleinern könnte. Gegenwärtig liegt jedenfalls die Nöthigung vor, alle Natur- und Kunst-Producte als in jene Stoffe zerlegbar zu bezeichnen. Und zwar sind sie theils frei in der Natur vorhanden, wie Gold, Sauerstoff, Schwefel, theils in einfachen Verbindungen, wie Wasser und Kohlen säure, theils in complicirten, wie Fett, Zucker, Alkohol. Aber aus allen Verbindungen, einfachen und verwickelten, kann jedes Element mit seinen sämmtlichen ihm ursprünglich zukommenden Eigenschaften jederzeit durch chemische Analyse

wieder erhalten werden. Man kann also in diesem Sinne sagen: das Eisen ist immer dasselbe Eisen, mag es in der Sonne verdampfen, oder zur lasttragenden Kette geschmiedet, oder zur tönenden Clavierseite ausgezogen sein, oder im Blute die rosige Wange des Kindes färben. Man könnte in der That aus dem Eisen des Blutes, wenn man genug davon hätte, Hüfseisen schmieden.

Gerade diejenigen Proceſſe nun, deren sich die analytische Chemie bedient, um die Verbindungen in ihre chemisch-einfachen Bestandtheile zu zerlegen und die synthetische Chemie sie aus denselben künstlich wieder zusammenzusetzen, sind es, durch welche neben vielen anderen noch unbekanntem auch im Laboratorium der Natur neue Verbindungen zu Stande kommen, bestehende zerſetzt werden.

Und es ist seitens der einfachen Stoffe eine Tendenz vorhanden, synthetische Vorgänge zu veranlassen, indem sie gegenseitig ihre Affinitäten, gleichsam ihre Begierde sich zu verbinden, sättigen; seitens der zusammengesetzten Verbindungen aber werden fortwährend analytische Proceſſe in Gang gebracht, weil gerade in den chemischen Verbindungen der complicirtesten Art viele Verwandtschaften nicht völlig gesättigt sind, so daß sie sich, kaum entstanden, gegenseitig wieder zerſetzen, bis wieder einfachere Stoffe und Elemente, zum Vorschein kommen. Diese vereinigen sich wiederum zu verwickelten Verbindungen und so geht der Kreislauf fort. Die Concurrenz der Stofftheilchen ist hierbei doppelter Art. Zunächst ſetzt jeder einfache Stoff seiner chemischen Bindung, d. h. dem Opfern seiner Sonderexistenz, einen gewissen Widerstand entgegen. Unter denselben äußeren Verhältnissen, z. B. bei gleicher Temperatur, gleichem Druck, gleichen Mengen ist aber dieser Widerstand oder das Selbsterhaltungsvermögen je nach der Natur des Stoffes verschieden. In der allgemeinen chemischen Concurrenz um Beibehaltung des Zustandes werden also unter sonst gleichen Umständen gewisse Verbindungen entstehen müssen, andere nicht. Gewisse Elemente verlieren ihre bisherige Freiheit und werden gebunden, z. B. werden freier Sauerstoff und metallisches Eisen, wenn die Klinge an der Luft roſtet, beide gebunden, andere Elemente, wie der freie Stickstoff der Luft, behalten dagegen unter ganz denselben Umständen ihren Zustand unbehelligt bei.

Unter anderen Umständen dagegen, z. B. wenn der Blitz die Luft plötzlich an einer Stelle enorm erhitzt, verliert der Stickstoff seine Freiheit und verbindet sich mit Sauerstoff. Je nach den äußeren Umständen, besonders der herrschenden Temperatur, behält bald dieses bald jenes Element die Oberhand. Nun ist aber nicht etwa diese chemische Trägheit der Elemente oder die Erhaltung des elementaren Zustandes allein maßgebend für die allgemeine Concurrenz, vielmehr handelt es sich zweitens um die Sättigung der Affinitäten alles dessen, was gleichzeitig existirt. Da von allen Naturforschern einstimmig mit Recht als Axiom und als Grundlage der chemischen Wissenschaft die Erhaltung der Materie aufgefaßt wird, diese aber aus den chemischen Elementen besteht, so kann weder irgend ein Element neu entstehen, noch verschwinden.

Die Menge des Stoffs ist nicht nur constant, sondern die Menge jedes einzelnen unveränderlichen Elementes ist constant, sonst wäre eben das Element nicht unveränderlich. Folglich ist auch die Gesamtsumme aller gesättigten und ungesättigten Affinitäten constant. Und da jedes Element strebt, seine Affinitäten zu sättigen, so muß nothwendig eine Concurrrenz um diese Sättigung entstehen.

Einerseits also Tendenz, den gegenwärtigen Zustand zu erhalten, andererseits Tendenz, die freien Affinitäten zu sättigen. Mit anderen Worten: einerseits Concurrrenz in der Ueberwindung der die gesonderte Existenz der einfachen chemisch verschiedenen Stoffe störenden Einflüsse, andererseits Concurrrenz in der Herbeiführung gesättigter Verbindungen. Bald überwiegt die eine, bald die andere, je nach den äußeren Umständen, ohne daß jemals eine der beiden Concurrrenzarten aufgehoben werden könnte. Denn dann müßten entweder sämtliche Affinitäten aller Elemente gesättigt sein, so daß kein einfacher Stoff mehr übrig bliebe, was unmöglich ist, weil auch die gesättigten Verbindungen sich gegenseitig zersetzen und zerfallen, wenn die äußeren Umstände sich ändern, oder es müßten alle Elemente im freien Zustande nebeneinander existiren, was gleichfalls unmöglich ist, da unter allen Umständen einige von ihnen mit anderen, wenn alle frei sind, sich verbinden müssen vermöge der ihnen inhärenten Affinitäten. So ist also nothwendig die chemische Concurrrenz von unbestimmter Dauer. Ueberwiegen hier die synthetischen Prozesse, so haben dort die analytischen das Uebergewicht. In beiden spielt dasjenige Element, welches seiner Verbreitung und Menge nach unbedingt den ersten Platz einnimmt, der Sauerstoff, die Hauptrolle. Mit ihm verbinden sich alle anderen Elemente (außer dem einzigen noch nicht isolirten Fluor). Der Act der Verbindung, die Oxydation oder Verbrennung, ist zweifellos der häufigste synthetische Proceß in der Natur und seine Umkehrung, die Reduction oder Abspaltung des Sauerstoffs aus den Oxydations-Producten, einer der häufigsten analytischen Vorgänge, durch welchen z. B. die Menge des Sauerstoffs in der Atmosphäre annähernd constant erhalten wird. Aber dies ist nur ein Beispiel. In Wahrheit liefert jedes Element bei jeder Bindung und Abspaltung einen Beweis für die chemische Concurrrenz in der anorganischen und organischen Natur. Es wechseln im Weltall die Bindungen mit Dissoziationen, die Verschmelzungen mit Spaltungen, die synthetischen mit analytischen Processen immerdar ab in ewigem Wirbel wie Aufbauen und Niederreißen oder Einfallen der Häuser in den Städten.

Alles dieses betrifft ausschließlich solche Erscheinungen, bei welchen ungleiche Stoffe aufeinander wirken und sich stofflich ändern, also chemische Vorgänge. Diese aber sämmtlich. Der Nachweis der Concurrrenz in jedem einzelnen Falle, auch bei Explosionen, KrySTALLISATIONEN, Diffusionen, Massenwirkungen bildet eines der interessantesten theoretischen Forschungsgebiete, mit welchem hervorragende Chemiker und Physiker gegenwärtig beschäftigt sind. Denn, um nur ein Beispiel anzuführen, was man das Princip der größten

Arbeit nennt, ist nichts anderes, als ein Specialfall der univervellen chemischen Concurrrenz. Es bedeutet die Tendenz chemisch differenter Stoffe, diejenige Zusammensetzung herbeizuführen, bei welcher die größte Wärme-Entbindung statt hat. Wenige freilich nennen das Kind beim rechten Namen, vom „Kampf um's Dasein“ oder der Concurrrenz der Moleküle in chemischer Beziehung ist wissenschaftlich kaum die Rede. Die außerordentliche Fruchtbarkeit dieser Auffassung ist aber bereits dargelegt von Prof. Pfaunder in Innsbruck. Und in Zukunft wird die Chemie allgemein die neuen Bahnen betreten müssen.

Das zweite Gebiet, die Concurrrenz des Lebenden mit dem Anorganischen, wurde allerdings bisher, soviel ich finde, nur als ein Kampf des Ersteren gegen die Naturgewalten aufgefaßt, wobei aber der eigentliche Inhalt des Concurrrenzbegriffs sich nicht unmittelbar verwirklicht findet, vielmehr nur der Einzelkampf um das Dasein, statt des Wettkampfs. Selbst der große Darwin, welchem die Forschung die Einführung jenes Begriffes und die Erkenntniß seiner Bedeutung für die Gestaltung der organischen Natur verdankt, unterscheidet nicht scharf genug diese beiden Formen der Selbsterhaltung. Als ich ihn brieflich fragte, wie er eigentlich den Lebenskampf auffasse, ob z. B. wenn zwei Tannen dem Sturme trogen und eine entwurzelt wird, es ihm mehr darauf ankomme, daß diese vom Sturme besiegt worden oder mehr darauf, daß die stehende gebliebene Tanne ihre Gefährtin besiegt habe, was allein, wie ich meinte, Concurrrenz sei, antwortete er mir u. a.:

„Ueber dem Ausdruck „Kampf um das Dasein“ (struggle for existence) habe ich immer einige Zweifel gehegt, war aber nicht im Stande, irgend eine bestimmte Grenzlinie zwischen den beiden darin begriffenen Vorstellungen zu ziehen. Ich vermuthete, daß der deutsche Ausdruck „Kampf um das Dasein“ nicht ganz denselben Gedanken wiedergibt. Die Worte „struggle for existence“ drücken, denke ich, genau das aus, was Concurrrenz besagt. Es ist im Englischen correct zu sagen, daß zwei Menschen um das Dasein kämpfen, welche während einer Hungersnoth derselben Nahrung nachjagen und ebenso, wenn ein einzelner Mensch der Nahrung nachjagt; auch kann andererseits gesagt werden, daß ein Mensch um das Dasein kämpft gegen die Wogen des Meeres, wenn er Schiffbruch erlitten hat.“

Hieraus geht hervor, daß Darwin selbst den Doppelsinn des Ausdrucks wohl kennt und nicht die beiden Begriffe von einander trennt. In Wahrheit sind sie aber scharf zu trennen dadurch, daß in dem Kampfe des Einzelnen gegen Hunger oder Seesturm u. a. eine Concurrrenz nicht vorhanden sein kann. Denn sie bedingt zum mindesten zwei Wesen und ein von beiden verfolgtes Ziel. Wenn zwei der Nahrung nachjagen, so concurriren sie, wenn zwei Schiffbrüchige den schwimmenden Balken oder die Rüste zu erreichen suchen, so concurriren sie wie Nebenbuhler. Einer allein concurrirt nicht, sondern kämpft ohne Concurrenten um das Dasein mit dem Mangel, mit den Wellen. Und darin kann man nicht einmal eine Concurrrenz des Lebenden mit dem Nichtlebenden sehen, denn wenn, um bei dem Beispiel zu bleiben, der einzige

überlebende Schiffsbrüchige eine einsame Klippe erklettert hat, wo er verhungert, so ist niemand da, der mit ihm concurrirte, wenn er den Hunger stillen möchte. Zur Concurrrenz gehören ausnahmslos zwei oder mehrere, welche an demselben Ort dieselben Interessen oder dieselben Functionen haben.

Wir scheint, daß man, um die Concurrrenz zwischen belebten und unbelebten Körpern zu erkennen, die Natur von einem mehr physiologischen Standpunkte aus betrachten muß. Alle lebenden Organismen nehmen in ihrer Nahrung Unbelebtes in sich auf, die Pflanzen und viele Thiere ausschließlich und unmittelbar, andere Thiere leben von Lebendem, verzehren also mittelbar das Anorganische; Jedenfalls geht ununterbrochen ein Vitalisationsproceß vor sich, durch welchen eine Anzahl von todtten, anorganischen Gebilden, Luft, Wasser, Salze und chemische Verbindungen verwickelter Constitution, Bestandtheile lebender Wesen werden, also vom Reich des Nichtlebenden in das Reich des Lebenden übergehen. Die zur Selbsterhaltung der Organismen unerlässliche Nahrungsaufnahme, die Ernährung oder Assimilation, besteht eben in einer solchen Organisation oder Vitalisirung der anorganischen Verbindungen.

Mit ihr ist nun der umgekehrte Proceß solidarisch verbunden. Da alles, was lebt, dem Tode verfällt, und eines nur dadurch leben kann, daß ein anderes abstirbt, weil für alle der Raum fehlt, so muß ohne Unterbrechung die Desorganisation vor sich gehen, d. h. fortwährend findet das Sterben statt, wo Leben ist. Fortwährend verwandelt sich Lebendiges in Anorganisches. Unzählige Petrefacten an fast allen Orten der Erdoberfläche zeigen die Trümmer jüngst und längst vergangener Geschlechter: die Kohlen, die Kalkgebirge. Ein sehr großer Theil der die Erdkruste zusammensetzenden Gebilde läßt sich zurückführen auf die Lebensthätigkeit von Pflanzen und Thieren. Also ist das Lebende von dem allergrößten Einfluß auf die Gestaltung der Erdoberfläche, auch wenn man ganz absieht von den Terrain- und Klima-Veränderungen durch Ackerbau, Bergbau, Eisenbahnen, Canäle, Durchstechungen von Nistmen und anderem Menschenwerk.

Es ist hiernach eine Tendenz der todtten Massen vorhanden, Theile von lebenden Körpern zu werden, und zugleich eine Tendenz der lebenden Körper, todtte Masse zu werden, die dann wieder vitalisirt wird, organisirt wird. Wie enggeschlossen der Kreislauf bisweilen sein kann, sieht man z. B. daran, daß die Kornfelder Englands mit menschlichen Knochen aus egyptischen Gräbern gedüngt werden. Der Mensch gibt also das anorganische des Leichnams her zur Fabrication von Brod für die nach ihm neu heranwachsenden Menschen. So kann möglicherweise von dem Kalk aus dem Schädel eines Mhamjes ein Mörnchen in dem Schädel des britischen Premierministers sich wieder finden.

Doch dieser Kreislauf allein macht noch keine Concurrrenz oder Rivalerie zwischen Lebendem und Todtem aus. Erst wenn man hinzunimmt, daß es überall sich so verhält, als wenn das Lebendige sich unbegrenzt ausbreiten wollte, und als wenn das Unlebendige sich dem opponirte, erkennt man die Concurrrenz. Hat local das erstere ein Uebergewicht, so wird das Land bald

unfähig, weitere Assimilirung zu ermöglichen, Hungerstoth tritt ein und der Tod herrscht vor, was aber nichts anderes heißt, als daß die anorganischen Proceffe nun überwiegen. Es handelt sich hierbei um ein Ringen um Leben und Tod. Das Leben will gleichsam mit allen Mitteln sich erhalten, die Materie organisiren, der Tod mit allen Mitteln sie desorganisiren. Langes Leben ist langes siegreiches Kämpfen gegen den Tod, frühes Sterben ist kurzes Kämpfen und Unterliegen. Ob zu allerlezt der Tod allein siegt, wie manche meinen, oder das Leben allein, wie einige Phantasten wollen, oder ob immerdar Leben und Tod sich als ewig unverföhnte und ewig gleichstarke Gegner gegenüberstehen werden, weiß Niemand.

Oder ohne Bild und rein thatsächlich gesprochen: Dem Lebendigwerden der anorganischen Natur, also der Verarbeitung derselben zu Nahrung und lebenden Körpern, dem Ernährungsvorgang im Großen stehen Hindernisse entgegen (welche der Mensch z. B. im Ackerbau und in der Viehzucht, in der Küche und im Backhaus überwindet). Das Anorganische hat ein der Organisirung oder Assimilation widerstrebendes Beharrungs-Vermögen. Sofern dieses aber überwunden wird von den Lebensproceffen, unterliegt es. Andererseits hat das Lebendige eine Resistenz gegen das Anorganischwerden oder Sterben, so daß es sich den zerstörenden Einflüssen der Winterkälte, der Stürme, Ueberschwemmungen und zahllosen kleinen Schädlichkeiten gegenüber eine Weile hält. Summiren sich jedoch die vielen kleinen äußeren Schädlichkeiten längere Zeit hindurch, dann unterliegt das Lebendige. So geht es fort. Wo man auch prüft, immer ist entweder das Lebendige Herr der Elemente, des Bodens, des Wassers, der Luft, oder das Todte herrscht. Die beiden concurriren um das Dasein, aber nur selten ist der Sieg der einen Partei von Dauer. Denn es ist irrig zu meinen, daß nur das Lebende von relativ kurzem Bestand sei. Auch kein todttes Ding ist immerdar unveränderlich in seiner Gestalt und Zusammensetzung.

Man jagt zwar nicht, daß das Pulver stirbt, wenn es explodirt, aber es endigt doch sein Dasein so gut wie die lebenden Wesen, die es tödtet. Es ist jedenfalls dann kein Pulver mehr. Was am längsten dauert, sei es belebt, sei es unbelebt, siegt in der Concurrrenz des Organischen und Anorganischen.

Aber auch durch diese Erweiterung ist das Concurrenzgesetz seinem ganzen Umfange nach noch nicht abgegrenzt. Es gestattet eine noch wenig oder kaum beachtete Anwendung auf alles Lebende im weitesten Sinne. Nicht nur Menschen Thiere, Pflanzen concurriren miteinander um das, was zur Erhaltung und Verschönerung des Lebens benöthigt wird, sondern dasselbe gilt, wenigstens was die Erhaltung und Ausbreitung betrifft, von den zusammenwachsenden Theilen, aus denen die einzelnen Organismen bestehen, und von den natürlichen Gruppen, in welchen die Pflanzen, Thiere und Menschen zusammenleben. Außer den weder thierischen noch pflanzlichen, oder wenn man so will, zugleich thierischen und pflanzlichen Urwesen oder Protozoen, welche nur aus einer Zelle bestehen, sind alle lebenden Körper aus sehr kleinen, mehr oder weniger selbständigen

Wesen, die Zellen, zusammengesetzt, welche athmen, wachsen, sich ernähren wie das Ganze. Auch das Ei, aus dem alle hervorgehen, ist eine solche Zelle. Diese Eizelle verhält sich in mehr als einer Beziehung sehr ähnlich dem ganzen Organismus. Nach der Befruchtung theilt sie sich in ihrem Innern zuerst in 2, dann 4, dann 8, 16, 32 . . . Theile. Diese in geometrischer Progression vor sich gehende Furchung des Ei-Inhaltes läßt anfangs keine Verschiedenheit der 16, 32 und mehr Theile erkennen. Bald aber nimmt man wahr, daß die gleichartigen Gebilde sich differenziren. Die einen werden Muskelfasern, die andern Nerven, diese gestalten sich zum Herzen, jene zum Hirn. Hier bilden sie Blut, dort Bindegewebe, so daß schon der embryonische Organismus kenntlich wird. Alle diese Gewebe wachsen und es ist klar, daß sie sich gegenseitig im Wachsthum beeinträchtigen müssen. Denn alles Wachsen verlangt Raum. Im Ei ist aber der Raum beschränkt und wenn auch bei vielen Thieren das Ei selbst mitwächst, so ist doch auch hier eine Grenze, die bald erreicht wird.

So kommt es, daß auch im geborenen, sich entwickelnden und erwachsenen Wesen fast alle Theile mit allen Functionen sich gegenseitig Concurreren machen. Ein normaler Bestand ist nur durch möglichst gleichmäßige Wirksamkeit aller Theile möglich, d. h. durch Compromisse, von denen ich schon sprach. In der That rächt sich allemal die einseitige übertriebene Ausbildung und Thätigkeit eines Gewebes und einer Art von Organen.

Denn ähnlich wie die Zellen miteinander und die aus Zellen zusammengesetzten Gewebe miteinander concurriren, wetteifern auch die aus Geweben bestehenden Organe und Organcomplexe in jedem Organismus miteinander. Und hierin liegt die Ursache der begrenzten Größe jedes Theiles. Die Leber, die Lunge, das Auge, sie können nicht über ein gewisses Maß hinaus wachsen wegen der Concurrerenz mit den anderen Organen. Daraus ergibt sich nothwendig die Begrenztheit des Leistungsvermögens der Theile und damit des Ganzen. Schon die Erfahrung des täglichen Lebens zeigt, daß wer sehr viel denkt und studirt, muskelschwach wird, wer nur mechanisch mit der Hand arbeitet, selten schwierigere Probleme des Denkens löst, und daß die Blinden sehr gut tasten und hören, die Tauben oft sehr gut sehen. Fast alle Thiere liefern Beispiele für diese Folge der Concurrerenz der Organe für ihre Functionen, welche die Präponderanz einzelner nur auf Kosten anderer zu Stande kommen läßt. So versteht es der eine Vogel meisterhaft zu tauchen, er marschirt und fliegt aber schlecht; der andere dagegen kann fliegen und nicht tauchen. Von allen Wesen ist nun nach allen Richtungen der vielseitigsten gleichzeitigen Ausbildung fähig der Mensch. Aber wie selten ist ein Mensch, der nicht trotzdem einseitig wäre!

In einem ähnlichen Verhältniß wie die einzelnen Theile des Körpers zu einander stehen die Mitglieder der zu einem neuen Ganzen organisch verbundenen Familie zu einander, die zu Staaten vereinigten Familien und endlich die Staaten untereinander.

In der Thierfamilie zeigt sich schon sehr bald, nachdem die Mutter liebend das Ihrige gethan und die Jungen für die Welt -ausgestattet hat, indem sie ihnen das Beste was sie hat, Milch, Wärme, Pflege u. s. w. gab, eine Lockerung des anfangs noch die Eltern mit den Jungen zusammenhaltenden Bandes. Namentlich der Hunger zerreißt alle Anhänglichkeit. Die Geschwisterliebe schlägt besonders leicht in das Gegentheil um, weil die gleich alten, gleichartig unter fast denselben äußeren Umständen aufgewachsenen Thiere und Pflanzen sehr ähnliche oder identische Interessen haben, sich also am meisten Concurrnz machen müssen. Auch in den Thierstaaten, in der Republik der Ameisen, der Bienen-Monarchie, der Polyphencommune, dem Bundesstaat der Blasen träger und in den mit diesen hierin übereinstimmenden republikanischen Pflanzen-Staaten oder -Colonien, zu welchen jeder Strauch gehört, tritt die Concurrnz überall zu Tage. Wie im Körper des einzelnen Thierindividuums, welches immer einen Zellenstaat mit monarchischer oder anderer Verfassung, aber weitgehender Autonomie der einzelnen Provinzen darstellt, die Theilung der Arbeit als nothwendige und wichtigste Consequenz des durch das Wachsen entstehenden Wettstreits sich herausbildet, so ist auch bei dem bewunderungswürdig gegliederten Staats-Organismus der Thiere und Pflanzen die überraschende Einheit nur dadurch möglich, daß nicht alle Bürger genau dasselbe wollen. Einige arbeiten nur für die Ernährung, andere für die Ventilation oder Athmung, wieder andere für die Fortbewegung, besondere Gruppen für die Vermehrung. Der durch die Concurrnz der einzelnen Ameisen, Korallenthier, Baumbblätter zu befürchtende Vernichtungskampf gestaltet sich durch den Compromiß in der Theilung der Arbeit zu einem unschätzbaren Förderungsmittel des Einzelnen und des Ganzen. Der Widerstreit löst sich auf.

Hiermit komme ich schließlich zur Andeutung des ethischen Werthes der Concurrnzlehre. Während die alleinige Betrachtung der Nachtheile, der Beeinträchtigungen, Schädigungen, Störungen, welche die allgemeine Concurrnz in der Natur mit sich führt und mit sich führen muß, zu der Meinung verleiten könnte, als habe durch das Zusammensein der lebenden Wesen immer das Böse und das Uebel ein Uebergewicht, lehrt die Erkenntniß der allein aus den Concurrnzerscheinungen hervorgehenden Theilung der Arbeit oder Differenzirung im Gegentheil, daß die Vorzüge, Vollkommenheiten, Annehmlichkeiten, daß das Vergnügen, überhaupt das Gedeihen, die Gesundheit aller lebenden Wesen und auch die menschliche Glückseligkeit nur möglich sind, so lange der Wettkampf um das Dasein andauert. Dieser Wettkampf ist zwar das lebenvernichtende, aber auch das lebengebärende Princip, weil er die Verschwendung im Erzeugen nicht weniger als die Sparsamkeit im Ausbilden bedingt. Es ist ein fortbauern des Kämpfens da, um Frieden herbeizuführen, der aber, sowie er erreicht wird, den Kämpfern Verderben bringt, da diese keine Stagnation vertragen. Der übertriebene Luxus macht krank, wie auch der zu weit gehende Mangel. Dadurch kommt die wunderliche Wechselbeziehung zu Stande, daß die Concurrnz in der Natur oder der Wettkampf nicht

Naturzweck ist, aber ununterbrochen fortgesetzt wird, um der Ruhe willen die dann gleich wieder den Wettstreit erzeugt und so das Gute, Brauchbare, Tüchtige, Treffliche begünstigt.

Das alles gilt auch für die Beziehungen der Menschen zu einander. Die Abschaffung der freien Concurrrenz, mit dem von dem irgeleiteten Socialismus geträumten Phantom einer Gleichheit oder Gleichberechtigung Aller in allen Erfordernissen des Lebens hätte die sofortige Verwandlung des gesunden Staatsorganismus in einen verwesenden Cadaver zur Folge.

Concurrrenz ist nicht nur die Seele der Industrie und des Handels, sondern auch der mächtigste Hebel des wissenschaftlichen und künstlerischen Fortschritts, der wichtigste Antrieb zur Arbeit, zur Selbstbildung, zur Entfaltung aller Anlagen des Charakters, aller Talente und Tugenden, zur Vervollkommnung des materiellen und geistigen Wohles des Einzelnen wie der ganzen Nation. Niemand kann sich, er mag wollen oder nicht, der Concurrrenz entziehen. Jeder kommt vorwärts im Leben und hat, was er am meisten ersehnt, Erfolg und Glück, nur wenn er seine Concurrrenzfähigkeit steigert.

Dadurch gelangen aber die edlen Gemüths Eigenschaften ebenso wie die des Intellects zur Entwicklung. Jeder mißt sich mit anderen in dem, was das Ansehen erhöht, die Achtung der Mitmenschen steigert auf allen Gebieten. Der Hauptgrundsatz zur Regulirung der Beziehungen der Menschen zu einander ist dabei in jedem Falle auch unbewußt in dem bewährten Volkswort ausgesprochen:

Was Du nicht willst, daß man Dir thu'
Das füg' auch keinem andern zu!

Es ist mir nicht recht verständlich, wie man in dieser ganzen Anwendung der Thatsache der Concurrrenz seitens des Darwinismus eine niedrige Auffassung der Sittlichkeit hat sehen können, als wenn nur der Egoismus das Motiv aller menschlichen Handlungen wäre. Denn es ist zwar unzweifelhaft bei weitaus der überwiegenden Majorität wie bei den allermeisten Thieren der Egoismus dasjenige, was die Handlungen bestimmt. Aber darum wird doch die Selbstverleugnung, die Uncigennüßigkeit, die Aufopferung, die Pflichterfüllung bis in den Tod, der Patriotismus, die Selbstüberwindung nicht im mindesten entwerthet. Im Gegentheil, wer in der bewußten Ausübung dieser höchsten Tugenden zum Besten seiner Mitmenschen charakterstark lebt und wirkt, ist nach wie vor nicht nur unendlich glücklicher, als der allein sich selbst genügende Egoist, sondern der handelt viel naturgemäßer und viel mehr im Sinne der Naturconcurrrenz als jener. Denn er lebt als Theil eines Ganzen.

Nicht jeder wird, wenn er, nachdem der erste Schaum der Jugend zerstoßen ist, sich die Frage vorlegt, ob es eigentlich die Mühe lohnt, die spärlichen Genüsse des Lebens so theuer zu erkaufen, mit Ja antworten. Wer aber das größte Glück in der Beglückung Anderer findet, zumal in dem

Wohlthum ohne den Druck des Dankgeföhls zu erzeugen, der wird nie zweifeln, daß diese Art der Concurrrenz um das Edle, der Wetteifer in Erfüllung der schwersten Pflichten gegen sich, gegen die Seinigen, gegen sein Land dem Leben erst seinen wahren Werth verleiht. Freilich ist das nur Wenigen beschieden. Es ist wohl wahr, daß körperliche und geistige Schmerzen in kaum zu übersehender Mannigfaltigkeit die Menschheit quälen, während die physischen und psychischen Lustgeföhle nur in relativ geringer Breite eine Abwechselung gestatten. Manchem erleuchtet ein Funken der Freude nur selten und schnell vorübergehend die langen Nächte des Jammers. Auch ist es wahr, daß die Sorge um die Erhaltung und Erziehung der Nachkommen, statt mit Dank, allzuoft mit Kummer belohnt wird. Aber wer stark ist, besonders wer einen starken Willen hat, der Energische, Tapfere, Muthige wird sich durch alles Ungemach doch nicht beugen lassen und niemals verzweifeln, ihm werden nie „in der Hoffnung Nacht die letzten Sterne schwinden“. Denn er weiß, daß er so gut ein Mensch ist wie andere und so lange er lebt, allein dadurch schon concurrenzfähig bleibt.

Auch wer keinen Freund mehr hat, hat doch die Arbeit zum Freunde. Und wer nicht arbeiten und sich ernähren kann, für den sorgt die Familie oder die Gemeinde oder der Staat.

Wie wenig die allgemeine Concurrrenz, deren eiserne Nothwendigkeit in Natur und Menschenleben erkannt zu haben, schon ein großer Gewinn ist, zur Ertödtung der edlen Empfindungen führt, vielmehr eine lange Reihe von tugendhaften Eigenschaften der Concurrenten weckt und stärkt, zeigt eben diese Thatsache der nationalen Wohlthätigkeit. Mit den blutigen Kriegen der Neuzeit steigt die Opferwilligkeit. Der Wettstreit der Nationen erstreckt sich glücklicherweise ebenso auf die Erbauung von Lazarethen, Armenhäusern Arbeiterwohnungen, wie auf die Herstellung von Kanonen und Zündnadeln.

Der Umstand, daß der Staat ein großes Interesse hat, seine Bürger zu erhalten, die Kranken und Verwundeten zu heilen, die Schlechten zu bessern und die Ansteckungen zu verhindern, macht diese und viele andere gemeinnützige Anstalten verständlich. Es sind Waffen im Wettkampf der civilisirten Völker.

Der Umstand dagegen, daß der Bürger naturgemäß ein großes Interesse hat, seinen Staat zu erhalten, macht ihm die Pflicht, seine Steuern zu zahlen und andere Opfer zu bringen, weniger schwer, die freie Concurrrenz zum Bedürfniß. Man braucht nur die Einrichtungen in der Thier- und Pflanzenwelt und im eigenen Körper, dem bestregierten Zellenstaat, mit denen in der Menschengesellschaft zu vergleichen, so ergibt sich immer deutlicher die unendlich segensreiche, belebende Wirkung der Concurrrenz auf socialem Gebiet.

Auf diesem Wege kommt man auch bald zu der Einsicht, daß es viel heilsamer ist, anstatt sich phantastischen, zeitraubenden Speculationen über die Mittel zur Herbeiführung einer, schon wegen der permanenten Ungleichheit der Bedürfnisse, unmöglichen Beseitigung der freien Concurrrenz hinzugeben, mit der gegebenen Thatsache zu rechnen und nach Kräften in allen Dingen

und Menschen die Vorzüge zu cultiviren und die Fehler zu corrigiren. Vor allem mahnt diese ganze Lehre vom Concurrrenzprincip, sich selbst zu erkennen, sich zu vervollkommen und durch Beispiel und Lehre, bei der Erziehung der Kinder zumal, an der Verebelung des Menschengeschlechtes mitzuarbeiten.

Gerade auf die Möglichkeit der höchsten Tugenden, die Selbstverleugnung und Selbstaufopferung, wirft die Concurrrenzlehre helles Licht. Denn ist nicht in uns selbst jeder Theil um des andern willen da? Das Herz schlägt nicht für sich, es ernährt und belebt in unermüdlicher Thätigkeit alle Organe durch das Blut. Nicht für sich arbeitet der Magen, sondern für alle Theile des Körpers und so jedes für alle. Eines ist auf das andere angewiesen. In dem Organismus der Familie, der Gemeinde, des Staates sind die einzelnen Menschen die arbeitenden Theile. Wenn da jeder nur für sich sorgen wollte, zerfiel der ganze Organismus. Je uneigennütziger, patriotischer, opferfreudiger der Einzelne, um so besser gedeiht das Ganze.

Wohl dem, welcher am Abend eines thatenreichen oder gedankenreichen Lebens sich sagen kann, daß er nicht für sich, sondern für alle gelebt hat, daß durch sein Wirken der Menschenliebe ihr Recht wurde in dem unerbittlichen Wettkampf um's Dasein. Der folgte dem Wahlspruch:

„Lebe dem Ganzen!“





Die wirthschaftlichen und finanziellen Reform- Projecte des Reichskanzlers.

Von

Wilhelm von Kardorff.*)

— Wabnitz. —

Wirthschaftliche Fragen haben in der leztverfloffenen Zeit ein immer mehr gesteigertes Interesse innerhalb unseres Vaterlandes gefunden, und als man bei der Veröffentlichung des berühmten Schreibens vom 15. December dessen inne wurde, daß hier ein umfassender Plan des Fürsten Bismarck klar gelegt war, der nicht allein die alten bekannten finanzpolitischen Bestrebungen des Reichskanzlers in verständlicher Form wiedergab, sondern auch für die Eisenbahn-Politik und die Zoll- und Handels-Politik des Reiches weitgehende Reformen in Aussicht nahm, konnte man dessen von vornherein gewiß sein, daß in Presse und Literatur, in den Vereinen und Parlamenten, orientalische Frage und Culturkampf, Gambetta und Socialismus, Afghanistan und braunschweigische Erbfolge völlig in den Hintergrund gedrängt werden würden durch die wohlbekannten Schlagworte: Freihandel oder Schutz Zoll, autonomer Tarif oder Handelsverträge, Eisenzölle oder Getreidezölle!

Die Gegner des Programms geben zum Theil zu, daß der Entwurf des Reformplanes gemeinverständlich und klar gefaßt ist, auch einer gewissen Großartigkeit der Grundanschauung nicht entbehre — nur . . . Ach! wie

*) „Nord und Süd“ ist, wie der Inhalt der bisher erschienenen Bände zeigt, niemals das Organ einer bestimmten Partei gewesen, sondern eine Tribüne, von der aus die Vertreter der verschiedensten Auffassungen ihre Ansichten in parlamentarischer Form haben aussprechen und vertheidigen können. Unsere Leser haben, sowohl in den Fragen der Kunst, wie in denen der Wissenschaft, Stimmen aus den entgegengesetzten Lagern vernommen: in der Nationalökonomie z. B. sowohl Anhänger der Manchester-Schule (H. B. Oppenheim), als auch die sogenannten Katheder-socialisten (Baron). Die Redaction hat sich stets als außerhalb der Debatte stehend betrachtet, niemals in dieselbe eingegriffen und weder die vorgebrachten Ansichten des Einen besonders unterstützen, noch die Wirkung eines Andern durch eine Verwahrung ihrerseits beeinträchtigen wollen. Dieselbe streng objective Haltung gedenkt sie auch der vorliegenden Frage gegenüber beizubehalten.

D. R.

viele „nur“ und aber“ haben wir bis jetzt schon lesen und hören müssen. Dilettantismus! sagen die Schlimmsten. Ob der Reichskanzler sich diesen Vorwurf sehr zu Herzen nehmen wird? Ob er sich nicht dessen erinnern wird, daß in alten Zeiten kein geringerer als mein verehrter Gömmer, Herr von Sybel, heute gewiß einer der aufrichtigsten Verehrer des großen Staatsmannes, ihn, „einen unerfahrenen Dilettanten in der äußeren Politik“ nannte? Ich fürchte, der Fürst wird es sogar verschmerzen, daß das Manifest des „Vereins für Handelsfreiheit“ erst post festum in seine Hände gelangt ist, wengleich der Verein versichert: „seine Grundsätze könnten allein als richtige anerkannt werden, und diese seine Ueberzeugung sei eine um so sicherere, als er in ihnen die von den hervorragendsten Staatsmännern Preußens und Deutschlands, wie von den hervorragendsten Vertretern der ökonomischen Wissenschaft in der ganzen Welt seit mehreren Menschenaltern verkündeten Wahrheiten erkenne!!“

Unglücklicherweise geht dem Kanzler bekanntlich Verständniß für Unselbbarkeit so gut wie gänzlich ab, und nachdem er sich ernstlich und eingehend mit der Zoll- und Handels-Politik seit längerer Zeit schon befaßt hat, wird er auch der Versicherung des Manifestes, daß Protectionisten entweder die Wahrheiten des Freihandels vermöge geringer Begabung nicht zu erkennen vermöchten, oder dieselben aus eigennützigen Motiven leugneten, wie ich besorge, nur einen sehr bedingten Werth beimessen.

Es kam kein Zweifel darüber bestehen, daß Fürst Bismarck ursprünglich instinctiv, möchte ich sagen, Freihändler war. Ein märkisch-pommerscher Grundbesitzer, wie er es gewesen ist, kam namentlich in jener Zeit schwerlich anders gedacht werden, als mit bewußter oder unbewußter Neigung für Freihandel: in jener Zeit, in welcher England noch trotz eigener Kornzölle der große, immer kaufbegierige Absatzmarkt für die ganze landwirthschaftliche Production Norddeutschlands war; in einer Zeit, in welcher der norddeutsche Grundbesitzer noch mit einer gewissen Verachtung auf die Schlotjunker vom Rhein und Westphalen herabsah. Die rheinischen Großindustriellen und Banquiers begannen derzeit gerade auf unsere politische Entwicklung einen nicht unbedeutenden Einfluß auszuüben; ich erinnere an die Namen: von der Heydt, Camphausen, Hansmann, Mevissen, Diergardt, größtentheils liberale und constitutionelle Männer, denen der hochconservative Grundbesitzer aus der Mark oder Pommern wenig Sympathien entgegenbrag. Die Gegensätze verschärften sich noch, als diese rheinisch-westphälischen Politiker das Land mit jener Grundsteuerausgleichung mit unzureichender Entschädigung bedachten (die noch heute in den betreffenden Kreisen als ein unerzessenes und ungeführtes Unrecht betrachtet wird), während die Industrien ihrer westlichen Provinzen durch die kräftigen Schutzzölle des Zollvereins zu lebendiger blühender Entwicklung getrieben wurden.

Aber aus dem Herrn von Bismarck-Schönhaußen ist inzwischen der gewaltige Staatsmann, der Kanzler des deutschen Reiches geworden, der nicht

mehr den Instincten und Neigungen seiner Jugend folgt, sondern den ruhigen politischen Erwägungen, die seine verantwortliche Stellung, seine Sorge für die Wohlfahrt des von ihm geleiteten mächtigen Gemeinwesens ihm zur Pflicht machen. Hat er seine handelspolitischen Ansichten, auch die von ihm noch vor wenigen Jahren vertretenen Ansichten, modificirt, und das mag von vornherein zugegeben werden, so ist man deshalb noch nicht berechtigt, anzunehmen, daß dies das unruhige Schwanken eines Mannes sein müsse, der sich auf dem wirthschaftlichen Gebiete nicht zu Hause fühle. Der Kanzler besitzt in sehr hervorragendem Maße das, was die Engländer als „common sense“, wir als „gesunden Menschenverstand“ zu bezeichnen pflegen. Als Diplomat wird er sein Handwerkszeug, so weit dies in fachwissenschaftlichen Kenntnissen bestand, völlig beherrscht haben, aber in gelehrter Kunde des Völkerrechtes und der Geschichte der Verträge sind andere Diplomaten und gar Professoren ihm möglicherweise überlegen gewesen und noch heute überlegen. Was ihn vor allen anderen ausgezeichnet hat, war jene Gabe der Beurtheilung realer Verhältnisse, welche, verbunden mit dem Muth, im gegebenen Augenblicke entschlossen zu handeln, und verbunden mit der zähen Energie des Festhaltens der einmal in's Auge gefaßten Ziele, Erfolge zu verbürgen pflegt. Dieselben großen Eigenschaften sind es, denen er seine politischen Erfolge verdankt, und man wird doch schwerlich voraussetzen können, daß sie in seiner volkswirthschaftlichen und finanzpolitischen Thätigkeit ihm fehlen werden. Auch die Pläne, die er in seinem gegenwärtigen Schreiben an den Bundesrath entrollt, sind, soweit sie wirthschaftlicher Natur, nicht das Resultat überkommener Lehrmeinungen; der Kanzler ist schwerlich bei Friedrich List oder Carey in die Schule gegangen, er hat auch zu einem eingehenden Studium von Adam Smith vielleicht kaum Muße gefunden: — aber Eins hat seinem praktischen Blicke nicht entgehen können: das ist die Thatsache, daß die Resultate derjenigen Wirthschafts-Politik, an welcher Frankreich seit Colberts Zeiten festgehalten hat, für das materielle Gedeihen des Landes glücklichere und bessere gewesen sind, als die Resultate derjenigen Wirthschaftspolitik, welche Deutschland seit dem Jahre 1865 befolgt. Der Verein für Handelsfreiheit stellt zwar die Behauptung hin, daß Frankreich ebenso wie andere Länder von der allgemeinen Verkehrskrise betroffen worden, aber diese Behauptung schafft das entgegenstehende Factum nicht aus der Welt, daß Frankreich unter denselben am wenigsten von allen civilisirten Staaten gelitten hat. Ein Land, das wie Frankreich in den ausgedehntesten Handelsbeziehungen zu anderen Nationen steht, wird bei Katastrophen, wie sie in Deutschland, Oesterreich, England, den Vereinigten Staaten eingetreten sind, bis zu einem gewissen Grade naturgemäß in Mitleidenschaft gezogen werden. Gleichwohl bleibt es unumstößliche Wahrheit, daß, während das französische Volk, um die Milliarden an das siegreiche Deutsche Reich zu zahlen und gleichzeitig die Verwüstungen und Zerstörungen des Krieges in dem eigenen Lande wieder gut machen zu können, gezwungen war, eine Schuldenlast auf sich zu laden, bei deren Höhe

unsere Zahlenvorstellungen sich zu verwirren beginnen —: es gleichwohl, wie ein englischer Beobachter bewundernd schrieb, ein „gefehtes Leben“ zu haben scheint; durch seine schweren Niederlagen im Kriege und den Verlust zweier Provinzen nur zu verdoppelten Anstrengungen in jeder Art der Cultur und des Gewerbestrebes angepornt worden ist, seinem auswärtigen Handel einen um so größeren Aufschwung zu geben vermocht hat, und von der innern Geld- und Verkehrskrisis, die bei uns in Deutschland seit fünf Jahren wüthet, nahezu völlig verschont bleibt!

Wenn irgend ein Land menschlicher Berechnung nach von einer schweren, wirthschaftlichen Krisis hätte betroffen werden müssen, so war es gerade Frankreich. Die Hälfte des Landes durch die Verwüstungen des Krieges beschädigt; die Bevölkerung durch den Krieg der Arbeit entwöhnt und verwildert; der Credit des Staates auf's Aeußerste angepannt; die Zinsen der Staatsschuld zu einer Höhe herangewachsen, daß ihre regelmäßige Deckung fast unmöglich erschien; dabei politische Zustände von einer ganz unberechenbaren Unsicherheit; Partekämpfe zwischen Legitimisten, Orleansisten, Bonapartisten, Republikanern und Communards, die jeden Augenblick zu gewaltsamen Umwälzungen führen konnten; und zu allem diesem eine Zoll- und Handels-Politik, welche nach freihändlerischer Versicherung nur die Politik von Thoren oder kurzfristigen Interessens-Politikern sein kann und jedem Staate zum Verderben gereichen muß!

Hätte umgekehrt irgend ein Land Veranlassung, mit ruhigem Zutrauen in seine wirthschaftliche Zukunft zu sehen, so war es Deutschland, so war es das mächtige, deutsche Reich. Nach ruhmvollen Kriegen nahm es eine Machtstellung ein, die eine Bürgschaft des Friedens bildete; es hatte von den Unbilden des in Frankreich geführten Krieges nichts zu leiden gehabt; es konnte sich ganz der inneren Consolidirung hingeben, die so lange schon das Ziel der besten Köpfe und Herzen der Nation gewesen; es befand sich scheinbar wirthschaftlich vor dem Kriege in günstigen Verhältnissen; es war in der Ausdehnung seiner Eisenbahnen Frankreich vorausgeeilt; es erhielt fünf Milliarden Kriegsschädigung, die ihm zur Herstellung eines einheitlichen Münz- und Bankwesens nützlich genug waren; es schlug die Bahnen einer Wirthschafts- und Handelspolitik ein, die nach der Versicherung der Freihandels-Theorie untrüglich richtige waren, folglich consequenterweise den dauernden Wohlstand des Landes hätten begründen müssen!

Nun und welches ist das Facit für Deutschland gewesen? — Erwerbs- und Arbeitslosigkeit in einem nie erlebten Umfange; Darniederliegen aller Produktionszweige; Sinken der Arbeitslöhne auf ein Niveau, welches das bekannte „Existenz-Minimum“ kaum erreicht; stetige Verminderung der Rentabilität der Eisenbahnen wegen stetiger Abnahme des Verkehrs; stetige Verminderung der Einnahmen aus Verzehr- und Verbrauchssteuern wegen zunehmender allseitiger Verarmung; Sinken der Preise des Grund und Bodens; Steigen des Zinsfußes; stetige Vermehrung der Concurs- und Substitutionslisten; erschreckende Zunahme der Verbrechenstatistik; Erlöschen jeder Art von Unternehmungslust in allen Erwerbszweigen; und nicht die mindeste Aussicht auf spontane Besserung dieser Zustände!

Dieser Contrast zwischen den in Frankreich und den in Deutschland gemachten Erfahrungen ist es, der dem Scharfblicke des Reichskanzlers nicht entgehen konnte und ihn dahin führen mußte, neben denjenigen finanzpolitischen Zielen, neben denjenigen Bestrebungen in der Eisenbahn=Politik, die er seit der Gründung des Deutschen Reiches consequent verfolgt hat, in den Rahmen seines Programmes auch die Reform unserer Zoll= und Handels=Politik mit hineinzuziehen. Man hat dies als ein ungehöriges Zusammenwerfen ganz heterogener Materien getadelt, wie ich meine, mit Unrecht, denn gerade diejenige Art der Zoll=Politik, die der Fürst in dem Programme vertritt, weist mit Nothwendigkeit darauf hin, die finanziellen Ergebnisse derselben ebenso sehr im Auge zu behalten, wie ihre wirtschaftliche Rückwirkung auf die erhöhte Productionsthätigkeit des Landes. Das Zollsystem, welches er im Auge hat, soll dem deutschen Gewerbfleiß in allen Zweigen einen geringen Vorsprung auf dem heimischen Markte gewähren — aber es soll gleichzeitig auch diejenigen Finanzeinnahmen schaffen, welche neben den Einnahmen aus den reinen Finanzzöllen (auf die Colonialartitel Thee, Kaffee, Petroleum, Tabak &c.) dazu helfen sollen, das bekannte Ziel des Reichskanzlers zu erreichen: das Reich in seinen Einnahmen unabhängig zu machen, die Matrikularbeiträge zu beseitigen, die Last der directen Steuern zu erleichtern, und dadurch namentlich den Communen in ihren finanziellen Bedrängnissen zu helfen.

Niemand und am allerwenigsten der Fürst Bismarck wird voraussetzen (wie freihändlerischerseits wohl den Freunden des Programmes Schuld gegeben wird), daß mit der Verwirklichung dieses gesammten Planes nun mit einem Schlage eine danernde Sicherung gegen vorübergehende Krisen und Störungen im Handel und Verkehr gefunden sei; niemand hat auch bisher behauptet, daß die freihändlerische Zoll=Politik, die Deutschland seit dem französischen Handelsvertrage vom Jahre 1865 zu verfolgen begann, die alleinige Ursache einer Krisis gewesen, welche einen großen Theil aller civilisirten Länder betroffen hat; einer Krisis, welche namhafte Volkswirthe u. a. auf die gewaltige Revolution zurückzuführen suchen, die durch die Demonetisirung des Silbers in großen Culturstaaten im Verkehrsleben entstehen mußte: — aber die umgekehrte Behauptung, daß der Freihandel ohne Reciprocität, wie wir ihn begonnen hatten, zu der Krisis gar nichts beigetragen habe, wird denen, welche diese Zustände damals vorhergesagt haben, ebensowenig einleuchten, als die weitere Behauptung, eine rationellere Gestaltung unseres Tarifes unter Wiedereinführung der aufgehobenen Zölle werde und könne auf die Wiederbelebung der Production gar keinen Einfluß ausüben. Mathematische Beweise für das eine oder das andere, lassen sich pro oder contra nicht finden, die Stimmung des Landes aber ist, wie mir scheinen will, nicht sehr geneigt, der Freihandelstheorie in dieser speciellen Frage Recht zu geben.

Ähnlich verhält es sich mit dem Versuche der Verfechter dieser Theorie, die ganze Krisis auf einen allgemein im Volke eingerissenen Hang zur Verschwendung zu schieben und auf die durch die schwindelhaften Actienunter-

nehmungen der Milliardenzeit allgemein gewordene Sucht, ohne Arbeit reich zu werden — und mit der Behauptung, Sparsamkeit allein vermöge wieder Wohlstand zu erzeugen. Keiner dieser Sätze kann auf unumstößliche Wahrheit und Richtigkeit Anspruch erheben. Die Verschwendungssucht kann nur einem winzigen Bruchtheile der Nation zur Last gelegt werden; die Freigebung des Actienwesens, beiläufig ein echter Sprößling des *laisser-faire*-Systems, hat wohl ungerechtfertigte Verschiebungen in den Vermögensverhältnissen, aber doch unmöglich die ausgedehnte Erwerbs- und Arbeitslosigkeit hervorrufen können, welche heute so bedrohliche Dimensionen angenommen hat. Und daß Sparsamkeit den Wohlstand der Nationen begründe, ist nur halb wahr. Nur halb wahr, weil aller und jeder nationale Reichtum nur entsteht durch Vervollkommnung der Herrschaft des Menschen über die Kräfte der Natur, diese aber wieder nur erreicht werden kann durch Association und Lebendigkeit der Circulation im gegenseitigen Verkehr. Der Hindu, der Spanier sind genügsamer und sparsamer, als viele andere Nationen, und doch wächst in Indien wie in Spanien der Reichtum langsamer als in anderen Ländern. Wo am meisten gespart wird, ist die Gesellschaft bewegungslos, die Fähigkeiten bleiben dort, wie Carey deducirt, latent, weil es an Nachfrage für Beschäftigung derselben fehlt, und dies zur natürlichen Vergeudung von vorhandener Arbeitskraft führt. „Arkwright und Watt,“ sagt Carey nicht unzutreffend, „erlangten eine Kraft, mittelst deren sie Reichtümer für sich erwarben und gleichzeitig den Werth des Grund und Bodens von ganz Britannien verdoppelten; Chaptal, Fourcroy und Berthollet ergriffen die Herrschaft über große Naturkräfte und trugen dadurch mächtig zu der ungeheuren Vermehrung des Grundcapitals in Frankreich bei. Ist dies das Resultat der Neigung zum Sparen? Morse erwarb Vermögen, indem er sich der Kraft, die Electricität zu leiten, bemächtigte; liegt in diesem Vorgehen ein Schatten von Sparsamkeit? u. s. w.“

Eine Behauptung des Freihandels-Manifestes mag als richtig anerkannt werden, das ist die Behauptung, die Protectionisten leiteten die Verkehrs- und Handelskrisis in Deutschland vornehmlich her aus den dauernden unguinstigen Handelsbilanzen des deutschen Reiches. Nun ist der Streit über Natur und Einfluß der Handelsbilanzen auf den Wohlstand des Landes ein sehr alter. Als Adam Smith sein großes Werk schrieb, war man noch völlig in den Lehren des Mercantilsystemes befangen, das in jeder auch noch so geringen und vorübergehenden Unterbilanz ein schweres Unheil erblickte. Gegen diese Vorstellung wandte sich der berühmte Autor, gegen eine Vorstellung, die u. A. die gesammte englische Colonial-Politik, die A. Smith für eine so sehr unrichtige erachtete, nicht allein damals beherrschte, sondern bis zu einem gewissen Grade bis heute geleitet hat (vide chinesisches Opium-Krieg) — und stellte diejenige Theorie auf, auf welche der Freihandel sich heute beruft, die Theorie, daß der Frage der Handelsbilanz gar keine Bedeutung beigemessen werden müsse, da Unterbilanzen z. B. gerade das Zeichen des Reichthums eines Landes sein könnten, günstige Bilanzen umgekehrt das Zeichen seiner

Armuth, seiner mangelnden Kaufkraft. Diese Theorie, welche heute so weit ausgedehnt wird, daß man jede Unterbilanz, auch andauernde jährliche Unterbilanzen als Zeichen steigenden nationalen Wohlstandes angesehen wissen will, hat von jeher bedeutende Anfechtungen erfahren und ist, wie mir scheinen will, auf die praktische Handelspolitik der Staaten von sehr geringem Einflusse gewesen. Es stand ihr die einfache Wahrnehmung gegenüber, daß anhaltend günstige Handelsbilanzen immer begleitet waren von allen Anzeichen eines steigenden Wohlstandes der Nation, steigenden Arbeitslöhnen, steigendem Werthe des Grund und Bodens, Vermehrung des Einkommens aus Verbrauchs- und Verzehrsteuern, Sinken des Zinsfußes zc., während dauernde Unterbilanzen regelmäßig von solchen Calamitäten begleitet wurden, wie wir sie heute in Deutschland in so reichem Umfange erleben. — Die Theorie steht auch im Widerspruche mit dem schwer zu bekämpfenden Satze, daß die wirthschaftlichen Gesetze gleichmäßig auf die ökonomischen Verhältnisse des Privatverkehrs wie des internationalen Verkehrs Anwendung finden müssen. Denn wenn man sie auf den Privatverkehr anwenden wollte, dürfte es keinen Vermögensverfall, keine Concurse geben; waren doch die Unterbilanzen die in praxi solchen vorauszugehen pflegen, Zeichen zunehmenden Reichthums gewesen und nicht Zeichen der Verarmung. So richtig es daher an sich ist, daß genaue Feststellung von Handelsbilanzen sehr großen Schwierigkeiten unterliegt und im besten Falle eine Berechnung bleibt, die stets an ungenauen und unzuverlässigen Ziffern laboriren wird, so richtig es weiter ist, daß vorübergehenden Handelsunterbilanzen eine Bedeutung nicht beizumessen ist, so hat jene extreme Freihandels-Theorie auch unter den Anhängern des Freihandels noch niemals unbedingte Annahme gefunden. Der Minister Camphausen z. B., ein Mann der sicher zur Genüge von „den großen Principien des Freihandels“ durchdrungen war, legte nach seinen Auslassungen im Reichstage entschiedenen Werth auf gute Handelsbilanzen, und wenn eine reiche Ernte in Aussicht steht, pflegen alle, auch die freihändlerischen Blätter die Hoffnung auszusprechen, daß dies einen günstigen Einfluß auf unsere Handelsbilanz ausüben werde.

Auch der Vorschlag des Vereins für Handelsfreiheit, die internationalen Verkehrsverhältnisse nicht nach den unsicheren Rechnungsaufstellungen der Handelsbilanzen, sondern lediglich nach dem Verhältnisse der gegentheiligen Wechselcourse veranschlagen zu wollen, würde völlig unzutreffende Resultate ergeben müssen. Denn der Wechselcourse wird seinerseits sehr wesentlich beeinflusst durch die Discontsätze der verschiedenen Länder und diese wiederum zu einem sehr erheblichen Grade durch die allgemeine Jagd nach dem Golde, welche in Folge der Dämonetisirung des Silbers immer größere Dimensionen angenommen hat.

Wenn ich trotz der lebhaftesten Bewunderung für das umfassende Genie des großen Adam Smith seiner Auffassung der Bedeutung von Handelsbilanzen nicht folgen kann, so tröstet mich der Umstand, daß ich in anderen Materien mich ihm weit näher anschließe, als die große Mehrzahl derjenigen, welche sich heute für seine Jünger und geborenen Interpreten ausgeben.

Adam Smith legt, und das ist für mich der Angelpunkt aller seiner so sorgfältigen und mit so wunderbar reicher Combinationsgabe geführten Untersuchungen über die Gestaltung der wirthschaftlichen Zustände eines Landes — einen ganz überwiegenden Werth auf den inneren Verkehr und einem weit untergeordneteren erst auf den auswärtigen Handel. Die Schnelligkeit der Circulation, die ihrerseits bedingt wird durch unmittelbare Verührung der verschiedenen gewerblichen Berufszeige und die größte Mannichfaltigkeit der Beschäftigungen innerhalb der Nation, ist nach seiner Theorie die sicherste Grundlage des steigenden Wohlstandes. Der Factor, der vor allen Erwerbsszeigen am meisten dazu dient, diese Circulation zu fördern, ist nach ihm die Landwirthschaft, *no equal capital puts into motion a greater quantity of productive labour, than that of the farmer — no equal quantity of productive labour employed in manufactures, can ever occasion so great reproduction* — der am wenigsten dazu beiträgt, der auswärtige Handel. Capital, im innern Verkehre angelegt, führt er in demselben Cap. V. Bd. II. aus, *circulirt durchschnittlich 24mal schneller als das im auswärtigen Handel angelegte, giebt also der Industrie des Landes eine 24mal größere Ermunterung und Unterstützung, als das letztere.*

Sind diese Sätze richtig, und sie sind es unzweifelhaft, so gewinnt die Frage der allgemeinen Eingangsabgabe, die wegen des in ihr liegenden Getreidezolles so vielfache Anfechtung in dem Programme des Reichskanzlers erleiden muß, doch ein wesentlich anderes Ansehen. Adam Smith konnte noch mit Recht ausführen, daß die hohen Getreidezölle, die England bis auf Sir Robert Peel behalten hat, zu seiner Zeit den Grundbesitzern selbst wenig Vortheil brächten, weil die Schwierigkeiten und Kosten des Importes ohnehin den heimischen Producenten einen wesentlichen Vorzug gewährten. Heute mit Dampfschiffen und Eisenbahnen liegt die Sache anders. Wenn in weiten Districten des Nordens und Ostens Deutschlands in Folge des Massenimportes fremden Getreides die Landwirthschaft Noth leidet und zurückgeht, so leidet derjenige Factor der nationalen Production, dem Adam Smith ebenso wie Colbert das Hauptgewicht beimessen, allen übrigen Erwerbs- und Productionszeigen gegenüber; denn auch Colbert motivirt seine gesammte, so berühmte und für sein Vaterland so segensreiche Politik vor allem anderen damit, daß durch die Begünstigung der Manufacturen zahlreiche Absatzmärkte für den Landwirth geschaffen werden müßten.

Zimmerhin mag man davon ausgehen, daß diese allgemeinen Eingangsabgaben, soweit sie Rohstoffe betreffen, die in ihrer Verarbeitung den ersten menschlichen Lebensbedürfnissen zur Befriedigung dienen sollen, niedrig normirt werden; daß sie die Artikel, die zur Wohnung, Kleidung, Feuerung und Ernährung der Bevölkerung bestimmt sind, nicht merklich vertheuern dürfen; schon die Rücksicht auf die finanziellen Einnahmen, die sie gewähren sollen, wird es verbieten, über ein gewisses Maß bei der Normirung dieser Zölle hinauszugehen: aber solche Eingangsabgaben auf den gesammten Import, namentlich

auch den landwirthschaftlichen, schlechtweg für absurd und undiscutabel zu erklären, entspricht nicht der Bedeutung, welche Adam Smith selbst einer blühenden landwirthschaftlichen Industrie beilegt und entspricht am allerwenigsten den Traditionen, welche seit den Zeiten des großen Kurfürsten die Fundamente des Preussischen Staates und des Deutschen Reiches legen halfen. Es ist wahrlich kein Product des *laisser-faire*-Systems, dieser Preussische Staat, der es durch die Weisheit seiner Verwaltung zu erreichen vermochte, daß in Gegenden, die ohne seine Fürsorge, sich selbst überlassen, vielleicht nur wenige Hunderte von Menschen zu ernähren vermocht hätten, heute 3000 Menschen auf der Quadratmeile Wohnung und lohnende Arbeit fanden. In hartem Kampfe mit einem rauhen Klima und einem dürftigen kargen Boden ist jene Bevölkerung des baltischen Höhenrückens herangewachsen zu der zähen und ausdauernden Race, mit welcher der große Friedrich den verzweifeltsten Kampf gegen drei mächtige Reiche siegreich durchzuführen vermochte. Und wenn uns heute erwidert wird: falls der Ackerbau in jenen Landstrichen nicht mehr lohnt, mögen sie sich auf Weidewirthschaft beschränken; falls bei der Weidewirthschaft die menschlichen Arbeitskräfte in geringerem Maße dort Verwendung finden können, mögen sie anderwärts sich Arbeit und Unterkommen suchen: so ist das eine Antwort, welche dem Geiste nicht entspricht, in welchem die Preussische Verwaltung bis auf unsere Tage geleitet worden ist.

Man hat wohl eingewendet, wenn die allgemeine Eingangsabgabe niedrig gegriffen würde, könne sie den Zweck, der landwirthschaftlichen Production des Inlandes irgend welchen Schutz zu gewähren, gar nicht erreichen. Ich halte diesen Einwand nicht für stichhaltig. Zunächst ist auch ein niedrig bemessener Zoll eine sehr wirksame Waffe gegen jenen Mißbrauch der Differentialtarife, welcher der ausländischen Waare eine Import-Prämie gewährte und sodann trägt jeder auch noch so niedrige Zoll insofern zur Sicherung des heimischen Absatzmarktes bei, als er um die Höhe seines Betrages dem inländischen Producenten einen Vorsprung vor dem ausländischen gewährt.

Ich habe die Ueberzeugung, daß der Reichskanzler bei Aufstellung des großen Reformplanes und insonderheit bei den auf allgemeine Eingangsabgaben gemachten Vorschlägen aber auch noch von weiteren sehr beachtenswerthen, politischen und socialen Gesichtspunkten ausgegangen ist, die seiner Beobachtungsgabe unmöglich entgangen sein können.

Er wird dessen eingedenk gewesen sein, daß die Lösung der wirthschaftlichen Probleme für Deutschland ihre besonderen Schwierigkeiten durch die unleugbare Thatsache hat, daß die Bevölkerungszunahme bei uns eine beträchtlich schnellere ist, als bei allen anderen Nationen (die Irländer etwa ausgenommen). Der Reichskanzler hat sich wiederholt ganz entschieden gegen die Projecte ausgesprochen, Colonien zu erwerben, um diesen den Strom deutscher Auswanderung zuzuführen und in der That ist es ja nicht allein die Gefahr auswärtiger Verwickelungen, nicht allein die Besorgniß vor den gewaltigen Kosten, welche ein Colonialbesitz dem Mutterlande zu verursachen pfllegt, sondern namentlich auch die Rückwirkung

einer Colonialpolitik auf die socialen und politischen Verhältnisse des Mutterlandes, wie sie erfahrungsmäßig nie ausbleibt, die es rätlich erscheinen läßt, die Colonialprojecte von der Hand zu weisen. Andererseits ist die Auswanderung an sich immer eher als eine Schädigung des nationalen Wohlstandes angesehen, und durch die Gesetzgebung demgemäß thunlichst eingeschränkt worden. So bleibt nur der Ausweg übrig, dafür zu sorgen, daß der jährliche Ueberschuß der Bevölkerung im Vaterlande selbst lohnenden Erwerb finde. Denn mit Recht muß bezweifelt werden, daß dies dauernd der Fall sein wird, wenn nach dem Princip des *laissez-faire*-Systems in weiten Districten, wie eben erwähnt, der Ackerbau zurückgeht, und nach dem Programman des radicalen Freihandels unsere Industrie der übermächtigen englischen Concurrnz schutzlos preisgegeben wird.

Hätte Adam Smith mit seinem Sage Recht, daß zuerst der fruchtbare Boden und dann erst allmählich der geringere in Cultur genommen wurde, mit jenem Sage, auf dem die Malthus'sche Lehre basiert, daß die Erde in absehbarer Zeit nicht mehr im Stande sein werde, das Menschengeschlecht zu ernähren, und ebenso die Ricardo'sche Grundrenten-Theorie, welche wieder als Fundament einer ganzen Reihe von freihändlerischen Abstractionen angesehen werden muß: so würden wir in Deutschland in der That vor einem bösen Dilemma stehen. Wir müßten dann annehmen, daß eine sehr erhebliche Steigerung unserer landwirthschaftlichen Production nur auf Kosten aller übrigen Gewerbszweige etwa durch prohibitive Zölle zu erreichen wäre. Glücklicherweise ist aber auch Adam Smith nicht unfehlbar, und es bleibt neben der Entdeckung des großen Gesetzes von der Harmonie der Interessen, welches den alten Wortkrieg zwischen Producenten und Consumenten, Kapital und Arbeit, Landwirthschaft und Industrie *z.* definitiv abgethan hat, eine der glorreichsten Beweisführungen Carey's, daß der große Adam Smith in diesem Punkte geirrt hat. Land für Land, Welttheil für Welttheil weist es Carey an der Geschichte der Colonisationen nach, daß gerade umgekehrt stets zuerst der leichte, geringe, auch unvollkommenen Ackerinstrumenten zugängliche Boden angebaut wurde, und erst ganz allmählich später der reiche Boden, zu dessen Cultur schwerere vollkommenere Instrumente erforderlich waren, und zu allerletzt gewöhnlich die sumpfigen Flußniederungen, die nur durch Drainage und Canäle zu Ackerland verwandelt werden konnten, dann aber allerdings die fruchtbarsten Acker bildeten. Nun werden alle landwirthschaftlichen Autoritäten es bestätigen, daß unter der Anwendung der reichen Hülfsmittel, welche die moderne Agriculturchemie darbietet, und der gleichzeitigen Ausdehnung der immer noch viel zu wenig verbreiteten Drainage in weiten Landstrichen unseres Vaterlandes die Erträge des Grund und Bodens so gesteigert werden können, um nicht allein unsern heimischen Bedarf, den wir jetzt leider größtentheils vom Auslande beziehen, vollständig zu decken, sondern auch die sichere Garantie zu geben, daß noch auf weite Zeiten hinaus die steigende Bevölkerung allein im landwirthschaftlichen Gewerbe lohnende Arbeit finden kann, ganz abgesehen von dem gewaltigen Aufschwunge, dessen unsere Industrie noch bei richtigen Zoll- und Handels-Principien fähig ist.

um ihrerseits ein gleiches Arbeitsfeld zu eröffnen. Beide gehen jetzt zurück; der Landwirth, weil er, durch die Massenimporte von Getreide aus Oesterreich und Rußland erdrückt, einsehen muß, daß er nicht mehr melioriren kann, ohne schweren Verlusten entgegenzugehen, der Industrielle, weil er auf dem heimischen Markte durch die ausländische Concurrenz bedrängt wird, während ihm die Grenzen der Nachbarländer für den Export seiner Erzeugnisse gesperrt bleiben, und die ganz natürliche Folge ist jene Erwerbs- und Arbeitslosigkeit, jener Mangel an Nachfrage nach menschlichen Arbeitskräften, dessen stetige Zunahme bejorgnißerregend genug ist.

Es sind sicher Betrachtungen dieser Art gewesen, welche den Kanzler zu dem entschlossenen Schritte veranlaßt haben, der sich in seinem Schreiben dahin kundgibt, „die nationale Arbeit“ in allen ihren Erwerbs- und Berufs- zweigen zu schützen, wenngleich auch die weitere Wahrnehmung, daß unserem freihändlerischen Vorgehen kein einziges Land folgte, nicht ohne Einfluß auf die neue Wendung der Dinge geblieben sein wird. Haben doch die Vereinigten Staaten nicht allein, sondern auch Rußland, Frankreich, Oesterreich, Spanien, Italien sich sehr entschieden dem protectionistischen Systeme zugewandt und die englischen Colonieen Canada und Australien sich sogar gegen ihr eigenes Mutterland durch Zollschranken zu schützen begonnen. Rechnet man dazu den weiteren Umstand, daß Deutschland durch die Art seiner geographischen Lage noch mehr als andere Staaten darauf hingewiesen ist, seine Zoll- und Handels-Politik in einer gewissen Harmonie mit der seiner Nachbarn zu halten, daß kaum irgend ein Land sich einer durch die ganze Welt verbreiteten Strömung, wie sie heute zu Gunsten des protectionistischen Systemes constatirt werden kann, völlig zu entziehen vermag, selbst wenn es dieselbe für eine unberechtigte hielte: so wird man auch ohne besondere Sehergabe voraussagen dürfen, daß unsere Zoll- und Handels-Politik im Großen und Ganzen in der Zukunft nach denjenigen Grundsätzen gestaltet werden wird, welche der Kanzler in seinem Schreiben nieder- gelegt hat.

Freilich ist es eine Fluth von Controversen der mannichfachsten Art, die bei der Verwirklichung des großartigen und doch an sich einfachen und wenig complicirten Planes zu überwinden sein werden. Mag der Kanzler noch so entschieden betonen, daß ihm der Gedanke an eine Machtverschiebung innerhalb der gesetzgebenden Factoren zu Gunsten der Krone ganz fern liege: die constitutionelle Theorie muß auf ihrem „Schein“, auf parlamentarischen Garantien zu bestehen suchen, sie wird nach Bürgschaften streben, daß bei der Vermehrung der indirecten Einnahmen und der eintretenden Verminderung der directen Steuern die Rechte der Landesvertretung resp. des Reichstages ungeschmälert bleiben. Alle die bekannten Streitfragen der eventuellen Quotisirung der directen Steuern, Aufhebung des Art. 109 der Preussischen Verfassung werden von neuem mit frischen Kräften ventilirt werden. Nicht ohne Erfolg, wie ich hoffe; denn ist man von beiden Seiten darüber einig, den status quo in den parlamentarischen Competenzen aufrechtzuerhalten, und hat gleichzeitig den guten Willen, über-

haupt in Betreff der finanziellen Fragen zu einer Verständigung zu gelangen, so wird dieser *modus vivendi*, wie ich annehme, geringeren Schwierigkeiten begegnen, als der noch immer vermißte mit der römischen Curie. Nicht ohne Beachtung verdient aber für die Beurtheilung der Situation der Umstand zu bleiben, daß die Behandlung des gesammten Programmes für die gewohnte parlamentarische Praxis um deswillen etwas Besonderes und Neues darbieten wird, weil hier die wirthschaftlichen und finanzpolitischen Fragen in einer unlösbaren Verbindung sich finden. Bisher wurden die wirthschaftlichen Fragen nicht als Parteifragen angesehen; fanden sich doch fast in allen Fractionen die verschiedenen wirthschaftlichen Nüancen vom radicalen Freihändler bis zum extremen Schutzzöllner oder Agrarier hant durcheinander gemüßelt; — während die finanzpolitischen Fragen daher natürlich als politische Fragen im eminentesten Sinne in den Fractionen verhandelt wurden, pflegten die wirthschaftlichen Fragen in besonderen, von allen politischen Parteien besuchten Conventikeln besprochen zu werden. Diese Trennung ist heute fast eine unmögliche und es ist vorauszusetzen, daß über das ganze Programm inclusive der Eisenbahnfragen an beiden Orten, sowohl in den Fractionen als den wirthschaftlichen Vereinigungen, verhandelt werden muß. Vielleicht ist gerade diese neue Lage, in welche der Reichstag sich versetzt sehen wird, dem Gelingen des gesammten Planes nicht ungünstig!

Man wird im Allgemeinen, denke ich, auch das Prognostikon stellen können, daß im Reichstage bei der unmittelbaren practischen Gestaltung der einzelnen Zollsätze, die Meinungsverschiedenheiten mit weniger Schärfe zu Tage treten werden, als bei dem theoretischen Principienstreite, der bei uns nach echt deutscher Art mit einer Leidenschaftlichkeit durchgeföhrt wird, die für andere Nationen kaum verständlich ist. Die einzelnen Fragen, ob mäßige Eisenzölle einzuföhren, oder nicht; ob, und in welcher Weise die Garnzölle rationeller zu gliedern, um den Grob- und Feinspinnereien gleiches Licht und gleiche Sonne zu gewähren, ja selbst die Frage der allgemeinen Eingangsabgaben, können an sich ja kaum als Principienfragen angesehen werden, nur die Consequenzen und Doctrinen sind es, die den Kampf verbittern; die bei niedrigen Schutzzöllen beisehalber mehr theoretische als praktische Frage, ob Schutzzölle an sich mit Nothwendigkeit die Waare vertheuern. Für den principiellen Freihändler ist die Bejahung, für den Protectionisten die Verneinung der Frage Glaubensartikel. Der erstere beruft sich auf die Arithmetik und den Satz, daß Zölle überhaupt der vaterländischen Arbeit ohne jenen Erfolg keinen Schutz zu gewähren vermöchten — der Protectionist auf die innere Concurrrenz und die entgegenstehenden Erfahrungen Frankreichs und der Vereinigten Staaten.

Am schwierigsten wird die Entscheidung über die Zukunft der Handelsverträge bleiben. Sollen überhaupt nach der Aufstellung des autonomen Tarifes noch Handelsverträge abgeschlossen werden oder nicht? Soll die „Meistbegünstigungsklausel“ in dieselben eingeföhrt werden, oder nicht? Diese Fragen werden meiner Auffassung nach in ihrer Entscheidung auf die Gestaltung

unserer Handels- und unserer inneren Verkehrsverhältnisse von noch weittragenderem Einflusse sein, als die Tarifordnung an sich. Beispielshalber ist der Wunsch, in guten wirtschaftlichen und politischen Beziehungen zu Oesterreich zu bleiben ein sehr lebendiger, aber die Meistbegünstigungsclausel, die alle Oesterreich gewährten Vortheile auch Frankreich zu Gute kommen läßt, würde, da das letztere Land um ein gutes Drittheil höhere Zollsätze hat, als wir, den Abschluß des Vertrages erheblich erschweren: — und doch ist gerade diese Clausel für den principiellen Freihändler wieder eine Hauptbedingung, auf die er — und zwar von seinem Standpunkte aus mit Recht — den allerhöchsten Werth legt.

Schon vielfach ist, wie mir scheint nicht ohne Grund, die Forderung gestellt worden, man solle an den verschiedenen Grenzen verschiedene Zölle erheben, z. B. an der russischen Grenze, um unseren lieben Nachbarn im Osten für ihre rücksichtsvolle Behandlung der Zollfragen zu danken: Zölle von dreifacher Höhe; an den Seeküsten, die von dem Centrum der deutschen Industrie sehr entfernt liegen, Minimalsätze; an der österreichisch-deutschen Grenze würde eine gegenseitige starke Zollermäßigung anzustreben sein. Ich gestehe, daß ich eine Erledigung der Handelsvertrags-Frage in diesem Sinne nicht nur für durchführbar und möglich erachte, sondern ihr auch beiweitem den Vorzug gebe vor derjenigen Art der Retorsion, welche durch die Gesetzworlage des vergangenen Jahres für die Eisenfabrikate in Aussicht genommen war, einer Retorsion, welche durch die Verallgemeinerung der Ursprungs-Atteste für die Zollabfertigungen zu sehr erheblichen Bedenken Veranlassung bot.

Wir dürfen uns nicht wundern, wenn alle diese Fragen bei uns schwerfälliger behandelt werden, als bei anderen Nationen. Während des Zollvereins waren die Regierungen, war die Bureaukratie es allein, die mit solchen Fragen ernstlich sich beschäftigte. Erst seit die Nation als solche eine Vertretung hat, beginnt das Interesse für die wirtschaftliche Politik ein so allgemeines und lebendiges zu werden, wie es heute erscheint.

Zu einer großen und wichtigen Entscheidung ist diese Vertretung jetzt berufen — möchten ihre Beschlüsse dem Vaterlande zu dauerndem Segen gereichen.





Shakespeare und seine Sonette.

Von

Fritz Krauß.

— Zürich. —

Es ist betrübend für den Verehrer des großen Briten, zu sehen, wie er als gespenstiges Zerrbild unter den scheuen Menschenkindern umgeht. In der That, man erkundige sich nach den landläufigen Ansichten über Shakespeare und man wird erstaunen über die Urtheile, welche bei aller pflichtschuldigen Begeisterung für den Dichter eingestanden werden. Woher kommt es, daß der Ruf eines Mannes, der fast keine Kunde über sich zurückgelassen hat, so zweifelhaft geworden ist? Was hat die Vorstellung erzeugt, daß der mit dem Haupte in den Himmel ragende Dichter als Mensch mit den Füßen im tiefsten Erdenchlamm gesteckt haben soll? Ich glaube, die Neugier unserer Zeit hat hieran viel verschuldet. Naiven Genuß haben wir verlernt, und den Satz „wo das Wissen aufhört, fängt der Glaube an“, erträgt unser Stolz nicht mehr. Leider hört aber bei Shakespeare das Wissen schon am Anfange auf: wir wissen über seine Persönlichkeit fast gar nichts! Statt uns nun an seinen Werken genügen zu lassen und aus ihnen den Glauben zu schöpfen, daß der Charakter eines Dichters, der so der Menschheit den Spiegel vorhalten konnte, selbst groß und lauter gewesen sein mußte, haben wir keine Ruhe gehabt, bis wir allerhand Dinge entdeckten, die geeignet waren, den unbegreiflich Höhen uns menschlich näher zu rücken. Diese fanden wir in den Sonetten Shakespeares. Da lagen wahrhaftige Selbstbekenntnisse! Melancholische Betrachtungen, Klagen über verfehltes Leben und unglückliche Ehe, Bekenntnisse schwerer Verirrungen und Reue, aber auch cynische Witzeleien über dieselben. Das Alles gerichtet an einen schönen Jüngling, den Freund und Genossen, vor dem der große Dichter im Staube liegt — ja welche „klassische“ Erinnerungen weckte nicht diese Männerfreundschaft in hellenisch gebildeten Geistern! Deutsch gesagt, da war nichts gemein genug, was man Shakespeare nicht zugetraut

hätte. So kam es, daß der Genius, der vordem fast wejenlos über uns schwebte, nach und nach in einem so unsauberem Gewande unter uns trat, daß sich ängstliche Naturen vor seinem Umgange schier genirten. So sind die herrlichen Sonette Shakespeares zum Fluche für ihn geworden! Das hat nun freilich endlich eine Rückstuth erzeugt; allein es scheint mir, daß man mit dem Bestreben, das Gefundene wieder in Nichts aufzulösen, in's andere Extrem verfällt. Es muß sich eine gesunde Mitte finden lassen, und der Versuch dürfte gerechtfertigt sein, dem in die Frage nicht eingeweihten Leser durch Aufklärung über die Harmlosigkeit der Sonette den reinen Genuß derselben zu ermöglichen, ohne ihm die Persönlichkeit des Dichters wieder in undurchdringliche Ferne zu entzücken.

Ein Blick in die Sonette Shakespeares zeigt, daß sie in zwei Hauptgruppen zerfallen, die nach Inhalt und poetischem Werthe verschieden genug sind, um sich auseinander halten zu lassen, wenn sie auch nicht äußerlich geschieden wären. Der Herausgeber Thomas Thorpe hat jedenfalls gewußt, daß zwei Hauptabtheilungen zu sondern seien und deshalb das Bruchstück Nr. 126, das sich in Reimstellung und Zeilenzahl von allen Sonetten unterscheidet, als Markstein dazwischen gesetzt. Ueber diese Neußerlichkeit hinaus ging aber Thorpes Kenntniß oder Verständniß der Sonette nicht, sonst wäre es ihm nicht begegnet, innerhalb dieser Abtheilungen die größte Unordnung zu schaffen, ja, wie es scheint, einige Sonette von einer Abtheilung in die andere gerathen zu lassen. Durch diese Verwirrung und durch den Mangel an Correctur wird die Unrechtmäßigkeit und Heimlichkeit der Veröffentlichung charakterisirt, denn es steht wohl außer Zweifel, daß der Dichter selbst damit nichts zu thun hatte. Wie hätte sonst Thorpe in seiner oft citirten verkünstelten Widmung: „die in den folgenden Sonetten von unserem unsterblichen Dichter verheißene Unsterblichkeit dem einzigen Beschaffer*) Nr. W H“ wünschen können? Es sieht aus, als habe ein Freund Shakespeares die in seinem Besitze befindlichen Sonette und jene, deren er sonst habhaft werden konnte (sie circularisirten ja unter den „besonderen Freunden“), zusammengerafft und dem Verleger Thorpe, um sie vor dem Untergange zu retten, zum Drucke übergeben, wofür ihn dieser nun als „einzigen Beschaffer“ in der Widmung ehren zu müssen glaubte, wenn er den „Nr. W H“ nicht etwa zugleich als Schild vorschob. Ich denke, einen solchen Vorgang kann man sich ohne allzu großen Zwang vorstellen; wer aber der Nr. W H gewesen sein mag, das zu untersuchen würde hier zu weit führen.

Von den vielen zur Erklärung der Sonette aufgestellten Theorien will ich, um einige Uebersicht zu gewinnen, hier nur die hauptsächlichsten anführen. Drake (1817) äußerte als der erste die Vermuthung, der Graf von Southampton möchte der Freund gewesen sein, den Shakespeare in den 126 ersten Sonetten besingt; mit den letzten 28, die an ein Weib gerichtet scheinen, weiß er nichts

*) Andere lesen das Wort „begetter“ als Erzeuger.

anzufangen. Boaden (1832) sah in Mr. W H William Herbert, spätern Grafen von Pembroke, und hielt diesen für den Freund. Charles Armitage Brown (1838) brachte die von Boaden angebahnte „persönliche Theorie“ zum Abschluß: sämtliche Sonette gelten Pembroke, die letzten 28 sind an die gemeinschaftliche Maitresse gerichtet. In Deutschland gewann diese persönliche Theorie gewichtige Anhänger, so in Ulrici, der an Pembroke und des Dichters Bekenntnisse glaubt, und in Gerwinus, der nicht begreift, wie man an Southampton zweifeln kann. Auch Elze legt den 126 ersten Sonetten autobiographische Bedeutung bei, indem er aber doch in ihnen „nicht sowohl das individuelle und ausschließliche Eigenthum des Dichters als vielmehr einen Factor und Element des allgemeinen Gedankeninhalts (Freundschaftsschwärmerei) seiner Zeit“ sieht.*)

Diese Ansicht bildet gleichsam eine Brücke zu den Folgerungen Zener, welche sich mit der persönlichen Theorie nicht befreunden konnten und zu dem Schluß kamen, die Sonette behandelten fingirte Verhältnisse und von den Freunden eingegebene Gedanken (Dyce 1864) oder seien lediglich das Erzeugniß freier dichterischer Phantasie (Delius, Gildemeister). Henry Brown (1870) sieht in den Sonetten eine Satire auf die in England herrschende Sonettenmanie, erkennt in W H den Grafen Pembroke und in der Schönen der letzten Sonette dessen Maitresse, mit der Absicht der Ironisirung nach Sydney's Lady Rich gezeichnet. Goedeke endlich läßt, ohne auf eine Deutung der gesammten Sonette einzugehen, gewisse Nummern an die Familie, die Frau geschrieben sein und erklärt im Uebrigen die Freundschaft mit Southampton (d. h. wohl auch mit Pembroke) für eine Fabel, ebenso die unglückliche Ehe des Dichters.

Während alle diese Ausleger ihre Ueberzeugungen in das Prokustesbett der von Thorpe geschaffenen Unordnung der Sonette zwängten, versuchten andere kühn eine neue Ordnung derselben. So erschien schon die 2. Auflage im Jahre 1640 neu geordnet und in Gruppen eingetheilt. Neuerdings haben Bodenstedt, Victor Hugo, Charles Knight und Gerald Massey eine veränderte Anordnung getroffen.

Gewiß hat schon diese unvollständige Aufzählung der verschiedenen Ansichten und Meinungen dem Leser einen Begriff von den Schwierigkeiten der Sonettenfrage gegeben.

Wer die Sonette allein auf der innigen Freundschaft zu einem jungen und vornehmen Manne beruhen läßt, wird, sei dieser nun Southampton oder Pembroke, auf Widerwärtigkeiten stoßen, die von der glühendsten Freundschaftsschwärmerei nicht überwunden werden können. Wer in ihnen eine autobiographische Quelle sieht, muß sich, er mag den Dichter verehren wie er will, bald mit Bedauern von dem Menschen Shakespeare abwenden — darüber hinweg hilft kein noch so „hoher“ Standpunkt von besonderer Moral des Genies. Am behaglichsten muß sich diesen Schwierigkeiten gegenüber jene

*) Karl Elze. William Shakespeare Halle 1876. S. 498.

Theorie fühlen, die in den Sonetten nur eine poetische Verarbeitung süssiger Verhältnisse sieht; denn da läßt sich leicht Alles unterbringen, auch die, wie man glauben sollte, deutlichsten persönlichen Anspielungen und wahrsten Herzenslaute.

Einen Mittelweg schlägt Gerald Masséy*) ein. Die ersten 126 Sonette (anders geordnet) sind zum Theil an den Grafen Southampton gerichtet (65 St.), zum Theil schildern sie, auf dessen Eingebung, sein Liebesverhältniß zu Elisabeth Vernon und zwar in dramatischer Weise; bald spricht der Graf, bald seine Geliebte. Die zweite Abtheilung von 28 Sonetten ist für den Grafen von Pembroke geschrieben. Dieser ist der Mr. W H, der die Veröffentlichung der Sonette bewirkte. Die schwarze Schöne ist Lady Rich. — F. A. Gelbke hat (1867) diese Theorie seiner Uebersetzung der Sonette zu Grunde gelegt, und ich bin ihm in der meinigen darin gefolgt.**)

Masséys Hypothese macht mir die Sonette am genießbarsten und birgt für mich am meisten innere Wahrheit. Sie befreit nicht nur den Dichter von allem Anstößigen, was in den Liebessonetten, namentlich der letzten Abtheilung, wenn auf ihn selbst bezogen, liegt, sondern gibt auch für Sonette, die nicht in seinen Mund passen, den richtigsten Sprecher oder die Sprecherin.

Eine Gewähr für ihre relative Richtigkeit erblicke ich darin, daß sie fast alle anderen Hypothesen irgendwo tangirt, als hätte jede einen Theil der Wahrheit, die sie vereinigt. So hat sie die Freundschaft Shakespeares mit den hohen Gönnern Southampton und Pembroke, aber zeigt sie in einem Lichte, das auf des Dichters Charakter keinen Flecken läßt; sie gibt persönliche Sonette, durch welche wir dem Dichter nahe kommen, setzt aber auch seine Männlichkeit wieder in ihre Rechte ein und weist dem Weibe zu, was des Weibes ist; sie gewährt Shakespeare Spielraum für das freie Schaffen seiner Phantasie, wie für seine besondere Fähigkeit der dramatischen Darstellung und räumt auch dem Humor und der Satire ihr Feld ein. Endlich aber wirft sie auch auf Shakespeares Leben ein neues Licht: es wird gezeigt, zu welchen Mythen eine irrige Auslegung der Sonette Veranlassung gegeben hat.

Auf die Details von Masséys Hypothese***), insbesondere auf die Untersuchung der zweiten Abtheilung der Sonette und den Rückblick auf Shakespeares Leben kann ich hier nicht eintreten; es sei mir nur der Versuch gestattet, die sogenannte Southampton-Freundschaft wieder zu Ehren zu bringen, die am meisten zum Stein des Anstoßes geworden ist. Ich hoffe dies mit Hülfe von Material zu erreichen, das der Kritik bisher entgangen zu sein scheint.

Eines ist vorhanden, was bezeugt, daß Shakespeare in gewissen Beziehungen

*) Shakespeare's Sonnets etc . . . London 1866 und 1872, zuerst Quarterly Review, April 1864.

**) Friß Krauß: Shakespeare's Southampton-Sonette. Deutsch. Leipzig, W. Engelmann. 1872.

***) Einleitung und Anmerkungen zu meiner Uebersetzung enthalten das Nähere.

zum Grafen Southampton stand, ja sich seiner Protection erfreute, das sind die Widmungen, mit welchen er ihm seine beiden lyrisch-epischen Gedichte „Venus und Adonis“ und „Lucretia“ zueignete. Was uns sonst von Southamptons Beziehungen zu Shakespeare überliefert worden, ist nicht über allen Zweifel erhaben.

Die Widmung zu „Venus und Adonis“ (1593) lautet: „Dem sehr ehrenwerthen Henry Briothesley, Grafen von Southampton und Baron von Tichfield. Höchst zu verehrender Herr! Ich weiß nicht, wie sehr ich beleidigen mag, indem ich meine ungeschliffenen Zeilen Eurer Lordschaft zueigne, noch wie die Welt mich dafür verurtheilen wird, daß ich für so schwache Last so starke Stütze wähle: wenn Euer Ehren aber nur zufrieden scheinen, werde ich es mir zum hohen Preise rechnen und geloben, daß ich alle müßigen Stunden ausnütze will, bis ich Sie durch eine ernstere Arbeit geehrt habe. Würde aber der erste Sprößling meiner Erfindung mißgestaltet erfunden, so werde ich bedauern, daß er einen so edlen Pflanzling hatte, und würde nie mehr einen so dünnen Boden pflügen, aus Furcht, er möchte wieder so schlechte Ernte tragen. Ich überlasse ihn Ihrer Prüfung und Euer Ehren, wie es die Zufriedenheit Ihres Herzens verlangt, welche, wie ich wünsche, immer Ihrem eigenen Wunsche und der hoffnungsvollen Erwartung der Welt entsprechen möge.“

Euer Ehren in aller Schuldigkeit (duty)

William Shakespeare.“

Die zur „Lucretia“ (1594):

„Die Liebe, die ich Eurer Lordschaft weihe, ist ohne Ende, und diese Schrift, ohne Anfang, ist davon nur ein überflüssiger Theil. Die Gewähr, welche ich von Ihrer gnädigen Gewogenheit habe, nicht der Werth meiner schülerhaften Zeilen, gibt mir die Sicherheit ihrer Annahme. Was ich geschrieben habe, gehört Ihnen, was ich zu schreiben habe, gehört Ihnen als ein Theil alles dessen, was ich Ihnen zugelobt habe. Wäre mein Werth größer, so würde auch meine Schuldigkeit (duty) sich größer äußern; so aber ist sie, wie sie ist, Eurer Lordschaft gewidmet (bound to Your Lordship).“

In der ersten Widmung tritt Shakespeare gleichsam noch tastend auf, unsicher, ob dieser „erste Sprößling seiner Erfindung“ wohl dem Grafen gefallen werde, und zugleich gelobt er, alle müßigen Stunden zu einer ernstesten Arbeit zu verwenden, mit der er ihn ehren könnte.

Bei der zweiten Widmung weiß er schon, daß seine Arbeit willkommen ist, denn er besitzt Beweise von des Grafen Gunst; was er über die Arbeit selbst sagt, sind nur schickliche, jetzt aber eigentlich überflüssige Redensarten. Dagegen versichert er ihn schon in den ersten Worten seiner unendlichen Liebe und daß, was er geschaffen und zu schaffen habe, ihm gewidmet sei. Mit den Schlußworten bezeichnet sich Shakespeare eigentlich als des Grafen Southampton Dichter.

Vergleichen wir mit der zweiten Widmung Sonett Nr. 26:

Herr meiner Liebe! Der Du lehenseigen
 Durch Dein Verdienst Dir meine Treu (duty) gemacht,
 Dir send ich diese Botschaft, um zu zeigen
 Dir meine Treu, nicht was mein Geist erdacht.
 So große Treu, daß sie durch meinen armen
 Und wortwerleg'nen Geist erscheint wie bloß:
 Doch hoffe ich, Du nimmest voll Erbarmen
 Die nackte auf in Deiner Seele Schooß;
 Bis jener Stern, der meine Schritte lenket,
 Huldvoll und glückverheißend auf mich weist
 Und Kleidung meiner nackten Liebe schenket,
 Daß Deiner Achtung man mich würdig preist:
 Dann darf ich laut von meiner Liebe sagen, —
 Bis dann mich vor Dein prüfend Aug' nicht wagen.

Dieses Sonett ist unzweifelhaft ein Widmungssonett eines Dichters an seinen Patron — ganz im conventionellen Stile jener Zeit, voller Anklänge an die von den Formen des Feudalismus regulirten Gesetze der dienenden Liebe. Man lese Spensers Sonette an seine Gönner; Shakespeare könnte sich dieselben zum Muster genommen haben, z. B. jenes an Lord Grey of Wilton:

Most noble Lord, the pillar of my life
 And Patron of my Muses pupillage,
 Through whose large bounty poured on me rife,
 In the first season of my feeble age,
 I now do live, bound yours in vassalage.
 u. s. f.

Der gleichen Gedankengang wie Shakespeares 26. Sonett hat Spensers Widmungssonett an den Grafen Essex.

In den Anfangszeilen von Shakespeares Sonett:

Lord of my love to whom in vassalage,
 Thy merit hath my duty strongly knit!

haben wir den Herrn der Liebe (im Codex amoris die Herrin), den Vasall (dort den dienenden Ritter) und die Dienstespflicht (duty) des letzteren.

In diesem Sinne steht das Wort duty in der Widmung zur „Lucretia“, und im 26. Sonett, wo es sogar dreimal vorkommt. Geist und Sprache beider sind so ähnlich, daß man nicht daran zweifeln kann, daß beide sich an den gleichen Grafen Southampton richten. Spenser schrieb ein gutes Dutzend solcher Sonette an hohe Gönner, aber keines ist von der Innigkeit, der Wärme des einen von Shakespeare. Hier spricht die Freundschaft für sich selbst! Das 26. Sonett wurde jedenfalls lange vor der Widmung zur „Lucretia“, ja vor jener zu „Venus und Adonis“ geschrieben. Shakespeare überreicht dem Grafen erst ganz privatim einige poetische Versuche und versichert ihn, so zu sagen nur unter vier Augen, seiner Liebe, obgleich er auch da schon betont, daß er ihm seine Dienstbarkeit widmet — doch darf er das alles noch nicht öffentlich, laut sagen; das wird erst geschehen, wenn er seiner Achtung wirklich

würdig geworden. Er hat also noch nichts bereit, was er ihm öffentlich widmen dürfte. Das kommt dann mit der „Venus und Adonis“, und ist die Sprache der Widmung dieses Gedichtes viel zurückhaltender und ängstlicher als die des früher geschriebenen Sonetts, so müssen wir bedenken, daß man vor den Leuten anders spricht, als unter vier Augen. Unsere Conjectur ist, daß Shakespeare seinem gräflichen Freunde mit diesem Widmungssonett die 17 ersten Sonette übersandt hat; einstweilen sehen wir durch Sonett Nr. 26 die Beziehung zu Southampton hergestellt.

Wenn Shakespeare in den Sonetten den Grafen besonders schön, sich selbst aber besonders alt macht, so ist das, ganz abgesehen von der großen Jugend Southamptons und dem bei Sh.'s Charakter mehr als die wirklichen 9½ Jahre betragenden Altersunterschiede, nichts weiter als eine, dem angesehenen Freunde gegenüber wohl angebrachte, zu jener Zeit eigentlich gebotene dichterische Uebertreibung. Ich kann deshalb nichts Anstößiges darin sehen, wenn er in Nr. 108 den jungen Grafen, den „beauteous and lovely youth“ des 54. Sonettes, „sweet boy“ nennt. Sweet ist einer der Lieblingsausdrücke des „Sweet Swan of Avon“, und manchen rauhen Krieger und tapfern Lord läßt er in seinen Stücken damit angedeutet werden, während Falstaff sogar den König Heinrich, allerdings diesmal unstatthafter Weise, „my sweet boy“ nennt. Hieraus lassen sich ebenso wenig undelicate Schlüsse auf die Art der Freundschaft ziehen, wie aus dem „lover“, welches in der Dichtersprache jener Zeit einfach „Freund“ bedeutete.

Die ersten 17 Sonette nun, welche unzweifelhaft an einen jungen Mann (für uns also Southampton) gerichtet sind, scheinen eine Aufforderung zum Heirathen zu enthalten, ja gerade zu diesem Zwecke geschrieben zu sein, was von verschiedenen Auslegern geleugnet oder in's Lächerliche gezogen oder gar in eine Aufforderung zur Ausschweifung verdreht wird. In Nr. 2 sagt der Dichter, es brächte dem Freunde keine Ehre, wenn der Schatz, den seine Jugend hob, später nur in den tief eingefunkenen Augenhöhlen läge (wie sprechend!), wie viel höher wäre der Verbrauch seiner Schönheit zu preisen, könnte er auf ein Kind zeigen und durch Erbfolge beglaubigen, daß dessen Schönheit von ihm stamme.

Das „die single“ in Nr. 3, „singleness“ in Nr. 8, „single life“ in Nr. 9 bedeutet wohl nichts Anderes als ledig, ehelos.

Die schönen Sonette Nr. 8 und 9 schildern das Glück, das die Ehe gewährt:

Nr. 8.

Mußt Du selbst — wie kann Mußt Dich schmerzen?
 Das Süße haßt nicht Süßes, Lust liebt Lust!
 Warum begehren, was Du scheust im Herzen?
 Mußt Du die Qual herbei, der Qual bewußt?
 Wenn reiner Töne Einklang Dich verbrücket,
 So will ihr süßer Bund nur Müge sein
 Dir, der sein Herz der Harmonie verschließet
 Und, sie verschmähend, trotzig bleibt allein.

Horch! wie die Saiten in einander schwingen,
 Die einem Paare gleich verbunden sind,
 So, wie in einer zarten Note singen,
 Vereint und glücklich, Vater, Mutter, Kind —
 Wortloses Lied, vielschimmig, Eins im Klange,
 Erichallt's: „allein wirst Du nicht zum Gesange!“

Nr. 9.

Berzehrst Du denn aus Furcht vor Wittventhränen
 Dich einsam? Ach! stirb kinderlos, allein,
 So wird die Welt sich klagend nach Dir sehnen,
 Wie ein verlassen Weib in Trauer sein.
 Die Welt wird Deine Wittwe sein, wird weinen,
 Daß Du ihr keine Form von Dir vermachst,
 Da jeder armen Wittwe aus der Kleinen
 Vergnügtem Aug' des Gatten Bildniß lacht.
 Sieh', was Vergeudung in der Welt verschwende,
 Tauscht nur den Platz; die Welt bleibt dessen froh:
 Der Schönheit Mißbrauch aber kommt zu Ende,
 Und, ungenüzt, wird sie vernichtet so.
 Nicht Lieb' zu Andern kann der Busen nähren,
 Der gegen sich mag solche Mordlust lehren.

Hier ist klar ausgesprochen, daß weder der Mißbrauch, den man mit der Schönheit treibt (in ausschweifendem Leben), noch ihr ungenüzt sein lassen (durch ledig bleiben) ihren Zweck erfüllt: Das thut nur das Dritte, das noch übrig ist: Die Ehe!

Noch mehr! In Nr. 10 wirft der Dichter dem Grafen vor:

So blut'ger Haß ist jetzt in Dich gefahren,
 Daß gegen Dich Du selber Dich verschwörst
 Und jenes schöne Haus, das zu bewahren
 Du streben solltest, irrentlich zerstörst —

und in Nr. 13 wörtlich:

Wer läßt ein so schönes Haus in Trümmer fallen,
 Das „Wirthschaft in Ehren“ erhalten könnte? —
 Verschwender nur! Theurer! Du weißt,
 Du hattest einen Vater, laß' Deinen Sohn so jagen!

Das zeigt doch deutlich, daß es sich um Erzeugung eines legitimen, „in Ehren“ geschaffenen Erben handelte, der das „Haus“ vor Verfall bewahren sollte, wozu der Umstand eine treffliche Illustration bildet, daß das Haus Southampton auf dem jungen Grafen beruhte, da Vater und Bruder gestorben waren. Shakespeare sagt ja: „Du hattest einen Vater.“

Daß Shakespeare nicht nöthig hatte, den jungen Freund zum Umgange mit dem andern Geschlechte aufzufordern, kann man wol zwischen den Zeilen dieser ersten Sonette lesen; es galt vielmehr, wie gesagt, ihn selbst und sein Haus vor dem Verfall zu schützen durch die Ehe. Das wird uns klar,

sobald wir die Quelle*) betrachten, aus der Shakespeare ganz augenscheinlich geschöpft hat: Philipp Sidneys „The countess of Pembroke's Arcadia“, erschienen 1590. Da sucht Cecropia folgendermaßen ihre Nichte Philoclea zur Ehe mit ihrem Sohne zu bewegen (III. Buch): „Die Natur hat Dich zu einem Weibe bestimmt, als Du geboren wurdest, und wie sie Dich zum Kinde einer Mutter machte, solltest Du Dein Bestes thun, Mutter eines Kindes zu sein (vergleiche Shakesp. Son. 1, 3, 13!): sie gab Dir Schönheit, Liebe zu gewinnen, Geist, Liebe zu erkennen, und ausgezeichnete Gaben, Liebe zu belohnen, welche willige Belohnung mit unaussprechlichem Glücke gekrönt wird: denn wie es den Empfänger fesselt, macht das den Verleiher glücklich: Das macht den Geber nicht arm, sondern bereichert ihn (6, 16). Ach! der süße Name einer Mutter! Ach! das Glück, der Trost, Deine Kinder aufwachsen zu sehen, in denen Du verewigt wirst! (2, 3). Wenn Du fassen könntest, welche Herzensfreude es ist, Deine eigenen Kleinen voll Liebe in Deinen Schooß springen zu sehen, zu sehen, wie sie als kleine Modelle Deiner selbst Dich mit sich herumtragen (6, 9, 13, 16, 17).“

Und als Philoclea meint, sie verstehe von dem nichts und die Ehe scheine ihr nur ein schweres Joch zu sein, fährt Cecropia fort:

„Wie Du Dich täuschest! . . . Glaube mir, die Erfahrung des Mannes ist das beste Auge der Frau. Hast Du je reines Rosenwasser in einem Krystallfläschchen gesehen (5)? wie schön es aussieht? wie süß es riecht, während das schöne Glas es umschließt? Zerbrich das Gefäßgniß (6) und laß das Wasser seinen eigenen Lauf nehmen, vermischt es sich nicht mit dem Staube und verliert alle seine frühere Süße und Reine? So in Wahrheit sind wir, wenn wir nicht den Halt eher als den Zwang der krystallinen Ehe tragen (6). Was soll ich von dem freien Entzücken sagen, welches das Herz ohne innere Gewissensbißse oder Furcht vor äußerer Schande umfassen kann? Und ist ein einsames Leben so gut wie dieses? (3, 4, 8, 9) oder kann eine Saite so gute Musik machen wie ein Paar (8)**)?“

Nachdem Cecropia vergebens bei Philoclea ihre Ueberredungskunst aufboten, versucht sie ihr Glück bei ihrer anderen Nichte Pamela:

„Schönheit, liebe Nichte, ist die Krone der weiblichen Größe, und wer immer von den darin sehr sparsamen Himmeln mit dieser Gabe beschenkt wurde, ist ohne Frage verpflichtet, sie zu dem edlen Zwecke zu verwenden, zu dem sie geschaffen worden (1, 4, 13), nicht nur zum Gewinnen, sondern auch zum Erhalten; denn das ist in der That das rechte Glück, das nicht nur in sich glücklich ist (1), sondern auch das Glück auf einen Anderen übertragen kann. Schönheit verschwindet (5, 9, 12), von der Zeit verschlungen (devoured by Time) (19!), aber wo bleibt sie immer frisch, als im Herzen eines treuen

*) Es galt bisher als feststehend, daß keine Quelle zu Shakespeares Sonetten bekannt sei.

**) Bis hierher von Masson l. c. S. 36 mitgeteilt.

Geliebten? . . . Genieße den Himmel Deines Alters (1, 16), dessen Du sicher bist, und wie gute Wirtschaftler das verbrauchen, was sie nicht behalten können, so genieße Du fröhlich dessen, was Dir sonst zu späte Reue bringt, wenn Dein Glas Dir in's Gesicht jagen wird, welche Veränderung mit Dir vorgegangen ist (3, 6). Siehst Du, wie der Lenz voll Blüthen ist und sich damit schmückt, ohne auf die Früchte des Herbstes zu warten? Was ist das für eine Lehre für Dich, als daß Du im Mai Deines Alters sein sollst wie im Mai? (1, 3, 6). — Wie sehr vermehrt er den großen Wunsch, den ich für diese gesegnete Heirath hege, Deine Tugenden durch solchen Eifer und solchen Ernst (wirklich das sehteste Band) befestigt zu sehen, welche nach Ansicht der gewiegtesten Geister die besten Mittel sind, den Sinn des Mannes zu zügeln und im Guten zu erhalten!“

In der ersten Ekloge (I. Buch) singt Thyrsis von Nala: „Dies Mädchen, so zur Freude geschaffen, oh Pan! beklage, das ohne Liebe seine Jahre der Liebe verbringt! Ein so schönes Feld würde einen Herrn wohl zieren.“ (3, 16.)

Im 3. Buch sagt der alte Geron zum jungen Hektor: „Die Natur verlangt vor allem, daß wir uns bemühen, unser Geschlecht zu erhalten (1, 4, 11); darin liegt unser ganzes Menschenglück. Dein Vater kann sich mit Grund über Dich beklagen, wenn Du ihm nicht seine Thaten für Dich zurückzahlst, indem Du ihm den Gewinn eines Großvaters gewährst. (2!)*) Dein Staat der auf solche Weise unsterblich geschaffen werden sollte (11), kann mit Recht trauern, wenn Du Deine Nachkommenschaft so mordest. (3, 6.) Der hat sein eigenes Sein nicht verdient, der aus Selbstsucht das unterlassen will, was dieses Sein ewig erhalten soll. (1, 3, 16.) O Hektor! suche in Dir selbst zu blühen (13): Dein Haus muß durch Dich selbst leben oder dann untergehen (10, 13) und wer soll dann den Namen Hektor erhalten? (10). Kinderreichthum geht über einen Fürstenthron (6); es rührt mit heimlicher Freude des Vaters Herz, wenn er ohne Schande jagen kann: ‚Diese sind mein.‘ (2!) Darum heirathe, denn die Ehe wird jene Leidenschaften zerstören, welche der Jugend zu Kopfe steigen und die Mutter und Ammen aller eiteln Sorgen sind.“

Wollte ich die Vergleichungspunkte zwischen vorstehenden Argumenten und Shakespeares ersten Sonetten herausheben, so müßte ich gleich die ganzen 17 Sonette hier copiren; ich beschränkte mich deshalb darauf, die entsprechenden Nummern der Sonette einzuschreiben.

Der bedeutjame Umstand, daß Shakespeare die Argumente der Cecropia so einrichtete, daß sie auf einen jungen Mann passen, beweist, daß er beabsichtigte, sie für einen ganz bestimmten Zweck, aber zu gleichem Ziele zu verwenden.

*) Eine interessante Parallele zu dieser Philosophie finde ich in „Religion und Philosophie“, von Dr. Max Müller. Deutsche Rundschau, Nr. 4. 1879. p. 60:

„Die Schuld, die der alte Jnder seinen Eltern schuldet (im Stadium des Hauslebens) bezahlt er durch Opfer an die Manen und dadurch, daß er selbst ein Vater von Kindern wird.“

Und daß dieser junge Mann die „frische Zier der Welt“, des Hofes (Son. 1) und der Spiegel seiner Mutter war (S. 3), daß er seinen Vater verloren hatte (S. 13) und auf dem „Gipfel glücklicher Stunden“ stand (S. 16) d. h. am Ende der Zehrer, diese persönlichen Anspielungen, die alle wieder auf Southampton passen, gestatten kaum mehr einen Zweifel darüber, wen Shakespeare im Auge hatte. Ich glaube, man darf annehmen, der Schlußsatz an Pamela, namentlich aber die letzten Worte Herons haben zuerst in dem Dichter den Gedanken erweckt, seinem jungen Freunde den Spiegel vorzuhalten und sind so die nächste Veranlassung zu diesem Sonettenkranze geworden. Damit wäre für die Shakespeare-Southampton-Freundschaft eine Basis gewonnen, welche alle bisher beliebten, widerwärtigen und unedlen Deutungen ausschließt.

(Ich muß hier in Parenthese bemerken, daß Sh. in „Venus und Adonis“ die Venus ebenfalls vorstehende Argumente, aber in ihrem Sinne in's Treffen führen läßt, und daß es sehr interessant ist, Vers 132—134 zu lesen, wie Shakespeare selbst die, wenn ich so sagen darf, naïcht darwinistische Auslegung des Zweckes der Schönheit zurückweist. — „You do it for increase! O strange excuse!“)

Halten wir nun die Thatfachen zusammen, daß Graf Southampton 1589, 16 Jahre alt, nach London kam, daß Sidneys „Arcadia“ 1590 erschien und Shakespeare 1593 Southampton „Venus und Adonis“ als ersten Sprößling seiner Erfindung widmete, so ist wohl die Conjectur nicht mehr zu kühn, Shakespeare habe die ersten 17 Sonette zwischen 1591 und 1593 geschrieben und dem Grafen mit Nr. 26 als Widmung überhandt („Dir send' ich diese geschriebene Botschaft“), und „Venus und Adonis“ sei alsdann die „würdigere Gabe“ gewesen, mit welcher der Dichter zum ersten Male, wie in Nr. 26 verheißen, lautes, d. h. öffentliches, Zeugniß von seiner Verehrung für Southampton ablegte.*) In der Widmung zu „Venus und Adonis“ nennt er ihn „die hoffnungsvolle Erwartung der Welt“, wie vorher im 1. Sonett „die frische Zier der Welt“ (Hofwelt). Wenn dann später in den Sonetten Shakespeare in Nr. 38 sagt: „Wie kann es meiner Muse an Erfindung fehlen, so lange Du lebst, der Du Deinen eignen süßen Stoff in meine Verse gießest?“, in Nr. 83 von „Deinen beiden Dichtern“ und seiner „Dichterschuld“ spricht, in Nr. 72 sich seiner dichterischen Erzeugnisse schämt, die des Freundes so gar nicht werth seien, in Nr. 78 den Freund versichert „sein Auge, sein Einfluß habe ihm die Zunge gelöst und seine Unwissenheit so hoch getragen, wie die Gelehrsamkeit die anderen Dichter“; wenn er in Nr. 100 sich ermahnt, wieder dem Ohre zu singen, dem „werthvoll seine Lieder“, in Nr. 102 sich der Zeiten erinnert, da er die noch neue Liebe mit Liederklang begrüßte, und Entschuldigung für sein längeres Schweigen sucht, in Nr. 76 fragt, warum

*) Es ist wahrscheinlich, daß Shakespeare „Venus und Adonis“ schon in Stratford geschrieben hatte, das Gedicht aber für Southampton umarbeitete, als er seiner Gunst versichert war und ihm etwas offen zu widmen wagen durfte; dabei kann er dann die Argumente aus der „Arcadia“ eingefügt haben.

denn sein Lied immer dasselbe sei, keinen Wechsel und stets die gleiche äußere Form zeige, so daß man ihn an jedem Worte erkenne, in Nr. 105 erklärt, sein Lied habe nur einen Stoff und all sein Lob sei nur „to one, of one“ (an Einen, über Einen) — mit welchem Rechte suchen wir hinter diesen eigenen Worten des Dichters alles Andere, nur nicht die so nahe liegende Erfüllung (wo wäre sie sonst?) des, in seiner Widmung der „Lucretia“ dem Grafen Southampton*) gegebenen Versprechens?

In der Widmung und in den Sonetten liegt die Charakteristik des Verhältnisses zwischen Shakespeare und Southampton: Dichter und Patron — Dichter und Freund.

Es ist bekannt, daß Southampton ein freigebiger Beschützer der Wissenschaften und schönen Künste und eifriger Besucher von Shakespeares Theater war. Chapman nennt ihn „den Preis der edelsten Geister unseres Landes“, Richard Braithwait „der Gelehrsamkeit ausgewählten Liebling“, Nash „einen lieben Liebhaber und Pfleger der Liebhaber der Dichter sowohl als der Dichter selbst“, Florio „die Perle der Pairs“. Barnaby Barnes spricht 1593 in einem Sonett an ihn die Hoffnung aus, daß seine Verse „wenn sie jene himmlische Günst' schützt, welche den Muses Licht verleiht“, vor den giftigen Pfeilen des Neides sicher sein mögen (vergleiche Shak. Son. 38, 78, 79 u. f. w.). Und Jervas Markham sagt zu ihm in einem Sonett: „Du, der Lorbeer auf der Muses Hügel, dessen Auge die siegreichste Feder krönt“ — was man auf Shakespeare bezogen hat**).

Daß Shakespeares Gefühl für Freundschaft sehr entwickelt war, weiß Jeder, der seine Dramen gelesen hat; er gehörte damit eben ganz seiner Zeit an, welche die Freundschaft über die Liebe stellte. Henry Brown***) gibt vielfache Beispiele, welche darthun, daß die Freundschaftsschwärmerei nicht nur mit der Liebe den conventionellen Inhalt der damaligen Sonettendichtung bildete, sondern im wirklichen Leben das Denken und Empfinden der bedeutendsten Geister erfüllte. Ich kann mir nicht versagen, ein lebendiges Beispiel solcher Männerfreundschaft anzuführen; das ist die Freundschaft des edlen Hugenotten Hubert Languet (geb. 1518) zum öfter genannten Sir Philipp Sidney. Languet, der Freund Melancthons, der Vertraute der protestantischen Fürsten Deutschlands und geheime Minister des Kurfürsten von Sachsen, lernte Sidney auf dessen deutschen Reise 1573 kennen und schloß mit dem Jünglinge eine Freundschaft, die bis zu seinem Tode dauerte. Die Trennung von ihm füllte eine Correspondenz aus, über welche Fox Bourne†) sagt:

„Sie gebrauchen mehr als jetzt üblich ist, Ueberschwenglichkeiten in dem Ausdrude der Freundschaft. Kein liebkrankter Jüngling kann mit feurigerer Leidenschaft und zärterer Sorge schreiben, oder mit häufigeren Klagen und

*) Shakespeare hat, soviel wir wissen, sonst Niemandem etwas gewidmet.

***) Massen l. c. S. 90.

***) Henry Brown l. c. S. 51, 196—200.

†) H. R. Fox Bourne. A Memoir of Sir Philip Sidney. London 1862.

grundloserer Eiferjucht kämpfen, als Languet, damals 55 Jahre alt, in seinen Briefen an den neunzehnjährigen Sidney*). Im Jahre 1574 schreibt er Sidney nach Padua, er solle sein Bild für ihn malen lassen und darunter einige Verse setzen, die er ihm schickt: ‚Den ersten Keimversuch, den er in seinem Leben gemacht.‘ Sidney verspricht darauf, sich in Venedig bei Paul Veronese oder Tintoretto für ihn malen zu lassen: ‚Ich bin sehr glücklich, daß Sie mich so dringend um mein Bild gebeten haben, da das mir sagt, welche süßen Gedanken Sie über mich haben und wie sehr Sie mich lieben. Natürlich sollen Sie es bekommen, selbst wenn nichts von der wahren, mächtigen Freundschaft zwischen uns wäre, die alle übrigen Verhältnisse des Lebens übersteigt, wie die warme, glänzende Sonne alle schwächeren Sterne verdunkelt.‘ Languet schreibt Sidney, nachdem er ihn 1579 in London besucht und nicht hatte von ihm Abschied nehmen können: ‚Obgleich ich Ihnen nichts zu geben hatte, als Thränen und Seufzer, schmerzt es mich, daß diese Thränen und Seufzer Ihnen nicht die Größe meiner Liebe beweisen durften.‘ Er nennt Sidney bald seinen Schüler, seinen Sohn, seinen Knaben (boy).“

Gewiß war Sidney kein armer Schauspieler wie Shakespeare; aber diese glühende Freundschaft des weltverfahrenen Mannes zu dem Jünglinge, der kein anderes Verdienst hatte als seine Abstammung und seine persönliche Liebenswürdigkeit**), läßt uns die schwärmerische Liebe des feurigen Dichterherzens Shakespeares für einen wohlwollenden jungen Freund von dem Range Southamptons nicht mehr unbegreiflich oder unmännlich erscheinen. Es war ein Gefühl, dessen Wahrheit sich mit der vom Sonettenstile geforderten Dichtung auf's anmuthigste verflechten ließ. Ein trauriges Zeichen unserer Zeit aber muß ich es nennen, daß man eine solche Freundschaft nicht mehr versteht, sondern ihr entweder nur die schmutzigsten Motive unterlegen kann, oder sie ganz leugnen muß!

Shakespeare hat mehrere Sonette geschrieben (19, 60, 63, 64, 65, 55, 81), in welchen er dem Angesprochenen Unsterblichkeit verheißt. Die ganze Art und Weise deutet darauf hin, daß der Angesprochene ein hervorragender Mann war und diese Unsterblichkeitsverheißungen sind auch in dem conventionellen Stile jener Zeit geschrieben, den Ausdrücken, mit denen Dichter ihre Gönner anfangen. Man vergleiche nur Stellen wie:

Son. 19.

Doch thu' Dein Schlimmstes, Zeit! Trotz der Vernichtung
Lebt ewig jung mein Freund in meiner Dichtung.

Son. 60.

Doch ihrer (der Zeit) Wuth zum Troß soll spät'sten Jahren
Mein Vers die Kunde Deines Werths bewahren.

* Shakespeare zählte erst 29 Jahre, als er, nach unserer Hypothese, die ersten Sonette an den neunzehnjährigen Southampton richtete.

***) Sidney war damals noch einfacher Philip Sidney; er ward erst 1583 Sir Ph. S. und Knight of Penshurst.

Son. 55.

Hier diesen mächt'gen Vers wird überleben
 Kein Fürstengrab (monument), marmor- und goldverziert.
 Und größern Glanz wird dieses Wort Dir geben
 Als ungewaschener Stein, den Zeit beschmiert.

 Tod und Vergessen wirst Du überwinden,
 Und Deinen Ruhm und Deine Herrlichkeit
 Wird ein Geschlecht dem anderen verkünden
 Bis an das Ende dieser ird'schen Zeit (all posterity),
 So, bis das Weltgericht Dich wird erheben,
 Gibt Dir dies Lied im Aug' der Liebe Leben.

mit folgenden Ausdrücken Spensers

To Lo. Ch. Howard, high Admiral of England.
 Das ew'ge Denkmal (monument) Deines Ruhmes
 Ist in diesem Verse bildlich eingegraben,
 Damit es für alle Zeiten lebe (to all posterity).
 To the Lord of Hunsdon, High Chamberlain.
 Lebe ewig, Lord, in diesem ewig dauernden Verse,
 Damit alle Zeit (all posterity) Deinen Ruhm preije.

In einem Sonette an den Grafen von Northumberland schildert Spenser das Verhältniß zwischen Dichter und Patron: die heiligen Musen hätten stets beansprucht, die „Ammen“ des Adels und Aufzeichner seines ewigen Ruhmes zu sein, wofür dann der Adel auch gehalten sei, die Dienste der süßen Poesie, deren Bemühungen ihm Ruhm bringe, willkommen zu heißen und den Sänger seines Lobes zu patronisiren.

Was ist es denn nun Besondere, wenn Shakespeare seinem Freunde und Gönner Southampton auch Sonette gewidmet hat?

Wir können uns vorstellen, daß die ersten Sonette dem Freunde so gut gefallen haben, daß er den Dichter zu weiteren aufforderte. Son. Nr. 38 deutet an, daß er ihm den Stoff dazu selbst gab: er „strömt den eigenen süßen Stoff in seine Lieder, verleiht seiner Erfindung Licht“. Was kann das andere sein als Liebe, die ein Herz zum Ueberfließen füllt? Im 21. Son. protestirt Shakespeare gegen die Phantasie-Erzeugnisse der damaligen Sonettisten und behauptet, nur Wahrheit zu schreiben, also nicht Fiction. Die Wahrheit, die in den Sonetten liegt, braucht aber deswegen noch nicht die Weichte eines eigenen Liebesverhältnisses des Dichters zu sein; sie kann ebenso wahr sein, wenn sie die Liebe eines Freundes schildert. Ich glaube, daß wir die Sonette mit mehr Befriedigung lesen können, wenn wir in dem feurigen Liebhaber nicht mehr den Familienvater Shakespeare, sondern den jungen Grafen Southampton sehen.*)

*) Näheres über diese Liebesgeschichte findet sich in der Einleitung zu meiner Uebersetzung der Sonette.

Um das Verhältniß Shakespeares zu Southampton und Elisabeth Vernon richtig beurtheilen zu können, müssen wir uns auf den Boden von Shakespeares Zeit stellen. Daß Southampton als des Dichters Gönner an die Kunst des Dichters appelliren konnte, um seine eigenen Gefühle in ein Gewand zu kleiden, wie es der damalige Geschmack erforderte, steht nach dem Geiste jener Zeit außer Zweifel und bringt Shakespeare gar keine Unehre. So erzählt Drayton in seinem 21. Sonette, daß er einen Galan gekannt, der ein Mädchen liebte, ohne sie gewinnen zu können. In seiner Noth bat er den Dichter, er solle sie mit seinen Versen zu erweichen versuchen. „Und solche Kraft hatte die Poesie, daß der Dichter mit dem ersten Sonette schon seinem Freund die Geliebte gewann.“ *)

Shakespeare selbst läßt in „Ende gut, Alles gut“ IV. 3. den französischen Edelmann zu Barolles sagen: „Guter Hauptmann, wollt Ihr mir eine Abschrift des Sonettes geben, das Ihr für den Grafen Roussillon an Diana schriebet?“

Diese Worte sprechen in ihrer Einfachheit dafür, daß das Schreiben von Sonetten an eine Dame für einen Andern und das Ueberlassen von Copien an Dritte ein sehr gewöhnlicher Vorgang gewesen sein muß, der dem Publicum Shakespeares gegenüber keiner Erklärung bedurfte. Wie oft mag Einer aus dem hohen Kreise der Freunde unseres Dichters, z. B. Pembroke, zu ihm gesagt haben: „Guter Shakespeare, wollt Ihr mir eine Abschrift des Sonettes geben, das Ihr für Graf Southampton schriebet?“

Ob in gleicher Weise auch Elisabeth Vernon Shakespeare zum Dolmetscher ihrer Gefühle machte, ist eine nicht so bestimmt zu bejahende Frage, doch ist es immerhin möglich, daß er durch seine nahen Beziehungen zu Southampton auch mit ihr bekannt geworden. Würde es uns heute widerstreben, eine junge Dame sich solcher Vermittlung bedienen zu sehen, so müssen wir eben immer im Auge behalten, daß damals die Liebe ein Thema war, das viel unbefangener verhandelt wurde, als es jetzt der „gute Ton“ gestattet und daß ferner in jener dichterischen Zeit wirkliche oder fingirte Gefühle den willkommenen Stoff boten, zierliche Verse zu gegenseitiger Ergözung zu dreheln.

Daß Shakespeare die Vorstellung, für eine Dame Verse an ihren Geliebten zu schreiben, auch nicht fremd war, zeigt er uns ebenfalls selbst in den „Edel-leuten von Verona“, welche (was beachtenswerth) viele Anklänge an die Sonette enthalten und in Shakespeares erster Sonettenzeit gedichtet sind. Valentin sagt zu Speed von Silvia sprechend (II. 2.):

Gestern Abend trug sie mir auf, einige Zeilen an Einen zu richten, den sie liebt.

Speed: Und Ihr habt's gethan?

Val.: Ja wohl.

Speed: Und sind sie nicht etwas lahm geschrieben?

Val.: Rein, Burtsche, so gut wie ich nur kann.

(Ueb. v. Herrwegh.)

*) Massey l. c. S. 158

Will man nun Shakespeare in der Weise für seine hohen Freunde beschäftigt sehen, daß er von beiden Seiten Anregung empfing, so braucht man sich doch nicht zu der rohen Auffassung zu versteigen, die eine solche Thätigkeit als literarische Kuppellei brandmarkt! Will man eine solche Verwendung des dichterischen Genius aber nicht zugeben, so kann man immer noch annehmen, Shakespeare habe die Liebesgeschichte Southamptons, immerhin auf seines Freundes Wunsch, dramatisch behandelt, ohne daß die Sonette zu Sendungen hin und her dienten. Manche Gedanken und manches Gefühl mag da die dichterische Intuition aus dem Herzen der Liebenden herausgelesen und ihnen erst durch das offene Wort recht zum Bewußtsein gebracht haben, während seine innige Teilnahme ihre Liebe mit einem verklärenden Scheine umgab.

Es bleibt mir noch übrig, zu zeigen, daß die Sonette wirklich nicht bloß einen Sprecher haben, daß dieser Sprecher häufig nicht Shakespeare sein kann, und daß sogar eine Sprecherin vorkommt. Damit ist dann die Unmöglichkeit bewiesen, daß sie des Dichters Bekenntnisse enthalten.

Im 100. Sonett, das unzweifelhaft von Shakespeare gesprochen ist, und zwar nach unserer Annahme zu Southampton, ist angedeutet, daß der Angesprochene längere Zeit abwesend war. In 116. wird wieder von dem „Fortgehenden“ gesprochen. In Son. 50 u. 51 ist der Sprecher der Reisende; 48 deutet auf eine lange Reise des Sprechenden hin, vor welcher er noch alle seine Schätze sorgfältig aufhob und verschloß, in Son. 44 ist er in fernen Gegenden, durch See und Land von der angesprochenen Person getrennt, in 97, 98 u. 99 ist der Sprechende wieder zurück und schildert, wie es ihm in seiner langen Abwesenheit zu Muthe gewesen, sagt ausdrücklich, daß er den Frühling, Sommer und Herbst über fort war. Hier haben wir also zwei Sprechende: zuerst spricht Shakespeare zu Southampton, dann Southampton selbst; dieser ist auf der Reise (1598 ging Southamptou im Februar nach Frankreich und kehrte erst im November nach England zurück), er klagt seine Sehnsucht, und die Person, an welche diese Sonette sich wenden, ist ein Weib, Elisabeth Vernon; man lese doch nur die Sonette 97—99! In Nr. 100 begrüßt dann Shakespeare den zurückgekehrten Southampton.

Im 41. Sonett deutet die Sprecherin (Elisabeth) an, daß der Angesprochene (Southampton) den Lockungen einer Nivalin ausgesetzt war („Und wirbt ein Weib“ . . .); im 121. finden wir seine Vertheidigung:

„Was haben andre Augen anzusprechen
Mit pflichtvergeßnem Wink mein rasches Blut?“

Im 112. Sonett sagt der Sprecher (Southampton), daß er verleumdet und sein Name gebrandmarkt worden ist; im 70. wird der Angesprochene (Southampton) vom Dichter über die Verleumdung getröstet, die „stets liebt das Strahlende zu schwärzen“. Im 67. Sonett klagt der Sprecher (Shakespeare) vom Freunde: „Warum, ach! sollt' er in der Pestluft (infection) leben?“ und im 111. will der Sprecher (Southampton) gegen seine „starke Verpestung“ (infection) Eißig trinken. — Im 69. spricht der Dichter von den übeln

Handlungen (deeds) des Ungeprochenen und sagt „Du wirst gemein“ und im 111. beklagt der Sprecher (Southampton) seine „schlimmen Handlungen“ (harmfull deeds) und sagt, daß „gemeiner Schimpf“ ihn brandmarke.

Diese wenigen Gegenüberstellungen zeigen zur Genüge, daß die Sonette nicht einen und denselben Sprecher haben. Ebenso ist kein Zweifel, daß einige Sonette von einem Weibe gesprochen, also für ein Weib gedichtet sind. Man nehme Nr. 34:

Warum Du nur so schönen Tag verbiehest,
 Daß ich hinaus mich wagte unbedeckt,
 Mich dann von Wolken überfallen siehest,
 Die Deinen Prunk in ihrem Qualm verdeckt?
 'S ist nicht genug, durch das Gewölk zu brechen,
 Um aufzutrocknen mein verletz Gesicht:
 Denn Niemand wird vom Balsam Gutes sprechen,
 Der heilt die Wunde, doch die Schande nicht:
 Daß Du Dich schämst, kann meinen Gram nicht mindern,
 Ob Du's bereust, ist mein doch der Verlust:
 Die Neu' des Schuld'gen kann nur wenig lindern
 Den Schimpf, deß' der Beschimpfte sich bewußt:
 Doch Perlen sind die Thränen Deiner Liebe,
 Zu reich, als daß noch eine Schuld Dir bliebe!

Dieses Sonett läßt Masséy von Elisabeth Vernon an ihren Geliebten Southampton gesprochen sein, der ihre Mädchenwürde verletzt, sie bloßgestellt, in das Geschwätz des Hofes gebracht hat (wofür geschichtliche Anhaltspunkte vorhanden).

Ist das nun nicht die Sprache eines reinen Mädchenherzens, der zarteste, rührendste Vorwurf von Mädchenlippen, und kommt nicht in den Schlußzeilen die echte Liebe des Weibes zum Durchbruch, deren Zorn und Schmerz von den Neuethränen des Geliebten dahinschmelzen und die ihm gleich Alles verzeiht, wenn er nur wieder lächeln will? Nach der persönlichen Theorie dagegen hätte der 9½ Jahre ältere Dichter dieses Sonett an den Grafen gerichtet, als dieser ihm (dem Familienvater!) die Geliebte abwendig gemacht hatte. Das ist nicht nur eine geradezu unerträgliche Auslegung, sondern auch eine, die sich weder mit dem männlichen Charakter, noch mit der Seelenkunde Shakespeares verträgt. Neuethränen des Bruder Lieberlich!

Nicht diese faule, unwürdige und widerliche Kameradschaft zwischen Shakespeare und Southampton, sondern das edle achtungsvolle Freundschaftsverhältnis zwischen dem Schauspieler und dem angesehenen Hofmanne, dem Dichter und seinem hohen Gönner, wie es Masséy seiner Theorie zu Grunde legt, halte ich für glaubwürdig.

Es ist begreiflich, daß so abscheuliche Konsequenzen, wie die persönliche Auslegung der Sonette für die Shakespeare-Southampton-Freundschaft ergibt, in jedem wahren Verehrer des Dichters den Wunsch erwecken müssen, diese Freundschaft habe nie existirt und sei nur Mythe. So wie sich diese Freundschaft uns jetzt aber darstellt, können wir uns nur darüber freuen, daß sie

nicht Mythe ist. Gewährt sie uns doch einen tiefen Blick in des Dichters Gemüth und zeigt ihn uns als offenen warmherzigen Freund und lauterem, in sich selbst fest ruhenden Charakter, während der Shakespeare, den wir bisher in den Sonetten sahen, ein von trüben Leidenschaften erregter haltloser Mensch war, den wir nie mit dem großen Dichter der Dramen in Uebereinstimmung bringen konnten. Zugleich erhalten wir die tröstliche Gewißheit, daß Shakespeare nicht so unglücklich, verlassen und mißachtet durch das Leben ging, wie die in den Sonetten niedergelegten und fälschlich auf ihn selbst bezogenen Klagen uns glauben machten.





Flinserls Glück und Ende.

Aus den Geschichten des Majors

von

Hans Hopfen.

— Berlin. —

Das war ein Hund! sagte der Major und zuckte mit dem Schnauzbart, wie wenn ein wehmüthig Bild sein Erinnern bewegte. Ich werde nimmer seines Gleichen sehn! Aber wie merkwürdig, daß Sie sich des guten kleinen Viehs noch erinnern!

Ein Rattler? Nicht doch, ein kleiner stachelhaarer Pintscher war es. So recht das Urbild dessen, was man einen Stallpintscher zu nennen pflegt. „Schmalz-Pintscher!“ nannten ihn die Gassenjungen, die ihn von früher her kannten. Sein erster Herr war nämlich ein Schmalzhändler gewesen. Erinnern Sie sich noch eines winzigen Lädchens, gegenüber dem „weißen Hofbräuhaus“, wo Butter und Käse feil geboten wurde? Da pflegte er im Schaufenster zwischen allerhand gelben Laiben zu liegen. Und daher hatte er seinen Unnamen bei den Leuten, die ihn aus der ersten Periode seiner Existenz kannten, aus der bürgerlichen. Wir hatten damals noch unsere geselligen Abende — Sie erinnern sich — im ersten Stock des „weißen Bräuhauses“. Auf dem Wege dahin oft genug über's „Platz“ (jetzt heißt es an der Straßenecke unbegreiflicherweise „Plätzchen“) kommend, sah ich den Hund und fand, daß er in seiner Art sehr hübsch wäre und daß so ein Hund nicht zwischen Butter und Käse in ein Schaufenster gehörte. Mit dem Eigenthümer, der dem lustigen Thierchen selbst eine bessere Zukunft gönnte, ward ich bald einig und so kam Flinserl zum Militär.

„Flinserl“ war sein wirklicher Name. Sie wissen, „Flinserl“ das will so viel sagen, wie so ein klein rund Stückchen Flittergold, wie es sich Gaukler und Kunstreiter gern an die Kleider nähen.

Rund und heiter war auch er; aber von der Falschheit hatte er seinen Namen nicht. Flinkerl war ächt, treu und ächt, wie ein braver Hund sein soll, treu bis in den Tod.

Sie meinten, er lebte noch?! Ach nein. Seinen Jahren nach möcht' er wol noch leben. Er ging dahin, so wie man sagt, im schönsten Hundalter. Er starb wie ein Held in Feindesland, beinahe hätt' ich gesagt, auf dem Felde der Ehre, wenn auch in einer Privatangelegenheit seines Herrn.

Wer weiß, was sonst geschehen wäre! —

Sie meinen, ich soll Flinkerls Geschichte erzählen? . . . Und warum nicht! Es ist die Geschichte einer ehrbaren Creatur. La voilà!

Ja, ja! Ganz ohne französisch geht's dabei nicht ab. Doch das kommt später! —

Vorerst will ich sagen, daß sich Schmalz-Bintzcherl ohne Müh' und Umstände in einen ganz ordnungsmäßigen Compagniehund verwandeln ließ, der sich proper und fürnehm hielt und uns allen viel Spaß machte. In der Caserne war er, ohne mehr Aufhebens von sich hören zu lassen, als sich für ihn schickte, stets hinter meinen Stiefelhaken drein; er schlief des Nachts zu meinen Füßen im Bett, ohne zu schnarchen; bezog ich die Wache, so kam er alsbald mit dem Caspar, meinem Burschen, nach, sprang sofort auf's Fensterbrett und ließ sich dort, so lange der Tag währte, wie einst in des Kleinrämers Bude zwischen allerhand Fettwaaren, so nun im Erdgeschöß des Residenzschlosses, auf rothem Kissen, zwischen Topfgewächsen und Raupenhelmen, von jedem Vorüberwandelnden bewundern. Wohin ich ging, Flinkerl kam mit. Ging ich in's Theater, in Visiten oder sonst wohin, wo der Bierfüßler schlechterdings nicht am Platz gewesen wäre, so ließ ich ihn vor der Thüre und dort wartete er unerschütterlich und standhaft, bis er mich wieder sah, gleich einer Schildwache bis zur Ablösung. Ich erinnere mich, daß ich einmal in einer kalten Winternacht, eine Dame nach Hause begleitend, bei einer andern Thüre das Opernhaus verließ, als ich es betreten hatte. Ich weiß nicht mehr, war die Oper oder die Dame daran schuld, aber ich dachte den ganzen Abend mit keinem Gedanken mehr an den Hund, bis ich spät nach Mitternacht aus dem „weißen Bräuhaus“ heimkehrend über den Opernplatz kam und unversehens mein Flinkerl pflichtschuldig und unentwegt, wenn schon vor Frost auf allen vier Beinen zitternd, auf seinem vergessenen Posten sitzend fand.

Eine einzige Unart bereitete mir manchmal Verlegenheit. Flinkerl hatte die Gewohnheit, wo irgend etwas an der Erde sich klirrend oder raschelnd hinbewegte, mit allerhand Bauwau und puzigen Sprüngen dahinter her zu sein und sein Mißfallen an solch überflüssigem Geräusch geräuschvoll kund zu thun. Das gab ihm auf die Nerven, wie der Franzose sagt. Ich konnte seinen Geschmack nicht mißbilligen, aber ich durfte die Aeußerungen desselben nicht dulden.

Wahrscheinlich hatten in seiner frühen Jugend die Rangen des Schmalzhändlers ihn auf ähnliche Weise über Gebühr geneckt. mit Tüchern, die

sie wedelnd auf dem Estrich, um den Hund zu reizen, hin- und herbewegten, mit dem Schlüsselbund, an einen Bindsfaden gehängt, mit dem Schwanz eines Papierdrachen, wer kann's wissen. Kurzum, Flinkerl war ordentlich drauf eingeschossen, wie etwas an der Erde raschelte, wuptig! dahinter her zu sein, und, so artig und bescheiden er sich sonst zu benehmen pflegte, nicht nur zu bellern, sondern, wenn thunlich, auch zu beißen.

Nun denke man sich den langen Kasernengang und den grobschnäuzigen Oberstinhaber, der den Ballasch lang hängen läßt und klipp klapp mit der Metallscheibe auf jeder Quaderfuge des Pflasters aufschlägt und über jede Fliese wie mit einem Stift über eine Schiefertafel setzt, und Flinkerl dahinter her wie ein Wahnsinniger, sich überkeisend, überpurzelnd und die einfältigen Versuche, die klappernde Metallscheibe mit seinen Zähnen anzufassen, mit unangenehmen Empfindungen bezahlend, denen er gleichfalls lauten Ausdruck giebt.

Der Oberst fluchen und nach zwölf Schritten ungeduldig stehen bleiben: „Wem gehört die Malefizbestie?“

Schweigen ringsum. Ein Spornstoß, der glücklicherweise noch halbwegs fehl geht, aber das Körtchen fliegt doch heulend an die Wand. Da hascht ihn, der sich so was nicht gefallen lassen will, gerade noch ein Mann von der Wand weg, nicht viel anders, wie man eine Fliege fängt, nur mit zwei Händen.

Derweilen ist man nachgesprungen aus irgend einem Kasernensack und meldet sich in schönster Positur, um Entschuldigung zu bitten.

Na, die Nase könnt Ihr Euch denken!

Einen jüngeren Kameraden, den jüngsten Lieutenant etwa, dem schon der Ballasch das allerhöchste Raffelbergnügen gewährt, der aber den Hintzcher des Hauptmanns nicht so kurzweg mit dem Stiefelabsatz an die Wand werfen kann, um Entschuldigung bitten zu müssen, ist womöglich noch fataler.

Man kann doch den Herren nicht sagen: „Laßt doch das renommiistische Geklapper Studenten und solchen Leuten, die sich alle Quatember einmal einen Säbel umschnallen dürfen, und tretet Euer Pflaster ohne diese Blechmusik. Das Vieh hat ganz recht!“ Man käme dumm an. „Wer's lang hat, läßt's lang hängen,“ sagt das Sprichwort.

Und so blieb mir denn schlechterdings nichts anderes übrig, als ganz gegen Geschmack und Gewohnheit selber den Säbel lang hängen zu lassen und also nach und nach dem gelehrigen Flinkerl die Ueberzeugung beizubringen, daß dies Klappern zum Handwerk gehöre und in unserem Stande mit zügelloser Nervosität nichts auszurichten sei.

Er begriff's. Nicht ohne Schmerzen freilich. Vor die Tugend haben die Götter den Schweiß gesetzt . . . und oft auch Hiebe.

Hinter klappernden Säbelscheiden war er nun nicht mehr her. Aber einer Dame Schleppe zerriß er einmal. Glücklicherweise war sie zu bezahlen . . . die Schleppe. Einen Triangel, so lang, riß er daraus und auf offenem Pflaster; natürlich ging's wieder nicht ohne harte Lehren ab. Ich begann eine eigene Dressur mit raffelnden und schleifenden Gegenständen und übte

mit Flinserl im Zimmer und auf dem Kasernenhof nach besten Kräften. Der Erfolg blieb unvollkommen. Ich konnte mich ihm nicht ganz verständlich machen. Aber er gerieth mit Damenschleppen wenig in Berührung und so hatte seine Begriffstüchtigkeit weiter keine schlimmen Folgen für den armen Hund.

Und kurz und gut: ich hatte aus weiland Schmalz-Pintischer einen ganz artigen und civilisirten Hund gemacht, als der Krieg ausbrach, und nun allgemach nicht nur für den biedern Flinserl, sondern auch für seinen eleganten Meister eine Periode der Verwilderung anhub, von der sich weder Hund noch Herr im vorigen Zustande viel hatten träumen lassen.

Der Befehl zum Ausmarsch kam uns so rasch und gewaltig über den Hals, daß ich gar nicht Zeit fand, mir's zu überlegen, wem in der Heimat ich das Flinserl zum Andenken schenken oder zum Aufbewahren übergeben möchte.

„Ach, Herr Hauptmann, nehmen m'r's Viecherl nur mit. Was schadt's, wenn es auch ein'n Franzosen siecht!“ sagte mein Bursch bittend, da wir einander über die zu spät beachtete Frage unterhielten. „Die Zuaven haben ja ihre Kapey auch auf'm Tornister sitzen; warum soll Unsererins nicht seinen deutschen Hund mitnehmen?“

„Meinetwegen!“ sagt' ich, ohne mir viel zu denken, und wie wir auf dem Bahnhof einwaggonirt werden, sitzt das Flinserl schon vor mir im Offizierscoupé. Benahm sich ganz anständig auf der Fahrt. Ich habe mich in den Wochen begreiflicherweise um den Hund nicht gekümmert, aber Caspar, der Bursch, der einen Narrn dran gefressen hatte, selber ein Narr war und in einem fort an Heimweh und Langweile litt, wahrscheinlich um so mehr.

Ich erinnere mich aus jenen Tagen der Begeisterung und Erwartung nicht, was mit dem Thierchen etwa geschehen oder nicht geschehen sein mag. Aber das kann ich nicht vergessen, wie wir am Tag von Weißenburg vor dem Gaisberg liegen, und ich in jener Frühmorgenstimmung, die Ihr Alle kennt, vor der Compagniefront stehe, mit dem und jenem noch ein Wort wechsle, auch in die Mannschaft noch freundlich aufmunternden Zuruf werfe und zum so- und sovielten Mal die Tambours betrachte, da ist das Flinserl auch neben mir, sitzt auf den Hinterbäden, sieht mich liebevoll an und wedelt.

Was weiß so ein Vieh, wie einem zu Muth ist, ich konnte mich aber nicht ärgern, daß es jetzt da war und mich aus seiner zottigen Frisur heraus mit funkelnden Neugelein so treuherzig und heimtlich anglozte.

Ich hatte wol gesehen, wie ein Adjutant kurz vorher angefaßt war. Allein es war heute der erste nicht, der gekommen und gegangen, und wir standen noch immer am selben Fleck.

Ich nickte noch dem Hunde zu und schmalzte dabei mit der Zunge, daß er auf den Hinterfüßen zu tanzen begann, da ich erst merkte, daß der Major in eigner Person an mich herangeritten war.

Ich sah rasch in die Höhe und begegnete seinen ersten guten Augen.

„Greifen Sie an, Herr Hauptmann!“ sprach er sanft und sachgemäß-ruhig. Lieben Freunde, wir sind keine furchtsamen Leute, kennen einander

gut und wissen, was wir werth sind. Aber wir unter uns dürfen gestehen: wenn man's zum ersten Male hört, dieses freundlich sachgemäße kurze Wort: „Herr Hauptmann, greifen Sie an!“ und wenn man sein Lebtage diesen glorreichen Moment ersehnt und erbeten hat, sehr angenehm klingt's gerade nicht. Unangenehm, will ich auch nicht sagen. Aber es ist so, wie wenn einem im Innern ein Fieberchen risse, daran etwas zögernd gebaumelt, eine letzte Hoffnung, ein falscher Entschluß, ein dummer Gedanke. Was weiß ich. Aber es ist ein merkwürdiger Augenblick: Herr Hauptmann, greifen Sie an! So wie man sagt: Bitte, Sie haben die Vorhand, spielen Sie gefälligst aus!

Man braucht sich nicht erst auf Pflicht und Ehre zu bestimmen — das versteht sich, aber man ist ein Mensch und macht sich seine Gedanken. Gedanken in einem Hui; dann sind sie weg und man „greift schon an“, d. h. man setzt sich vorwärts in Bewegung.

Ich sehe den schönen Sommertag noch vor mir, den Weg auf dem Plan unter den Bäumen, von einem zum andern, und dann den freigelegten Berg, eine lange haarsträubende Linie, die richtige rasante Flugbahn, daß man sich selber wie ein wandelnder Kugelsang vorkam. Eine schöne Gegend, in die wir an jenem ersten Tag geführt wurden.

Na, es war weder meine Schuld noch mein Verdienst und, Gott sei gepriesen, der Weg führte zum Siege.

Ich hielt die Leute flott bei guter Stimmung. Und unsere Burschen gingen drauf, daß es eine Freude war. Ihr wißt's ja.

Im Anfang war's ein Scherz und Gelächter. Nicht immer ohne Ueberwindung vielleicht, aber kein Mißton dazwischen. Und immer vorwärts. Aus dem schnelleren Schritt wird ein mäßiges Laufen. Es wird stiller, aber nicht still, unter den ausschwärmenden Leuten. Von der andern Seite dröhnt's weither. Und nun auch von dort. Rechts knackt ein Ast und links drüben fällt ein Zweig. Die Pappeln rascheln und ächzen. Die Feinde schießen zu hoch bis jetzt. Hier ein Witz und dort ein Hohnruf. Und nun furchen sich hier und dort kleine Linien im Sande. Der Staub dampft ein wenig. Die Leute lachen. Jetzt schießen sie zu tief. Und wieder knackt's in den Nesten. Da sagt einer neben mir was, ein anderer lacht darüber, ein dritter und ein vierter jodeln. Alles guten Muths. Hurrah!

Da auf einmal schreit einer: „Jesus, Maria 'nd Joseph!“ wirft's Gewehr weg, haut mit ausgebreiteten Armen lang hin, greift mit den zehn Fingern in Gras und Sand. Stöhnt, schreit auf, krümmt sich — und da liegt er: der erste Todte!

Armer Kerl, was hilft's. Vorwärts, vorwärts! Nicht still halten!

Aber Hlinskerl versteht das nicht. Seinem ordonnanzmäßigen Sinn will nicht ein, daß sich einer mitten auf dem Weg hinlegt und nicht mehr dergleichen thut, als ob es ihn weiter angehe. Weder auf dem Kasernenhof noch auf dem Marsfeld ist ihm je solch eine Insubordination vorgekommen. Er bleibt entriistet vor dem Gefallenen stehn, hüpf ungeduldig auf seinen Weindchen

und ruft „bau-bau!“ als wollt er sagen: „schämst Dich nicht und wirfst gleich aufstehen? Die andern sind schon weit voraus!“ Da aber sein bau-bau! nichts fruchtet, läßt er den Stummen liegen und läuft, was er laufen kann, und wieder hör' ich ihn hinter mir.

Und öfter und öfter schreit's nun neben mir „Jesuz, Maria!“ und nicht jeder von den braven Kerlen hat noch Zeit, den heiligen Joseph dazu zu rufen, und die Zeit dazu finden, sind nicht die Beneidenswerthen. Wäre das verwünschte Gebell nicht gewesen, ich hätte nicht gewußt, wie viele hinter mir fielen. Man sieht sich nicht um; wer bückt, wer legt sich nicht im Feuergefecht — ob er wieder aufsteht — wer hat Zeit zu fragen! Es wird heiß, heiß und wild.

Und wo rechts und links einer von den Landsleuten liegen bleibt, springt des Hauptmanns Hund hinzu und leift sein bau-bau und hebt, ob der Fruchtlosigkeit seiner Vorwürfe verwundert, die Vorderpfote hoch.

Bald meint er wohl, das sei ein Spiel, er bellt und hüpfet bald rechts bald links und dann sträuben sich ihm die Haare.

Er kann nicht mehr zu jedem Fallenden hinspringen. Es fallen zu Viele.

Und was weiß ich nun mehr viel vom Hunde, was viel von Menschen! Jetzt sind wir dick drin! Nun Himmelsakerment vorwärts! Nun ist's schon alles eins, wer und wie viele draufgehn. Nun ist die Bestie los, die im Menschen steckt. Nun zum Teufel Schonung, Menschlichkeit und Milde! Hau um Dich und triff, so gut Du kannst, so viel Du kannst. Es wird einem roth vor den Augen. Schweiß und Galle! Noch kein Ende! Und so handwerkelt man in Gräßlichkeit weiter, man weiß nicht mehr wie lang, bis endlich die Kraft oder Gelegenheit ausgeht und die Raserei wie ein Kaufsch, wie ein Fieber, wie ein Sud ausdampft.

Dort drüben blasen sie! Und dort! Und jetzt wird's still, todesstill und eine bange Minute später wälzt sich ein erderschütternd Hurrahgeschrei die Linien und den Berg entlang, daß die Lungen zu bersten scheinen und die Bäume zittern.

Das ist der Sieg! Man hörts am Ton, man sieht's an den Gesichtern, man ahnt's. Aber man weiß nicht recht, was los ist, nicht, wo man steht, nicht, was man gethan hat.

Schaudervolles Tagwerk! Es ist der Sieg. Aber wo sind die armen Burtsche, die mit dir den Berg erstiegen haben? Ist das meine Compagnie?! Die ganze?! Herr Gott, wie haben sie mir die zugerichtet! Und am ersten Tag! Arme Mütter daheim!

Freilich der Sieg! Der große Gedanke wiegt alles auf.

Höher hebt sich die Brust. Man athmet breit auf. Also das ist weltgeschichtliche Luft. Genieße den Augenblick mit Bewußtsein!

Da fühl' ich was am Beine. Flinslerl ist wieder da und leckt und leckt wie ein Berrückter, leckt und winselt. Und da merk' ich denn zum ersten Mal daß mir das eigene Blut die Weinkleider hinunterrieselt.

Es war keine schwere Verwundung. Ein Streifschuß, der erst nachher etliche Schmerzen verursachte und mich im Dienst nicht lang hinderte.

Flinserl selber war ärger weggekommen. Der stand nur auf drei Beinen mehr und vom vierten rann ihm das Blut gar heftig, die Haare klebten ihm überall. Das ganze Kerlchen sah aus, wie wenn es in einen Teig aus Staub und Blut und Koth geknetet wäre; das rothe Zünglein hing ihm weit aus dem Maul; er litt offenbar großen Durst bei seinen Schmerzen und nur aus den Augen ging ein freudiger Strahl, wie der Zuversicht, daß er wieder bei mir war.

„Gelt, Flinserl, jetzt begreifst du wohl, warum die wackeren Burschen aus'm Wald mitten auf dem Wege liegen geblieben und nicht wieder aufgestanden sind? . . . Siehst du, das ist der Krieg!“

Ich wollte mich hücken, da entfuhr mir, von Schmerz überrascht, ein Ausruf — es mag wol ein Fluch gewesen sein. Ein Feldarzt, der bereits in meiner Nähe arbeitet, sah mich lächelnd an und sagte: „Kommen Sie, Herr Hauptmann, und lassen Sie sich verbinden.“

Das ging denn so schlecht und recht ab. Für's Flinserl hatte der Mann an einem Tage, wie der heutige, wo Jammer und Noth aus allen Furchen des Feldes und hinter allen Bäumen des Waldes stöhnte, keine Zeit. Während er mein eigen Fell zurecht zurichten suchte, fragt' ich ihn wohl um Rath. Aber er gab nur schlechten Scherz zurück.

Derweilen kam der Bursch heran und half mir wieder in's Koller. Das sah, wie ich nun merkte, auch nicht viel besser aus als Flinserls Fell. Mein Caspar, ein Waldbler von der richtigen Sorte, wußte für alles Bescheid. Auch für den Hund. Er wusch und verklebte die Wunden und band dem Flinserl die Pfote an ein Stück Holz. Während er sich also nützlich machte, ließ ich auf das Haupt des vierschrötigen Siegers alle Himmel Donnerwetter los, und daß ich ihm ein Schock Strafen dictiren würde, wenn das Malefizvieh mir noch einmal in der Bataille zwischen den Beinen herumliefe. „Es soll bei der Bagage bleiben, und wenn es dort nicht still hält, auf dem Wagen angebunden werden. Kommt es mir noch einmal zur Unzeit, schieß' ich's eigenhändig über den Haufen!“

Na, na! dachte sich der Mann aus'm Wald, wirst es wohl bleiben lassen! aber hütete sich wohl, laut zu denken. Er „machte seinen Kopf“, wie wir zu sagen pflegten, und als er abkommen durfte, trug er das Flinserl hinter die Linie. So kam's in den Wagen zur Bagage. Und dort blieb's

Und darum hat es den Kampf um Wörth nicht mitgemacht und unsere Schlachtbank bei Bazeilles auch nicht gesehen.

Wie viel Gräßliches erlebt der Mensch und verdaut es im Gemüthe und denkt nachher nicht weiter dran, wenn nicht ein Hauch der Erinnerung alte Tage heraufbeschwört. Der erste Act des glorreichen Krieges war vorüber. Die Heere des Kaiserthums zertrümmert, Napoleon gefangen, die erste, freilich trügerische Ahnung eines nahen Friedens ging in des Wunsches lockender Gestalt über unsere, wider Willen rauher gewordenen Seelen.

Wir kriegten in Lothringen Quartier. Mir ist es noch wie heute, da wir Nachts in Nancy ankamen. Ich hatte bald ein Vierteljahr keine richtige

Stadt mehr gesehen. Und nun gar dies liebliche Nest in seiner paradiesischen Gegend, mit seinen kleinen, behaglichen Häusern, die für lauter zufriedene Rentner gebaut scheinen, für fromme Philister, die sich nicht um Welthandel kümmern, sondern sein essen und trinken, schön schlafen und spazieren gehn und Gott einen guten Mann sein lassen wollen; ich kann mir keinen empfindlicheren Gegensatz zur Mühsal und Plakerei des Krieges vorstellen als das liebliche Bild dieser Stadt.

In der Nacht unserer Ankunft präsentirte sie sich freilich nicht auf solch' anmuthige Weise. Es war stockfinster und nebelig. Ein endloser Zug gefangener Franzosen stand in der Halle zur Abfahrt bereit. Dann escortirte man uns entgegen aus der ersten Straße ein Häuflein vermeintlicher Franc tireurs. Etwas Auf- lauf, viel Klagegeschrei und übertriebene Geberden waren hier und dort zu sehen. Mit etlichen Kameraden von der Mairie gehend, fanden wir in einer breiten Straße neben dem Stanislausplatz ein paar Duzend Frauenzimmer im Begriff, eine Quadrille ohne Herrenbegleitung auszuführen. Es waren die ersten Toiletten, die ich in Frankreich zu sehen kriegte. Die lichten Fähnchen, im Tanze derb geschwungen, schimmerten in zweifelhaften Farben nur halb aus dem Dunkel. Das Ganze sah wie ein Hexenabbath aus und war auch nicht viel anders. Wir gingen rasch vorüber und wie ich sah, daß Flinserl Miene machte, in alte schlechte Gewohnheiten zurückzufallen und kläffend nach diesen schmutzigen Schleppen zu fahren, da schnauzt' ich ihn so grob ab, daß er sich schämte und mit geknickten Ohren hinter mir drein hinkte. Mit dem vierten Wein hatt' er noch keine Noth.

In einer Brasserie fanden wir in langen Reihen Kopf an Kopf die Landsleute sitzen. Auch Civilisten genug darunter, welche die neue Völkerwanderung, zu dieser oder jener Pflicht oder Absicht, mit der Armee nach Frankreich herübergeschwenmt hatte. Das Manziger Bier war vortrefflich; Gesang und Gespräch, Schnaderhüpfel und Jodler gab's an allen Tischen die Menge; die ältesten Wize wurden gerissen. Und wie heimelten einem diese just an! Man hätte hier, wenn nicht der allgegenwärtige Carbolgeruch aus den Kleidern der Bahnbeamten seinen Duft verbreitet hätte, glauben können, der Krieg wäre ein Traum und man säße noch daheim im „Hofbräuhaus“, aber nicht im „weißen“. Auch die typischen Gestalten fehlten nicht, die man dabei gewohnt war.

Hier war's gut sein. Leider unseres Bleibens nicht in der Stadt. Man legte uns schon am andern Morgen weiter hinaus auf eine Bahnstation — auch nicht für längeres Verweilen. Das Nest hatte sich Trotz und Verrätherei zu schulden kommen lassen, stand in üblem Ruf und so kamen wir nicht mit der Absicht, die Leute zu lieblosen.

Wir wurden auch nicht eben liebevoll empfangen. Zwischen der ersten und zweiten Station fielen ein paar Schüsse auf den fahrenden Zug; vor der letzten hatten böse Buben etliche Feldsteine und einen alten Stuhl auf die Schienen gelegt — lauter damals nicht ungewöhnliche, diesmal nicht eben gefährliche Kufnerckhamkeiten wohlwollender Eingeborener.

Es gab Strafcontributionen für jede Gemeinde und wir rückten in den Ort unserer Bestimmung bärbeißig genug.

Außgenußt und einquartiert war bald. Das Spitzhubenneß sah wieder gar einladend und behaglich aus. Wie ein klein Stück Nancy. In annoch grünen Gärten voller Herbstblumen und Früchten standen die sauberen Häuschen, drei Fenster an jeder Seite und ein lang, spitz viereckig Dach darüber. Die grünen Läden zu.

Je nun, wir hatten kurze Mittel, die Läden und auch die Thüren zu öffnen, wo dieselben etwa nicht gutwillig aufgingen.

Ich stand vor einem Hofthor und besann mich: willst Du hier Dein Quartier nehmen? Das Häuschen sah bescheiden aus. Um einen abgeräumten Weiterwagen pickten Perlhühner und Truthähne Körner aus dem Staub. Sonst alles still.

Flinserl auf drei Pfoten voraus, bleibt im Hof rückwärtssehend stehen, als wolt' er sagen: hier scheint's gut sein.

Ich folgte mit etlichen von der Mannschaft. Im nächsten Augenblick mein Flinserl wie toll geworden um die Ecke. In einem ordentlichen Wölkchen, das seine drei Beine aufwirbeln, ist er verschwunden. Wir hören ihn kläffen wie einen Besessenen und finden ihn bald darauf vor der Thüre eines Nebengebäudes — es mochte eine Milchammer oder ein ähnliches fensterloses Ge- laß sein. Die grün angestrichene Thür ist verschlossen. Vor der Thüre lärmt Flinserl mit Geberden voller Entrüstung, die staubigen Haare gestäubt, die Pfoten, auch die vierte, fest gestemmt und in den zornigen Zähnen ein Stück einfach bespitzter und gestärkter Leinwand — das schleppende Ende eines Damenunterrocks, das er ingrimmig mit seinem zottigen Haupte hin und her beutelt, obwohl es die geschlossene Thür so fest einlemmt, daß es weder der Hund davor, noch die uns unsichtbare Eigenerin hinter der Thüre losreißen kann.

Vor Flinserl, die Thüre mit Rücken und Händen deckend, stand ein breit- schultriger Mann. Auch er schien im ersten Schrecken eben aus dem Hause gerannt zu sein und alles eher denn unsere Einquartierung erwartet zu haben. Er war barhaupt und in offenen Schuhen. Sein kurzgeschoren Haar war stark angegraut. Schnurr- und Knebelbart aber, die er gut kaiserlich nach dem Vorbild seines Herrn und Gebieters zugestutzt und martialisch ausgezwirbelt trug, waren noch fohlschwarz. Sein Antlitz war tief gefurcht, seine Züge mehr als scharf; er machte den Eindruck eines hohen Fünzigers — vielleicht nur in diesem Augenblick, wo Haß und Furcht sein Gesicht bitterlich verzerrten.

Der Mann benahm sich verdächtig. Die unbegreifliche Angst, mit der er sich vor seiner Milchammer aufpflanzte, wie wenn er sagen wollte: „nur über meine Leiche!“ sein ganzes Gebahren veranlaßte mich, ihm die Schlüssel abzuverlangen. Er gab sie nicht, antwortete nicht, zuckte die Achseln, ballte die Fäuste und riß sich an den Haaren. Das war alles ebenjo langweilig wie zweckwidrig. Ich gab meinen Leuten einen Wink. Dem Kolbenstoß widerstand die Thüre. Es lief einer nach dem Hause, Werkzeug holen.

Derweilen fing der Alte zu reden an. Zerbrochene Worte, die ich nicht verstand.

Ein langer Bursche, hager, großknochig und schwarzhaarig, mit tiefliegenden braunen Augen und gelblichem blatternarbigem Gesicht schritt, eine Schaufel über der Schulter, unsern an uns vorüber.

Er schien wortlos den Alten zu fragen, ob er ihm beispringen sollte, dieser jedoch schrie ihm barsch und befehlend zu: „Geh in's Haus, François . . . Geh!“ —

Der Kerl mißfiel mir, doch da er von friedlicher Gartenarbeit still gehorsam nach dem Hause ging, ließ ich ihn unbeachtet, dagegen freut' ich mich zu hören, daß das andere lothringische Mannsbild auch verständlich reden konnte.

Ich sprach ihm Vernunft ein. Er faltete die Hände und ward weich. „Sie sind ein Edelmann, ein Ehrenmann . . .?“ war Alles, was er herausbrachte.

„Ja doch,“ rief ich, „und wir sind überhaupt keine Menschenfresser. Und wenn Sie nichts Schlimmeres als Kuhmilch und Weiberröcke darin verborgen haben, so können Sie getrost öffnen; meine Leute werden Ihnen eins und anderes verschonen und sich lieber an den Landwein halten. Deffnen Sie!“

„Ich kann nicht!“ sagte er kleinlaut. Flinserls Gebell ließ bei alledem nicht nach. Der Gefreite kam mit einem Stemmeisen und einer Stange aus dem Hause zurück. Oh' er Hand anlegte, klopf' ich mit dem Gefäß meines Säbels an die grüne Thür und rief: „Deffnen Sie, wenn's gefällig!“

Da knarrte das Holz und Flinserl retirirte einen Augenblick.

„Und warum nicht! Ich langweile mich da drinnen,“ sagte eine Frauenstimme und zwischen Thür und Angel erschien ein schlankes Geschöpf, das nicht ohne Vorzicht aus der dunklen Kammer in den hellen Garten heraustrat. Ich sah zuerst ihre um den Hinterkopf aufgesteckten schwarzen Haare, dann ein blaßes Gesicht mit zornigen Augen d'rin, verächtlich verzerrte Lippen und gezwungene Geberden, die stolz und entschlossen aussehnen wollten, mir aber nur den Eindruck einer mißlungenen Comödie machten.

Ich bedeutete den Soldaten, die Kammer zu durchsuchen und wandte mich dann an den Alten mit der Frage: „Ist das Alles?“

Er antwortete nicht und schloß sein Kind ziemlich theatralisch an seine Brust, als sollten nun seine Arme ihr die schützende Milchammer ersetzen.

Ich mußte lachen und kehrte mich ab. Da hört' ich das Mädchen mit dem Fuße stampfen und sagen „verfluchter Hund!“

Ich konnt' ihr das nicht verübeln, denn Flinserl, der in der Campagne aller Freuden darbt, hatte den weißen Zipfel dieses schönen Unterrocks noch immer nicht losgelassen und beutelte daran herum und überpurzelte sich in feinen weißen Falten, daß es eine Art hatte.

Da Flinserl, von so unerwartetem Vergnügen ganz berauscht, nicht auf's erste Commando hörte, bekam er Warnung durch einen sanften Tritt und beantwortete diesen mit schmerzlichem Ausruf. Aber nun stand er bei Seite.

„Pfiu, wie roh!“ sagte das Fräulein, und sah bedauernd nach dem Pintscher, über dessen Unarten es sich kurz vorher beklagt hatte. Und nur wenig leiser sagte sie, schon gegen das Haus schreitend: „Sind die abscheulich! die Leute wie die Hunde!“ Damit gingen sie beide, und ich stieg in die Milchammer.

Sie hatte Recht. Ich wiederholte mir's etliche mal im Geiste: *son't ils affreux ces gens et ces chiens!* Scheußlich sahen wir aus! Flinkerl hatte noch immer sein Schlachtostüm an, kein Gott hätte sagen können, von was für einer Farbe das schmutzkleberige Fell eigentlich sei, er guckte kaum aus den Augen, so verkommen war seine Frisur, sein Schweiß ging in einen langen schwarzen Faden aus und schlimmer als je der geleckte Schmalz-Pintscher sah der Hund des Gardisten aus; Rinaldini's Küter in den Abruzzen konnte nicht verdächtiger ausgesehen haben.

Und wie der Diener, so der Herr! Keine Truppe erschien so gräulich wie die unsrige. Das lichte Blau an Wärmern und Hosen hatte sich unter dem Einfluß des Wetters, der Kämpfe, Strapazen und Reinigungsversuche in verschiedenartige Tinten verschossen; und nicht nur Schenkel und Arme, auch Brust, Rücken und Schultern hatten ihre anderen Farben und keine schöner als die andere. Man wußte nicht, war's blau, grün, gelb oder grau. Von jedem ein bißchen — Eine Schmiere, proper gehalten, aber incurabel, freilich immerhin in ihrer Art etwas Besonderes.

Wir waren stolz auf unser Aussehen und durften's sein, aber wenn man ein Fräulein, das unser zum ersten Mal gewahr ward, sagen hörte: sehen die Kerle scheußlich aus! so konnte man ihm nicht unrecht geben und darum nicht gerade gram werden.

Daß sie den Hund gleicherweise gescholten hatte, brachte Flinkerl meinem Empfinden sozusagen wieder cameradschaftlich näher. Ich schaute mich nach ihm um, da fand ich ihn halbwegs zwischen Haus und Milchammer hocken und verstimmt und unentschlossen bald nach der verschwindenden Französin, bald nach seinem Herrn vor der grünen Thüre guckend.

Ich pfiß ihm, er sprang auf die drei Beine. Im selben Augenblick wandte das Mädchen auch das Haupt und es fiel ihm ein, den Pintscher zu locken. Rathlos hüpfte dieser bald einen halben Sprung rechts bald einen halben Sprung links, zwischen rauher Pflicht und langentbehrtem Behagen schwankend. Da griff die Französin in die Schleppe und raschelte auf den Stufen mit den Spitzen ihres Unterrocks wie mit einem Fächer hin und her gegen den Hund, daß dieser, Disciplin und Nationalität vergessend, bei so verlockendem Anblick Reißhaus nahm und kläffend bald hinter, bald auf der Schleppe zappelte und sich an den Zähnen in's Haus ziehen ließ und andern Unjug trieb, daß das Fräulein lachte.

Großmüthig, wie es dem Ueberwinder ziemt, gönnt' ich der Feindin diesen kleinen Sieg und ließ Flinkerl laufen.

In der Milchammer ward nichts Verdächtiges gefunden. Auch keine

Milch fand ich mehr, etliche Tropfen ausgenommen, die an den Schnauzbärten meiner Mannschaft hingen.

Ich trat in's Haus und verlangte Quartier. Der kurze Ausflug von guter Laune war bereits wieder verraucht. Wahrscheinlich hatte der hochsinnige Vater diese leichtfertige Anwendung streng verwiesen. Ich fand die zwei in der Wohnstube im Erdgeschoß beieinandersitzen, als gält's ein Modell für Jeremias und die Muze des Klagesliedes.

Grollend, finster, mit verkniffenen Lippen und ausgespannten Augen saßen sie bei einander, als brauchten sie sich um nichts mehr als ihren Schmerz zu kümmern, als gäb' es nur Ein Glück mehr in der Welt: die Rache.

Dickfellig und geduldig von Natur, sah ich mir ein Weilschen die Gruppe genauer an. Sie schauten einander merkwürdig ähnlich, die Tochter und der Alte, dieselben Stirnen und dieselben Habichtsnasen, dieselben verbissenen Lippen. Der schwarze Henri IV. zierte freilich nur des Vaters Kinn und Mund; aber ein leiser Schatten auf des Mädchens Oberlippe nahm sich auch nicht übel aus und gab dem trotzigen Schnäbelchen gar entschlossene Art.

Mir ward wunderbar zu Muth. Wie ein Paar wilde Thiere! jagt' ich zu mir. Der erste Eindruck war nicht anders. Kein Hauch der Lieblichkeit ging von dem schlanken Wesen zu mir hin. Und bedauernd dacht' ich daran, daß ich mir mein kriegerisch Recht auf's Nothwendige hier würde derb ertragen müssen.

So stört' ich denn auch dies hinbrütende Schweigen. Bei meinem ersten Wort flog das Mädchen aus der Thüre. Den Alten fand ich einfüßig und feufzend, aber gefügiger als ich nach dem Bisherigen erwarten durfte.

Man wies mir eine Stube im Erdgeschoß an. Ein behaglich Zimmer, wie mich seit der Heimat keins beherbergt. Ich streckte mich hin, und während im Ramin ein sanftes Feuerchen mehr zur Augenweide als zum Wärmen flackerte, schaut' ich durch's offene Fenster nach dem Garten, wo wieder der langarmige, hagere Geselle Francois, mit dem Spaten über dem Rücken, von Beet zu Beet ging und sich bückte und endlich zwischen grünem, r othem gelbem Laubwerk verschwand.

Ich freute mich wie ein Kind an den Farben des Herbstes und dachte dabei an allerlei, woran zu denken mir lange entweder Zeit oder Behagen gefehlt hatte. An die Heimat, an die Kameraden, die sie nicht wiedersehen werden, an Krieg und Sieg und rasch verrollende Tage, die zu erleben der Mühe und des Blutes werth war. Und also meine Gedanken spazieren führend kam dem Müden der Schlaf. Ich hörte noch halb wachend Flinserl belken oder meinte halbträumend doch, ihn zu hören. Dann war mir's, als säh' ich den Pintschner in der Luft zappeln oder vielmehr schweben; Wolken, wahrscheinlich Staubwolken, um ihn her, in seiner Schnauze eine weiße Schleppe, die sich in Nebel, in Träume verlor. Und ich schlief ein —

Ich ward heftig aufgeweckt und rumpelte nur so vom Lotterbett, wie wenn's gleich an die Gewehre ginge.

Es war stockdunkel im Zimmer, das Feuer zusammengesunken, draußen
Nord und Süd. VIII, 23.

im Garten schimmerte der Himmel noch roth hinter den schattenhaft sich entfärbenden Gebüsch. Mein Bursche stand neben mir; in der einen Hand den Säbel, den Helm in der andern.

„Was 's denn los?“

„Auf den Bahnhof, Herr Hauptmann . . . Ist ein General dort . . .“

Caspar hatte offenbar auch geschlafen und lallte herum im Ungewissen.

„Was bedeutet denn der Lärm draußen?“ rief ich jetzt, da es auf dem Gange polterte und allerhand Stimmen durcheinander dröhnten. Die Flinkerls war auch dazwischen. Und mein Diener jagte, die Augenlider bedeutsam aufreißend:

„Sie holen den Alten!“

„Was für einen Alten? Unsern Hausherrn doch nicht?“

„Wohl, Herr Hauptmann.“

„Doch nicht wegen der Milch, die Ihr gegessen habt?“ sagt' ich lachend und schnallte mir den Säbelgurt fester.

„Ei beiseib! Der hat wol schlimmere Dinge ausgefressen!“ raunte mir mein Caspar zu, da er mir den Helm gab.

Ich konnte ihn nicht fragen, was denn er um die Sache viel wisse, denn wie ich auf den Flur hinaustrat, stürzten der Alte und die Tochter händeringend auf mich zu und der blatternarbige Hallunke, der François, war auch dabei und socht mit seinen Armen, wie ein Telegraph bei jedem seiner Worte hin und her; was sehr überzeugend aussehen sollte.

„Ich schwöre Ihnen, Herr Hauptmann, ich bin unschuldig!“ rief der Alte.

„Ich glaub's Ihnen. Aber wessen klagt man Sie denn an?“

„Ich weiß nicht! Bei meiner Ehre, ich weiß nicht. Aber ich bin unschuldig!“

„Dann seien Sie getrost, wenn Sie unschuldig sind, wird Ihnen auch nichts geschehen!“

Jetzt hielt der lange François eine Rede, die der Alte in einem fort unterbrach, und diesen unterbrach die Tochter, und wenn die Tochter sprach, bellte Flinkerl — das schien bereits so ausgemacht — und wie die vielen Stimmen solch' unerwarteten Lärm machten, sagten die Infanteristen, der Alte möchte sich auf die Strümpfe machen oder sie würden ihn beim Kragen nehmen.

Das verstanden die lothringischen Leute zwar nicht recht, das Mädchen aber schrie doch laut auf, wie sie den Gewehrkolben auf die Diele stampfen hörte: „Man wird meinen Vater umbringen! Papa geh' nicht weg! Bleibe hier! Man soll Dich mit Gewalt holen. Wir werden uns vertheidigen.“

„Reden Sie keine Dummheiten, mein Fräulein,“ erlaubt' ich im Gedränge mir zu sagen und gab dem Alten einen Wink, daß er es nicht auf solchen Transport sollte ankommen lassen. „Wenn Ihr Vater unschuldig ist, wenn er nichts gegen unsere Truppen unternommen, nicht mit dem Feinde conspirirt hat, so verbürge ich mich, daß Sie ihn ganz und gesund wiedertriegen und leichteren Herzens, als er geht.“

„Ich was unternehmen! . . . ich conspiriren!“ rief er.

„Ich schwöre Ihnen, daß Papa ganz unschuldig!“ rief sie.

„Run also!“ rief ich und „March!“ die Wache.

Der feiste Lothringer war aber noch lange nicht zum Hause draußen. Er schlug die Augen gen Himmel wie ein Tell neben seinem Gefler und wollte, sich wiederholt in und aus den Armen seiner Tochter windend, einen heroischen Abgang haben. Da fiel ihm zwischen Thür und Angel noch was ein und, wie wenn ich seit Jahren mit ihm bekannt wäre, rief er: „Aber Sie begleiten mich doch, Herr Hauptmann . . . Sie wissen, daß ich unschuldig bin!“

Den Teufel weiß ich! wollt' ich schon sagen, da faßten zwei kleine Hände meinen Arm, und ich sah in feuchte Augen und auf thränenüberströmte Wangen. Das arme Mädel, das in Todesangst schier zu vergehen schien, hing sich mit der ganzen Beredsamkeit der Verzweiflung an mich und bat und beschwor, ich solle den Vater nicht allein lassen. Ich machte mich los, ich versprach, ihr den Willen zu thun, hieß sie Muth fassen, und gab meinem Caspar einen Wink mit dem Zaunpfahl, auf Haus und Insassen zu achten, bis ich wiederkäme.

Dann folgt' ich dem Hausen, der sich in der Dämmerung gegen den Bahnhof bewegte. Es war zwar kein General, wie Caspar versichert hatte, aber nicht viel weniger, was meinen Wirth in's Gebet nahm. Etliche Verdächtige und ein und anderes corpus delicti wurden von verschiedenen Seiten des Dorfes gebracht. Wie mir Offiziere sagten, die von der Sache wußten, handelte es sich um ein geheimes Postbureau, das hinter unserem Rücken mit Paris correspondirte, eine ziemlich regelrecht organisirte Einrichtung, mehr oder weniger gefährlich, der man auf die Spur gekommen war.

Ich näherte mich der großen Gruppe. Einer der ersten Köpfe, deren ich anichtig wurde, war der des langen François, der eifrig und laut mit dem „General“ rebete. Sein Onkel stand mit verschränkten Armen stumm daneben. Ich meldete mich, sagte, in wessen Haus ich wohnte, daß die Durchsuchung nichts Verdächtiges ergeben hätte und mir der alte Knabe ziemlich harmlos erschiene.

Man sah mich einen Augenblick groß an. „Sind Sie der Landes- sprache mächtig?“

Ich durfte das bejahen.

„Vielleicht hat Ihr Wirth noch Wünsche, die er Ihnen bestellen mag. Ich nehme ihn und die anderen mit nach Mainz zur Untersuchung und zwar sofort.“

Ob er Wünsche hatte! Er war wieder barhaupt und in Pantoffeln vom Hause gelaufen. Mantel hatte er auch keinen und, in der kalten Herbst- nacht ohne solchen auf der Eisenbahn zu fahren, das verlangte weder sein noch mein Vaterland von ihm.

Ich gab dem ersten besten Mann einen Zettel an das Fräulein mit, daß er dem Alten Stiefel, Hut und Mantel eiligst herbeibrächte. Dann näherte ich mich dem Befehlenden noch einmal. Ich wagte noch eine geziemende Bemerkung; ich ward noch einmal groß angesehen. Ich hätte gern gesagt:

laß doch den alten Hanswürsten laufen: siehst Du denn nicht, daß der lange Blatternarbige, der so keck und vorlaut auf Dich einspricht, der Gallunke ist, zu dem man sich der schlimmsten Dinge versehen kann! Allein, da Angeberei nicht meine Sache und meine Beweise gegen François noch mehr aus dem Gemüth geschöpft waren und ich endlich kein Bedürfniß nach einer Nase hatte, wie sie mir zu ertheilen der hohe Herr nur allzubereit war, so schwieg ich, dachte mir mein Theil und ging, sowie der Zug abgedampft war, nach Hause.

Die Kleine stand an der Gartenthür und wartete auf mich. Sie hatte ein leichtes, weißes Tuch um den Kopf geschlagen, daraus ihre Haare im Nachtwind hervorslatterten. Und wie die Haare im Nachtwinde, so zitterte die ganze Gestalt vor Angst und Sorge. Man sah's, die Augen hatten die Zeit über in einem Fort geweint. All das gab dem scharfen Gesicht einen Schein der Milde, welcher mich, der sie zuvor so anders gesehen, herzlich rührte.

Ich wiederholte, was ich zuversichtlich glaubte, daß ein Mann, wie mir ihr Vater schien, keine Gefahr lief, daß wir Deutschen mit Unrecht verschrien und in Wahrheit gerechte Leute seien, die keinem Unschuldigen mit Abücht was zu leide thäten.

All das schien sie wider Willen ein wenig zu beruhigen. Sie nahm den Arm, den ich ihr bot, um nach dem Hause zu gehen. Sich selbst im Schmerz vergessend, schmiegte sich die fröstelnde Gestalt nah an mich an. Das Tuch glitt ihr vom Haupt, ich zog es ihr zurecht und strich das schöne Haar darunter. Innerhalb des Hauses ließ sie den Arm wieder los und wollte gefenkter Stirn an mir vorüber.

Ich fand nichts natürlicher und achtete der Kleinen weiter nicht. Meine Aufmerksamkeit ward durch einen fallenden Gegenstand beschäftigt, der im Hausflur aufknallte. Offenbar hatte Flinkerl etwas umgeworfen und nicht mit Absicht. Er kam jetzt demüthig webelnd hervorgetroffen, über die Folgen unbefugten Kraxens und Schnüffelns selbst erschreckt.

Ich nahm die Laterne von der Wand, da sie hing, und fand weiter nichts als die Gartenschaukel auf dem Boden liegend. Es war also diese gewesen, daran Flinkerl in der Hast, mich zu begrüßen, gestoßen hatte.

Nachdenklich mußte ich das einfache Geräth betrachten. Nahm den Stiel in die Hand und beleuchtete mit der andern die Scharr, an welcher noch Reste frischer Erde klebten. „Da such!“ sagte ich spaßend zum Hunde, der, wie ich's ihm vorhielt, gleich zusprang und mit den Vorderpfötchen etliche Knollen vom Eisen kratzte.

Wunderlicher Einfall, der mir plötzlich auftauchte! Ich nahm die Schaukel auf Schulter, wie vorhin François sie getragen hatte, behielt die Lampe, pfiff dem Hund und ging in den finsternen Garten.

„Such', such'!“ sagt' ich mehrmals zu Flinkerl und der gleich wie ein Fuchsjäger über die Beete weg. Ich leuchtete nach rechts, nach links, voraus, zurück und suchte nach frisch überschütteten Stellen. Ich wüßte heute nicht mehr recht zu sagen, war's der Pintscher oder war ich's selber, der

nach etlichen mißlungenen Versuchen endlich ein Fleckchen fand, darüber das Erdreich erst vor kurzem festgestampft sein konnte. Flinserl kratzte winselnd wie besessen daran herum, ich stach mit dem Spaten bald tiefer und traf nach kurzer Mühe auf einen Topf. In dem Topf lag eine Cassette. Die nahm ich unter den Arm und ging zurück. Der Garten schien mir leer und Niemand mir gefolgt zu sein.

Aber kaum, daß ich die Hausthür schließen wollte, klopfte es leise von draußen und das Mädchen schlüpfte herein, noch blässer als vordem, und fragte, ob ich Thee zu trinken wünschte.

Ich verneinte dankend und zog den Schlüssel ab. Sie fragte, ob mir denn ein Glas Wein genehmer wäre, und alles, was sie sagte, klang bescheiden und gedrückt und anders, als sie bislang geredet hatte.

Da ich bejahte, ging sie aber nicht, sondern wies auf ein blank gedecktes Tischchen in meinem Zimmer, das mit kaltem Imbiß und einer vollen Literflasche schon ein Weilchen meiner Rückkehr gewartet haben mußte. Im Kamin brannte das Feuer breit und goldig. Man hörte nichts, als das Singen der Flamme, etliche Minuten lang. Ich goß mir ein Glas voll, gab dem Flinserl, der offenbar vor Hunger zappelte und Belohnung redlich verdient hatte, einen außerordentlichen Bissen, und rückte mir ein Tischchen vor's Feuer. Setzte mich und sah empor. Auf den Mantel des Kamins gestützt, lehnte ichweigend die Tochter meines Wirthes. Sie sprach nicht, sie weinte nicht, sie athmete kaum; ungesucht anmuthig lehnte sie da, die schönen Hände gefaltet in Ergebung. Ueber Hände, Sinn und Stirne warf die Flamme roßige Schimmer von unten herauf; in die Falten des weißen Gewandes legte sie purpurne Schatten und schien selbst die Spitzen des losgegangenen Haares zu vergolden.

Ich wußte wohl, warum die Kleine blieb und was für Angst sie, anderer Angst zum Trost, bei mir zurückhielt. Ich konnt' ihr keine bessere Antwort geben als mit den Achseln zu zucken, wie wenn ich sagen wollte, es ist nicht meine Schuld. Dann nahm ich mein Knickmesser und stieß den Bleideckel der Cassette ein. Ein Paar Duzend Briefe lagen vor mir.

„Ich schwöre Ihnen, mein Herr, Papa ist unschuldig!“ rief das Mädel aus und machte Miene, mir zu Füßen zu fallen. „Er weiß nichts darum.“

„Um so besser für ihn!“ sagt' ich und setzte nach einer Weile, schon den ersten Brief gelesen, hinzu: „Also François?“

Sie schwieg und ich laß. Laß einen Haufen Dummheiten, breitmäulige Declamationen, erlogene Großthaten, erlogene Schandthaten, Schwüre der Rache und dazwischen etliche Dorsgeheimnisse intimerer Natur, die für mich weder Werth noch Interesse hatten. Wirklich Gefährliches, es wären denn etliche blödsinnige Vorschläge und Vorsätze, fand ich nicht darunter.

Ich schichtete die Briefe in zwei Häuflein vor mir auf dem Tisch. Die harmlosen zur Linken, die boshaften zur Rechten. Die ersteren verschloß ich wieder mit meinem eigenen Siegelring; die anderen warf ich in den

Ramin und rührte mit dem Schürhaken darin herum, bis von dieser Gluth des Haffes nichts mehr übrig war.

Dann sah ich wieder nach der Französin mir gegenüber. Ich fand ihre Augen auf mich gerichtet und die Augen waren feucht. Sie begriff wohl zur Hälfte, was ich gethan.

Halb von Dankbarkeit überrascht, halb noch unter dem Bann der Angst, streckte sie die Hand nach dem Päckchen zu meiner Linken aus.

„Und der Rest?“ fragte sie.

Ich rief statt der Antwort nach meinem Caspar.

„Wirf das Zeug auf die Post!“ sagt' ich ihm, da er vor mir in Positur stand.

Das Mädchen wollte sich auf seine Hand stürzen. Ich hielt sie zurück. Sie verstand zwar kein Deutsch. Aber das gemeinverständliche Wort Post klärte sie über meine Absicht genugsam auf.

„Sie senden diese Briefe zur Post? Sie?!“ rief sie entsetzt.

„Warum nicht? Ein Haufen gleichgiltiger Albernheiten, die uns nicht kümmern. Mügen sich die Adressaten daran erfreuen, wenn sie können!“

Caspar empfahl sich ordonnanzmäßig. Ich ging vom Feuer weg zu dem Tische, mir eine Krume zu brechen. Sie folgte mir und goß das geleckte Glas voll.

Ich hatte noch einen Schritt seitwärts gethan, nach einem Schragen, wo mein Revolver auf dem halb ausgekrantem Koffer lag. „Wie heißen Sie, Fräulein?“ sagt' ich, noch mit dem Rücken meine Hände deckend.

Sie mußte sich nochmals die Thränen stillen, ehe sie sprach. Dann sagte sie leise: „Nicolette!“

Ich hatte derweilen die Trommel des Revolvers vollgesteckt und alles in ordentlichem Zustande befunden und sagte, die Waffe bei Seite legend: „Nun denn, Fräulein Nicolette, geben Sie Herrn François deutlich zu verstehen, daß er sich schleunigst aus dem Staube mache. Ich hoffe, daß Ihr Herr Papa — wenn nicht anderswo schlimmere Scherze ausgegraben worden sind — mit heiler Haut heimkehrt. Aber für den Spitzbuben François steh' ich Ihnen nicht. Läßt er sich noch einmal blicken, muß ich ihn wollend oder nicht verhaften lassen oder gleich . . .“

Ich mochte das arge Wort nicht aussprechen; zur Unterstützung meiner Beweisführung deutete ich nur nach dem Raminfeuer, das eben des sauberen Kunden Anschläge verzehrt hatte.

Nicolette sagte nicht Nein nicht Ja, sie stand wie von Angst gebunden, als könnte sie weder vorwärts noch zurück.

„Es wird Ihnen wohl sehr schwer, den schönen Herrn zu verbannen?“ sprach ich scherzhaft.

Sie aber erwiderte fast zornig: „Nicht im Mindesten!“

„Sie lieben ihn nicht?“

„Wo denken Sie hin! Er ist mein leiblicher Vetter.“

„Man hat Beispiele,“ versetzt' ich lachend, „daß der Vetter die Nase nahm.“

„Diesmal nicht!“ antwortete Nicolette. „Verlassen Sie sich darauf, daß mein Vetter Ihnen im Haus und im Dorfe nicht wieder begegnen soll. Ich meinstheils bin überzeugt, daß er aus eigener Ansicht schon das Weite gewonnen hat.“

„Um so besser!“

Es ward eine kleine Pause fühlbar. Das Mädchen wollte offenbar noch etwas sagen und konnte sich nicht dazu entschließen. Ich war müde. Darum verbeugt' ich mich in aller Höflichkeit und sprach: „Sie haben gesehen, daß wir keine Barbaren sind; ich hoffe mein Fräulein, daß wir Beide, unter einem Dache hausend, sanft und geruhig schlafen werden.“

Sie machte einen Schritt vorwärts und flüsterte, die Augen zu Boden gesenkt: „Sie waren heute sehr gut zu uns, mein Herr . . .“ dann stockte sie.

Ich mußte lächeln. Sie wollte offenbar Dank sagen, aber das anerkennende Wort zum Feinde entrang sich ihren Lippen noch nicht. Sie konnt' es nicht aussprechen und ich — wollt' es nicht hören.

„Gute Nacht denn, Fräulein Nicolette!“ sagt' ich heiter und reichte meiner kleinen Wirthin treuherzig die Hand hin.

Aber es war auch noch nicht an dem, daß sie eine Hand ergriff, die jozusagen „vom Blute der Ihrigen geraucht hatte.“ Sie verbeugte sich wie in der Tanzstunde vor mir, sagte ein leises „gute Nacht, mein Herr!“ und ging.

Hart vor der Thüre nur schlug dem Kinde der Schalk noch ein wenig in den Nacken. Sie wandte sich, wie um noch einen letzten Gruß zu nicken. Da sahen mich die Augen groß an, anders als bisher, fast gutmüthig und recht neugierig, gerade als sähe sie jetzt erst den Menschen vor sich, wie er war, nachdem sie bislang nur ein Ungeheuer gesehen, das der Haß ihr entstellt hatte. Erschrak sie selbst über diese Wahrnehmung? ärgerte sie ihr eigener Blick? Rasch wandte sie das Haupt zur Seite, wie in Verlegenheit Rath suchend. Da fand sie den Hund neben sich stehn, der erwartend zur Beherrscherin der Speisekammer wie zu seiner Vorsehung emporgaffte.

„Komm!“ jagte sie ganz leise und verschwand und Flinserl mit ihr.

Ich aß, was auf dem Tische stand, ich trank, was in der Flasche war, ich lobte den Gott der Schlachten, der zwischen dem Dornestrüpp der Müß- und Drangsale doch ab und zu die Rose eines schönen Augenblicks wachsen ließ, und schlief den Schlaf des Gerechten bis an den lichten Tag.

Ich besann mich, wie spät es sein möchte, da hört' ich an der Zimmerthüre kraxen; dann ward diese handbreit geöffnet und herein kam Ehren-Flinserl, übermüthig auf drei Beinen tanzend und nach dem zweiten mißlungenen Versuch mein Bett dennoch im Sprung nehmend.

Ich staunte. War das mein Flinserl? Er, der noch gestern, ganz in Staub und Schmutz getaucht, wie ein wandelndes paniertes Cotelett ausgefahn, und an „Hamlets rauhen Pyrrhus“ erinnert hatte, „beschmiert mit grausamer Servalbif“ :

er zappelte vor mir auf der Decke, gewaschen und gefämmt, frisirt und zugerichtet, ein Bild der Reinlichkeit und Sorgfalt, wie ein von Watteau gemaltes Schäferhündchen, wie das Schooßhündchen einer Marquise.

Er war sich seiner vortheilhaften Wandlung ordentlich bewußt und deutete mir sein Behagen mit allerhand Mäpchen und Männchen an, die er über mir aufführte.

Ich verhehlte ihm meine Ueberraschung nicht und da ich selbst, nach langen Wochen zum ersten Mal wieder zwischen zwei weißen Laken aufwachend, in rosigter Laune war, fragt' ich ihn nach bekannter Melodie:

„Wer hat Dich, Du schöner Hund,
Aufgepußt so hoch da droben?“

Der Aufpuß „hoch da droben“ war keine leere Redensart. Flinkerl trug auf dem perlgrau und braun melirten Schopf eingeflochten eine blaue Seidenschleife, deren spitzgeschnittene Zipfel ihm coquett über den Ohren emporstanden. Es war Nachdenken und Geschmack in dieser Frisur. Man mußte sich Mühe und Zeit gegeben haben, bis das ungeberdige Merlchen in dieser Verfassung sich darstellen konnte.

Und da ich gerade Zeit hatte, ward ich nun selber über den Fall nachdenklich. Wer es gewesen, der des Hauptmanns Hund mit solcher Sorgfalt behandelt, darüber braucht' ich mir den Kopf nicht zu zerbrechen. Ich fand es ungemein liebenswürdig, den Dank, welchen man in Worten nicht über die Lippen brachte, so zierlich und wohlthuend durch seiner Hände Mühsal auszudrücken. Und als mein Zweifel dagegen aufbrachte, daß es nur überhaupt der allgemeine Sinn für reinliche Hausgenossenschaft, kein persönlich Meinen sei, das Flinkerl zu Gute gekommen, da fiel mir ein Spruch Altenhöfers ein, der nach irgend einem Morgenländer zu sagen pflegte: Du liebstest meinen Hund, also willst Du Dich bei mir einschmeicheln.

Solch Nachdenken im Müßiggang ist dem Herzen gefährlich.

Es war auch keineswegs meine Absicht, lange dabei zu verweilen.

Als ich beim Frühstück meinen Pintscher nach Gewohnheit theiligen wollte, wies der mit fürnehmer Schnauze jeden Bissen, selbst den sonst so beliebten Zucker zurück. „Also nicht nur gebadet und gesalbt, Du bist auch satt, „bummsatt“, wie man zu sagen pflegt! Wahrlich Du hast ein ordentlich Ränzchen um. Psi Sybarite!“

Nachdem ich mir nun selber fast alle die Sorgfalt angebeihen lassen, die schönere Hände meinem Hund erwiesen, was war natürlicher, da ich Nicolette im Garten sah, als mich bei ihr zu bedanken.

Ich brauchte nur Flinkerl zu folgen, der hurtig auf der Spur seiner Wohltäterin war.

Also diese blassen Wangen konnten auch erröthen! Es ließ ihr gut. Und wie sie so vor mir stand, in lichtem, eng anschließendem Kleide, das Haupt vor meinen Neben zur Seite gebeugt und in der Hand die Ranten einer Winde zum Spiel ihrer Verlegenheit, da gefiel sie mir über die Maßen.

Ich war amoch nüchternen Herzens genug, um mir zu sagen, daß diese scharfen Züge nicht schön waren. Aber der Zauber der Anmuth, der über dem ganzen Wesen ausgegossen war, that mir so wohl, daß ich mit Behagen bei ihr verweilte und allmählig auch alles das meinem Wunsch entsprechend fand, was mich anfangs an der Tochter des Feindes bestremdet hatte.

Ich sagte mir wohl, daß mein Gemüth ausgehungert war daß ich über hundert Tage nur gräßliche bäuerische Weibsbilder in Holzschuhen oder barfuß gesehen, daß das Wohlleben, welches mich nach zahllosen Entbehrungen und Strapazen hier anheimelnd umging, meine Seele weich und die sichere Aussicht, in wenigen Tagen von dieser Dase weggeführt zu werden, meine Sinne begehrlieh stimmten. Ich sagte mir noch viel mehr dergleichen. Es ist ein müßig Spiel, seines Gefühls Motive zu zergliedern. Wenn einer ordentlich Zahnweh hat, was hilft's, daß er sich ausrechnet, aus welchen Ursachen er es sich geholt hat; es thut eben weh. Und mit den Herzen ist's auch so.

Und um es kurz zu sagen. Gemach, gemach verfiel ich zu meines Wirthes Töchterlein in eine still brennende Liebe, die mich ganz und gar gefangen nahm.

Ich glaubte mir's im Anfang selber nicht, war brummig, zurückhaltend und unzufrieden mit Allem. Der Alte kam noch am dritten Tage nicht zurück. Er schrieb aber einen Brief, darin er sein Kind aller Angst um ihn sich zu entschlagen bat. Er wäre frei und verweilte nur noch in Mainz, um für seine Gemeinde, die in schlechtem Ruf bei den Deutschen stände, eine nachsichtigere Behandlung zu erwirken. Er leide in der Entfernung, aber es sei zum Wohle seiner Mitbürger. Seine Freiheit danke er nächst eigener Entschlossenheit der Fürsprache seiner Einquartierung. Nicolette solle mir Dank sagen. Er wisse sie in den Händen eines braven Mannes, wenn auch Feindes, gesichert.

Nun dankte sie mir auch in ausgesprochenen Worten. Ich wies dieselben freimüthig zurück. Der alte Narr verdankte meiner Fürsprache so wenig wie seinem persönlichen Auftreten; aber er mußte seine Rolle haben, als deren endgiltige Belohnung er das Kreuz am rothen Bändchen in der Ferne winken sah.

Als er endlich heim kam, lief er breitspuriger als je im Dorf und Haus herum und erzählte aller Welt, was für Großthaten er gesprochen, was für Strafen er mit genauer Noth entronnen, was für Vortheile er seinen Mitbürgern heimgebracht habe.

Ich weiß nicht, wieviel daran Wahrheit war. Ich weiß nur, daß er infolge seiner Verdienste wenig daheim blieb und daß ich nach seiner Rückkehr mehr als vordem mit Nicoletten allein war. Die Zurückhaltung, die uns beiden vordem Pflicht erschienen, war nun gebannt. Wir waren als Hausgenossen aneinander gewöhnt und fehlte zur momentanen Annäherung jeder Grund, so sorgte Flinserl ungebeten für allerlei willkommene Veranlassung.

Ich ging mit Nicoletten stundenlang im Garten, ich half ihr im Haus, ich verschwätzte den Abend mit ihr. Die Zeit verfloß, ich weiß nicht wie.

Au Vorwürfen über meine Narrheit ließ ich es nicht fehlen. Dann

schrift ich durch's Dorf und fand dort überall dieselben Scenen. Der Haß der Feinde und Sieger war nicht ausgelöscht, aber da man nebeneinander leben mußte, nahm er sozusagen verträgliche Formen an, wenigstens unter den gemeinen Leuten, denen des täglichen Lebens harte Bedürfnisse nicht Zeit und Laune gönnen, ihren Gefühlen jene Opfer zu bringen, die der Gebildete mit möglichst viel Licht der Oeffentlichkeit beleuchtet.

Wo ich durch die Straßen wandelte, fand ich unsere Füsilier, die sich schon aus angeborener Gutmüthigkeit und weil sie Langeweile hatten, bei ihren Quartiergebern nützlich machten. Dort schlug einer Holz, hier trug einer ein lothringisch Kind auf dem Arm, und drüben stopfte ein französisch Weib deutsche Strümpfe, während zwei Feinde einen Karren in die Scheune zogen.

Man will davon in Frankreich wahrscheinlich nichts wissen, und später, tiefer im Lande ward's auch schlimmer, aber damals war es so, wie ich sage. Der Haß brannte daneben auf beiden Seiten lichterloh, aber man meinte nach Sedan, der Krieg werde ein Ende haben, und man fühlte sich bei alle dem auch Mensch unter Menschen.

Mir kam's in jenen Tagen freilich besonders also vor. Und wenn Ihr mich auf's Gewissen fragt, wie es mit Nicolettens Herz gestanden, so darf ich sagen, ungefähr so, wie mit dem meinigen.

Sie war ein gut rechtschaffenes Ding. Wenige Tage nach der Schlacht bei Sedan erst hatte man sie aus einem der Pensionate vom „heiligen Herzen“ genommen. Von ihren Verwandten abgesehen, war ich der erste Mann, mit dem sie seitdem gesprochen.

Sie haßte mich als den Feind und Unterdrücker, aber die Liebe fängt leichter beim Haß an als bei der Gleichgiltigkeit. Und da sie den Deutschen nach übertriebenen Schilderungen als Scheusal und Wilden gehaßt hatte, bat sie mir nach und nach im Stillen ein Unrecht um das andere ab, wie sie mich menschenfreundlich und verträglich fand und die vermeintliche Rothhaut vor ihren Kinderaugen immer mehr und mehr zum artigen Hausgenossen wurde.

Die Waffen freilich lagen nahe bei und das Getümmel und die Unruhe des Krieges waren auch in diesem stilleren Winkel noch vernehmlich genug, daß wir keinen Tag vergaßen, wie streng die Pflicht, wie traurig das Leben, wie hoffnungslos unsere Liebe war.

Ja wohl, sie liebte mich. Sie gestand es nicht, aber ich sah's, ich hör't, ich fühl't es. Sie litt in ihrer Liebe, aber trotz dieser Leiden liebte sie mich doch.

Freilich, wem Haß und Vorurtheil in solcher Zeit geweckt und genährt worden, für den behalten sie Hydratöpfe. Die Liebe mochte am Tag so viel dieser Drachenhäupter abschlagen, als sie wollte, in der Nacht wuchsen ihrer immer wieder neue nach.

Mein Gefühl für Nicolette war einfach und wohlthuend. Man verroht so rasch im Kriege. Ein Mensch von guter Art und Bildung ist sich dessen mit Bedauern bewußt, und wenn ihn zwischendurch ein freundlicheres Gefühl

anwandelt, er weiß es seinem Schicksal Dank. So braucht' auch ich mich nicht gegen die gute Stunde zu sträuben.

Die arme Nicolette jedoch liebte nicht nur, sie haßte mich auch. Und ich glaube, sie mußte nicht recht, welches Gefühl das mächtigere in ihr war, bis zu dem Augenblick, der Alles entschied.

Wer dabei das beste Leben hatte, das war Flinsler. Ihm kam zugute, was die Liebe nur an heiteren Gedanken einem sinnigen Mädchen eingab, und kein Nationalhaß beeinträchtigte diese schönen Gedanken dem Hund gegenüber, der keine Sprache sprach und sich in jeder Erfreuliches sagen ließ.

Er ward rund und lecker, er mästete sich wählerisch wie nur je ein verwöhnter Provinzler, kein Stäubchen ward auf seinem Fell geduldet, sein Haar glänzte wie das eines Modegecken und das Schleifchen auf seinem Schopf war jeden Wochentag von anderer Farbe.

Er mußte wohl, woher ihm all' die Wohlthat kam, und man sah Flinsler nicht mehr ohne Nicoletten und das Mädchen nicht mehr ohne den Hund.

Wir anderen Beide hingen und bangten in schwebender Pein; dem Pintscher war über die Maßen wohl dabei.

Da find' ich eines Abends meinen Burschen Caspar mit blutrothem Kopf, mit vorgequollenen Augen und geballten Fäusten umgehen.

„Was hat's denn gegeben?“ fragt' ich.

„Unverschämt wird das G'lump!“ schrie er fast lauter, als es die Subordination gestattet, und als ich ihm auf den Zahn fühlen wollte, schwieg er, wie wenn er mich nicht für unparteiisch genug erachtete, ihn anzuhören. Er drückte sich, sobald er durfte, hinaus; aber er machte den Eindruck eines, der heute Händeln nicht aus dem Wege gehen wird.

Ich betrachtete meinen Wirth. Der stolzirte mit hohem Kinn und trällern-den Lippen, die Hände tief in den weiten Sammet-Beinkleidern vergrabend, herum. Auch andere Dörfler reckten die Nasen höher als gewöhnlich. Es war nicht schwer herauszukriegen, daß ihnen erlogene Nachrichten die Köpfe verdreht hatten. Bazaine, der siegreiche Held, war schon wieder einmal von Meß ausgebrochen und hatte alle deutschen Heere bis nahezu Paris in einem Schlachten aufgerollt. Es war nur merkwürdig, daß unsere Handvoll hier nicht auch gefressen worden. Uns ließ das Märlein kalt. Aber die Franzosen bissen immer wieder an.

Auch Nicolette glaubte der erlogenen Botschaft. Hochgehobenen Hauptes, wenn schon in einer Anwandlung von Mitleid, kam sie in meine Stube. Ich glaube, sie wollte mir allen Ernstes den Rath geben, mein Heil in der Flucht, zu suchen. Sie merkte bald, daß mich der Schwindel nicht ansocht, und ward nachdenklich und stille, noch unentschieden, wem sie glauben sollte. Sie seufzte. Das war für alle Fälle richtig.

„Mein liebes Kind,“ sprach ich „wie die Würfel fallen mögen, ich werde bald Abschied nehmen. Aber sicher noch nicht, um heimwärts zu ziehen.“

„Und wenn Sie die Heimat nie wiedersehen werden?“ fragte sie traurig. Ich lächelte und sagte getrost: „Vielleicht wird dann eine hübsche Französin, die ich liebgewonnen habe, einen Immortellenkranz auf des Fremdlings Grab legen.“

Ihr Auge ward feucht und sie sah mich unverwandt an, auch noch, da die Thränen ihr über die Wange liefen. Dann sagte sie: „Ich würde sehr traurig sein bei der Nachricht von Ihrem Tode.“

Ich schüttelte ihr die Hand, und da sie dies nicht weigerte, sagt' ich, daß ich einstweilen mich freute, zu leben. Und zum Beweise küßt' ich ihr die Hand und gleich ein Paar Mal, bis sie mir dieselbe plötzlich entzog.

„Haben Sie keine Braut in der Heimat?“ fragte sie. Und da ich dies, der Wahrheit entsprechend, verneinte, ward sie purpurroth, zuckte mit den Lippen und — lief mit glühenden Wangen aus der Stube. —

Am anderen Abend gaben's die Dörfler billiger. Mein Hauswirth lag auf seinem Sopha und versuchte wieder einmal fruchtlos, sich an den kurzgeschorenen Haaren zu rauen. Was im Orte französisch sprach, war wie auf den Kopf geschlagen. Ich habe wirklich eine größere Entnuthigung noch nie gesehen. Wir Deutschen athmeten hoch auf: Meß war gefallen. Die napoleonische Legende beschloffen. Das Märlein von Bazaine zu Schanden geworden.

Klinkerlerchien des anderen Morgens bei'm Leber mit einer schwarzen Schleife. Ich mußte lachen. „Bist Du zum Feinde übergegangen?“ sagt' ich und schnitt dem Hunde das Band mitsammt dem Jopf ab. Er schien es nicht übel zu vermerken und war seines Daseins vergnügter denn je.

Ich kam an diesem Tage wenig in's Haus. Die neuesten Nachrichten, deren jetzt eine nach der andern eintraf, hielten uns beisammen auf dem kleinen Bahnhof. Welch ein Jubel! Auch meine arme Seele jubelte hoch auf. Ich war Soldat genug, mich von der Gewißheit nicht verdriessen zu lassen, daß heut' oder morgen landeinwärts marschirt werden müsse. Nun ging's vorwärts in die Cernirungslinie vor Paris. Paris: Hurrah!

Viel weiter dacht' ich nicht, meinte nichts anderes zu denken. Nur wenn ich dann in Haus und Garten die schlanke kleine Gestalt wandeln sah, die das Haupt gesenkt trug, als wär' ihr die Last ihrer schwarzen Haare oder ihrer stillen Gedanken zu schwer, dann fiel mir's mit wunderlicher Klarheit zu Sinn, daß ich mir, halb unbewußt, noch allerhand im Weiste zurechtgelegt hatte, ja daß ich mit diesem Grübeln und Zurechtlegen bei Tag und Nacht nicht aufhörte.

Ich packte mein Kofferchen. Wir hatten noch keinen Befehl zum Ausbruch. Aber wie lange konnte es währen. Ich wollte bereit sein. Wer weiß, was die letzten Stunden bringen.

Witten dabei, sah ich Nicolette im Garten. Ich durfte das Mädchen nicht rufen, aber ich lockte den Hund. Und da dieser zögerte, wie einer, der wohl gehorchen, aber sich auch nicht von seiner Begleitung trennen mag, auch

wohl da sie selber sah, womit ich beschäftigt war, so gab sie nach. Sie kam, aber nur so gleichsam, um Flinsler Strafe zu sparen.

„Kann ich Ihnen helfen, Herr Hauptmann?“ fragte sie.

„Verweilen Sie bei mir, das ist die beste Hilfe.“

„Warum packen Sie ihren Koffer? Haben Sie Marschbefehl?“

„Noch nicht. Aber jede Stunde kann ihn bringen.“

Sie setzte sich und sann lange vor sich hin. Ich hielt inne mit den Händen und betrachtete das Mädchen. Ich sagte mir wieder, was ich mir diese Wochen schon öfter gesagt hatte. Sie war nicht eben häßlich, sie war nicht eben schön; sie war eigen und anders als alle anderen, die ich je gesehen; sie hatte Anmuth in allen Bewegungen, Geschmack in Allem, was sie that und ließ, und den Chic der Französin. Und über alledem ein braves Herz, das mich lieb hatte.

Auß ihrem Nachdenken aufblickend, sagte sie jetzt auf einmal: „Es ist recht hart, dieß ewige Abschiednehmen.“

„Es ist Pflicht!“ gab ich zur Antwort. „Und in unserem Stande lernt man, freudig seine Pflicht zu thun.“

„Ich bin dafür noch nicht Soldat genug!“ versetzte sie mit lächelndem Mund und traurigem Blick. Stand auf und half mir mein bißchen Wäsche ordnen.

„Wohin werden Sie nun gehen?“

„Das weiß ich nicht . . . wohin man mich commandirt.“

„Nach Paris!“ sagte sie leise und verbarg eine Thräne, deren sie nicht Herr werden konnte.

„Werden Sie an mich denken, wenn ich fort sein werde?“ fragt' ich.

Sie antwortete nicht. Erst nach einer Weile hob sie das Haupt hoch, und mich fest in's Auge fassend, versetzte sie: „Et vous?“

„Ich, Nicolette, ich denk' an Sie, wo immer ich bin, und ich hoffe, daß die Zeit nicht allzu ferne, da werden Sie auch wieder neben mir sein, wo ich an Sie denke, und nicht zum Abschiednehmen.“

„Mein Herr, was meinen Sie?“ sprach die Französin und wich zurück, aber ich hatte ihre Hand über dem Kofferchen gefaßt und zog die Schlanke jetzt sanft an mich. Sie widerstrebte kaum mehr.

„Süße Feindin,“ sprach ich, „ich meine, daß ich Sie recht liebe. Und Sie?“

Nicolette gab kein Wort zurück. Nur nach einigem Besinnen schüttelte sie verneinend das Haupt. Aber derweilen sie so that, legt' ich den Arm um ihre Taille und so kam's, daß das verneinende Haupt an meiner Brust lag. Ich hob mit dem Finger das Kinn empor und sah der Liegenden in die Augen. Die Augen vermochten es nicht zu lügen. Wie sie mich lang und innig anblickten, fing auch der Mund zu lächeln an, und wie ich sie inniger an mich zog, schlangen sich ihre Arme lieb und fest um meinen Hals und wir küßten uns zum ersten Mal, und küßten uns oft und innig, wie sich Brautleute küßen.

Da zuckte Nicolette plötzlich in meinen Armen zusammen. Ich horchte

auf. Es war Gesang im Garten. Sie rang sich los. Ich horchte näher zu. Eine Männerstimme trällerte die Marseillaise.

„Le jour de gloire est arrivé . . .“

klang es deutlich; dann verlor sich's gegen den Garten.

Mir schoß das Blut zu Kopf. „Das ist François' Stimme!“ rief ich, griff neben den Koffer, wo mein Revolver lag, stieß das Fenster auf und spannte den Hahn vor der Trommel.

Dort drüben hinter den Bohnenstangen sang's noch.

Nicolette hing sich an meinen Arm, daß ich ihr ganzes Körpergewicht fühlte, und rief bittend. „Aber nein! Es ist nicht François . . . Das ist ja des Vaters Stimme! . . . Töbte nicht, damit Du selber nicht getöbtet werdest!“ Ich legte die Waffe auf den Tisch. Was lag mir viel an François! Aber der Zorn war wach. Und kaum halb besänftigt, sprach ich zu dem zitternden Mädchen: „Nicolette, reden wir ernsthaft. Die Kugel, die mir bestimmt ist, kann mich bald, kann mich heute noch treffen. Sei's! der Krieg hat Bessere schon dahingerafft. Ich bin Soldat! Aber „eine jede Kugel trifft ja nicht!“ heißt ein deutsches Lied. Ewig kann dies Schlachten und Grausen zwischen den beiden civilisirtesten Nationen des Festlandes nicht dauern. Es wird Friede werden über kurz oder lang. Darf ich dann wiedertommen, Nicolette, wenn ich am Leben bin?“

Sie blickte finster, ballte die Fäuste wie vor einem Krampfe und lispelte „à quoi cela menerait-il?“ wie ein deutsches Mädchen auch gesagt haben würde: Wozu soll's führen?

„Märrchen!“ rief ich „zu dem Ende, daß ich Sie mitnehme, als meine liebe kleine Frau, in die Heimat!“

Sie schrie auf. „Ich! . . . Zu Euch?! . . . Niemals!“

„Voyons, voyons!“ sagt ich, die Sträubende nochmals an mich ziehend und im Stillen das Lied verwiinschend, das wieder aus dem Garten hörbar klang. Aber ich übertönt' es mit sprudelnden Worten, die das Lob der Heimat und das Glück an ihrer Seite feierten.

Sie wand und quälte sich und, da ich sie nicht lassen mochte, schlug sie in leidenschaftlicher Wildheit die Hände vor die Augen und rief: „Pfiu, ich bin eine Nichtswürdige! eine Schande meines Volkes! . . . lassen Sie mich! Oder wollen Sie's durchaus hören, daß ich Sie liebe?! Ja denn, so hören Sie's! Ich liebe Sie wie eine Märrin, wie eine Verhexte. Aber noch bin ich eine Französin. Und wenn ich Sie tausendmal mehr liebte, lieber wollt' ich hier todt hinfallen und Vater und Vaterland nie wiedersehen, als mit Ihnen in Ihr graufiges Land gehen und an Ihrem Herde sitzen, ein Spott der Fremden und den Meinigen ein Abscheu!“

Hei! was klang die Stimme des Mädchens schrill. Ich hörte gern ihr zu. Sie hatte mir nie besser gefallen, als in diesem Momente, wo alle Zibern ihres Angeichts zuckten und die blinkenden Augen an mir hingen, als wollten sie mich verschengen und verzehren.

Aber Flinserl, den dies heftige Reden aus seinem besten Verdauungs-
schlaffe gestört, Flinserl fuhr erschreckt in die Höhe und nahte bellend, auf
vier Füßen hüpfend, alle Borsten vom Leibe sträubend, der Zornigen.

Wer von uns Weiden achtete jetzt wohl auf den Hund! Nicolette am
allerwenigsten. Die lang verhaltene Heftigkeit ihres Temperamentes war nun
losgebunden, sie berauschte sich am Ton der eigenen Stimme und lauter
als vorher, um des Hündchens Bellen zu übertönen, fuhr sie fort. „Ich
Dein Weib? Aber, Gott verzeih mir, lieber noch das Weib eines Preußen!
Weißt Du denn nicht, wer Du bist, wer Du mir ewig sein mußt? Du
Ungeheuer, Du Schlächter, Du Mordbrenner von Bazeilles!“

Das große Wort war ausgesprochen. — „Am Tage des Gerichts hoff'
ich vor Gott zu bestehen, weil ich am Tage der größten Noth treu meine
Pflicht gethan habe,“ sagt' ich; „Du sollst nicht richten!“

Und ich ließ sie nicht los. Ich wollte die Liebe zwingen, über den
Haß zu entscheiden. Ich wollte Nicolette noch einmal küssen und küßend
besänftigen. Die Rajende jedoch stieß und schlug und wand sich. Ich wollt'
ihr nicht wehe thun, aber ich ließ sie nicht frei. So fast ringend, kam sie
dem Tische näher. Und Flinserl, der sich nun einbildete, wir spielten, wollt'
auch sein Theil und faßte hurtig im Sprung Nicolettens Gewand an der
Schleppe und zog und zog, als gält' es, sich die Zähne auszubrechen.

„Ah, du bist's!“ rief das glühende Mädchen nun dem Hunde zu.
„Gut denn! Da!“

Dicht vor meinen Händen knallte ein Schuß. Ich sah meinen Revolver
in Nicolettens Hand. Entriß ihn ihr in der nächsten Secunde und beide
starrten wir auf das arme Flinserl, das sich krümmend und überstranchelnd
auf blutberonnener Diele wand.

Der arme Hund war schlecht getroffen. Vorwurfsvoll hob er das
Haupt gegen uns mit schmerzlicher Geberde, als wollt' er reden und sagen:
Menschen, Menschen, was für Ungeheuer seid ihr! Wir armen Geschöpfe
betrachten euch als die Götter der Gerechtigkeit und Güte und lieben euch
mit aller Seelenkraft und hängen an euch mit einer Treue, von der ihr keine
Ahnung habt. Und ihr lohnt uns tückisch, nichtswürdig, grausam, so! . . . so!
Und du siehst und duldest solches, auch du!

Mich jammerte der armen Creatur. Es knallte noch einmal. Flinserl
hatte aufgehört zu leiden. Es ist ja ein Vorrecht der Hunde, daß man
ihnen den Gnadenstoß geben darf.

Blut, Knochenplitter und Gehirnschubstanz . . . es klebte hier und dort
an Nicolettens Schleppe. Mir graute. Ich warf die Waffe hin. Das Mädchen
lag im Lehnstuhl, ein Weinkrampf schüttelte sie. Ich kehrte mich nicht daran
und schellte dem Burtschen.

Caspar kam, wie wenn er vor der Thüre gestanden wäre. Ich sah
ihn an und er mich, als wüßt' er, als hätt' er längst voraus geahnt, was

geschehen war. Er riß ein Tuch aus dem Koffer, breitete es aus und sammelte darin, was von dem armen Hlinsler noch übrig war.

Lautlos that der finsterblickende Waldler das Nüthige, und wie er die Zipfel des Tuches endlich zusammennahm, sagte er trotzig vor sich hin:

„Lieb Vaterland, kammst ruhig sein!“

und ging.

Ich wußte nicht recht, wie er's meinte, und sah ihm nach, wie er die Schaufel Francois' auf Schulter nahm und das Tuch in der Linken am Hause vorüber nach dem Garten schritt.

Eine Secunde war mir's wie eine Vision. Es ward roth vor meinen Augen, roth und schwarz. Ich sah Caspar vor mir, aber nicht, wie ich ihn eben gesehen, sondern geschwärzten Angesichts, mit hochgekrämpelten Aermeln und haarigen Armen, das Faschinenmesser zwischen den Zähnen, in Dampf, Qualm und Blut, den werkenden Holzknecht aus dem Wald, den Rächer seiner Brüder, den Heros von Bazeilles.

Es war eine Minute. Dann griff ich nach Säbel und Mütze und rannte hinaus, ohne mich umzusehen.

Wo ich hingegangen, weiß ich heute nicht mehr. Als ich zurückkam, ging ich nicht zuerst in meine Stube, sondern in den Garten.

Ich bin mein Lebtag nicht sonderlich zur Sentimentalität veranlagt gewesen und war es in jenen Tagen wohl noch weniger, denn je. Wer so Furchtbares erlebt, wie wir es erlebt hatten, wer Schicksalen entgegenging, wie sie uns schwanten, der setze einen kleinen Pintscher, auch wenn's ein gut und eigen Hündlein war, gar nicht in die Verlustrechnung.

Indessen . . . jenun . . . ich glaube schon gesagt zu haben, als ich heimkam, ging ich zuerst in den Garten und sah mich um, was Caspar gemacht hatte. Da der Bursche mich von Ferne merkte, nahm er die Schaufel wieder auf die Achsel und machte einen Umweg im Halbkreis durch die Beete, um mich nicht ansehen, nicht grüßen zu müssen. Der Mann aus'm Wald, der immer an Heimweh und Langweile litt, hatte an dem pußigen Thierchen seinen stillen Zeitvertreib verloren.

Ich brauchte nicht lang zu suchen. Es trieb mich zu derselben Stelle, wo ich in voriger Woche den Topf mit der Postcassette ausgegraben hatte. In dasselbige Loch, das er noch offen gefunden, hatte Caspar das todte Hlinsler gelegt und die Erde darüber in ein spitz Hügelchen aufgeworfen und auf den Gipfel ein breit geschnitztes Holz gepflanzt. Ich sah, es war auch etwas darauf geschrieben. Ich bückte mich, da es dämmerte, nieder und las aus ungefügen Buchstaben das Sprüchwort ab:

HIER LIEGT DER HUND BEGRABEN.

Es ward Nacht und ward kühl. Ich ging nachdenklich aus dem Garten. Was liegt an eines Hundes Leben!

Man kann auch sagen: was liegt an eines Menschen Glück! —

Noch in derselbigen Nacht kam der Befehl zum Ausbruch.

Da ich die Compagnie nach dem Bahnhof führte, mußte ich am Haus meiner Wirthin vorüber. Vor einem Fenster im Erdgeschoß war ein Laden aufgestoßen. Ich sah im Fensterrahmen Nicolette stehen, blaß und regungslos, als wäre es ein steinern Frauenbild, die Arme unter dem Busen verschränkt, als hielte sie ihr Herz fest. Sie winkte nicht, sie nickte nicht, und mir fiel es nicht ein, das Haupt zu wenden.

Wir rückten ein in den eisernen Ring, der das große Paris umschloß. Ich entsetzte mich lästiger Gedanken. Das Neue wirkt ja immer mächtig auf ein begehrtliches Herz. Arbeit gab's genug. Eine Woche später schon trugen sie mich verwundet aus dem Feuergefecht. Ich brauche Euch nicht zu versichern, daß ich nicht etwa, wie man sagt, „den Tod gesucht habe“. Ich kriegte meine Kugel schlecht und recht, wie jeder andere, der in solchem Augenblick seine Gedanken auf weiter nichts als seine Pflicht und Schuldigkeit richtet. An Nicolette hatte ich, seit wir Lothringen verlassen, kaum mehr gedacht; ich hatte mir's verboten, an sie zu denken, und fiel mir das Mädchel trotzdem in Sinn, so wandelte mich, Gott verzeih' mir's, ein Gelüsten an, als sollte ich nach ihr schlagen.

Mein Bursche Caspar war schweigend um meine Lagerstatt beschäftigt. Er hatte mir seit Hlinjerls Begräbniß „einen Kopf gemacht“, will sagen, kein heiteres Gesicht gezeigt.

Wenn zufällig auf dem Marsch oder im Gejächte mein Auge dem feinen begegnete, so fand ich, hinter seinen buschigen Augenbrauen, einen strengen, fast gehässigen Blick auf mich gerichtet. Mehr als einmal mußte ich merken, daß jede meiner Bewegungen von ihm beobachtet wurde. Mir kam es vor, als wäre sein Hauptmann vor des gemeinen Mannes Gedanken „entgöttert“ worden. Der Kerl hielt stillschweigend über mir sein wunderlich Behnngericht und er war der Mann darnach, nicht nur also Gericht zu halten, sondern den Spruch, wenn er mich verurtheilt, eigenhändig zu vollziehen.

Ich mußte lachen im Stillen und beredete ihn nicht. Nun, ich habe gut bestanden. Wie ich so dalag und litt und die schlichte Stube sich mit mir im Kreise zu drehen schien, da merkte ich wohl, daß mir der Caspar viel in heimlichen Gedanken abbat — viel, nicht alles.

Er pflegte mich gut und treu.

Und wie mir die fünf Sinne wieder besser gehorchten und wie ich so still dalag und von der Strafe das Tosen der Regimenten herausscholl und aus der Ferne die Musik der schweren Geschütze ihren gewaltigen Grundbaß zu meinen Gedanken gab, da fiel mir allerhand aus vergangenen Tagen ein. Da dachte ich auch wieder an Nicolette.

Und ich dachte milde von ihr und freundlich. Und ich sann darüber nach, warum sie gerade so gehandelt und nicht anders, in der Bedrängniß des Schicksals und ihrer eigenen Sinne. Und ich mußte finden, daß sie recht

und brav sich vertheidigt hatte und daß sie recht gethan nach ihrem Sinn, zwischen dem Fremdling, zu dem sie den alten Haß denn doch nicht ganz konnte tilgen, und ihrem sehrenden Herzen jenen blutigen Strich zu ziehen, über den keins von Beiden mehr zum andern konnte, ob er auch nur mit eines Hundes Blut gezogen war.

Armes Hlinsert, für Dich freilich war es hart. Aber was wäre weiter aus Dir geworden im Winterfeldzug und in den gräulichen Tagen um Orleans!

Klätglich blieb's immerhin, daß gute Menschen, die sich hätten glücklich machen sollen, so grimmig von einander scheiden mußten. Und es gab annoch Stunden genug, da ich mich fragte, ob es sein mußte und ob mich Nicolette denn wirklich auch geliebt hatte. Ich sah sie immer wieder des Nachts im Fenster. Dieß letzte Bild stand häßlich und hart in meiner Erinnerung.

Eines Tages legte Caspar ein Blättchen auf mein Bett. Es war ein glänzend Papier mit viereckigem Spitzenvand, darauf ein Gebet gedruckt, wie man's Kindern in Schulen und Kirchen schenkt.

„Was soll's?“ fragt' ich den Burschen.

„Weiß ich's!“ antwortete dieser. „Ich versteh das wälsche Zeug nicht. Ich hab's in der Wäsche gefunden. Also gehört's wohl dem Herrn Hauptmann.“

Ich nahm und las. Es war ein französisch Vaterunser. Zwei Zeilen waren zierlich, aber deutlich angestrichen:

„Und vergieb uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern.“

Ich las und las immer wieder, bis mir die Augen übergingen. Ich war damals noch schwach und krank und nahm mir das Thränenlein nicht übel, das mir über die wettergehärtete Wange in den offenen Hals lief.

Ich behielt das Blättchen unter meinem Kopfkissen, so lang ich krank war, ich behielt es in der Brusttasche, sobald ich wieder Dienst thun konnte. Ich hab' es bei mir getragen wie ein Amulett, nicht doch, wie einen segnenden Gedanken eines guten, kindlich schönen Herzens, in den Schlachten vor Paris, im wiederholten Würgen um Orleans, im großen Kampfe bei Le Mans. Ich trug es bei mir, da wir als Sieger einzogen in die jubelnde Vaterstadt.

Mehr als einmal in jenen schweren Tagen hab' ich still für mich mein Vaterunser gesagt und jene eine, die angestrichene Bitte immer auf Französisch.

Siegvater soll zwar, wie ich neulich in einem witzigen Gedicht gelesen habe „selber ein Germane“ sein, aber wenn auch, ich bin überzeugt, daß mein Herrgott mich auch so verstanden und daß er einem braven Soldaten diese kleine Felonie nicht übel angerechnet hat.

Nicolette hab' ich nicht wiedergesehn; aber ich hab' oft an sie gedacht. Lang ist's Friede. Gott sei Dank! Manchmal schwärmen meine Gedanken über den Rhein. Wälsch-Lothringen ist ein schönes Land. Und wenn mich einmal wieder Reiselust packt, je nun, wer weiß, dann führt mich der Weg vielleicht über Ranzig. Dann will ich nachseh'n, ob jene noch auf dem alten Hause sitzen, und — das versteht sich — auch nicht übersehen: wo der Hund begraben liegt.



Bibliographie.

Archiv für Literaturgeschichte. Herausgegeben von Dr. Franz Schnorr von Carolsfeld, k. Bibliothekar in Dresden. VIII. Bd. 2. Heft. 8. Leipzig, 1879, Teubner.

Auch dieses neueste Heft des mit großer Sachkenntniß und Sorgfalt redigirten Unternehmens zeichnet sich durch einige werthvolle Beiträge aus, von denen wir in erster Linie diejenigen aus der Feder des bewährten Goethe-Kenners Gustav von Voepel, „Pfeil noch einmal“ und „Goethes lothringische Reise noch einmal“ hervorheben wollen. Hermann Cesterlen bietet eine liebevolle Studie über Johann Nöling, während H. Uhde in einer bibliographischen Sammlung der auf Fedr. V. Schröder und seine Familie bezüglichen Flugschriften einen werthvollen Beitrag zur Bibliographie des deutschen Theaters liefert.

D. Madenzie Wallace, Rußland. Einzig berechtigte, vom Verfasser durchgesehene deutsche Ausgabe, nach der 6. Auflage des Originals übersezt von E. K. 1. Bd. gr. 8. 358 S. Leipzig, 1878, C. F. Steinacker. M. 6.—

Ein klassisches Werk, das an dieser Stelle eingehendere Würdigung erfahren soll, sobald die Uebersetzung des bereits in 7. Auflage erschienenen Originals vollständig vorliegen wird.

Jos. Kürjäger. Jahrbuch für das deutsche Theater. Eine umfassende Rundschau über die Zustände und Ereignisse auf theatralischen und verwandten Gebieten während des letzten Theaterjahres. Nebst einem ausführlichen Register. 1. Jahrgang. (Vom 1. October 1877 bis 30. September 1878.) Gr. 8. XII und 317 S. Leipzig, 1879, Kollz. M. 2.75

Sehr brauchbar; bietet eine reiche und

wohlgeordnete Fülle statistischen Materials, das anderweitig nicht zu finden ist.

Aug. Silberstein. Denkmäler im Gebiete der Cultur und Literatur. Gr. 8. VII und 344 S. Wien, 1879, Braumüller. M. 7.—

Eine Sammlung von Vorträgen, aus der Literatur- und Culturgeschichte, welche der beliebte Erzähler in Wien gehalten, gelangen in der Form, für den weiteren Kreis der Gebildeten berechnet und mannichfach anregend. Der Titel „Denkmäler“ ist gesucht und unklar und wird durch die Erklärung des Verfassers nicht viel einleuchtender.

Hfr. de Valmy Dr. (Julius Stinde). Die Opfer der Wissenschaft oder die Folgen der angewandten Naturphilosophie. Drei Bücher aus dem Leben des Professors Desens. 2. illustrierte und differenzirte Auflage. 8. 138 S. mit eingedruckt Chemispien. Leipzig, 1879 Barth. Cart. M. 4.—

In liebenswürdigster Form, und von glücklichem Humor dicitirt, eine gelungene Satire auf die Auswüchse der modernen naturwissenschaftlichen Lehren.

H. Krause, Kant und Helmholtz über den Ursprung und die Bedeutung der Raumanschauung und der geometrischen Axiome. Lex. 8. VII u. 94. S. Jahr, 1878, Schauenburg. M. 3.—

Der Verfasser versucht den Nachweis verschiedener Defecte der von Helmholtz aufgestellten sogenannten empirischen Theorie vom Ursprung der Raumanschauung und der geometrischen Axiome.

Murad-Gfendi, Ost und West. Gedichte. 2. Aufl. 8. LX und 265. S. Eldenburg, 1879, Schulze. Geb. mit Goldschnitt. M. 5.—

Jos. von Helfert, Bosnische. 8. 322 S. Wien, 1879, Manz. M. 4.80.

Der bekannte hochconservative österreiche Staatsmann ist, seitdem er aufgehört hat in der praktischen Politik thätig zu sein, ein eifriger und erfolgreicher Schriftsteller geworden. So wird z. B. seine „Geschichte Oesterreichs vom Ausgang des Wiener Octoberaufstands“ von zukünftigen Geschichtschreibern nicht übergangen werden dürfen, wenn auch die politische Gesinnung ihres Verfassers eine besondere Voracht in der Benutzung dieses Quellenwerkes nothwendig macht. Das vorliegende Buch ist ein eminent zeitgemäßes. Mit lebhafter Anschaulichkeit und in durchsichtiger Sprache gibt er ein Bild der modernen bosnischen Cultur oder besser Uncultur, von Land und Leuten und der Geschichte Bosniens. „Ein zwangloses Geplauder, wo wir uns, um Land und Leute kennen zu lernen, ohne uns an strenge Regeln zu binden, in keiner Richtung erschöpfend, sondern leicht und oberflächlich, mit allerhand „Bosnischem“ unterhalten, das man in gelehrten und ungelehrten Büchern liest, was nur Reizende erzählen, was nur die Tages-Literatur über die Vorgänge daselbst gebracht.“ Helfert zweifelt nicht an der Zukunft Bosniens und seiner Bevölkerung, freilich macht er dieselbe bis zu einem gewissen Grade von der Annexion durch Oesterreich abhängig.

G. Presber, Rudolf. Novelle. 2. Aufl. 8. V und 315 S. Leipzig, 1879, Thomas. M. 3.60.

Abraham Geigers Leben in Briefen. Herausgegeben von Ludwig Geiger. 8. XII und 388 S. Mit A. Geigers Photographie Berlin, 1878, Gerschel. M. 7.—

Worthvolle Beiträge zur Lebensgeschichte eines der hervorragendsten Geister in der Geschichte der Reformation des Judenthums. Der erste der vier Abschnitte des inhaltreichen Buches umfaßt die Jugendzeit (1810—32) und giebt, neben umfassenden Auszügen aus einem sorgfältig geführten Tagebuche, zwölf zum Theil sehr charakteristische Briefe. Die zweite Wiesbadener Periode, die Jahre 1832—38 einschließend, ist in 19 Briefen behandelt, denen, ebenso wie den Briefen der zwei folgenden Perioden, vortreffliche einleitende Uebersichten über die verschiedenen Epochen im Leben Geigers aus der Feder des schon in jungen Jahren zu literarischem

Ansehen gelangten Sohnes vorangeschickt sind. Sechszundfiebenzig Briefe bilden den vierten Abschnitt, die Breslauer Zeit behandelnd (1838—63), die bedeutungsvollste im Leben des großen Gelehrten und liebenswürdigen, warmherzigen Menschen. In sechszundfünzig Briefen werden der Frankfurter und Berliner Aufenthalt charakterisirt. Nicht nur den zahlreichen persönlichen Verehrern Geigers, sondern Allen, welche der reformatorischen Bewegung innerhalb des Judenthums Antheil entgegenbringen, wird das Buch eine willkommene dankenswerthe Erscheinung sein.

Paul Lindau, harmlose Briefe eines deutschen Kleinstädtlers. Zweite Auflage. 2 Bde. H. 8. XXII und 372 S. Breslau, 1879, Schottlaender. M. 6.—, geb. M. 8.—

D. von Veiguer, die moderne Kunst und die Ausstellung der Berliner Akademie. 2. Bd. Die Ausstellungen vom November 1877 bis August 1878. Der Berliner „Salon“ von 1878. 8. VII und 133 S. Berlin 1878. Guttentag. M. 3.—

Carl Sachs, aus den Planos. Schilderung einer naturwissenschaftlichen Reise nach Venezuela. 8. X und 360 Seiten. Mit Abbildungen i. Holzschnitt. Leipzig, 1879, Veit und Co. M. 9.—

In den Herbsttagen des vergangenen Jahres erlitt Carl Sachs der Tod: mit zweien seiner Reisegefährten fand er ihn in einer Gletscherpalte des Monte Cevedale. Eine Fülle reicher Hoffnungen wurden mit dem noch im jugendlichen Alter stehenden Gelehrten, einem der vorzüglichsten Schüler Du Bois Reymonds zu Grabe getragen. Wenn irgend Etwas dazu angethan ist, den Schmerz um den Heimgegangenen von Neuem zu erwecken, so ist es die hier angezeigte Schilderung der von Sachs, im Auftrage der Berliner Akademie der Wissenschaften, zu dem Zwecke unternommenen Reise, Versuche und Beobachtungen über die wunderbare elektrische Kraft des südamerikanischen Zitteraales anzustellen. Diese Bilder aus Natur und Leben Venezuela's gehören zu dem Hervorragendsten, was uns die Reiseliteratur der neueren Zeit geboten hat. Der reinsten Begeisterung für ihren Gegenstand entsprossen, die aus jeder Seite des Buches in erfrischender Weise zu dem Leser spricht, und von dem scharfen Auge des Naturforschers gesehen, der gewohnt ist, über den großen Erscheinungen die

kleineren nicht zu übersehen, sind sie gleichzeitig ein Muster künstlerischer Darstellung. Das Buch ist fesselnd von der ersten Seite bis zur letzten, obgleich ihm, wie der Verfasser bemerkt, die Erzählung spannender romantischer Erlebnisse fehlt und von Kämpfen mit feindseligen Eingeborenen, von Löwen- und Tigerjagden und so manchem Andern, was sonst in Reisebeschreibungen die Seele des Lesers zu behaglichem Schauern hincrist, nichts zu erzählen ist. Ueber das Hauptresultat seiner Reise, die anatomische und physiologische Untersuchung des Zittertaales, wollte Sachs in einer besonderen Monographie berichten, deren Veröffentlichung vielleicht zu erwarten steht. Doch selbst wenn diese Hoffnung sich trügerisch erweisen sollte, genügt der vorliegende Band, um dem Frühvollendeten ein langes Andenken zu sichern.

Paul Lindau, dramaturgische Blätter. Neue Folge. 1875—1878. 2 Bde. 8. XIV und 603 S. Breslau, 1879, Schottlaender. M. 10, geb. M. 12.

Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen. Unter Mitwirkung von Alex. Brückner, Felix Dahn, Joh. Dümichen, Bernh. Erdmannsdörffer, Theodor Fritzsche, Ludw. Geiger, Richard Gothe, Gust. Herzberg, Ferd. Justi, Friedr. Kapp, B. Kugler, E. Lefmann, M. Philippson, Eberh. Schrader, Bernh. Stade, Alfr. Stern, Otto Walz, Ed. Winkelmann herausgegeben von Wilhelm Duden. In ungefähr 40 Bänden gr. Lex.-8. Begleitet von einer instructiven, noch wissenschaftlichen Principien zusammengestellten culturhistorischen Illustrationen. Berlin, W. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

Jeder Halbband M. 3.—

Von diesem großartig angelegten Werke liegen die beiden ersten Abtheilungen vor. In der ersten beginnt Johannes Dümichen die „Geschichte des alten Aegyptens“, daran schließt sich der Anfang der von Ferdinand Justi bearbeiteten Geschichte des alten Persiens, welche in der zweiten Abtheilung ihren Abschluß findet. Es kann nicht die Aufgabe dieser Notiz sein, den wissenschaftlichen Werth der vorliegenden Theile dieses bedeutungsvollen Unternehmens zu untersuchen, dies zu thun bleibe der Gelegenheit einer späteren eingehenden Würdigung

des vorgeschrittenen Werkes überlassen. Aber die einfache Lectüre des bisher Gebotenen läßt erkennen, daß die dem Unternehmen zu Grunde liegende Absicht, die Ergebnisse der eigenen Forschung hervorragender Geschichtsschreiber in allgemein fesselnder und lebendig anregender Weise darzustellen, von den bewährten Verfassern der vorliegenden Theile in vortrefflicher Weise erfüllt worden ist. Der artistische Schmuck der beiden Bände, insbesondere die Facsimile eines Papyrus (das Todengericht vor dem Gotte Osiris) ist sehr instructiv und von bester technischer Ausführung, nicht minder die beigegebene Karte. Die typographische Ausstattung der Bände ist einfach musterhaft, sie verdient uneingeschränktes Lob. Das ganze Unternehmen gereicht der Verlagsfirma zur hohen Ehre; bei dem im Verhältniß zu dem Gebotenen ungewöhnlich niedrigen Preise der einzelnen Theile wird es hoffentlich seitens der gebildeten Leserschaft die Unterstützung finden, welche es im reichsten Maße verdient.

Otto Badt, das italienische Volk im Spiegel seiner Volkslieder. 8. XXI und 227 Seiten Breslau, 1879, Schottlaender. M. 4.—

„Italienische Volkslieder sind bis jetzt oft ins Deutsche überjert worden. Jeder Uebersetzer hat sich die schönsten Blüthen herausgesucht und in sein geliebtes Deutsch verdolmetscht. Rückert, Platen, Goethe, Kopisch, Heise und wie die Uebersetzer heißen mögen, haben Blumensträuße gewunden, aber eine umfassende Darstellung, die in großen Umrissen auch ein vollständiges und klares Bild der Geschichte des italienischen Volksliedes gäbe, ist bis jetzt in Deutschland noch nicht erschienen. Die gegenwärtig in Italien vorhandenen Volksliederjammungen erlauben uns wohl, uns ein umfassendes Bild von der italienischen Volkspoesie zu entwerfen. Dalmedico, Vigo, Pittro, Casetti, Zmbriani und hundert andere haben in ihren Sammlungen das reichhaltigste Material geliefert.“ In den vorstehenden Zeilen kennzeichnet der Verfasser dieser Volksliederjammung das Wesen und die Zwecke seiner Aufgabe: sie ist eine dankbare und in dankenswerther Weise gelöst. Es sind nicht lediglich die Ergebnisse der eben genannten heimischen Forscher, welche der Verfasser der Sammlung weiteren Kreisen in Deutschland zugänglich machen will.

Ein gutes Stück eigener, während einer Reihe von Jahren an Ort und Stelle angestellter Forschung ergänzt die von den italienischen Gelehrten gewonnenen Resultate. Die zahlreichen mitgetheilten Proben sind zum Theil die Originale, zum Theil in vortrefflichen eigenen und fremden Uebersetzungen geboten. Die dem Buche vorangehende „Umschau“ orientirt eingehend über das Wesen der Volksliedforschung in Italien. Die folgenden Abschnitte führen die Ueberschriften: „Themata der Volkslieder“, „Liebeslieder“, „die Geburt der Geliebten“, „Liebessehnsucht“, „Hochzeitslieder“, „Wiegenslieder und Kinderreime“, „Epische Stoffe“, „Poetischer Anhang“.

Das Buch ist ein ebenso werthvoller wie interessanter Beitrag zur italienischen Literatur- und Culturgeschichte.

Landchaftsbilder aus Italien. 25 Zeichnungen von Julius Schnorr von Carolsfeld. Mit einleitendem Vorwort versehen und herausgegeben von Dr. Max Jordan. Verlag von Umsler und Rutherford (Gebrüder Meder), Berlin. M. 42.—

Die Ausstellung der Werke Julius Schnorr's in der National-Galerie hat uns die Bekanntschaft mit einer Reihe von Arbeiten vermittelt, deren künstlerischer Inhalt aus der Zurückgezogenheit des Privatbesitzes heraus Gemeingut der Kunst-

liebenden Nachwelt zu werden verdient. In diesem Sinne veröffentlicht die Kunsthandlung von Umsler und Rutherford schöne Reproduktionen durch Lichtdruck eine Auswahl derjenigen Landschaftsbilder, welche der Meister während der Jahre 1819 bis 1827 in Italien gezeichnet hat. Der erschöpfenden Würdigung dieser anziehenden Blätter in Jordan's einleitenden Worten ist nichts hinzuzufügen. Sie sind ebensowohl historisch als künstlerisch bedeutende Dokumente unserer Kunstgeschichte und als solche auch dem unschätzbar, der sich mit seinen Neigungen aus tief ausgefahrenen Geleisen nicht herauszuarbeiten vermag. Was uns in dieser eigenartigen zu Anfang von dem Geiste altdeutscher Meisterschaft inspirirten Naturwilderungen anmuthet, ist weit weniger der Zauber italienischer Landschaft als der deutsche Idealismus, der in einer Auswahl hoch begabter und zum Höchsten erregbarer Männer vor dieser Natur zu kräftigen Wellen erstarkt. Wer den Werth der Einzelercheinung in ihrer Ordnung unter die geschichtliche Nothwendigkeit zu empfinden vermag, muß diese Gabe willkommen heißen. Sie wird auf goldener Schlüssel gereicht. Der maßvoll zierende Prachtband und die typographische Ausstattung aus Drugulins Werkstatt sind stattliche Beiträge zu den energischen Thaten, mit denen wir unsern Ruf als Förderer des Buchs wiederherstellen.



Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unter sagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau. Verleger: Georg Stille in Berlin.

Ersteht
jeden Sonnabend im Umfang von 2 Bogen pr. Quartal 4 M. 50 S., pr. Jahrg. 18 M.
Groß-Quart, auf gutem Papier, beschnitten und geheftet. Bestellungen werden in allen Buchhandlungen und Postanstalten entgegengenommen.

Die „Gegenwart“ ist die verbreitetste politisch-literarische Wochenschrift des deutschen Reiches, sie zählt zu ihren Mitarbeitern die bedeutendsten Schriftsteller und Gelehrten. Von Jahr zu Jahr hat sich ihr Leserkreis erweitert. Die Gegenwart ist das erste deutsche Blatt, welches vornehmlich den ernstesten Interessen der Nation gewidmet, ohne die mächtige Beihilfe der Novelle und Illustration in die weiteren Kreise des gebildeten Publikums gedrungen ist. Im unmittelbaren und steten Zusammenhange mit allen wichtigen Vorgängen auf dem Gebiete des öffentlichen und geistigen Lebens, bestrebt sie sich in Wahrheit das zu sein, was ihr Titel sagt: ein guter und echter Ausdruck des Schaffens in der Gegenwart.

Romane und Erzählungen

von
Hans Hopfen.

Im Verlage von Eduard Salberger in Stuttgart sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der graue Freund. Roman. 2. Auflage. 4 Bände. Broschirt M. 15.— Gebunden in 2 Bände M. 17.—

Zufkn. Tagebuch eines Schauspielers. 2. Auflage. Broschirt M. 4.50. Gebunden M. 5.50.

Versehlt Liebe. Roman. 2 Bände. Broschirt M. 6.— Geb. in 1 Bd. M. 7.—

Bairische Dorfgeschichten. Broschirt M. 4.50. Gebunden M. 5.50.

Der alte Praktikant. Eine bairische Dorfgeschichte. Broschirt M. 5.— Gebunden M. 6.—

Tribüne

mit
Berliner Wespen
als Gratisbeilage.

Man abonniert bei allen Postanstalten für: 5,50 Mark vierteljährlich, 3,54 Mark für 2 Monate, 1,77 Mark für 1 Monat.

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

F r a g m e n t e .

Roman von
Wilhelm Jensen.

2 Bände 8. Elegant broschirt M. 10.—; fein gebunden in 2 Bänden M. 12.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

◆ Im unterzeichneten Verlage ist **soeben** erschienen und überall zu haben: ◆

Geschichte
Erhr. von
Land **Bosnische** Leute
Helfert,
Culturgeschichte
— 1879 — — 1879 —

Passendes Festgeschenk. Passendes Festgeschenk.

◆ 322 Seiten 8^o eleg. ausgestattet Preis fl. 2. 40 kr. M. 4. 80 Pf. ◆

MANZsche k. k. Hof-Verlags- u. Universitäts-Buchhandlung. Wien.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das
italienische Volk
im Spiegel seiner Volkslieder
von
Otto Badke.

8. Eleg. brosch. M. 4.—; fein geb. M. 5.—

Verlag von **S. Schottlaender**
in Breslau.

Von der
Allgemeinen Geschichte
in Einzeldarstellungen,
herausgegeben von
Wilhelm Dörcken.

ist die zweite Abtheilung (M. 3.—) erschienen. Dieselbe bringt die **allperische Geschichte** von **Ferdinand Justi** zum Abschluss. 25

Auch diese Abtheilung wird von jeder Buchhandlung auf Wunsch zur Ansicht gesandt.

Berlin.
S. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

S a n s G o p f e n.

(Verlag von Gebrüder Kröner in Stuttgart.)

- | | | |
|----------------------------|---|---------|
| Der Pinsel Ming's. | Eine chinesische Geschichte von Sans Gopfen. 2. Aufl. Min. Format. Eleg. cart. m. Goldschnitt. | M. 1.50 |
| Arg' Sitten. | Roman von Sans Gopfen. 2 Bände. 8 ^o . | M. 5.— |
| Verdorben zu Paris. | Roman von Sans Gopfen. 2 Bände. 8 ^o . | M. 5.— |

Druck von S. Schottlaender in Breslau.

Verlag von **S. Schottlaender** in Breslau.

Secunden-Bilder.

Ungereimte Chronik

von

Ernst Dohm.

80. Elegant broschirt Preis *M.* 3.—; fein gebunden *M.* 4.—

„Secundenbilder“ nennt Ernst Dohm, der weltberühmte Kladderadatsch-Gelehrte, die in den wohlgefülltesten Versen gedichtete „Ungereimte Chronik“ der Jahre 1877/78. Mit Secundenschnelle und doch mit photographischer Treue ziehen die Ereignisse unserer neuesten Tagesvergangenheit an uns vorüber — und dieses bunte Bild steht in dem Rahmen jener geistprübenden, stets witzig-treffenden, echt humoristischen Darstellungsweise Dohms, die zur Genüge in aller Welt bekannt ist und bei diesem schon an und für sich so eigenartige Werke ohne Zweifel dazu beitragen wird, den Namen Dohms in noch weitere Kreise zu tragen — seiner humoristischen Muse noch zahlreichere Verehrer zuzuführen.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag von **S. Schottlaender** in Breslau.

Jahreszeit-Blumen.

Von

Arthur René.

Miniatur-Ausgabe.

fein getöntes Velinpapier, in prachtvollem Original-Einband in Gold- und Schwarzdruck mit Goldschnitt
Preis *M.* 4.—

Ein zartes, sinniges Buch, ganz geschaffen für den Büchertisch einer jungen Dame.

Verlag von **Wilhelm Herz**
in Berlin N.W. (Weißer'sche Buch-
handlung) Marienstr. 10.

Peregretta.

Ein Roman
von

Hans Hopfen.

Octav, geheftet *M.* 4.50.

28

Dritte vermehrte Auflage.

(Zwei starke Auflagen sind innerhalb eines Jahres vergriffen.)

Soeben erschienen:

Die

Deutsche Socialdemokratie.

Ihre Geschichte und ihre Lehre.

Eine historisch-kritische Darstellung

27

von

Franz Mehring.

Dritte vermehrte Auflage.

Gr. 8. — 348 Seiten. — Eleg. geb. *M.* 4.50

Bremen.

E. Schönemann's Verlag.

Buchdruckerei von S. Schottlander in Breslau.



Band 8. — Heft 24.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

März 1879.

Breslau.
S. Schottlaender.

März 1879.

Inhalt.

—*—

Rudolph Lindau in Berlin.	Seite
Gute Gesellschaft. Roman. (Schluß)	277.
E. Hübner in Berlin.	
Laokoön	546
Wilhelm Jensen in Freiburg i. B.	
Im Mai. Eine Symphonie	565
Fr. Merkel in Rostock.	
Der Kuß. Eine anthropologische Studie	580
Ludwig von Ompteda in Wiesbaden.	
Bilder aus englischen Landschaften	592
Bibliographie	406

Hierzu das Porträt Wilhelm Jensen's, Radirung von P. Halm in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunsterbeilage
(Radirung) in Leg.-8.

— Preis pro Quartal (3 Hefen) 5 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.



Breslau, im März 1879.

P. P.



Vielfach ausgesprochenen Wünschen entsprechend, sind zu den Bänden von „Nord und Süd“ geschmackvolle

Original-Einbanddecken,

im Stil des jetzigen Umschlags der einzelnen Hefte, mit schwarzer und vergoldeter Pressung aus englischer Leinwand hergestellt worden.

Die Einbanddecken zu Band VIII. (Januar—März 1879), wie auch die zu den früheren Bänden I.—VII. können jederzeit bezogen werden.

Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke; zur Bestellung wolle man sich des untenstehenden Zettels bedienen.

Die Verlagsbuchhandlung
S. Schottlaender.

Bei der Buchhandlung von

in

bestellt hierdurch

Einbanddecke zu Band VIII. (Januar—März 1879)

von „Nord und Süd“.

Einbanddecke zu Band

= Preis 1 Mark 50 Pf. pro Decke. =

(Verlag von S. Schottlaender in Breslau.)

Wohnung:

Name:

Im gest. recht deutliche Namens-Unterschrift wird höflichst gebeten.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

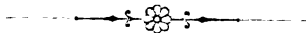
Herausgegeben

von

Paul Lindau.

VIII. Band. — März 1879. — 24. Heft.

(Mit einem Porträt in Radirung: Wilhelm Jensen.)



Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.



Gute Gesellschaft.

Roman

von

Hudolph Lindau.

— Berlin. —

(Schluß.)

XIV.

Die Gräfin Daxat legte sich, wie die meisten schönen Pariser Frauen, gern früh zu Bett. Sie wußte, daß Nachtwachen in heißen, hell-erleuchteten Sälen die glänzendsten Augen trübt und den besten Teint verdirbt, und ihre Schönheit war ihr unvergleichlich mehr werth als das Vergnügen, das sie an ihrer alltäglichen Gesellschaft fand. — Sie zeigte sich in vielen großen Soiréen; aber es genügte ihr, sich dort eine halbe Stunde lang bewundern zu lassen. Dann verschwand sie wieder, um entweder einen andren Salon durch ihre Erscheinung zu beglücken, oder um ruhig nach Hause zu fahren.

Nach dem letzten Empfangsabend bei den d'Estangs, an dem sie sich so angelegentlich mit René Demercier unterhalten, hatte sie Lepteres gethan. Aber nun war es spät geworden, und sie ging noch immer rastlos in ihrem Zimmer auf und ab. Von Zeit zu Zeit blieb sie vor einem Tische stehen, auf dem, neben einer eleganten Cassette, mehrere offene Briefe lagen. Sie nahm davon den einen oder den andern auf, durchflog einige Zeilen und setzte dann ihre unruhige Promenade fort.

Eine Kammerfrau mit verschlafenem Gesichte öffnete schüchtern die Thür und fragte, ob die „gnädige Frau“ geklingelt habe.

„Sie können sich schlafen legen,“ antwortete die Gräfin kurz. Dann, als die Thür sich wieder geschlossen hatte, warf sie sich in einen Sessel, schob die Briefe neben sich und begann dieselben methodisch und aufmerksam zu lesen. — Es waren Briefe einer tief gekränkten Mutter und einer unglücklichen Schwester. Sie erzählten eine traurige Geschichte, über die nun bereits Jahre dahingegangen waren, ohne sie in Vergessenheit zu bringen, ohne die

Scham und den Schmerz der ersten Stunden zu lindern. Sie sprachen von einem Fremden, der sich unter falschem Namen in ein ruhiges Haus eingeschlichen, die arglose Mutter bethört, die unschuldige Tochter verführt hatte, und der dann spurlos verschwunden war. Die Mutter hatte nicht gewagt, Nachforschungen nach ihm anzustellen, aus Furcht, die Schmach ihres Kindes dem Gespräch der Welt preiszugeben. Sie hatte auch nicht geklagt; aber der bittere, stumme Gram hatte sie verzehrt, und sie war daran gestorben.

Die Gräfin Dazat sah sinnend in das verglimmende Kaminfeuer. — Die sterbende Mutter hatte sie in ihrem letzten Briefe angefleht, der unglücklichen Verführten zu verzeihen, sie in dem Hause in Paris, wo Niemand ihre Schmach kannte, in Gnaden aufzunehmen. Martha hatte geschrieben: „Komm, Du bist meine einzige Schwester; nie soll Dich ein Blick des Vorwurfs treffen, nie sollst Du ein Wort der Klage hören.“ — Der Brief war ihr von der Post zurückgeschickt worden, und sie hatte in Erfahrung gebracht, daß ihre Schwester heimlich entflohen sei, Niemand wisse wohin. — Dann waren dunkle Gerüchte zu Martha's Ohren gedrungen. Man hatte ihre Schwester gesehen: hier, dort, in Pisa, in Florenz, in Mailand, in Neapel. An ihrer Seite war ein ältlicher Mann, dem sie anzugehören schien. — Was trieb sie? Wovon lebte sie? — In ihrer Angst und Unruhe hatte Martha sich an ihren Onkel, den Chef einer alten, stolzen Partrizierfamilie gewandt. Dieser hatte ihr einen Brief voll schwülstigen Pathos' geantwortet, den sie mit Thränen der Wuth zerknittert und zerrissen hatte: „Deine unwürdige Schwester hat das Wappen unsres Hauses besleckt, ihre Mutter getödtet. Ich kenne sie nicht mehr.“ — Die Liebe zur Schwester, zur Jugendgespielin hatte bei Martha noch lange gegen den Verdacht, daß Lätizia eine Verworfenne sein könne, gekämpft; aber als Monate vergangen waren, ohne daß diese ein Lebenszeichen von sich gegeben — da hatte der Verdacht gesiegt, und Martha hatte ihre Schwester wie eine Verstorbene beweint und sie wie eine Unwürdige aus ihrem Gedächtniß zu verbannen gesucht. — Nach Jahr und Tag war ein Brief von der Verschollenen an sie gelangt: „Ich weiß, daß Du mich nie wiedersehen kannst,“ hatte Lätizia geschrieben, „und ich werde Deine Blicke meiden; aber es drängt mich, in meinem dunkeln Elend, Dir zu sagen, wie sehr ich Dich liebe; Dich anzusehen, meiner ohne Zorn zu gedenken. — Das Unglück hat sich an meine Fersen geheftet und verfolgt mich unerbittlich. Ich büße schwer für das, was ich gethan. Oh, verzeihe Du mir; und bete für mich an dem heiligen Abend, an dem Der geboren ist, der allen Sündern verzeihen hat.“

Der Brief ohne Poststempel, war an einem 23. December durch einen Unbekannten in das Haus der Gräfin gebracht worden. Martha hatte die Bitten ihrer Schwester gern erhört, und am folgenden Abend inbrünstig für die Verlorene gebetet; aber der Brief hatte ihren Verdacht, daß diese eine Gefallene sei, nur bestärkt. Unbeschreibliche Bitterkeit füllte ihr stolzes Herz. Sie haßte die elenden Kreaturen, zu denen sie ihre Schwester herabgesunken

währte; — aber dieser wollte sie verzeihen: — weil die sterbende Mutter sie darum gebeten, weil sie die Verunglückte, trotz Allem, wie eine Schwester liebte.

In langen Zwischenräumen hatte Lätizia neue, stets geheimnißvolle Lebenszeichen gegeben, und in jedem Briefe ihr Flehen um Verzeihung erneuert. — Martha hätte ihr zurufen wollen: „Ich habe Dir längst verziehen; komm' in meine Arme!“ — aber keiner der Briefe deutete an, wo eine Antwort die Schreiberin finden könne.

Viele Leute in der Pariser Gesellschaft wußten mit mehr oder weniger Genauigkeit, daß eine Schwester der Gräfin Daxat zu Grunde gegangen sei. Niemand kümmerte sich sonderlich darum, Niemand hatte jemals daran gedacht, oder es gewagt, mit der Gräfin darüber zu sprechen. Man ist in großen Städten nachsichtig; wenn nicht aus Herzensgüte, so aus Klugheit oder Gleichgültigkeit. Als die Gräfin Daxat in Gegenwart Mlien's ein so strenges Urtheil über eine Unglückliche gefällt und gesagt hatte, sie habe guten Grund, hart zu sein — da hatten Harvey und Treßan sie wohl verstanden. Es fiel diesen nicht ein, die Gräfin für die Schuld ihrer Schwester verantwortlich zu machen; doch war jene empfindlich, argwöhnisch, gereizt, sobald von verlorenen Frauen die Rede war; und ihre Freunde, die dies wußten und wohl-erzogene Menschen waren, vermieden es, über diese Wesen und deren Treiben mit der Gräfin zu sprechen.

Bertha Lemercier kannte solche Rücksichten jedoch nicht, und aus ihrem Munde hatte Martha zum ersten Male den Namen der Signora Bianca Azati aussprechen hören. Sie hatte Erkundigungen über diese Frau einge-zogen; mit furchtsamer, argwöhnischer Schüchternheit und Unbeholfenheit zunächst; bis plötzlich der Verdacht in ihr wach geworden war, Bianca Azati könne ihre verlorene Schwester sein. Da hatte sie keine Rücksichten mehr genommen und sich Gewißheit verschaffen wollen. René Lemercier hatte sie ihr gegeben, indem er die schöne Italienerin mit einer Fülle von Details beschrieb, die ihr, Martha, keinen Zweifel mehr lassen konnte: die Rivalin, die das Herz Mlien's von ihr abgewandt hatte, war ihre Schwester.

Martha war rathlos. Eines nur stand unwiderrücklich fest bei ihr: sie wollte die Liebe zu Mlien aus ihrem Herzen reißen. — Sie hatte bitterlich geweint, als sie erfahren, er liebe eine andere; sie hatte sich gehärmt und geschämt darüber, daß eine ehrlose Kreatur ihre Nebenbuhlerin sei; aber ihr schauderte vor dem Gedanken, ihrer Schwester die Liebe eines Mannes streitig machen zu wollen.

Es ist etwas Eigenthümliches, Tiefes, Unergründliches um die Liebe unter allernächsten Blutsverwandten. Sie ist nicht leidenschaftlich, leicht erregbar, gefällig, phantastisch, veränderlich, wie die Liebe zwischen Mann und Weib; sie kann jahrelang schlummern, sich selten oder nie äußern; sie ist mit übler Laune, mit gänzlichem Mangel an Zärtlichkeit oder Liebenswürdigkeit, ja mit Härte sogar vereinbar; — aber wo sie einmal lebt, da ist sie von einer, alle anderen Leidenschaften überwältigenden, unverwüßlichen, rücksichts-

losen Urkraft. — Willenlos und ohne Kampf opferte ihr Martha die Liebe zu Allen. Aber sie fühlte deswegen keineswegs das Bedürfniß, ihre Schwester aufzusuchen, oder ihr zu beweisen, daß sie sie liebe. Sie verlangte keinen Dank für das unfreiwillig gebrachte Opfer; sie wußte, daß sie keinen dafür verdiente.

„Ich werde Paris verlassen,“ sagte sie vor sich hin. „Ich will Lätizia nie wiedersehen; ich hasse sie.“

Sie barg ihr Antlitz in ihre Hände und begann leise zu weinen. Sie fühlte sich elend, ohnmächtig. Sie war einsam, verlassen. Niemand liebte sie — sie liebte Niemanden; sie war allein auf der Welt, ganz allein . . .

Sie stand auf und holte aus der Cassette ein Medaillon, das auf dem Grunde derselben verborgen lag — das Bild ihrer Schwester. Sie betrachtete es lange, aufmerksam, stand sinnend da . . . Sie blickte auf einmal ängstlich nach der Uhr, als fürchte sie, etwas Wichtiges zu versäumen. — Es war zwei Uhr Morgens: Sie klingelte heftig, ungeduldig, wiederholt, bis die Kammerfrau ihr verstörtes Gesicht zeigte.

„Lassen Sie sofort das Coupé anspannen,“ befahl sie.

Die Kammerfrau ließ sich den Befehl wiederholen und entfernte sich dann schnell; aber es dauerte lange, bis demselben Folge geleistet wurde, denn Alles schlief bereits im Hause. Nach einer Weile wurde es laut im Hofe: ein Wagen wurde aus der Remise gezogen; man hörte die klappernden Holzschuhe des Kutschers auf dem Steinpflaster, den schwerfälligen, langsaamen Hufschlag des Pferdes, das sich träge aus dem warmen Stall ziehen ließ — und endlich, nach einer langen halben Stunde meldete ein Diener, der Wagen sei vorgefahren.

Martha, die sich einen weiten Pelzmantel über die bloßen Schultern geworfen hatte, eilte die Treppe hinunter und befahl nach dem Boulevard Hausmann zu fahren. René hatte ihr die Adresse der Frau Bianca Azati gegeben.

Die Fahrt dauerte nicht lange, und die Gräfin kam während derselben gewissermaßen kaum zur Besinnung. Als sie jedoch an dem fremden Hause geklingelt hatte und sich, nachdem die Thür geöffnet war, in einem dunkeln, unbekanntem Raume befand, da überkam sie ein eigenthümliches, unheimliches Gefühl, und sie wäre am liebsten unverrichteter Sache wieder umgekehrt. Aber daran war nicht mehr zu denken: an dem matterleuchteten Fenster der Portierloge zeigte sich ein barockes Gesicht, das des Concierge, mit einer weißen Schlafmütze; — und eine mürrische Stimme fragte: wer da sei?

„Wo wohnt Frau Azati?“ entgegnete die Gräfin.

Der Portier hatte zu Neujahr ein sehr reiches Geschenk von „der Mietherin im ersten Stock“ erhalten, und war deshalb geneigt, deren Gäste mit seltener Zuorkommenheit zu behandeln. Er hatte einen Wagen vor der Thür halten hören und sah nun eine vornehme Dame vor sich stehen; er antwortete deshalb ziemlich höflich:

„Eine Treppe, Thür rechts.“

Dann schloß er das kleine Fenster, an dem er die Unterhaltung mit dem späten Besuch geführt hatte, und Martha befand sich wieder allein. Sie hatte bei dem Schimmer, der aus der Portierloge drang, die Treppe erblickt und stieg diese, sich an der Rampe haltend, langsam, klopfenden Herzens hinauf. Auf dem Flur, den sie bald erreichte, war es dunkel. Sie tastete mit den Händen die Mauer entlang, bis sie eine Thür, und daneben eine Klingel fand. Sie zauderte wieder. Dann schellte sie: furchtsam, leise — keine Antwort. — Sie wartete eine gute Weile und klingelte wieder; diesmal stark. Sie erbebt vor dem hellen Ton der Glocke. Bald darauf hörte sie Fußstritte hinter der Thür und sah Licht durch das Schlüsselloch. Die Thür wurde geöffnet, und vor ihr stand ein Diener, der sie zuerst mißtrauisch musterte, dann, erstaunt eine Dame zu so ungewöhnlicher Stunde vor sich zu sehen, einen Schritt zurücktrat und den späten Gast fragend ansah.

„Ich wünsche Frau Alzati zu sprechen,“ sagte die Gräfin.

„Die gnädige Frau ist längst zu Bette gegangen“, antwortete der Diener.

„Lassen Sie sie wecken; ich muß sie sehen.“

Es war etwas in Martha's Stimme und Haltung, was keinen Widerspruch duldete. Der Diener ging stumm voran, führte die Gräfin in einen kleinen, heißen, mit Blumen angefüllten Salon, steckte die Lichte an, die auf dem Kamine standen, und sagte, er werde die Kammerfrau rufen. Dann verschwand er und ließ Martha allein.

Sie wartete lange. Sie sah sich in dem stillen Zimmer um, aber sie war zu erregt, um neugierig zu sein, um auch nur zu bemerken, was sie sah. Aber ein Gedanke kam ihr immer und immer wieder: „Hier wohnt Lätizia, meine Schwester — meine Schwester.“ Sie wiederholte die beiden Worte leise, aber hörbar. Es überrieselte sie dabei kalt.

Endlich erschien die Kammerfrau, eine Person besten Styls in ihrer Art, die sich wiederholen ließ, daß der späte Besuch ihrer Herrin gelte und die Dame höflich fragte, wen sie anzumelden die Ehre habe?

„Sagen Sie: Martha,“ antwortete die Gräfin.

Die Kammerfrau entfernte sich unhörbaren Schrittes und ließ die Thür hinter sich offen. Martha wartete wenige Secunden; dann folgte sie ihr. Sie durchschritt einen großen Salon, der durch die Laternen auf der Straße matt erleuchtet war und blieb in der Thür, die zu einem andern, kleinen Zimmer führte, stehen. An der andern Seite dieses Gemaches, ihr den Rücken kehrend, stand die Kammerfrau, in der einen Hand ein Licht haltend, mit der andern leise anklopfend, — Martha laufchte athemlos.

„Was giebt es?“ fragte eine Stimme hinter der Thür.

Die Kammerfrau öffnete vorsichtig; aber in demselben Augenblick war Martha neben ihr, schob sie bei Seite und trat vor ihr in das halbdunkle Schlafgemach.

„Lea! Lea!“ Es klang herzerreißend; es kam aus tiefster Brust.

Die Gerufene stieß einen wilden Schrei aus, richtete sich im Bette empor und blickte verstört um sich.

Im nächsten Augenblick sah die Kammerfrau zwei Frauengestalten, die sich leidenschaftlich umschlungen hielten und hörte krampfhaftes Schluchzen und leises Weinen. Sie vernahm einige ihr unverständliche Worte in fremder Sprache; dann stellte sie das Licht auf einen Tisch und entfernte sich, die Thür geräuschlos hinter sich schließend.

Der Kutscher unten in der Straße wurde sehr bald ungeduldig; aber nachdem er eine kurze Zeit auf die „verrückte Herrschaft“ geschimpft hatte, hielt er es für das Zweckmäßigste, den großen Pelztragen seines Rodes in die Höhe zu schlagen, seine Füße gut einzuwickeln und sich, unbesorgt um das fromme Pferd, der Ruhe zu überlassen. Es dauerte auch nicht lange, so war er fest eingeschlafen.

Die beiden Schwestern waren inzwischen ruhiger geworden. Martha hatte sich ihres Mantels entledigt und saß im Ballanzuge, mit entblößten Schultern, auf dem Bette ihrer Schwester. Diese, halb emporgerichtet, das goldige Haar zurückgeworfen, die großen Augen in Freude und Aufregung leuchtend, hielt ihre Schwester mit einem Arm umschlungen, während sie ihr mit der freien Hand liebevoll Stirn und Wange streichelte.

„Wie schön Du bist, Martha,“ sagte sie leise; und noch leiser setzte sie hinzu: . . . „und wie gut!“

Martha hatte bis jetzt noch nicht gewagt, eine Frage über die Vergangenheit an ihre Schwester zu richten, hatte auch nicht das Bedürfnis gefühlt, dies zu thun. Sie lebte in der Gegenwart, glücklich in dem Gefühl, nicht mehr allein zu sein.

„Weißt Du, Lea,“ sagte sie, „ich fühle mich hier bei Dir, in der unbekanntesten Stube, zum ersten Male, seitdem ich von Euch fortgegangen bin, wieder zu Hause.“

Lätizia küßte sie und fragte nach einer Pause: „Bist Du mir nie böse gewesen?“

„Niemals!“

„Hast Du mir stets vertraut?“

Darauf konnte Martha nicht antworten. Nach längerem, peinlichem Schweigen fuhr Lätizia traurig fort:

„Du hättest mir vertrauen dürfen. Ich habe nichts Schlechtes begangen . . . Ich bin nur sehr unglücklich gewesen.“

Und dann ängstlich, mit leiser, zitternder Stimme zunächst, erzählte sie ihre Geschichte. — Sie sprach mit zu Boden geschlagenen Wimpern, von dem Fremden, der sie bethört, den sie geliebt, der sie heimlich verlassen hatte; sie erzählte von dem Tode der Mutter, daß sie, nachdem diese gestorben, das verödete Elternhaus in Verzweiflung verlassen hatte, um Den aufzusuchen, der sie in das Elend gestoßen, aber der allein sie von Schmach und Schimpf retten konnte . . . und den sie noch immer liebte. — In einem Gasthause in Florenz war sie mit einem älteren Herrn zusammengetroffen, der sich, wie sie damals glaubte, ihrer Jugend und Unerfahrenheit erbarmt, sich

ohne Mühe in ihr Geheimniß geschlichen und ihr Beistand und Hülfe versprochen hatte. — Sie war von ihm in ein Netz von Lügen verstrickt worden. Er hatte ihr erzählt, daß ihre Schmach und ihre Flucht in aller Welt Mund sei, daß ihre Familie sie verstoßen habe, daß Der, den sie geliebt, ein Verbrecher sei und jetzt von der Polizei verfolgt werde. — Und sie hatte Alles geglaubt — Alles!

„Ich war siebenzehn Jahre alt, Martha! Ich hatte meine Mutter nie verlassen; kannte Nichts von der Welt und ihrem Treiben, und nun war ich so unglücklich, daß mir das Schlimmste als das Natürlichste erschien.“

Sie weinte laut, und es dauerte lange, bis Ihre Schwester sie beruhigen konnte. Dann fuhr sie in ihrer Erzählung fort.

Ihr angeblicher Beschützer, Alzati, hatte sie veranlaßt, Italien zu verlassen und nach England zu gehen. Sie war der Meinung gewesen, daß dies im Interesse ihrer Sicherheit nothwendig sei, denn Alzati hatte ihr erzählt, daß ihre Familie ihr nachspüre, sie verfolge, ihrer habhaft werden wolle, um sie zu bestrafen.

„Wir lebten einen Monat in London. Ich versank in tiefe Schwermuth; ich wünschte mir den Tod. Da kam er, um mich zu trösten. Ich sei noch jung; Alles könne wieder gut werden; ich solle ihm, meinem besten Freunde vertrauen; er werde mich nicht verlassen. Ich dankte ihm tief gerührt. — Nach einiger Zeit sagte er mir ganz beiläufig: „Es giebt ein Mittel die Vergangenheit auszulöschen, Ihre Zukunft zu sichern. Sie kennen mich seit drei Monaten. Niemand ist so sehr darauf bedacht, wie ich, Sie glücklich zu machen. Vertrauen Sie sich mir an; reichen Sie mir Ihre Hand.“

„Er bestürmte mich nicht mit diesem Gesuche; er ließ mir Zeit; er hielt mich gefangen, wußte, daß ich ihm nicht entgehen konnte. Er verschaffte mir in London Zerstreuungen, an denen sich mein jugendlicher Sinn ergöhte; führte mich in Theater, Museen, Concerte — und eines Tages, ohne zu ermessen, was ich that, fest überzeugt, daß ich dem Glend preisgegeben sein würde, wenn ich ihn verliesse, willigte ich in seine Bitten. — Er war ein gewandter, gewissenloser, reicher Mann. Er hatte Alles vorbereitet, alle Schwierigkeiten im Voraus überwunden. . . Wir wurden in einer kleinen Kirche vor Zeugen, die ich nie zuvor gesehen hatte und die seitdem spurlos verschwunden sind, getraut.“

Lätizia hielt wieder inne; aber sie weinte nicht mehr. Sie schien sich zu sammeln und erzählte weiter.

Alzati hatte sich bald nach der Verheirathung in seiner ganzen Verworfenheit gezeigt; aber er hatte sie festgehalten durch Einschüchterungen der elendesten Art. „Wie würde sich die schöne Gräfin Daxat freuen,“ hatte er ihr eines Tages gesagt, „wenn sie wüßte, daß ihre geliebte, kleine Lea, auf die sie so stolz war, für die kein Prinz gut genug schien, jetzt unter dem Namen der Signora Bianca, Ehegespons des weltberühmten Signor Felice Alzati ist! Denn ich bin berühmt, mein Kind, weltberühmt! Erkundige Dich in

den Clubs von London, Paris und St. Petersburg nach mir, und Du wirst hören, wie man mein Lob dort singt!" — Die Schande, an einen solchen Menschen gekettet zu sein, die Furcht, daß dies ihren Verwandten, ihrer Schwester bekannt werden könne, hatte Lätizia veranlaßt, ruhig, willenlos, hoffnungslos in ihrem elenden Loos zu verharren. — Wohin sollte sie fliehen? Die ganze Welt war ihr verschlossen. Sie konnte nur in dem Kerker leben, in dem Azati sie gefangen hielt, und sie hoffte, bald darin zu sterben. Das Unglück hatte sie zu früh, zu unbarbarherzig, zu schwer getroffen; ihre Kraft war gebrochen.

Von London war Bianca — diesen Namen hatte Lätizia vor ihrer Verheirathung auf Azati's Rath angenommen — mit ihrem Manne nach Paris übergesiedelt. — Sie hatte ihn ängstlich gefragt, wie sie es anfangen solle, um ihre Schwester dort zu vermeiden. Darauf hatte er geantwortet, dafür solle sie ihn nur sorgen lassen; wenn sie sich seinen Anordnungen unterwerfen wolle, so werde sie der Gräfin Dazat niemals begegnen.

„In Paris führte er mich in ein von ihm eingerichtetes Hôtel," fuhr Lätizia fort, „und dort stellte er mir im Laufe des Winters viele Männer vor, die er in das Haus zu locken verstanden hatte. Aber er war vorsichtig. Keiner von seinen Gästen hatte eine Ahnung davon, wer ich sei. Einige wollten mich ausforschen. Er hatte mich gewarnt, auf meiner Hut zu sein, hatte mich gelehrt, indiscrete Fragen ausweichend zu beantworten. Ich gehorchte ihm; denn ich glaubte noch immer, daß Dein Friede und meine Sicherheit erheischten, das Geheimniß meiner Vergangenheit und meines damaligen Lebens zu bewahren.

„Eines Abends, als Azati bereits im Nebenzimmer am Spieltisch saß, und ich mich allein im Salon aufhielt, wurde ein neuer Gast angemeldet. Es war dies nichts Ungewöhnliches, und ich blickte gleichgültig nach der Thür, um den Eintretenden, wie mir dies befohlen war, willkommen zu heißen. Dieser blieb wie versteinert stehen, sobald sich die Thür hinter ihm geschlossen, und er mich erkannt hatte. Ich vermochte nicht, mich zu erheben. — Vor mir stand der Mann, den ich geliebt, der mich elend gemacht hatte. — Er war eine Minute sprachlos. Dann flog ein höhnisches Lächeln über sein Gesicht, und er näherte sich mir unbefangen, leichten, sicheren Schrittes. Ich starrte ihn an. — „Nun," sagte er leise, „da muß ich gratuliren. Die gnädige Frau haben sich in der That noch schneller über mich Unwürdigen getröstet, als ich zu hoffen gewagt hatte. . . Also Bianca heißen wir jetzt? Signora Bianca Azati!" — Er hielt inne und sah mich finster an. Dann klopfte er sich mit der geballten Faust leise die Stirn, lachte und fügte mit bitterem Hohn hinzu: „Und ich Narr spähte überall nach meiner kleinen, unschuldigen Taube, der Signorina Lea! . . Ich hätte lange suchen können!"

„Ich fühlte, daß mir die Sinne vergingen; ich glaube, ich wurde sehr bleich. Da änderte sich der Ausdruck seines beweglichen Gesichtes schnell wieder, wurde zärtlich und liebevoll, und er flüsterte sanft: „Ich liebe Dich

noch immer; mehr als je! Sei unbesorgt, Alles wird sich aufklären, Alles zum Guten wenden. Aber sei vorsichtig, verrathe uns nicht. Ich werde Dich bald wiedersehen.'

„Alles wird sich zum Guten wenden? . . . Wie? . . . Ist nicht Alles unrettbar verloren? Bin ich nicht von Allen, die ich liebe, verstoßen, für immer verbannt?“

„Aber er konnte mir nicht mehr antworten. Er war verschwunden, und ich hörte wie in einem Traume, daß er im Nebenzimmer mit lautem Jubel begrüßt würde. — ‚Sie wieder hier! Nun wird es heiter werden! Nun findet Herr Felice vielleicht seinen Meister!‘ — Und dann vernahm ich seine Stimme: ‚Va banque!‘ — Und gleich darauf helles Gelächter: — ‚Bravo Treffan! Bravo! Ein gutes Debüt!‘ — ‚Ich bin im Glück,‘ sagte er gelassen. ‚Ich werde heute Abend noch viel mehr gewinnen, werde Ihnen Alles abnehmen, Herr Felice Alzati. Halten Sie sich tapfer!‘

„Ich wurde ohnmächtig . . .

„Mich friert,“ unterbrach Lätizia plötzlich ihre Erzählung. „Hänge mir Deinen Mantel um, Martha. — Es ist mir, als schrumpfe mein Herz zusammen, wenn ich daran denke, wie schändlich ich von demselben Manne wieder betrogen wurde . . .

„Treffan wurde bald der Liebling Alzati's. Er verstand es, ihn zu behandeln, wie kein Anderer. Er kam täglich in das Haus; ich sah ihn häufig, oftmals allein. Alzati hegte keinen Verdacht, schien sich an unserer Vertraulichkeit zu erfreuen, ermuthigte sie . . . Aber wozu soll ich Dir wiederholen, was ich seitdem als geplante, böse Lüge erkannt habe? — Treffan wußte mir Alles zu erklären — Alles: weshalb er sich unter jalschem Namen bei meiner Mutter eingeführt, weshalb er mich plötzlich verlassen. Ich glaubte ihm. — Er hatte mich gesucht, er war elend, in Verzweiflung, dem Selbstmord nahe gewesen, weil er mich nicht gefunden. — Ich glaubte ihm, und mein thörichtes Herz jubelte! — Aber wie sollte Alles gut werden? — Er sagte mir, er werde Rath schaffen; meine Verheirathung mit Alzati sei nicht regelmäßig; er ziehe Erkundigungen ein, werde eine Scheidung ermöglichen, ich solle nur Geduld haben; er sei vor nun an verantwortlich für mein Glück. — Und ich glaubte ihm!

„Plötzlich starb Alzati, vom Schläge gerührt. Nun stand meinem Glück nichts mehr im Wege. Olivier verlangte nur, daß ich ihm Zeit lasse, einige nothwendige Formalitäten zu erfüllen. Dann sollte ich seine Frau sein: stolz, geachtet, frei, glücklich! Er übernahm es, mich mit meiner Familie wieder zu versöhnen. Er hatte großen Einfluß, kannte Dich, machte sich anheischig, Alles in Ordnung zu bringen. Aber vorher hielt er es für angethan, daß ich Paris verlasse. Ich mußte dort als Frau Alzati vergesen werden, um als Gemahlin Olivier Treffan's wieder erscheinen zu können. — Ich folgte ihm.

„Wir zogen nach Italien und lebten dort in einer kleinen, von der

großen Straße abgelegenen Stadt. Ich liebte ihn von ganzer Seele; ich war sicher, bald seinen Namen zu tragen; ich vertraute ihm ganz, rückichtslos. — Monate gingen dahin. Die Einwilligung seines Vaters, auf die Treffan mich stets verträufet hatte, kam nicht an. Meine Fragen machten ihn ungeduldig. Ich wurde ängftlich, mißtraufich; aber ich konnte nicht von ihm laffen. Ich liebte ihn, und er war, fo glaubte ich, der Einzige, der mich Deiner wieder würdig machen konnte.“

Lätizia hatte das Haupt während dieses Theils ihrer Erzählung gefenkt; aber nun richtete fie es hoch, herausfordernd empor.

„Wir kehrten nach Paris zurück. — Ich war alt geworden, alt und klug.“

Sie strich fich das Haar aus der bleichen Stirn und blickte ihre Schwester mit großen Augen an.

„Lätizia!“ rief diese ängftlich.

„Sieh mich an!“ jammerte die Unglückliche. „Habe ich Böses gethan, oder hat man schlecht an mir gehandelt?“ — Sie sprach mit heiserer, von Thränen erstickter Stimme. — „Bin ich nicht schändlich betrogen worden? — War ich, ein Kind, den Ränken eines Treffan, eines Azati gewachsen? Habe ich, als Frau etwas Anderes erstrebt, als Deiner, die ich wie eine Schwester liebe, wie eine Heilige verehrte, wieder würdig zu werden? Oh! daß meine Mutter sterben mußte! Sie hätte mich nicht verstoßen. Oh, Martha, Martha, weshalb wandtest Du Dich von mir ab?“

„Ich habe es nicht gethan. Ich habe Dich stets treu geliebt.“

„Du hast mir nicht immer vertraut!“

„Ich vertraue Dir.“

Lätizia warf die Arme um den Hals ihrer Schwester und küßte sie leidenschaftlich: „Martha! Meine einzige Schwester!“

Der Kutscher der Gräfin Dagat, der noch immer unten vor der Thür wartete, erwachte aus einem unerquicklichen Schlafe und schüttelte sich fröstelnd: „Ob es nicht eine Schande ist,“ murmelte er; „Menschen und Thiere, bei diesem Wetter, die ganze Nacht hindurch im Freien wachen zu lassen!“

Er sprang vom Bock und lief in kurzen, hüpfenden Schritten auf dem Trottoir neben dem Wagen auf und ab. Er hörte an der benachbarten Kirche von St. Augustin fünf Uhr schlagen. Da endlich öffnete sich die Hausthür, und die Gräfin trat heraus. Er riß den Kutschenschlag für sie auf, und sie sagte mit sanfter Stimme, wie er sie nie von ihr gehört hätte:

„Es thut mir leid, daß Sie so lange gewartet haben. Ich werde es Ihnen gedenken. Melben Sie sich morgen um zwölf Uhr bei mir. — Nach Hause!“

XV.

Der nächste Tag war ein klarer, frischer Frühlingstag. Sir Richard Harvey hatte sich von dem schönen Wetter in's Freie locken lassen und war zu einer ungewöhnlich frühen Nachmittagsstunde nach den Champs Elysées

gegangen. Dort fiel sein Blick zufälligerweise auf einen alten, elend gekleideten Mann, der sich, wie Einer, der gänzlich ermattet ist, an einen Baum anlehnte. Ein Stadt-Sergent, ein junger, kräftiger Mann, ging langsam an ihm vorüber und sah ihn mißtrauisch an. Der Alte wich dem Blick ängstlich aus, und seine Augen begegneten denen des Baronet. Der Blick war scheu, rathlos, Erbarmen erslehend, der richtige Bettlerblick, der an Einem zu kleben scheint, und den man nicht von sich abschütteln kann, bis man ihn durch eine Gabe befriedigt hat.

Sir Richard griff in die Tasche. Die Augen des alten Mannes leuchteten und wurden noch beredter: „Ich muß mich vor Dem da in Acht nehmen; er würde mich verhaften, wenn er mich betteln sähe. Aber sehen Sie, wie elend ich bin! Haben Sie Mitleiden mit mir!“ Der unruhige Blick sagte dies Alles so deutlich, wie der Mund es hätte sprechen können. Der Baronet schritt anscheinend unbefangen weiter, bis der Polizist nicht mehr in unmittelbarer Nähe war; dann drehte Harvey sich schnell um, ging auf den alten Mann zu und drückte ihm ein großes Silberstück in die Hand.

„Gott segne Sie, mein guter, edler Herr!“ sagte der Bettler halblaut.

Sir Richard hatte während dieser kurzen Scene sein ganzes Augenmerk auf den Polizeibeamten und auf den alten Mann gerichtet; als er nun wieder um sich blickte sah er, zwei Schritte vor sich, die Gräfin Daxat stehen.

„Gott segne Sie, mein guter, edler Herr,“ wiederholte sie freundlich, gerührt.

Sir Richard erröthete. „Ich hatte keine Ahnung davon, daß Sie in meiner Nähe waren,“ sagte er verlegen.

„Das weiß ich,“ antwortete sie zusehnd. „Ich war soeben aus dem Wagen gestiegen und hatte mich hier gesetzt, um etwas freie Luft zu schöpfen, als ich Sie von Weitem daherkommen sah. Ich habe gute Augen, und weiß sehr wohl, daß Sie mich nicht bemerkt haben. Sie näherten sich langsam und nachdenklich — Gott weiß woran Sie immer denken! — bis Sie den alten Mann entdeckten und sich seinen Segen verdienten. Sie sehen, ich weiß Alles. — Und nun kommen Sie, und leisten Sie mir noch etwas Gesellschaft.“

Sir Richard folgte der Gräfin und blieb einige Minuten neben ihr sitzen; dann stieg diese wieder in ihren Wagen, und fuhr nach Hause, während Sir Richard seinen unterbrochenen Spaziergang allein fortsetzte.

Mehrere große Riethkaleschen, von mageren Pferden gezogen und von Kutschern in abgetragenen Livreen gelenkt, fuhren in langsamem Trabe die Champs Elysées hinauf, an ihm vorüber. Vor dem ersten dieser Wagen waren ein Paar weiße Pferde gespannt. Sir Richard sah in die Kutsche und erblickte in derselben ein hübsches, junges Mädchen im Hochzeitskleide, den Myrthenkranz im schwarzen Haar; und neben der Braut einen stattlichen jungen Mann, den Bräutigam. Der Baronet, der mit vielen Pariser Gebräuchen bekannt war, wußte, daß das am Morgen getraute Paar nun nach „der Cascade“ fahre, um dort den üblichen Brautspaziergang zu machen.

„Die haben Recht gethan,“ sagte er vor sich hin. „Sie haben sich jung verheirathet.“

Die letzten Jahre seines einsamen Lebens zogen plötzlich ungerufen vor seiner Seele vorüber. Er hatte seit langer Zeit nicht mehr an die Vergangenheit gedacht. Nun sah er sich wieder als jüngerer Mann, voller Wünsche, von denen keiner erfüllt hatte; voller Hoffnungen, die alle gescheitert waren. Das Herz wurde ihm schwer, als er langsam, gesenkten Hauptes, nachdenklich weiter schritt. — „Gott weiß woran Sie immer denken,“ sagte er vor sich hin, die Worte der Gräfin wiederholend.

In der Nähe des Arc de Triomphe wurde er von einem kleinen, ältlichen, mürrisch aussehenden Herrn begrüßt.

„Wie geht es Ihnen, Herr Volton?“ rebete der Baronet ihn an.

„Ich danke Ihnen, Sir Richard,“ entgegnete der Angeredete: „ich habe nun sichere Hoffnung, daß bald Alles gut gehen wird. Mein Prozeß liegt für die nächste Session wieder vor, und mein Advocat versichert, daß ich ihn gewinnen muß. Es ist Zeit. Ich quäle mich, wie sie wissen, seit zwanzig Jahren mit der Geschichte herum. So, wie ich, ist niemals ein Mensch chicanirt worden! — Ich muß natürlich wieder nach London, um meine Interessen selbst zu überwachen. Das Klima dort sagt mir gar nicht mehr zu; aber dagegen ist Nichts zu machen. Während des Sommers entschädige ich mich: dann mache ich eine schöne Reise nach Schweden und Norwegen, und den nächsten Winter verbringe ich in Florenz. Ich möchte, ich wäre erst so weit. Die Zeit wird mir lang. — Nun auf Wiedersehen, Sir Richard! Möge es Ihnen gut gehen!“

Der kleine, mürrische alte Mann ging weiter. Sir Richard sah ihn nach. Er kannte ihn seit einigen zwanzig Jahren; und viele, viele Male hatte er dieselben Klagen von ihm gehört. Der Mann hatte in seinem ganzen Leben Nichts gethan als gegen kleine Sorgen gekämpft und sich mit kleinen Hoffnungen genährt. — „Der Kreis, in dem ich mich bewege, ist vielleicht etwas größer als der, in dem der arme Volton sich müde geht,“ sagte sich Sir Richard; „aber ist mein eignes Leben, seit langen Jahren schon, nicht auch ein ganz unnützes und zweckloses?“ — Er sah sich um; Wagen und Fußgänger eilten an ihm vorüber. Er spähte in allen Gesichtern: Die meisten, selbst die jungen, sahen ernst oder sorgenvoll aus: „Wozu quält sich die ganze Gesellschaft? In fünfzig Jahren ist Allen Alles Eins.“ — Eine eigenthümliche Müdigkeit und Gleichgültigkeit überkam ihn. Er dachte wieder an den alten, ermatteten Mann. — Welch' elendes Leben mochte Der geführt haben, und Welch' elendes Lebensende stand ihm bevor? — „Gott segne Sie, mein guter, edler Herr,“ hatte er ihm gesagt. Die Gräfin Darat hatte diese Worte wiederholt. — Die Gräfin — Nun waren Sir Richard's Gedanken bei ihr: Wie schön sie war, wie klug; und wie edel und gut sie erschien! — „Die haben Recht gethan, die vohin mit den Schimmeln vorbeizufahren. Sie haben sich jung verheirathet.“

Sir Richard war am Arc de Triomphe angelangt, und wandte sich nun wieder seiner Wohnung zu. Er wollte noch einige Stunden arbeiten, und dann zu Frau von Vieuville gehen, deren Befinden ihn beunruhigte. Den Abend beabsichtigte er bei der Gräfin Daxat zuzubringen. Er vernachlässigte diese seit geraumer Zeit, oder richtiger gesagt, er machte sich zur Pflicht, sie nicht so häufig zu sehen, wie er es wünschte.

Die Gräfin hatte Sir Richard, als dieser sie zu Anfang des Winters zum ersten Male besucht hatte, wie einen alten Bekannten empfangen. Sie besaß die eigenthümliche, sichere, fürstliche Ruhe, die man bei jungen, schönen Frauen, denen Alle huldbigen, nicht selten findet, und die auch ältere, erfahrene Männer nöthigt, sie, in der gewöhnlichen Unterhaltung wenigstens, wie geistig Gleichgestellte zu behandeln. Sir Richard hatte sich sehr zu ihr hingezogen gefühlt und war ein häufiger Gast in ihrem Hause geworden. Als er sich jedoch eines Tages klar gemacht hatte, daß die Gräfin seine Gedanken in außerordentlicher Weise beschäftigte, da war er sich in der möglichen Rolle eines Verliebten kläglich und lächerlich vorgekommen und hatte den Entschluß gefaßt, die Frau, die seine Ruhe zu stören drohte, nicht häufiger zu sehen, als andere gleichgültige Bekannte. Aber es war ihm schwer geworden, diesen Vorsatz auszuführen, und er hatte sich im Laufe des Winters mehr als einmal und mit einer gewissen Beschämung gestehen müssen, daß der wahre Grund, weshalb er mit ungewohnter Regelmäßigkeit zu den Soirées der Baronin d'Etang gegangen, die Hoffnung gewesen war, mit der Gräfin Daxat zusammenzutreffen. Er empfand in ihrer Nähe ein eigenthümliches, unruhiges Wohlbehagen, das er nicht zu analysiren wagte, aber das seinem Herzen etwas Röstliches war.

Bald nachdem Alexis Mlien die Bekanntschaft der Gräfin Daxat gemacht, hatte Sir Richard bemerkt, wie sehr sie den jungen Russen auszeichnete. Da hatte er sich einen „alten Narren“ gescholten und wiederum in seiner Weisheit beschloffen, sich nicht mehr um die Gräfin zu bekümmern. — Er hatte sich einzureden versucht, daß sie ihm gleichgültig sei, und es war ihm, während der letzten Zeit endlich gelungen, sich von ihr fern zu halten. Aber er war seitdem verändert. Er hatte seine alte Arbeitslust verloren; er langweilte sich. Er empfand ein dumpfes, unbestimmbares Unbehagen, das sich des Morgens auf seine Brust lagerte, sobald er die Augen aufschlug, und ihn des Abends drückte, wenn er sich müden, schweren Herzens zur Ruhe begab. — Die Gräfin schien von seiner Verstimmung nichts zu bemerken und hatte ihn nicht ein einziges Mal gefragt, weshalb er seine Besuche bei ihr eingestellt habe. Im Allgemeinen hatte sie ihn durch Herzlichkeit nicht verwöhnt; und ihr Gruß in den Champs Elyées: „Gott segne Sie, mein guter, edler Herr,“ hatte ihn überrascht und ihm innig wohlgethan. Er war weit entfernt, irgend welche Hoffnung auf diese Veränderung in ihrem Benehmen zu gründen; aber nachdem er sich mit so großer Mühe von der Gräfin frei gemacht zu haben glaubte, begnügte er sich nun doch gern mit einem leichten Vorwande, um sich ihr wieder zu nähern. —

Als Sir Richard in seine Wohnung trat überreichte ihm der Diener zwei Briefe. Er erkannte auf dem einen die Handschrift der Gräfin Dagar; der andre war von Herrn Tressan. — Was konnte sie ihm schreiben, nachdem er sie erst vor kurzer Zeit verlassen hatte? Er riß das Couvert auf. Die Gräfin bat ihn, sie im Laufe des Abends, nicht zu spät — diese drei Worte unterstrichen — besuchen zu wollen; sie erwarte einen Dienst von ihm, wolle seinen Rath haben. — Nun war Sir Richard ganz mit sich zufrieden; nun konnte er nicht mehr anders als Das thun, was man von ihm verlangte und was er so bereitwillig that. Er schrieb zurück, er werde sich um halb neun Uhr einfinden; dann las er den Brief von Tressan ganz flüchtig durch, und da er zu unruhig war, um arbeiten zu können, machte er sich auf den Weg zur Baronin Bievville. Diese war nicht zu Hause. Der Diener sagte, sie sei vor einer Stunde ausgegangen und habe hinterlassen, daß sie bei ihrer Mutter sei und vor dem Essen nicht zurückkehren werde. — Sir Richard, der die Zeit bis zum Abend ausfüllen wollte, ging darauf zur Baronin d'Estang. Er wurde dort nicht angenommen. Die Frau Baronin, so hieß es, sei unwohl und empfangen nicht.

Der Baronet wanderte sodann noch einige Stunden zwecklos in Paris umher. Er verirrte sich in entlegene Stadttheile und kam bei dieser Gelegenheit bis in die Avenue de l'Empereur. Dort begegnete er Herrn Olivier Tressan, der mit verstörtem Gesichte, stumm grüßend, schnell an ihm vorüberschritt. Sir Richard wandte sich nach ihm um. „Der Mann ist in den letzten Monaten um mehrere Jahre älter geworden,“ sagte er sich. „Er sieht schlecht aus. Was mag er in diesem Stadttheile, wo keiner seiner Bekannten wohnen kann, zu suchen haben? Und weshalb hat er mich nicht angerebet, nachdem er mir heute früh geschrieben, er wünsche mich zu sprechen?“

Pünktlich um halb neun Uhr ließ sich Sir Richard bei der Gräfin Dagar anmelden; Sie war allein und kam ihm mit ausgestreckten Händen entgegen. „Es ist sehr freundlich von Ihnen, daß sie gekommen sind,“ sagte sie.

Sir Richard bemerkte, daß die so ruhige und kalte Frau ungewöhnlich aufgeregt war.

„Sie kamen heute wie vom Himmel gesandt,“ fuhr sie fort sobald er sich gesetzt hatte. „Ich war vollständig rathlos als ich Sie in den Champs Elysées antraf. Sie haben davon Nichts bemerkt. Sie denken immer an Gott weiß Was, und bemerken höchstens diejenigen, die Ihnen hilfbedürftig erscheinen. — Sobald ich zu Hause war, fiel mir plötzlich ein, daß Sie, von allen Menschen, die ich kenne, Derjenige sind, zu dem ich das größte Vertrauen habe, und den ich deshalb in einer schwierigen Sache um Rath fragen will.“

Und nach dieser überraschenden Einleitung, und ohne dem Baronet Gelegenheit zu geben, ein Wort einzuschalten, erzählte sie die Geschichte ihrer Schwester und die gestrige Zusammenkunft mit ihr. Sie faßte sich dabei ganz kurz und sie sprach schnell, das Gesicht dem Feuer zugewandt, ohne den Baron anzublicken.

„Die Sachlage ist demnach folgende,“ schloß sie, nachdem sie ungefähr zehn Minuten gesprochen hatte: „Meine Schwester ist schändlich hintergangen worden. Von den beiden Männern, die ihr Elend verschuldet haben, ist der eine todt, der andre ein Nichtswürdiger. Ich bin fest entschlossen, meine Schwester nicht zu verlassen; aber ich will nicht unbesonnen handeln, und Das, was ich thue, so thun, daß meiner Schwester sowohl wie mir daraus möglichst wenig Unannehmlichkeiten erwachsen. Ganz wird dies nicht zu vermeiden sein. Darauf bin ich gefaßt. Das Lächeln und Zischeln meiner zahlreichen Bekannten soll mich nicht abhalten, meine Pflicht zu thun! Aber von meinen wenigen Freunden möchte ich gewürdigt sein. — Und nun frage ich Sie: wie habe ich zu handeln, um mich möglichst ungestraft mit meiner Schwester wieder zu vereinigen?“

Harvey war nicht sofort mit einer Antwort bereit und streichelte sich nachdenklich das Kinn. Sie blickte zu ihm auf und beobachtete eine Secunde sein stilles, ernstes Gesicht.

„Billigen Sie, was ich zu thun beabsichtige?“ fragte sie argwöhnisch.

„Unbedingt!“ antwortete er schnell und entschieden.

„Nicht war, ich habe Recht?“ rief sie.

Es schien ihm, als beherrsche sie eine große Aufregung nur mit Mühe, und könne jeden Augenblick in Thränen ausbrechen.

„Soll ich aus Eitelkeit, aus Selbstsucht, aus Feigheit meine unglückliche Schwester nun auch verlassen?“ fuhr sie leidenschaftlich fort. „Können Sie mir dies anrathen?“

Es lag beinahe ein Vorwurf in ihrer Stimme. — Harvey schüttelte verneinend das Haupt.

„Aber was soll ich thun? Geben Sie mir einen Rath! Soll ich meine Schwester zu mir nehmen, und in Paris bleiben? Soll ich mit ihr verreisen, oder Frankreich ganz verlassen, nach Italien oder England übersiedeln? — So sprechen Sie doch!“

„Sie lassen mir ja nicht Zeit dazu, liebe Gräfin,“ sagte er freundlich.

Sie blickte ihn mit Thränen in den Augen an. Sie war seit der Unterredung mit ihrer Schwester noch nicht zur Ruhe gekommen. Tausend Gedanken hatten ihr Gehirn belagert und verwirrt. Nicht einen Augenblick hatte sie in dem Entschluß, sich wieder mit Lätizia zu vereinigen, gewankt; aber die wahrscheinlichen und möglichen Consequenzen eines solchen Schrittes hatten sie erschreckt. — Sie legte großen Werth auf den hervorragenden Platz, den sie in der Pariser Gesellschaft einnahm; es wurde ihr schwer, sehr schwer, demselben zu entsagen. Sie hatte sich bereits geächtet, verbannt, vereinsamt gesehen. Sir Richard's Haltung ihr gegenüber, seine Ruhe noch mehr als seine Zustimmung, war ein großer Trost für sie. — Die Sache war vielleicht gar nicht so schlimm, wie sie gefürchtet hatte. — Weshalb sollten nicht die Besten unter ihren Bekannten und Freunden ebenso wohlwollend urtheilen wie der Baronet? — Sie fühlte sich plötzlich erleichtert und athmete tief auf. Sie hatte

mit Anstrengung aller Kräfte die Last getragen, die sie sich seit gestern auferlegt; nun, da ihr diese unerwartet abgenommen wurde, überkam sie eine Schwäche. Sie hauchte ganz leise: „Ach Gott,“ und blieb eine Weile mit geschlossenen Augen wie ohnmächtig sitzen.

Harvey hatte dies nicht bemerkt. Er war ein gewissenhafter Mann, der, wenn er einen Rath gab, wirklich bedacht war, guten Rath zu geben. Er saß nachsinnend da und blickte vor sich nieder. Als er die Augen wieder aufschlug, begegnete sein Blick dem der Gräfin, der mit einem Ausdruck dankbarer Rührung auf ihm ruhte.

„Nun,“ sagte sie unter Thränen lächelnd, „nun bin ich ruhig und lasse Sie sprechen. — Was haben Sie mir zu sagen?“

Dem Baronet war in der Erzählung der Gräfin besonders ein Punkt aufgefallen: Ihre Schwester war dieselbe Frau, um deren Hand Alexis Mlien sich bewarb, und über die René Lemercier einen so überraschend günstigen Bericht erstattet hatte. — Harvey hatte seinem alten Freunde Woikoff versprochen, Mlien vor der Verheirathung mit einer Frau zweifelhaften Rufes zu warnen; aber er hatte dies Versprechen unter der Voraussetzung gegeben, daß Frau Mzati eine unwürdige Person sei. Wenn diese Annahme sich als eine irrige erwies — und daß dem so sei, dafür sprachen Mlien, Lemercier und die Gräfin — so war dem Grafen Woikoff vielleicht der Vorschlag zu machen, seine Einwilligung zu der Verheirathung seines Neffen mit der Schwester der Gräfin Daxat zu geben. Sir Richard mußte, daß Woikoff, wie viele vornehme Russen, außerordentlich wenig Vorurtheile habe, und daß man bei ihm sicherlich nicht auf principiellen Widerstand stoßen werde. Wenn es möglich war, Woikoff zu überzeugen, daß Frau Mzati nicht weniger Garantien als eine Andre biete, den Namen einer Gräfin Mlien in Zukunft mit Ehren zu tragen, so war Woikoff der Mann, ihre Vergangenheit zu ignoriren. — Aber die Gräfin Daxat selbst hatte Mlien ausgezeichnet. Kannte sie das Verhältniß des jungen Russen zu ihrer Schwester?

„Meine liebe Gräfin,“ sagte Harvey, „anstatt Ihnen eine Antwort zu geben, möchte ich zunächst einige Fragen an Sie richten. Sie haben über die Angelegenheit, die mir noch ganz fremd ist, bereits nachdenken können. Sagen Sie mir, welche Ansichten Sie haben, dann kann ich mit meinem Rathe vielleicht besser helfen.“

Aber die Gräfin antwortete, sie sei verwirrt, habe noch keinen Entschluß gefaßt; und erst nach langem zwecklosem Hin- und Herreden konnte Sir Richard endlich andeuten, daß es die Schwierigkeit der Lage sehr verringern werde, wenn Frau Mzati sich wieder verheirathen sollte.

„Ich habe zufällig in Erfahrung gebracht,“ sagte Harvey, „daß ein ehrenwerther Mann sich um die Hand Ihrer Frau Schwester bewirbt.“

„Sie sprechen vom Grafen Mlien,“ entgegnete die Gräfin ruhig. „Ich höre, daß sein Onkel sich der Heirath widersetzt, und daß meine Schwester selbst wenig geneigt scheint, darein zu willigen.“

„Wenn Sie glauben, daß die jungen Leute sich lieben,“ meinte Harvey, „so kann diese Schwierigkeit vielleicht überwunden werden. Ich könnte an den Grafen Woikoff schreiben. — Wollen Sie gleichzeitig mit Ihrer Schwester sprechen?“

„Es ist besser, zunächst den Entschluß ihres Freundes abzuwarten,“ antwortete Martha. „Meine Schwester darf nicht der Gefahr ausgesetzt werden, zu hören, daß irgend Jemand sie für unwürdig hält, einem Ehrenmanne ihre Hand zu reichen.“

„Sie sind eine treue Schwester,“ sagte Harvey.

Sie sah ihn dafür dankbar an und gab ihm die Hand.

Im ferneren Verlauf des langen Gesprächs verständigten sich Harvey und die Gräfin darauf über folgende Punkte: Die Gräfin sollte am nächsten Tage nach der Bretagne zu der verwittweten alten Marquise de Drieux reisen. Diese lebte einsam auf ihrem Schlosse, und hatte, bei vielen Absonderlichkeiten, stets eine große Vorliebe für ihre schöne junge Schwägerin gezeigt. Die Gräfin wollte sich ihr unverhohlen anvertrauen und sie um die Erlaubniß bitten, ihr mit Lätizia einen langen Besuch abzustatten zu dürfen. Wurde dies gewährt, so wollten die beiden Schwestern, fern von Paris, Antwort auf den Brief an den Grafen Woikoff abwarten, den Harvey sofort zu schreiben versprach. Jedenfalls mußte der Versuch gemacht werden, sich des Beistandes der Marquise zu versichern. Die Gräfin hoffte zuversichtlich, daß ihr dies gelingen werde.

„Meine Schwägerin ist eine herzensgute Frau,“ sagte sie. „Das Gerede der Welt kümmert sie wenig. Sobald sie erfahren hat, wie schwer und unverschuldet meine Schwester gelitten, wird sie sich ihrer annehmen.“

Harvey übernahm eine andre, nicht gerade angenehme oder leichte Mission; nämlich die, mit Tressan zu sprechen und diesen zu veranlassen, Frau Azati in Zukunft gänzlich zu meiden und Alles zu thun, was ein anständiger Mensch thun kann, um einen von ihm begangenen Fehler wieder gut zu machen, oder wenigstens dessen üble Folgen zu lindern.

„Offen gestanden,“ sagte Harvey dazu, „lege ich keinen hohen Werth auf ein Versprechen des Herrn Tressan. Am besten wäre es, Ihre Schwester lebte gar nicht in derselben Stadt wie dieser Mensch. — Vielleicht zieht sie nach Rußland — oder Herr Tressan verläßt Paris. Das Alles wird sich im Laufe der Zeit von selbst ordnen. Ich werde Herrn Tressan morgen früh sehen. Er hat mir seinen Besuch angezeigt.“

Er war in einen ruhigen, geschäftsmäßigen Ton verfallen, der der Gräfin Daxat, sie wußte nicht warum, großes Vertrauen einflößte.

„Sie werden Alles gut ordnen,“ sagte sie. „Ich bin glücklich, einen Freund zu haben, wie Sie.“ — Sie schwieg eine Weile und setzte dann verlegen hinzu: „Ich fürchte, mein Benehmen Ihnen gegenüber hat nicht immer deutlich genug gezeigt, daß ich Sie nach Verdienst zu würdigen weiß. Sie haben heute bereits viel Gutes gethan. Machen Sie einen guten Schluß: Verzeihen Sie mir.“

„Meine liebe, hochverehrte Gräfin!“ rief er und reichte ihr die Hand.

„Gott segne Sie, mein guter Herr!“ sagte sie leise und freundlich, die am Morgen gehörten Worte noch einmal wiederholend.

XVI.

Herr Olivier Tressan hatte seit einiger Zeit bereits und ohne daß er es ahnte, aufgehört, sich des vollen Vertrauens seines getreuen Dieners Franz Lecoubreur zu erfreuen. Unangenehme Gerüchte waren diesem zu Ohren gedrungen und hatten ihn sehr nachdenklich gemacht. Seine Kameraden, die Kammerdiener der Riancourt, Desgremont, Ashton und anderer ausgezeichneten Mitglieder der Gesellschaft, in der Tressan jahrelang im hellsten Lichte gegläntzt hatte, äußerten sich jetzt bedenklich und nickten bedeutsam, wenn der jüngst noch so hochverehrte Name „Tressan“ in ihrer Gegenwart ausgesprochen wurde.

„Wenn ich Ihnen meinen Rath geben darf, mein Lieber,“ hatte Riancourt's Diener, Felix Barat, neulich vertraulich geäußert, „so halten Sie Ihren Herrn etwas kurz. — Er rechnet hoffentlich monatlich mit Ihnen ab?“

„Ganz regelmäßig.“

„Dann geht Sie die ganze Geschichte nicht viel an; aber ich habe doch nicht verfehlen wollen, Ihnen einen freundschaftlichen Wink zu geben.“

Lecoubreur hatte darauf Erkundigungen eingezogen und in Erfahrung gebracht, daß man sich im Café Anglais, bei Dignon und im „Cercle“ ganz unverhohlen erzähle, Olivier Tressan sei ruiniert. Er hatte während des Winters, so sagte man, bedeutende Summen verloren, und man wußte, daß seine Schulden nicht pünktlich und nicht vollständig gedeckt worden waren. Seit einigen Tagen schien er im Glück. Aber was hatte das zu bedeuten? Ein Mann, der nun, wie Tressan, auf seinen Gewinn beim Spiel angewiesen schien, um seinen Verpflichtungen nachzukommen, konnte nicht mehr für einen „homme sérieux“ gelten.

Franz äußerte sich diesen und ähnlichen Mittheilungen gegenüber nur höchst vorsichtig. Er wollte sich nicht unnütz compromittiren. Alles in Allem war sein Platz noch immer ein vorzüglicher, und seine Absicht war, so lange wie möglich in demselben zu verharren. Schlimmsten Falls riskirte er einen kleinen Theil seines Lohnes und die unbedeutende Summe, die er im Laufe eines Monats für Bagatellen auszulegen pflegte, zu verlieren. Dies Risiko wollte er tragen. „Für ein paar hundert Franken ist Herr Tressan mir noch gut,“ sagte er sich. Er beschloß jedoch, ihn in Zukunft etwas schärfer zu beobachten, als er bisher für nöthig gehalten hatte.

Tressan kam jede Nacht sehr spät nach Hause. Daran war Lecoubreur seit Jahren gewöhnt. Aber während sich sein Herr früher immer gleich zu Bett gelegt hatte, blieb er seit einiger Zeit häufig noch eine Stunde oder länger wach. Was trieb er? — Daß er las oder schrieb war höchst

unwahrscheinlich. Franz wollte sich Gewißheit verschaffen, und eines Abends, nachdem sein Herr ihn wieder mit den Worten entlassen hatte: „Sie können schlafen gehen; ich bedarf Ihrer nicht mehr“, kehrte Lecoubreur nach einer Weile zurück, um seinen Herrn zu überraschen. Er hatte sich einen plausiblen Vorwand ausgedacht, der sein Zurückkommen erklären sollte, und legte die Hand zuversichtlich auf die Klinke der Thür zum Salon. Er fand sie von innen verschlossen, und er hörte seinen Herrn betroffen und ärgerlich zugleich ausrufen:

„Wer ist da? Was giebt es?“

Lecoubreur antwortete, er habe vergessen, den Kaminvorsatz vor das Feuer zu rücken; er fürchte, der Teppich könne anbrennen.

„Ich werde danach sehen; gehen Sie zu Bett!“ rief Treffan, ohne die Thür zu öffnen, ungeduldig zurück.

Franz blickte durch das Schlüßelloch. Er sah gerade vor sich einen mit Spielfarten bedeckten Tisch. Treffan war aufgestanden und lehnte sich mit der einen Hand darauf. Sein Gesicht war der Thür zugewandt, hinter der der Diener ihn beobachtete; aber es war im Schatten, und Lecoubreur konnte den Ausdruck desselben nicht erkennen.

„Legt er sich eine Patience, um zu sehen, ob er Glück haben wird?“ fragte sich Franz.

Er durchstöberte am nächsten Tage alle Kästen und Schubladen im Zimmer seines Herrn, aber es war ihm nicht möglich, die Karten wiederzufinden. — Treffan hatte nicht die Gewohnheit, seine Sachen zu verschließen. Er ließ Briefe aller Art, Mahnbriefe und Liebesbriefe sogar, Rechnungen, baares Geld umherliegen. Was konnte ihn veranlassen, gerade die Karten zu verbergen? — An seinem Bureau war eine einzige kleine Schublade, die nicht offen stand und zu der er den Schlüssel an seiner Uhr trug. Lecoubreur vermuthete, dieselbe enthalte Briefe von verheiratheten Frauen. Das war ihm vollständig gleichgültig; er war nicht neugierig. Sein Herr mochte sich amüsiren, wie es ihm gefiel. Aber weshalb verbarg er Spielfarten? — Herr Franz Lecoubreur wurde nachdenklich; er konsultirte jedoch Niemand und behielt seine Entdeckung für sich. Er wollte sich bis zum letzten Franken, den ihm sein Herr geben konnte, als ein zuverlässiger Mensch bewähren.

Der Dienst bei Treffan war nie leichter und angenehmer gewesen, als gerade jetzt. Im Hause war nur wenig zu thun; außerhalb desselben beinahe gar nichts. Das kleine Hôtel in der Avenue de l'Empereur sogar, das zu Anfang des Winters viel kostbare Stunden des Herrn Lecoubreur in Anspruch genommen hatte, war seit Monaten vernachlässigt. Franz konnte sich jetzt damit begnügen, jede Woche einmal einen Spaziergang dorthin zu machen, um die Zimmer zu lüften und den Staub von den Möbeln zu wischen. Er that dies mit großer Regelmäßigkeit, nachdem es ihm einmal von seinem Herrn befohlen worden war. — Da Herr Treffan selten vor elf Uhr aufstand, wogegen Franz immer schon um sieben Uhr auf den Beinen war, so hatte dieser sich zur Regel gemacht, jeden Freitag früh nach der Avenue de

l'Empereur zu gehen. Er war ein stinker Bursche und wußte es so einzurichten, daß er dann um zehn Uhr bereits, eine gute Stunde ehe sein Herr zu klingeln pflegte, wieder in der Rue de Courcelles war.

Eines Morgens, zwei Tage nachdem Frau von Bievville erfahren, daß Olivier Treffan um die Hand ihrer Schwester Anna angehalten hatte, und an demselben Tage, an dem Harbey mit der Gräfin Dagat in den Champs Elysées zusammentraf, wurde Franz, bald nachdem er die Briefe und Zeitungen in das Schlafzimmer seines Herrn getragen hatte, von diesem zurückgerufen.

„Ist in der Avenue de l'Empereur Alles in Ordnung?“ fragte Herr Treffan.

„Ich komme soeben von dort zurück. Alles ist in Ordnung.“

„Sehr wohl. Erwarten Sie mich dort um drei Uhr. . . Das Coupé wird ebenfalls kommen.“

„Zu Befehl.“

Franz entfernte sich wieder, und Treffan sprang aus dem Bette und kleidete sich hastig an. Er war sehr übler Laune.

„Daß es ihr gerade heute einfallen muß, mich sehen zu wollen,“ murmelte er vor sich hin. „Als ob ich nicht mehr zu thun hätte, als mich um solche Kinderereien zu bekümmern! Es wird eine Scene geben. Das fehlt gerade noch. — Ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht.“

Es ging ihm in der That viel im Kopfe herum. Franz Decouvreur's Kameraden hatten seine Lage richtig beurtheilt. Herr Olivier Treffan war ruiniert. Das datirte weder von gestern noch von vorgestern. Es war eine Sache, die sich seit langen Monaten vorbereitete. Herr Treffan hatte die Katastrophe kommen sehen. Er hatte manchmal die Augen geschlossen, sich zu betäuben, zu vergessen versucht; aber in Zwischenräumen, die kürzer und kürzer wurden, mußte er nun um sich blicken, und dann sah er schauernd, dicht vor seinen Füßen, die schwarze, gähnende Kluft, die ihn zu verschlingen drohte. — Alles verrieth ihn: das Glück, seine Gläubiger, seine Genossen und Freunde. Er laß Mißtrauen, Uebelwollen in allen Blicken. — Wollte Niemand ihm eine helfende Hand reichen, Niemand ihn vom Rande des Abgrunds zurückreißen? — Er war nun dahin gekommen, wie er an jenem Abend in den Champs Elysées, nachdem Bianca ihm Geld geliehen, dunkel geahnt hatte. — Die Geduld seiner Gläubiger war erschöpft; ihre Forderungen wurden immer ungestümer. Das Geld, welches Bianca ihm gegeben, war verschwunden. Eine andere, ebenfalls bedeutende Summe, die ihm ein Bucherer geborgt, dem er das Halsband der Baronin d'Estang als Unterpfand anvertraut hatte, war in einer Nacht verspielt worden. Sein Vater, der bescheiden und geachtet in einer kleinen Provinzialstadt lebte, wollte nichts mehr von seinem ungerathenen Sohne wissen und ließ alle Briefe, in denen dieser um Unterstützung bat, unbeantwortet. Freunde hatte Herr Treffan nie gehabt. Diejenigen, die sich so nannten, „bedauerten unendlich, augenblicklich selbst in großer Geldverlegenheit zu sein“, oder waren im günstigsten Falle

bereit, bescheidene Summen, die Treffan so gut wie nichts nützen konnten, zu seiner Verfügung zu stellen. Bianca war, um Treffan's eigenen Ausdruck zu gebrauchen, „abgenutzt“. Marie kam nicht in Betracht. Sie hatte sehr viel Liebe zu seiner Verfügung; dafür hatte Herr Treffan keine Verwendung. Er mußte Geld haben. — Wie schade, daß Marie nicht ihre eigene Herrin war; wie ungerecht das Gesetz, welches dem Baron, ihrem Gemahl, gestattete, die Verwaltung und Verwendung ihres Vermögens zu überwachen!

Seit mehreren Tagen gewann Treffan beim *Carté*; aber die Summen waren nicht groß. Er fand nicht so kühne Gegner, wie er wünschte. Und dann hatte er am gestrigen Abend wieder bedeutend verloren, als er nach dem *Carté* an den großen Tisch gegangen war, an dem Desgremont und Ashton eine starke Bank *Macao* legten. Treffan hatte *Cheques* über *Cheques* ausgeschrieben, welche jetzt im Besitz der beiden vornehmen Spieler waren. Zum ersten Male in seinem Leben hatte der kaltblütige Treffan nach der Partie nicht einmal abgerechnet und wußte nicht, wieviel er schuldete. Er erinnerte sich, einen großen *Cheque* für zehntausend Franken und viele kleine ausgestellt zu haben. Desgremont hatte sie nach der Partie nachlässig vor sich hingeschoben, als erwarde er, daß Treffan sie zusammenzähle. Als dieser unbeweglich sitzen geblieben war, hatte der glückliche Spieler die Papierchen zusammengekniffen, gähnend in seine Brieftasche gesteckt, war aufgestanden und hatte den Saal verlassen, um nach Hause zu gehen.

„Er hat wenigstens zwanzig- bis fünfundsanzigtausend Franken,“ sagte sich Treffan; „und Ashton vielleicht zehn- bis fünfzehntausend. Verwünscht sei ihr Glück! Ich muß zu Beiden gehen und sie um Aufschub bitten. Und wenn sie ihn gewähren, woran ich nicht zweifle, was dann morgen? . . Und wenn sie sofortige Zahlung verlangen, wozu sie berechtigt sind? . .“ Es schüttelte ihn wie im Fieber. „Und Marie ist im Stande, sich zu wundern, wenn ich bei ihren kindischen Klagen die Geduld verliere!“

Er trank eine Tasse *Ther*, ohne im Stande zu sein auch nur einen Bissen dazu zu genießen, ließ den Kutscher rufen und bedeutete diesem, mit dem *Coupé* um halb drei Uhr an einem ihm bekannten Orte, in der Nähe der *Champs Elysées*, auf eine Dame zu warten. Sodann machte er sich auf den Weg zu Desgremont und Ashton. Während des Gehens wurde ihm der Gedanke, sich an diese mit einem Gesuche zu wenden, immer unangenehmer. Er wollte zunächst noch Versuche machen, Geld für sie aufzutreiben. Er ging zu dem Bucherer, der ihm auf das Halsband der Baronin d'Eltang zwanzigtausend Franken geliehen hatte. Der Schmuck war über das Doppelte werth, aber der vorsichtige Geldleiher wollte nicht einen Franken mehr darauf borgen.

„Es wäre mir sogar recht lieb, Herr Treffan“, sagte er, „wenn Sie mir das Ding wieder abnähmen. Es ist das erste Mal in meinem Leben, daß ich einem Cavalier auf ein solches Pfand leihe. Die Sache genirt mich. Sie mag ganz correct sein; aber sie paßt mir nicht in mein reinliches Geschäft. — Ich will Ihnen etwas sagen: bringen Sie mir fünfzehntausend

Franken, und ich gebe Ihnen das Collier zurück, und nehme für die restirenden fünftausend Franken Ihren Wechsel. Sie sehen, ich habe Lust, mir die Geschichte vom Halse zu schaffen.“

Tressan begriff, daß bei dem Manne nichts auszurichten sei, und verließ ihn wieder. Sein Weg führte ihn nach dem Boulevard Hausmann. Unwillkürlich näherte er sich dem Hause, in dem Frau Azati wohnte. Er wußte nun, daß sie ihn durchschaute, und hatte sich nicht wieder zu ihr gewagt, nachdem er sich Geld von ihr geborgt hatte; aber sie war am Ende die Einzige, die ihm noch helfen würde. Er gab sich nicht die Mühe, vorher eine Geschichte für sie auszudenken; er verließ sich auf sein erfinderisches Gehirn, um im Laufe des Gesprächs mit ihr das zu finden, was er ihr sagen wollte.

Er klingelte; aber nicht so zuversichtlich wie früher. Es fiel ihm dies ein, während der halben Minute, die er vor der Thür zu warten hatte, ehe der Diener öffnete. Das Gefühl, das ihn dabei überschlich, war ein bitteres. Ja, es war in den letzten Monaten recht schlimm gekommen; er hatte während derselben viel einbüßen müssen. — Und warum? Was hatte er verbrochen? War er schlechter, als seine Freunde und Genossen? — Sie spielten, heuchelten, logen, lebten wie er. — Sie waren reicher oder hatten mehr Glück als er. Das war der einzige Unterschied zwischen ihnen und ihm. — Er kam sich plötzlich wie ein vom Schicksal grausam und ungerecht Verfolgter vor, und war auf gutem Wege sentimental zu werden.

Die Thür zur Wohnung der Frau Azati wurde geöffnet, und der wohlbekannte alte Diener stand vor ihm. Aber er machte nicht ehrerbietig Platz wie früher, sondern sagte, in der Thür stehen bleibend und Tressan gewissermaßen den Eingang versperrend: „Die gnädige Frau ist nicht zu Hause.“

Tressan erinnerte sich des Tages, an dem er gehört hatte, wie Ailien mit demselben Bescheide abgefertigt wurde. Er fühlte sich gedemüthigt und entfernte sich, ohne ein Wort zu sagen.

Er hatte an Bianca als an seine letzte Hoffnung gedacht. Aber es war nicht die allerletzte; es blieb ihm noch manches Andere. Er nahm eine Droschke und fuhr nach der Rue de l'Université, zu Harvey. Er hatte sich von diesem nur einmal Geld geborgt und seine Schuld zurückbezahlt. Der englische Baron war reich, gutmüthig, gefällig. Tressan wollte versuchen, eine große Anleihe bei ihm zu machen; und gelang ihm dies, so wollte er während einiger Monate dem Spiele ganz entsagen — wenigstens dem gefährlichen Macao. — Cartés war eine andre Sache; da fühlte er sich mehr Meister seines Glücks. — Und vor nächsten Winter wollte er verheiratet sein: mit einer reichen Frau. Er athmete wieder freier auf; es war ihm, als habe er das Geld, das er sich von Harvey zu borgen beabsichtigte, bereits in der Tasche.

Sir Richard war nicht zu Hause.

Tressan wollte sich gewissermaßen binden, den Entschluß, den er nun gefaßt hatte, auszuführen. Er ließ sich von Harvey's Diener Papier und ein Couvert geben und schrieb auf, er werde sich am nächsten Morgen wieder

vorstellen, er habe Sir Richard um eine Gefälligkeit zu bitten. — Dies Alles verschaffte ihm noch nicht das Geld, das er für seine Gläubiger von gestern Abend gebrauchte — aber bei diesen wollte er sich durch einen beliebigen Vorwand entschuldigen. Sie mochten ahnen, daß es ein Vorwand wäre — darüber mußte er sich, wie über so manches Andere, hinwegsetzen. Er wußte, mit wem er diesmal zu thun hatte: mit vornehmen Leuten, die ruhig für sich behalten würden, was sie über ihn denken mochten.

Es war über diese verschiedenen Gänge halb drei Uhr geworden. Treffan ließ sich nach dem Trocadero fahren, stieg dort aus und begab sich zu Fuß nach der nah' gelegenen Villa in der Avenue de l'Empereur. Franz war auf seinem Posten, die Baronin noch nicht angekommen.

Treffan ging in den kleinen warmen Salon und wartete wenige Minuten. Dann hörte er einen Wagen vor der Thür halten, und gleich darauf vernahm er, daß Marie die Treppe heraufstieg. Sie ging langsam. Ihr Schritt war nicht mehr so leicht und elastisch wie er ihn früher gekannt. — Treffan öffnete die Thür und ging ihr entgegen. Sie schritt, dicht verschleiert, stumm an ihm vorüber und trat in das Zimmer. Dort ließ sie sich auf einen Sessel fallen, und blieb eine Minute, die Treffan sehr lang erschien, unbeweglich sitzen.

„Wollen Sie nicht den Hut abnehmen?“ fragte Treffan verlegen.

Sie würdigte ihn keiner Antwort, aber hob langsam den dunkeln Schleier in die Höhe und zeigte ihr bleiches, abgehärmtes Antlitz.

Treffan wich erschrocken einen Schritt zurück. Sie sah ihn fest an.

„Sie scheinen etwas ermüdet,“ murmelte er.

„Was haben Sie aus mir gemacht?“ fragte sie mit einer Stimme, die ihm ganz fremd erschien, so hohl und heiser klang sie.

Er hatte eine Scene vorausgesehen. Es war ihm unangenehm; aber er fürchtete sich davor nicht. Er gehörte nicht zu jenen Männern, denen Frauen Furcht einflößen können. — Das Verhältniß mit Marie war seit geraumer Zeit ein unerquickliches; er hatte schon mehrere Male die Absicht gehabt, es zu lösen. Er war durchaus nicht abgeneigt, die erste passende Gelegenheit zu ergreifen, um einen vollständigen Bruch herbeizuführen. Er würde auf ihre Frage eine harte Antwort gegeben haben, und war um eine solche nicht verlegen, denn er konnte rücksichtslos bis zur Grausamkeit sein; aber sogar in seinem Herzen regte sich Etwas wie Mitleid beim Anblick des armen, schwachen Wesens, das ohnmächtig und krank vor ihm saß. „Ich muß der Sache schnell ein Ende machen,“ sagte er sich. „Es ist für die Frau selbst am besten. Die Aufregung schadet ihr.“ — Und mit dem Tone eines barmherzigen Samariters wandte er sich an sie:

„Meine liebe Marie, ich habe Ihre Ruhe nicht stören wollen, und dies ist der Grund, weshalb ich Sie seit geraumer Zeit nicht gebeten habe, mir Gelegenheit zu geben, Sie allein zu sprechen. Ich sah, daß Sie beunruhigt, daß Sie leidend waren, und hielt es deshalb für meine Pflicht, den großen Wunsch, Sie zu sehen, gewaltfam bei mir zu unterdrücken. Es ist mir nicht

leicht geworden, dies durchzuführen . . . aber davon will ich nicht weiter sprechen. Ich bin stark genug, meine Schmerzen allein zu tragen, und Sie sollen darunter nicht mit leiden.“

Sie sah ihn verwundert, sprachlos an.

„Ich weiß ganz genau, was Sie heute hierherführt,“ fuhr er mit vollkommener Ruhe fort. „Sie haben durch Ihre Mutter erfahren, daß ich um die Hand Ihrer Schwester angehalten habe.“

Sie zuckte zusammen, und bog sich in den Sessel zurück, wie um die Entfernung zwischen ihm und ihr größer zu machen. Er bemerkte dies, aber ließ sich nicht stören. Seine wohlgelesene Rede floß ruhig und klar weiter, als habe sie kein Hinderniß angetroffen.

„Ich bin Ihnen und mir schuldig, jede Aufklärung über diesen Punkt zu verweigern. Sie werden die Motive, denen ich gehorchte, als ich diesen für mich höchst peinlichen Schritt that, nicht verstehen oder nicht billigen. Wir sind zwei verschiedene Naturen, meine liebe Marie. — Ich glaube, ich kenne Sie; — ich bin ganz sicher, daß Sie mich nicht kennen, die Tiefe meiner Leidenschaft nicht ermessen, und deshalb die Opfer, die ich ihr zu bringen bereit bin, nicht begreifen.“

Er machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand, gleichsam als verscheuche er ein Bild, das sich seinem Geiste darstellte und sagte dazu mit schmerzlicher, vollkommener Resignation: „Auch davon will ich nicht sprechen.“

Marie hatte sich nach vorn gebeugt. Sie stützte sich mit den kleinen abgemagerten Händen auf die Lehnen des Sessels, und blickte ihn starr an. Er wollte salbungsvoll fortfahren; sie unterbrach ihn.

„Wollen Sie mir zu verstehen geben,“ sagte sie ganz langsam, gleichsam als wäge sie jedes einzelne Wort, bevor sie es aussprach, „daß Sie aus Liebe zu mir, der Gemahl meiner Schwester zu werden beabsichtigten?“

Er hatte wie gewöhnlich, auf's Gerathewohl gesprochen, sich wie immer auf seine Geschicklichkeit verlassen, um im Laufe des Gespräches einen Punkt auszufinden, an dem er nach dem vorgesteckten Ziele einbiegen könnte. Nun war ihm, als sei der Weg vor ihm auf einmal versperrt; er wußte nicht mehr wo hinaus, wie sich drehen und wenden; und obgleich er fühlte, daß er einen Fehler beging, so nickte er stumm und bedeutungsvoll zu der Frage, die Marie ihm gestellt hatte.

„Also so tief bin ich gesunken,“ sagte sie leise, wie zu sich selbst sprechend. — Aber plötzlich, in wenigen Secunden ging eine besorgniserregende Verwandlung in ihr vor. Das Blut schoß ihr heiß in das bleiche Gesicht und machte es erglühen; ihre Augen sprühten Zorn.

„Sie lügen!“ rief sie.

Es traf ihn wie ein Schlag in's Gesicht, und er taumelte zurück. Sein Antlitz wurde von jäher Röthe übergossen und gleich darauf todtensbleich. Er sah sie mit durchbohrenden Blicken an; dann, als habe er einen heroischen Sieg über seinen Zorn davongetragen, griff er nach seinem Hut, um sich zu entfernen. Sie sprang in die Höhe und stellte sich vor die Thür.

„Nein!“ rief sie: „Du entgehst mir nicht!“ Ihre Stimme war gebrochen; aber eine furchtbare, eine wahnsinnige Energie sprach aus jedem Ton, aus jeder Geste.

Er blieb mitten im Zimmer stehen. Er hatte seine innere Ruhe bereits wieder gewonnen, war vollständig Herr seiner selbst, obschon er es für gerathen hielt, noch die äußeren Anzeichen tiefster Erregung und Entrüstung zu bewahren.

„Was bedeutet diese Komödie?“ fragte er kalt, aber mit zitternder Stimme, damit sie merke, wie sehr er sich beherrsche, wie schwer es ihm werde, seine Ruhe zu behaupten. Und nach einer Kunstpause setzte er mit bitterem Hohne hinzu: „Fürchten Sie nicht, daß ich verschwinde, ohne das Halsband zurückgegeben zu haben . . . Ich eile, es zu holen.“

„Oh!“ sagte sie schmerzlich, langgedehnt, mit beiden Händen eine abwehrende Geste machend, als wollte sie solch' ungeahnte Erbarmlichkeit von sich abwehren. — Er hatte noch den Muth, das Lächeln auf seinen Lippen zu bewahren.

Sie aber hörte und sah nichts mehr. Ob er jetzt spottete, spielte, heuchelte, lag war ihr gleichgültig. Nichts kümmerte sie mehr. Wenn ihr Gatte, ihre Mutter, ihre Schwester, wenn ganz Paris sie in diesem Augenblick gesehen hätte, sie würde es nicht beachtet haben. Sie hatte nun Alles verloren: Ruhe, Ehre, Glück — seit einer Minute ihre Liebe, die es ihr bis dahin möglich gemacht hatte, unruhig, unglücklich, elend zu leben. Nun hatte sie Nichts mehr zu verlieren und fürchtete nichts mehr und war furchtbar. Es war ihr, als müßte sie ersticken. Sie griff mit beiden Händen oben an ihr Mieder und riß es gewaltsam auseinander. Ihre Augen blickten wild umher, sie stieß einen gälligen Schrei aus und sank bewußtlos zu Boden.

Tressan stürzte auf sie zu und trug sie auf das Sopha. Der Angstschweiß stand ihm auf der Stirn. — Er hörte Gepolter auf der Treppe. Die Thür wurde aufgerissen. Franz blickte mit verstörtem Gesichte in das Zimmer.

„Was wollen Sie?“ schrie Tressan ihm wüthend zu.

Aber Decoubreur rührte sich nicht. „Ich habe meine Verantwortlichkeit,“ sagte er, „wennschon ich nur ein Diener bin. — Es klang als würde hier Jemand ermordet.“

Er trat keck vorwärts und sah die Baronin wie todt, mit aufgerissenem Kleide daliegen.

„Unglücklicher! Was haben Sie gethan?“ rief er, sich an Tressan wendend.

Dieser über sah die ganze Lage. Wenn er sich nicht sofort mit Decoubreur verständigte, so war dieser im Stande, zum Polizeicommissarius zu laufen und seinen Herrn anzuklagen, ein Verbrechen begangen zu haben. — Tressan mußte vor allen Dingen den Mann beruhigen, der, wie die meisten Franzosen seiner Klasse, eine unvernünftige Furcht vor allem Gesezwidrigen hatte.

„Sie irren sich,“ sagte er kalt. „Die Dame ist ohnmächtig geworden. Oeffnen Sie das Fenster und bringen Sie kaltes Wasser und Eau de Cologne. — Schnell!“

Secouvreur zog sich mißtrauisch zurück aber er gehorchte; er brachte das Verlangte und blieb dann störrisch neben Treffan stehen, ihn und die kranke Frau scharf beobachtend. Die Sache hatte ihre Wichtigkeit: Die Frau war ohnmächtig.

„Die schöne Baronin,“ sagte sich Secouvreur. Er machte diese Entdeckung ohne Ueberraschung, ohne Genugthuung und ohne einen Augenblick den Gedanken zu hegen, daraus irgend welchen Nutzen für sich zu ziehen.

Marie schlug die Augen auf und blickte entsetzt um sich: „Mutter!“ jammerte sie.

Treffan beugte sich über sie. „Zurück!“ rief sie.

„Wie wird das enden?“ murmelte Treffan bestürzt. Er sah schon die Polizei im Hause, die Baronin d'Estang, Vieuville . . Er ahnte einen furchtbaren Scandal, die Entdeckung aller von ihm verübten Erbärmlichkeiten.

Secouvreur hatte seine Sicherheit wiedergewonnen, und seine Gedanken wanderten auf derselben Spur, wie die seines Herrn. „Es wäre wohl das Beste,“ sagte er halblaut, „der gnädige Herr schickten mich zur Frau Baronin d'Estang. Die beiden Damen werden sich schon mit einander verständigen.“

Treffan hörte zu, ohne sofort zu verstehen. Marie's Ruf nach ihrer Mutter war in ein leises Wimmern übergegangen, und ihre Augen hatten sich wieder geschlossen.

Treffan stand eine Weile sinnend da. „Bleiben Sie hier,“ sagte er „und wachen Sie sorgfältig über die Dame. Sie haften mir dafür, daß sie das Haus nicht verläßt, ehe ich zurückgekehrt bin.“ Dann wandte er sich dem Sopha zu, auf dem die Kranke lag und sagte laut: „Ich werde Ihre Mutter sofort hierherholen. Um ihretwillen warten Sie meine Rückkehr ab.“

Er eilte auf die Straße. Er wußte wo der Wagen stand, der die Baronin nach der Villa geführt hatte, und sprang hinein.

„Zur Baronin d'Estang! Was das Pferd laufen kann!“

Die Entfernung von der Avenue de l'Empereur nach dem Faubourg St. Honoré war in wenigen Minuten zurückgelegt.

„Die Frau Baronin empfängt nicht,“ sagte der Diener. „Sie ist unwohl.“

Treffan zog eine Karte aus der Tasche.

„Geben Sie mir ein Couvert,“ sagte er.

Er schrieb einige Worte auf die Karte und verschloß das Couvert: „Bringen Sie dies sofort der Frau Baronin.“

Der Mann sah, daß etwas ganz Außergewöhnliches vorgefallen sein müsse und eilte davon. Nach einer Minute kam er zurück und bat Herrn Treffan, ihm zu folgen. Die Baronin wartete an der Thür des Salons.

„Was giebt es?“ fragte sie bestürzt.

„Was ich Ihnen geschrieben habe,“ antwortete Treffan mit der Stimme und dem Ton eines überführten, verstockten Verbrechers. „Es gilt das Leben Ihres Kindes. Sie müssen mich sofort begleiten. Mein Wagen wartet unten. Ich werde Ihnen unterwegs Alles erzählen.“

Wenige Minuten später rollte der Wagen bereits wieder der Avenue de l'Empereur zu.

Tressan hatte nun nur noch eine Hoffnung, um es zu ermöglichen, einen großen, höchst unangenehmen Scandal zu vermeiden, diejenige, daß es der Mutter gelingen möge, die Tochter zu beruhigen. Er ließ sich auf gar keine Erklärungen oder Entschuldigungen ein, sondern erzählte einfach, die Baronin Vieuville sei in einem Hause in der Avenue de l'Empereur plötzlich erkrankt, liege im Fieber, und verlange nach ihrer Mutter. „Ich kann Ihnen im Interesse Ihrer Tochter nur anempfehlen, sie in das Hôtel d'Etang zu schaffen, und den Baron Vieuville von ihr entfernt zu halten, bis sie sich wieder beruhigt hat. Die Discretion des Kutschers und meines Dieners kann ich garantiren.“

Die Baronin blickte stumm aus dem Wagenfenster; sobald das Coupé anhielt, sprang sie mit der Leichtigkeit eines jungen Mädchens hinaus und eilte vor Tressan in die Villa.

„Wo?“ fragte sie.

Tressan ging ihr voran und stieg die kleine Treppe empor. Sie folgte ihm auf den Fersen. Als er die Stubenthür, vor der Lecouvreur Wache stand, öffnen wollte, schob sie ihn unsanft bei Seite. — „Halt! Nicht weiter!“ Dann trat sie vor ihm in das Zimmer, das sie hinter sich schloß.

Tressan und Lecouvreur standen sich im Flur einige Augenblicke verlegen gegenüber. Der Diener schien Mitleiden mit seinem Herrn zu fühlen und entfernte sich. Tressan blieb wie angewurzelt an der Stelle stehen, an der ihn die Baronin verlassen hatte.

Im Zimmer war Alles ruhig. Nach einigen Minuten wurde die Thür halb geöffnet und die Baronin rief hinaus: „Einen Wagen! Nicht den Wagen, der mich hierher gebracht hat! Eine Droschke!“

Sie wartete auf Antwort, ohne Tressan zu sehen, der sich hinter der Thür an die Mauer gedrückt hatte.

„Zu Befehl, gnädige Frau!“ rief Lecouvreur von unten zurück, und gleich darauf konnte man ihn aus dem Hause laufen hören.

Tressan schlich sich auf den Fußspitzen in das Nebenzimmer und stellte sich dort an das Fenster, wo er, hinter der Gardine versteckt, sehen konnte, was auf der Straße vorging.

Wald darauf kam eine Droschke gefahren. Lecouvreur sprang vom Boock und lief in das Haus. — Tressan hörte sodann, wie die Thür des Salons geöffnet wurde und vernahm schlürfende Schritte im Gang und auf der Treppe. Nach einer Weile, die ihm unbeschreiblich lang erschien, erblickte er zwei Frauengestalten, von denen sich die eine schwerfällig auf den Arm der andern stützte. Sie stiegen in den Wagen. Die Baronin bog sich mit verstärktem Gesichte aus dem Fenster und gab dem Kutscher eine Adresse. Dieser peitschte den magern Gaul und das Fuhrwerk rollte langsam davon.

XVII.

Tressan ging am Abend nach der letzten Zusammenkunft mit Marie nicht in seinen Club, aber er verbrachte dessen ungeachtet eine schlaflose Nacht. — Bis zu dem Moment, da Marie ihm die Worte: „Sie lügen!“ in's Gesicht geschleudert, hatte er sich eigentlich nie klar gemacht, daß er etwas Anderes als ein achtungswerthes Mitglied der guten Gesellschaft sei. Vor wenigen Stunden noch hatte er sich im Geiste mit seinen Genossen verglichen und sich nicht schlechter befunden als diese. Nun dämmerte der Gedanke in ihm auf, daß ihm noch nicht vollständig geholfen sein würde, selbst wenn es ihm gelingen sollte, Desgremont und Ashton rechtzeitig zu bezahlen. — Er malte sich die Unterhaltung zwischen Marie und ihrer Mutter aus, und es überließ ihn heiß, wenn er daran dachte, mit welcher Verachtung die beiden Frauen von ihm sprechen durften. Er fürchtete nicht, von ihnen verrathen zu werden. Bieuville's Ehre machte Mutter und Tochter zu seinen Verbündeten; aber die Halsbandgeschichte quälte ihn. Er wollte am nächsten Morgen zu Harbey gehen. Der Mann sollte, mußte ihm Geld borgen, wenn auch nur die fünfzehen Tausend Franken, die der Wucherer verlangt hatte.

Er fühlte die Verpflichtung, an Desgremont und Ashton zu schreiben. Er nahm Papier, um dies zu thun; aber er hatte nicht den Muth, die wenigen Zeilen aufzusetzen, die genügt haben würden, ihn bei seinen Gläubigern zu entschuldigen.

„Nur nicht den Kopf verlieren!“ ermahnte er sich. Aber es half Nichts: er hatte den Kopf verloren. Er entsandte Lecoureur mit mündlichen Bestellungen an Desgremont und Ashton: Sie möchten ihn heute Abend nicht erwarten; er sei plötzlich verhindert, in den Klub zu kommen. — Sobald Franz sich mit dieser Botschaft enifern hatte, bereute Tressan, sie gegeben zu haben; — aber es war zu spät. Gleich darauf verschwand die ganze Angelegenheit seinem Geiste wieder. Es schwirrte ihm im Kopfe. „Nur ruhiges Blut behalten!“ sagte er sich. „Nur nicht zu weit sehen wollen. Das nächste ist, ich muß Geld aufreiben. Ich gehe also zu Harbey; er giebt mir wenigstens zwanzigtausend Franken . . .“ Seine Gedanken schweiften wieder ab. Er sah Marie vor sich: „Sie lügen! Zurück!“ — die Baronin d'Estang: „Halt! Nicht weiter!“ — den Diener der Frau Azati: „Die gnädige Frau ist nicht zu Hause.“ — Franz Lecoureur: „Unglücklicher, was haben Sie gethan?“ Die Gestalten paarten sich zusammen, drangen auf ihn ein, verfolgten ihn wie in einem bösen Traume. Er griff nach seinem Hut und eilte in's Freie.

Die Nacht war kühl. Die frische Luft beruhigte ihn etwas. Er ging nach der Rue de l'Université. Es war elf Uhr als er vor der Thür des Baronets anlangte. Der Concierge sagte ihm, Sir Richard sei ausgegangen; aber in dem Augenblick als Tressan wieder fortgehen wollte, trat ihm Harbey in der Hausthür entgegen. Die Beiden begrüßten sich; dann sagte Tressan:

„Eine Nachricht, die ich soeben erhalten habe, nöthigt mich, vielleicht Paris morgen Vormittag zu verlassen. Ich habe deshalb heute Abend noch zu ungewöhnlicher Stunde den Versuch gemacht, Sie zu sehen.“

Sir Richard war in gehobener Stimmung. Die letzten Worte, die Martha ihm gesagt, hatten seinem Herzen unendlich wohl gethan. Jede Gelegenheit, sich des Vertrauens der Gräfin würdig zu zeigen, war ihm willkommen. Er antwortete Treffan, daß er sich freue, seinen Besuch nicht verfehlt zu haben, und lud ihn ein, ihm in sein Zimmer zu folgen. Dort entledigte er sich seines Huts und Ueberrocks, bat seinen Gast ein Gleiches zu thun, bot ihm einen Stuhl an, nahm ihm gegenüber Platz und sagte dann, Treffan gerade aber nicht mißtrauisch oder unfreundlich anblickend:

„Was steht zu Ihren Diensten, Herr Treffan?“

Treffan hatte bis dahin auf Lügen wie auf reelle Thatsachen gebaut; nun hatte er sein geradezu unbegrenztes Vertrauen zur Lüge plötzlich eingebüßt. Er wagte nicht mehr, zu erfinden, sondern sagte schlicht und einfach, ganz wie ein bedrängter Ehrenmann es gethan haben würde, er sei in furchtbarer Verlegenheit und wisse keine Rettung mehr, wenn Harvey ihm nicht helfen wolle.

„Wieviel gebrauchen Sie?“ fragte Harvey.

„Eine große Summe: sechzig Tausend Franken; aber ich muß mich mit Weniger begnügen, wenn Sie mir diese nicht geben wollen. Mit der Hälfte bereits kann ich mich aus der peinlichsten Verlegenheit reißen; mit dem ganzen Betrage würde ich gerettet sein.“

„Die Summe, die Sie nennen, erschreckt mich nicht,“ sagte Sir Richard; „und ich will sie Ihnen geben . . .“

Treffan traute seinen Sinnen nicht und blickte den Baronet verstört an.

„— aber,“ fuhr dieser gelassen, fort; „nur unter gewissen, ganz bestimmten Bedingungen.“

„Was befehlen Sie?“

„Ich muß darauf bestehen, daß Sie Paris innerhalb acht Tage verlassen, und sich mir gegenüber in bindendster Weise verpflichten, drei Jahre lang im Auslande — nicht etwa in Brüssel, London, Florenz oder Baden, nein wirklich im Auslande — in Amerika z. B. zu leben.“

„Gern, gern!“ rief Treffan. „Paris ist mir verhaßt!“

Ihm war nur daran gelegen, das Geld zu bekommen; er hätte weit härtere Bedingungen mit in den Kauf genommen. Das, was Harvey von ihm verlangte, war ihm nicht einmal peinlich. Ja Paris war ihm verhaßt! Der unruhige Mann sehnte sich, wie ein geschlagener Soldat auf der Flucht, nach Ruhe. — In einer Secunde und auf wenige Secunden, trug ihn seine Einbildungskraft nach Amerika, in die öden Prärien, den stillen Wald, fern von dem reisenden Strom, gegen den er ermattend noch ankämpfte, fern von Denjenigen, die ihn geliebt hatten und nun verachteten . . . und die ihn dennoch vielleicht, wenn er gegangen war, beweinen würden. — Als seine Gedanken wieder nach der Rue de l'Université zurückkehrten, begegnete sein unstätter Blick

dem des Barons, der mit einem Ausdruck von Verwunderung auf ihm ruhte. Treffan war sofort wieder bei der Sache.

„Ich füge mich Ihren Bedingungen,“ sagte er; „aber gestatten Sie mir eine Frage: Welches Interesse haben Sie daran, daß ich Paris verlasse?“

Harvey hatte diese Frage erwartet. Er entgegnete, er habe in Erfahrung gebracht, daß Frau Azati die Schwester der Gräfin Daxat sei; er interessire sich für Beide, und wünsche aus Gründen, auf die er Herrn Treffan gegenüber wohl nicht einzugehen brauche, daß dieser aus Frau Azati's Nähe entfernt werde. Harvey fügte hinzu, daß Treffan geloben müsse, sich Frau Azati niemals wieder zu nähern, und sie überhaupt in Zukunft in keiner Weise mehr zu behelligen. „Es muß für Sie sein,“ sagte er; „oder es muß wenigstens nach Außen hin erscheinen, als ob die genannte Dame niemals für Sie gelebt hätte.“

Treffan gab zu Allem, wenn schon durch stumme Zeichen allein, seine Zustimmung.

Dann kam ein Punkt, über den Harvey nicht ohne Verlegenheit hinwegkonnte. Treffan sollte schriftlich geloben, die Versprechen treu und ehrlich zu erfüllen, die Harvey ihm auferlegte. Auch dagegen erhob Treffan keinen Einwand. Seine Energie war gebrochen.

„Ich werde Alles unterschreiben, was Sie mir vorzulegen für gut befinden,“ sagte er mit zu Boden geschlagenen Augen. Er spielte nicht mehr Komödie. Er schämte sich; er fühlte sich entlarvt, dem einfachen Manne gegenüber, unbeschreiblich klein und erbärmlich. — Wenn er nur erst in Amerika wäre, weit von allen Demüthigungen, die jetzt über ihn hereinbrachen und ihn bedrohten! — Welchen Lärm würde seine Flucht machen! — Aber was kümmerte ihn das! In den Clubs hatte Niemand ein Recht, ihn zu tadeln. Er wollte seine Spielschulden bis auf den letzten Heller bezahlen. Seine anderen Gläubiger waren Bucherer, Lieferanten, Handwerker, die ihn, die Einen betrogen, die Anderen übertheuert hatten. Sie konnten warten! Niemand würde Mitleiden mit ihnen haben. — Bianca, die Schwester der Gräfin Daxat, die Freundin Harvey's? . . Sie würde Niemand sagen, daß er ihr Schuldner sei. — Und das Halsband wollte er sofort zurückerstatten. Dann war er auch mit Marie quitt; dann stand er ganz rein da.

„Ich werde Alles unterschreiben,“ wiederholte er. „Nur habe ich noch eine Bitte: Geben Sie mir heute Abend noch fünfschntausend Franken.“

Harvey versicherte, daß er soviel Geld nicht im Hause habe, und fügte hinzu, daß Treffan sich die ganze Summe, die er verlangt hatte, morgen früh um elf Uhr holen könne. Damit mußte Treffan sich begnügen.

Als er gegangen war, setzte Harvey mit großer Sorgfalt ein Schriftstück auf, welches Treffan verhindern sollte, sich vor Ablauf von drei Jahren in Paris blicken zu lassen, oder sich je wieder der Schwester Martha's zu nähern. Darauf ging Sir Richard hochzufrieden zu Bette.

Am nächsten Morgen, zur bestimmten Stunde, erschien Treffan wieder

bei ihm. Die schlaflose Nacht hatte ihm keinen schlechten Rath gebracht, und er war noch immer bereit, auf die ihm von Harvey gestellten Bedingungen einzugehen. Er zeichnete das Schriftstück, nachdem er von dessen Inhalt ohne seine Miene zu verziehen, Kenntniß genommen hatte, und steckte sodann die Summe, die Sir Richard ihm in Cheques und Banknoten aushändigte, in die Tasche.

„Ich hoffe Paris früher zu verlassen, als Sie es wünschen,“ sagte er. „Ich kam Ihnen nicht danken. . .“ Seine Stimme bebte; er heuchelte nicht; er war wirklich bewegt. „Wollen Sie mir gestatten, Ihnen außer obiger Sicherheit, die ja nur zwischen Ihnen und mir von Werth ist, ein andres Document auszustellen, daß mich auch vor dem Gesetz zu Ihrem Schuldner macht!“

„Das ist nicht nöthig,“ antwortete Harvey wohlwollend. „Ich bin überzeugt, daß Sie mir das Geld zurückgeben werden, wenn Sie es können. Wird Ihnen dies nicht möglich, so leiste ich darauf Verzicht. Ich bin ein reicher Mann und betrachte das Geld, mit dem ich Sie gerettet zu haben wünsche, unter allen Umständen als gut angelegt.“

Als Treffan in der Straße war, fühlte er sich wieder zu neuem Leben er wacht. Der Entschluß, das gegebene Versprechen getreulich zu erfüllen, wie es einem Ehrenmanne ziemt, blieb jedoch fest in ihm. Diesen Sieg über seine Erbärmlichkeit hatte Harvey davongetragen. Treffan wollte seinem Retter keinen Grund geben, ihn zu verachten; aber es war ihm unmöglich mit sechzigtausend Franken in der Tasche, nicht einen Versuch zu machen, seine Stellung vor seiner Abreise noch zu verbessern. Er schuldete an Desgremont und Ashton ungefähr fünfunddreißigtausend Franken; fünfzehntausend Franken sollte der Wucherer bekommen, der das Halsband hatte; für fünftausend Franken wollte er einen Wechsel auf New-York kaufen, und mit der kleinen Summe von fünftausend Franken, die ihm dann noch übrig blieb, wollte er, vor dem Tage seiner Abreise, sein Glück im Club noch einmal versuchen. — Er fuhr zunächst zu dem Wucherer und handelte mit ihm so lange, bis dieser ihm das Halsband für zwölftausend Franken zurückgab und für die übrigen achttausend Franken einen Wechsel von zehntausend nahm. — Dann begab er sich entschlossen nach dem Hôtel d'Etang. Er hätte seinem Diener oder dem ersten besten Commissionär ruhig eine größere Summe anvertraut, als das Collier werth war, aber er mußte sich positive Gewißheit verschaffen, daß der Schmuck direct wieder in die Hände der Baronin käme.

Derselbe Diener, der ihn am vorhergehenden Tage empfangen hatte, sagte ihm, er habe bestimmten Befehl, Niemand vorzulassen. Frau von Biewille sei erkrankt, und werde von ihrer Mutter gepflegt. Treffan ließ sich nicht abweisen; er war auf Alles vorbereitet. Er überreichte dem Diener einen Brief, den er bei dem Wucherer geschrieben hatte, und der an die Baronin gerichtet war. Der Diener sah die Adresse mißtrauisch an.

„Ich weiß nicht, ob ich den Brief hinauftragen darf,“ sagte er. „Ich habe strenge Befehle. . .“

Treffan drückte ihm ein Goldstück in die Hand, und der Mann entfernte

sich. Er kam nach mehreren Minuten zurück und bedeutete Treffan, ihm zu folgen.

Die Baronin d'Estang stand der Eingangsthür gegenüber am äußersten Ende des Salons, als Treffan hereintrat. Sie hatte einen einfachen Morgenanzug an; ihr Haar war noch nicht geordnet; sie sah wie eine ganz alte Frau aus. Sie nickte mehrere Male stumm und bedeutungsvoll und sagte endlich halblaut: „Sie sind mehr als muthig.“

„Ich konnte dies nur Ihnen übergeben,“ antwortete Treffan. „Es ist mir schwer genug geworden, hierherzukommen.“

Er stellte das Etui mit dem Halsband, das sorgfältig in Papier verpackt war, auf den nächsten Tisch. Als er wieder nach der Baronin blickte, war diese verschwunden. Treffan entfernte sich darauf schnell.

„Das Schwerste ist vollbracht,“ sagte er sich, als er wieder in der Straße war. „Der Rest ist Kinderspiel.“

Er ging nach Hause und ordnete seine Rechnung mit Lecouvreur in gewohnter, geschäftsmäßiger Weise. — Er wollte nicht wie ein Dieb entfliehen. Seine Gläubiger sollten ihm nicht nachsagen können, sie haben das Nest, nachdem er ausgeflogen sei, leer gefunden. Er verpackte in eine lederne Handtasche, die er auf Reisen bei sich zu behalten pflegte, seine Juwelen und einige Kleinigkeiten, an denen er besonders hing, warf einen Stoß Briefe in das Kaminfeuer, und sagte seinem Diener, er werde auf zwei, vielleicht drei Wochen verreisen — nach London; Lecouvreur werde von ihm hören, um ihm Briefe nachzuschicken; er solle Alles bereit machen und den Koffer morgen oder übermorgen packen. „Niemand braucht zu erfahren, daß ich abreise,“ setzte er hinzu.

Lecouvreur war an derartige Aufträge gewöhnt und zeigte keine Ueberraschung. „Paris wird ihm nach der gestrigen Scene zu heiß geworden sein,“ dachte er. „Er will den ersten Sturm vorübergehen lassen.“ Franz fand dies ganz in der Ordnung und machte sich ohne Säumen daran, die Befehle seines Herrn auszuführen.

XVIII.

Dem Baron Vieuville war es während der zweiten Hälfte des Winters unverdient schlecht gegangen. Eifersucht nagte an seinem Herzen. Er hatte alle ihm zur Verfügung stehenden Hilfsmittel aufgeboten, um sich die Gewißheit zu verschaffen, die er wie das größte Uebel fürchtete; aber er hatte absolut Nichts in Erfahrung bringen können. Er überwachte seine Frau auf Schritt und Tritt. Anfänglich war dies noch mit einigen Schwierigkeiten verbunden gewesen; später jedoch hatte es keine Mühe mehr gekostet. Die Baronin war aus Gründen, die Vieuville nicht zu entdecken vermochte, täglich trauriger, stiller geworden; seit mehreren Wochen bereits ging sie zu Niemand mehr, als zu ihrer Mutter, und in seltenen Zwischenräumen zur Gräfin Dazat. Die Begleitung ihres Mannes war ihr, dem Anschein nach, stets

willkommen gewesen; nie hatte sie einen Vorwand gesucht, um sich seiner zu entledigen. — Vieuville hatte wochenlang in der Nähe der verdächtigen Villa, in der Avenue de l'Empereur, Schilb wacht gestanden. Das Haus schien unbewohnt; die Fenster waren geschlossen; der Garten zeigte deutliche Spuren arger Vernachlässigung. Einige gefällige Conciergen der Nachbarschaft waren bereit gewesen, über die Bewohner der Villa das Wenige zu sagen, was sie wußten. Ihre Berichte stimmten darin überein, daß sich, außer dem Diener Lecouvreur, Niemand mehr in dem kleinen Hause blicken lasse.

Nach und nach schlummerte Vieuville's Argwohn wieder ein. Er war ein Mann, der ebenso leicht und schnell zu erregen wie zu beruhigen war. — Weshalb sollte gerade Marie die Frau sein, mit der Treffan sich in der Avenue de l'Empereur Rendez-vous gegeben hatte? Weshalb nicht vielleicht die Gräfin Dazat oder irgend eine andere Person? Hatte Franz Lecouvreur nicht ausgesagt, eine kleine Dame sei niemals in das Haus gekommen? — Aber Vieuville wollte auf das Schlimmste vorbereitet bleiben. Er fuhr fort in den Fecthsaal zu gehen; und die Lehren praktischer Weisheit, die in wohlgefügter Rede aus dem Munde des erfahrenen und geschicklichen Lehrers flossen, fanden bei ihm aufmerksames Gehör. Der Fecthmeister war in seinem Elemente, wenn man über Duelliren sprach. Es fiel ihm keineswegs als etwas Absonderliches auf, wenn einer seiner Schüler sich über dieses Thema mit ihm unterhalten wollte. Er hatte dem Baron Vieuville unaufgefordert längere Vorträge gehalten über die Art und Weise sich auf der Mensur zu benehmen, und der Baron hatte als die Quintessenz aller Fecthmeisterphilosophie festgehalten, daß die erste Pflicht eines jeden Duellanten sei, sich selbst zu beschützen; die zweite, seinen Gegner unschädlich zu machen; und daß es folglich und schließlich nichts Absurderes gäbe, als chevalereske Großmuth, einem Manne gegenüber, dessen spitze und scharfe Klinge das eigene Leben bedroht.

„Geduld und Ruhe, Herr Baron,“ sagte Dumesnil, der Fecthmeister, „das ist Alles, was ein Mann gebraucht, der es so weit wie Sie gebracht hat. . . Abwarten, bis der Gegner müde oder hitzig wird, sich eine Blöße giebt oder eine Unvorsichtigkeit begeht; aber nur um Gotteswillen nicht wie ein Wüthender auf ihn losstürzen oder seiner eigenen Geschicklichkeit vertrauen. Ausdauer und Fassung ist Alles auf der Mensur, wenn man siegreich aus einem Duell hervorgehen will — und ich vermurthe nicht, verehrter Baron, daß Sie jemals von Leder ziehen werden, um das Vergnügen zu haben, sich von einem Firtlesanz aufspießen zu lassen.“

„Rein, ich will ihn aufspießen!“ sagte der Baron ingrimmig.

„Das ist recht! So liebe ich meine Schüler! Nur nicht großmüthig sein. — Ausweichen, pariren, die Manier des Gegners aufmerksam beobachten, ihn mürbe oder zornig machen, und wenn dies erreicht ist — dann vorwärts: eins, zwei, drei, — vlan!“

Er machte vier schnelle Bewegungen mit dem Fleuret, daß er in der Hand hielt und spießte einen imaginären Gegner damit auf. „Da liegt der

Perl mit drei Zoll Eisen in der Brust; und wir wischen den Degen ab und gehen vergnügt nach Hause.“

„Und er hat es verdient, der Glende!“ murmelte Bieuville.

„Natürlich hat er es verdient,“ meinte Dumesnil. Dann stockte er plötzlich, sah den Baron sinnend an und fragte gelehrt: „Wer?“

„Nun der Gegner,“ antwortete Bieuville nachlässig.

„Ach so? — Ganz richtig!“ sagte Dumesnil schnell wieder beruhigt.

„. . . Ich will seine Kniffe gründlich kennen lernen,“ sagte sich Bieuville, als er aus dem Fechtsaale nach Hause zurückkehrte.

Er war unfähig, auch nur den kleinsten unerlaubten Vortheil über seinen erbittertsten Feind zu nehmen, aber er hatte eine kindische Freude an machiavellistischen Plänen, die von Zeit zu Zeit in seinem schwerfälligen Gehirn erstanden.

Tressan besuchte keinen öffentlichen Fechtsaal; Bieuville brachte dagegen in Erfahrung, daß Tressan nicht selten im Saal des Clubs die Handschuhe anzog und den Korb aufsetzte, um sich eine halbe Stunde lang Bewegung zu machen. Er hatte den Ruf eines gefährlichen kaltblütigen Fechters.

„Ich will seine Kniffe kennen lernen,“ wiederholte sich Bieuville, und er ließ sich durch zwei ältere, wohlsituirte Bekannte in den Club einführen, in dem Tressan, René Lemercier und Alexis Allien Mitglieder waren. Er hielt sich stundenlang im Fechtsaale auf und erwarb sich dort den Ruf eines „amateur de première force“; aber das Glück war ihm nicht hold: Tressan ließ sich nicht ein einziges Mal im Fechtsaal blicken. Er saß im Spielzimmer. Bieuville folgte ihm dorthin. Er wollte nicht mehr eifersüchtig auf ihn sein; doch zog es ihn unwiderstehlich in die Nähe des Mannes, der sein Lebensglück zerstört hatte.

Tressan konnte eine Bewegung der Bewunderung nicht unterdrücken, als er Bieuville zum ersten Male im Club antraf. Dann grüßte er ihn ungezwungen und sagte: „Haben Sie sich bekehren lassen? Sind Sie Einer der Unsrigen geworden? Das freut mich.“

Bieuville gab eine banale Antwort: er sehe sich gern die Zeitungen an; er treffe im Club mit alten Jugendfreunden zusammen, die man niemals in Gesellschaft sehe u. s. w. Tressan nickte dazu zustimmend. Im Grunde war es ihm ganz gleichgültig, ob Bieuville in seinen Cercle kam oder nicht.

Die Besuche des Barons im Club wurden häufiger, und bald zählte er zu den regelmäßigen Gästen. — In seinem Hause war es sehr traurig. Die Baronin saß ihm dort bleich und stumm gegenüber oder unterhielt sich mit ihrer Mutter und Schwester oder mit der Gräfin Dazat über Sachen, die Bieuville nicht interessirten. Er sehnte sich nach Zerstreuung, und suchte sie im Club. Aber er fand auch dort kein rechtes Vergnügen. Er wanderte wie ein unstäter Geist aus dem Fechtsaal in das Spielzimmer, aus diesem in das Lescabinet oder in den großen Salon. Sobald jedoch Tressan erschien, hatten diese Wanderungen ein Ende. Dann verlor Bieuville den Mann, der schuldig

oder unschuldig die Ursache seines Unglücks war, so wenig wie möglich aus den Augen. Er nährte eigentlich keinen bitteren Haß mehr gegen ihn; der Mann beschäftigte seine Gedanken nur fortwährend, und Vieuville verfolgte ihn, er wußte eigentlich selbst nicht warum. — Treffan sah dies nicht oder wollte es nicht bemerken. Der Spielsaal war neutrales Gebiet, auf dem alle Mitglieder des Clubs zusammentrafen. Vieuville hatte dasselbe Recht dort zu sein wie jeder Andere, und Niemand bekümmerte sich darum, daß er sich dort häufig und lange aufhielt, ohne jemals selbst eine Karte anzurühren. Er hatte, wenn er nicht aufgeregter war, den Anstand eines vornehmen Mannes, und war im Allgemeinen gern gesehen oder wenigstens ohne Uebelwillen geduldet.

Eines Tages erschien Vieuville zu ungewöhnlich früher Stunde, bald nach dem Essen im Club. Er sah beunruhigt und niedergeschlagen aus. Als er am vorhergehenden Tage gegen sechs Uhr nach Hause gekommen war, hatte man ihm gemeldet, daß seine Schwägerin, Fräulein Anna d'Estang, auf ihn warte, und diese hatte ihm unter Thränen erzählt, Marie sei plötzlich krank geworden, und ihre Mutter pflege sie im Hôtel d'Estang. Vieuville wollte sofort zu seiner Frau eilen. Anna hielt ihn zurück: „Sie dürfen sie nicht sehen,“ sagte sie. „Der Arzt hat es auf das Bestimmteste verboten. Niemand von uns darf zu ihr.“ Anna begann laut zu schluchzen: „Der Arzt sagt, sie bedürfe vollkommener Ruhe; jede, selbst die kleinste Aufregung könne ihr tödtlich sein.“

„Barmherziger Gott!“ stöhnte der arme Vieuville. „Was fehlt ihr?“

„Sie liegt im Fieber. Sie war schon lange so elend und krank . . . Ach Edmund! Meine arme, gute Schwester!“

Vieuville wollte wenigstens seine Schwiegermutter sehen, um von dieser Genaueres zu erfahren, und eilte mit Anna nach dem Hôtel d'Estang. Die alte Baronin kam ihm entgegen und versuchte ihn zu beruhigen.

„Marie schläft,“ flüsterte sie, denn die Unterhaltung fand in einem kleinen Zimmer statt, dicht neben dem, in dem die Kranke lag. „Es wird hoffentlich Alles gut enden. Verlassen Sie sich auf mich!“

„Darf ich sie nicht sehen?“

„Unmöglich, Edmund! Es könnte ihr Tod sein.“

Vieuville gehorchte. Er blieb bis zu einer späten Stunde im Hôtel d'Estang und kehrte sodann nach seiner Wohnung zurück. Am nächsten Morgen, zu früher Stunde, war er wieder in dem kleinen Salon, neben dem Krankenzimmer. Anna leistete ihm Gesellschaft; auch der alte Baron erschien mehrere Male. Die Baronin kam von Zeit zu Zeit und erstattete Bericht über das Befinden der Kranken. — Gegen zwölf Uhr Mittags brachte der Diener einen Brief für Madame d'Estang. Bald darauf trat diese aus dem Krankenzimmer. „Ich werde nur wenige Minuten fortbleiben,“ sagte sie zu Vieuville. „Warten Sie hier auf mich.“ Sie kehrte in der That gleich zurück und bat ihre Tochter Anna, ein kleines Packet zu holen, das sie im Salon finden würde, und es in ihr, der Baronin, Schlafzimmer zu tragen.

Der Rest des Tages ging ruhig dahin. Bieuville speiste mit seinem Schwiegervater und seiner Schwägerin, und verließ nach dem Essen das Hôtel d'Étang, um einen kleinen Spaziergang zu machen und sich dann wieder auf seinen Posten, neben dem Krankenzimmer, zu begeben. Sein Weg führte ihn in die Nähe des Clubs; und aus Gewohnheit und ohne einen bestimmten Zweck zu haben, trat er hinein.

Die großen schönen Salons waren um diese Stunde verödet. Im Lesezimmer saßen einige Herren, die im Club gegessen hatten und nun rauchten oder schliefen. Unter ersteren befand sich Alexis Illien. Er erhob sich, als er Bieuville eintreten sah und erkundigte sich nach dessen Befinden. — Bieuville, der sich wieder mit dem jungen Kussen versöhnt, seitdem dieser den beständigen Umgang mit Treffan aufgegeben hatte, und dessen mittheilungsbedürftiges Herz voll zum zerspringen war, klagte Illien seinen Kummer über das plötzliche und schwere Erkranken der Baronin. Der gutmüthige Illien versuchte zu trösten; aber Bieuville entgegnete: „Ich fürchte . . . ich fürchte . . .“ Darauf wandte er sich schnell ab, um die große Bewegung, die er nicht mehr beherrschen konnte, zu verbergen, und setzte seine unstäte Wanderung fort. — Aus dem Nebenzimmer, dem kleinen Spielsaal, ertönten von Zeit zu Zeit kurze, abgebrochene Worte; auch hörte man das Aufklappen der steifen Cartonblätter auf dem Spieltisch und das eigenthümlich schleifende Geräusch beim Mischen, und dann wieder das knitternde Gleiten der schnell auf den Tisch geworfenen Spielkarten.

Bieuville blieb an der Eingangsthür zum Spielsaal stehen. Dicht vor ihm, an einem kleinen Tisch, saßen Treffan und Desgremont und spielten eifrig. Treffan drehte der Thür den Rücken zu und bemerkte Bieuville's Erscheinen nicht. Dieser trat in das Lesezimmer zurück und ließ sich in einen Sessel fallen, der in seiner Nähe, dicht neben der Thür stand. Er konnte von dort die Spielenden beobachten, ohne von Treffan gesehen zu werden.

Bieuville dachte an ganz andere Dinge als an Karten; aber unwillkürlich legte er sich Rechenschaft davon ab, daß die beiden jungen Leute vor ihm mit einer Partie Écarté beschäftigt waren: „Proposaire . . . Wieviel . . . der König . . .“ schlug es an sein Ohr.

Der Baron starrte in Träumereien versunken gerade vor sich hin. Plötzlich blinkte er schnell mit den Augen und sah scharf nach Treffan's Hand. — Einige Secunden später waren die Karten ausgespielt. — Bald darauf gab Treffan wieder. — Bieuville beugte sich nach vorn. Er rieb sich die Augen . . . War es möglich? . . . Nein, er mußte sich irren. Aber es war das zweite Mal, daß er dasselbe sah. — Jetzt hielt Treffan zum dritten Male die Karten, seitdem Bieuville auf ihn aufmerksam geworden war. Treffan gab mit feberhafter Hast, hob die Karten auf und ließ sie schnell durch seine Finger laufen. — Und zum dritten Male zählte der Baron sechs Karten in Treffan's Hand. Er saß eine Minute wie erstarrt; dann stand er auf und näherte sich dem Spieltisch. — Treffan blickte mit einer nervösen Bewegung zu ihm auf; Desgremont wünschte ihm guten Abend.

„Kommen Sie zu mir“, sagte Desgremont. „Tressan läßt sich nicht gern in die Karten sehen; er fürchtet den bösen Blick. Mir kann es nicht schlechter gehen, als es geht. Bringen Sie mir Glück!“

Tressan lächelte verlegen und sagte: „Ich bin abergläubisch beim Spiel.“

Bieville trat an die andre Seite des Tisches. Er hatte im Vorübergehen ganz deutlich gesehen, daß Tressan eine niedrige rothe Karte in der Hand hielt. — Desgremont spielte den Caro-König, Tressan trumpfte mit einer Pique-Karte, spielte noch einmal Atout, dreimal Trèfle und gewann das Spiel.

„Bin ich von Sinnen?“ fragte sich Bieville. „Was ist aus der kleinen rothen Karte geworden, die Tressan in der Hand hielt?“

Bieville setzte sich wieder auf seinen alten Platz. Er hatte für den Augenblick sogar die Krankheit seiner Frau vergessen. Seine ganze Aufmerksamkeit war auf die Partie concentrirt. — Die Karten flogen, verschoben sich, flimmerten, zitterten in Tressan's beweglichen, hagern Fingern. Es war unmöglich, dieselbe Karte auch nur für eine halbe Secunde im Auge zu behalten — aber Bieville sah ganz deutlich, daß Tressan zu verschiedenen Malen mehr als fünf Karten in der Hand hielt.

„Er betrügt“ sagte sich Bieville. — Er blieb wie festgebannt sitzen. — Was sollte er thun? . . Nun konnte er sich rächen . . Sollte er Tressan denunciren? — Nein! Sein Gefühl empörte sich dagegen . . Aber sollte er ruhig mitansetzen, daß ein falscher Spieler das allgemeine Vertrauen mißbrauchte, ehrliche Männer bestahl? — Das durfte er auch nicht. Er sann noch einige Minuten, und plötzlich hatte er einen Entschluß gefaßt.

Er stand auf, stellte sich neben Tressan, und als wieder eine Partie beendet war, sagte er ruhig:

„Ich habe Ihnen zwei Worte zu sagen, Herr Tressan. Darf ich Sie bitten, mir in das Nebenzimmer zu folgen?“

Tressan schrak zusammen und erhob sich schnell.

„Ich stehe sofort wieder zu Diensten,“ sagte er, sich an Desgremont wendend.

„Beilen Sie sich nicht,“ entgegnete dieser gelassen. „Jede fünf Minuten sind für mich so gut, wie eine gewonnene Partie, denn ich spiele heute wirklich mit unerhörtem Unglück.“

Er warf sich auf seinen Sitz zurück, kreuzte die Beine und hörte, wie eine Thür hinter ihm, die nach einem andern, zu dieser Stunde leeren Zimmer führte, geöffnet und geschlossen wurde.

Bieville blieb in der Nähe der Thür stehen, versicherte sich durch einen Blick, daß Niemand außer Tressan, der todtenbleich vor ihm stand, ihn höre, und sagte dann leise:

„Ich habe Sie seit einer halben Stunde beobachtet, Herr Tressan.“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„ . . Ich sage Ihnen, daß ich Sie beobachtet habe . . ganz genau.“

„Ich verstehe Sie in der That nicht, Herr Baron. Was wollen Sie sagen?“

„Ich will sagen . . .“ er stockte einige Secunden und blickte beschämt zu Boden; „daß ich Sie bedaure . . . aufrichtig bedaure. Verlassen Sie den Club; verlassen Sie Paris . . . das Geheimniß soll in meiner Brust begraben sein.“

„Herr Baron, ich muß Sie zum dritten und letzten Male ersuchen, deutlicher zu sprechen. Ich bin nicht in der Stimmung Charaden zu lösen.“

Vieuville fühlte, daß ihm das heiße Blut zu Kopfe stieg. „Sie wünschen dies wirklich?“ sagte er drohend.

„Ich besteho jetzt darauf!“

Nun hatte Vieuville's Geduld und mit ihr sein Mitleiden ein Ende; aber er hielt sich noch zurück und sagte noch immer mit gedämpfter Stimme: „Sie haben falsch gespielt.“

In seinem ganzen Leben war Vieuville nicht so überrascht gewesen, wie gleich nachdem er diese Worte gesprochen hatte. Er hatte geglaubt, Treffan werde, so zu sagen, vor ihm versinken; aber nun stand ihm der Mann anscheinend ruhig, mit einem häßlichen Lächeln auf dem Gesichte gegenüber und sagte:

„Ihre Einbildungskraft läßt Sie im Stich, Herr Baron. . . Suchen Sie etwas Anderes, etwas Besseres. Mit dieser Erfindung machen Sie sich wirklich nur bodenlos lächerlich.“

Vieuville starrte Treffan mit offenem Munde an. Dieser fuhr in spöttischem Tone fort:

„Sie suchen Streit mit mir. — Warum? — Das weiß ich nicht, interessirt mich auch nicht weiter. Ich constatire einfach, daß Sie meine Diener bestochen und es für gut befunden haben, sich in der Loge meines Concierge zu verstecken, um mich auszuspioniren. Ich habe für derartige Liebhabereien kein Verständniß; aber Sie amüsiren mich bei anderen. Ich zürne Ihnen auch jetzt nicht. Sie thun mir leid; und als Beweis meines ungetrübten Wohlwollens wiederhole ich Ihnen: Suchen Sie einen andern Vorwand, Herr Baron. . . Bedenken Sie doch, daß ich mich beim Spiel ruinirt habe. — Haben Sie je von falschen Spielern gehört, die die Philanthropie so weit trieben, daß sie ihre Gegner gewinnen ließen? . . . Soll ich Ihnen helfen, Herr Baron? — Befehlen Sie, daß ich Ihre Kleider schlecht gemacht finde oder Ihre politischen Ansichten nicht theile! — Sprechen Sie einen Wunsch aus. Ich bin Ihr gehorsamster Diener.“

Vieuville hob beide Arme in die Höhe und wich einen Schritt zurück. Unbeschreibliche Ueberraschung übermannte ihn einen Augenblick. Er gebrauchte mehrere Secunden, um nur zu verstehen, was der Andere meinte. Endlich wurde er wieder Meister seiner Sinne aber nicht seines Zornes, und mit drohnender Stimme rief er aus:

„Sie sind ein frecher Lügner!“

„Nun ist es genug,“ sagte Treffan kalt.

Er öffnete die Thür, und die Weiden traten wieder in das Spielzimmer. Desgremont und zehn oder zwölf andere Clubmitglieder, die jetzt dort ver-

sammelt waren, starrten alle in sprachlosem Erstaunen nach der Thür, hinter der sie Bieuville's letzte Worte klar und deutlich vernommen hatten.

„Meine Herren,“ sagte Treffan mit großer Würde; „ich bebaure unendlich, in eine Angelegenheit verwickelt worden zu sein, welche die Ruhe unsres Clubs in unerhörter Weise stört. — Der Baron Bieuville, der sich nicht gescheut hat, sich in der Loge meines Portier's zu verstecken, um zu sehen, wer mich besucht; der meinen Diener bestochen hat, um sich von ihm über mein Leben unterrichten zu lassen, der mich seit Monaten, wie ein Spion auf Schritt und Tritt verfolgt — der Baron Bieuville, der aus mir unbekanntem Gründen Streit mit mir sucht, hat mich soeben auf das Größlichste beleidigt. Ich werde mir Genugthuung von ihm zu verschaffen wissen, und ich gebe Ihnen, meine Herren, diese Aufklärung, um Ihnen zu beweisen, wie unschuldig ich an dem beklagenswerthen Auftritte bin, dessen Zeugen Sie geworden sind.“

Bieuville war sprachlos vor Zorn. Er zitterte. Er wollte auf Treffan losstürzen, ihn niederschlagen. Die anwesenden Clubmitglieder verhinderten ihn daran.

„Herr Baron,“ sagte der Herzog Desgremont entrüstet. „Sie scheinen als ein neues Mitglied die Gebräuche unserer Gesellschaft nicht zu kennen. Gestatten Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß Sie durch Ihr Benehmen den ganzen Club beleidigen!“

Bieuville erbleichte und hielt sich mit beiden Händen den Kopf: „Ich werde wahnsinnig,“ murmelte er.

Desgremont, der ein vornehmer und guter Mensch war und der zu ahnen glaubte, was in dem Herzen des beleidigten Ehemannes vorging, hatte Mitleid mit ihm.

„Beruhigen Sie sich,“ sagte er. „Glauben Sie mir, es ist das Beste. Sie sind in diesem Augenblick aufgeregte. Vertrauen Sie die Regulirung der ganzen Angelegenheit Freunden an, die Ihre Interessen besser wahrnehmen werden, als Sie selbst dies augenblicklich thun können.“

„Ich schwöre Ihnen, meine Herren, bei meiner Ehre, bei Allem was mir heilig ist, daß der Mann dort lügt; daß ich gesehen habe, wie er betrogen hat.“

Es war ein solcher Ernst, ja eine solche weishevolle Würde in der Haltung des tiefgekränkten Mannes, daß dadurch mehrere der Anwesenden in ihrer Ueberzeugung von Treffan's Unschuld erschüttert wurden. Treffan fühlte dies und beeilte sich, dem Auftritt ein Ende zu machen. Er flüsterte einem seiner intimsten Bekannten, dem Vicomte d'Alizières, einige Worte in das Ohr, und dieser näherte sich gleich darauf dem Baron Bieuville.

„Darf ich mir die Frage erlauben, Herr Baron,“ sagte d'Alizières, nachdem er sich tief vor Bieuville verbeugt hatte, „wo ich heute Abend, in einer halben Stunde vielleicht, die Ehre haben kann, Sie zu sehen?“

Bieuville zuckte zusammen. Das Bild seiner kranken Frau, das während des ganzen Auftritts aus seinem Geiste verschwunden gewesen war, trat plötzlich wieder lebhaft vor seine Seele.

„Im Hôtel d'Étang,“ sagte er mit bebender Stimme.

Aller Blicke richteten sich bestrebt auf ihn. — Hatte der Mann Furcht? — Er sah sich hilflos, rathlos, wie ein gestelltes Thier, im Kreise um. Da trafen seine irrenden Augen den graden Blick des Grafen Illien.

„Die Baronin Bievuille ist schwer erkrankt. Sie liegt bei ihrer Mutter . . . im Sterben.“

Alexis sprach ganz leise, aber seine Stimme drang in alle Herzen. Die Umstehenden sahen sich betroffen an; einige machten eine Bewegung und traten einen Schritt zurück. Treffan blieb allein, von allen verlassen, stehen. — Tiefes Schweigen trat ein, und inmitten dieser feierlichen Pause entfernte sich der Baron Bievuille.

XIX.

Am nächsten Tage, dem ersten Sonntag im Monat April, unterhielt sich „Ganz Paris“ von der „Affaire Bievuille-Tressan“. — Außerhalb des Clubs, in dem der Streit stattgefunden hatte, sprach sich die öffentliche Meinung mit überwiegender Majorität zu Gunsten Treffan's aus. Man wiederholte dort die von diesem erhobene Anklage der Spionirerei und fand es „tactlos, ungeschickt, undelicat“, daß Bievuille den Versuch gemacht hatte, „den unbescholtenen Ruf eines der liebenswürdigsten Cavaliere von Paris“ durch eine böshafte Verdächtigung beslecken zu wollen. Natürlich wurde der Baron allgemein verspottet; wogegen man Herrn Treffan gewissermaßen Dank wußte, Veranlassung zu einem höchst ergötzlichen Zwischenfall gegeben zu haben. — Aber unter den unmittelbaren Zeugen des peinlichen Auftritts im Club fand Olivier Treffan mehrere geheime und sogar einen offenen Ankläger.

„Ich kann den kläglichen Blick, mit dem Bievuille mich ansah, nicht loswerden,“ sagte Desgremont. „Er hat mich während der ganzen Nacht verfolgt. Der Mann mag zu weit gegangen sein, aber er sah wirklich zum Erbarmen aus.“

Desgremont äußerte sich in dieser Weise inmitten einer Gruppe junger Leute, die sich am Sonntag, kurz vor dem Essen, im großen Salon des Clubs versammelt hatten, um die letzten Nachrichten über den Tagesscandal einzuholen und sich sodann am Abend in Gesellschaft als „gutunterrichtet“ nützlich und angenehm zu machen.

Rohault vertheidigte Treffan, indem er wiederholte, was außerhalb des Cercle über Bievuille's Benehmen gesagt wurde.

Da erhob sich eine Stimme, die man bis dahin im Club niemals laut hatte sprechen hören, die des jungen, schüchternen Grafen Alexis Illien.

„Sie übersehen Eins,“ sagte dieser, „nämlich, daß Sie noch gar nicht wissen können, ob Bievuille einen Vorwand gesucht, seine Anklage böswillig erfunden, oder die einfache Wahrheit gesagt hat.“

„So glauben Sie, daß Treffan . . .?“ fragte Rohault betroffen.

„Was ich glaube, will ich vorläufig noch für mich behalten,“ fuhr Illien ruhig fort; „aber ich bin gern bereit zu erklären, daß ich den Baron Bievuille

für einen Ehrenmann halte, und daß ich Sie sehr hart für ihn finde. — Sie scheinen als selbstverständlich anzunehmen, daß er gelogen hat.“

Desgremont, dem der gute Ruf seines Clubs am Herzen lag, fürchtete eine neue Scene, der möglicherweise ein Duell zwischen Illien und Rohault folgen konnte. Er wandte sich deshalb beschwichtigend an den Einen und den Andern. Illien hörte ihm gelassen zu; aber als Desgremont schwieg, wiederholte er, sich an die Gruppe wendend, die ihn umstand: „Ich halte den Baron Bieuville für einen Ehrenmann, und glaube seinen Worten, es sei denn, daß man mir beweise, daß er die Unwahrheit gesagt hat.“

„Verzeihung, daß ich Sie unterbreche,“ sagte eine Stimme hinter Illien. Er wandte sich um. Treffan stand vor ihm. „Darf ich Sie bitten,“ fuhr dieser höflich fort, „zu wiederholen, was Sie soeben geäußert haben.“

Illien zauderte einige Sekunden, dann antwortete er: „Wollen Sie mir nicht gestatten, dies in einigen Tagen zu thun? — Ich bin mit gewissen Gebräuchen, die hier als strenge Regel gelten, nicht ganz vertraut; aber ich glaube zu wissen, daß Sie augenblicklich, so zu sagen, unantastbar sind. Sobald Sie Ihre Rechnung mit meinem verehrten Freunde, dem Baron Bieuville, abgeschlossen haben, werden Sie mich bereit finden, Ihnen Ned' und Antwort zu stehen.“

Treffan warf dem Russen einen giftigen Blick dazu, dem gleich darauf ein unangenehmes Lächeln folgte. „Ich werde nicht verfehlen,“ sagte Treffan, „Sie in kurzer Frist an Ihr Versprechen zu erinnern; aber ich glaube zur Aufklärung der hier anwesenden Herren, ohne Verzug andeuten zu müssen, daß die Freundschaft, die Sie dem Baron von Bieuville octroyiren, oder vielmehr das Uebelwollen, welches Sie für mich an den Tag legen, nicht vollständig uninteressirt ist . . . Verstehen Sie mich Graf Illien? . . . Oder wünschen Sie, daß ich mich deutlicher ausdrücke?“

„Ich verstehe,“ entgegnete Illien bleich vor Zorn, „daß Sie ein Elender sind!“

„Meine Herren!“ rief Desgremont.

„Ich bitte um Verzeihung,“ sagte Treffan sich an diesen wendend; „aber ich appellire an Sie Alle, ob ich es bin, der hier eine Ruhestörung provocirt hat.“ — Darauf warf er den Kopf stolz in die Höhe, maß Illien mit einem verächtlichen Blicke und sagte kalt: „Sie werden bald von mir hören. Augenblicklich gehöre ich mir nicht an.“

„Ich meinte dasselbe,“ entgegnete Illien, der schnell wieder ruhig geworden war, „als ich vorhin den Wunsch ausdrückte, meine Aeußerungen über Sie, nicht sofort zu wiederholen.“

René Demercier saß als stummer Zeuge dieses Austritts in einem Sessel in der Nähe des Kamins. Er hielt sich den Kopf mit beiden Händen, und war von dem, was er hörte, halb betäubt.

„Soll ich Wertha die Geschichte erzählen?“ fragte er sich, als er gegen sechs Uhr aus dem Club nach Hause ging. Er überlegte sich, daß die Ange-

legenheit seiner Schwester unmöglich verborgen bleiben konnte. „Da ist es am besten, sie erfährt Alles durch mich,“ meinte er.

Er war auffallend still und zerstreut während der Mahlzeit. Nach dem Essen gab er Bertha ein Zeichen, daß diese sofort verstand. „Ich möchte mir ein Buch aus Deinem Zimmer holen,“ sagte sie. „Komm' und leuchte mir.“

Die beiden Geschwister entfernten sich; die Mutter blieb mit einer Handarbeit am Kamine sitzen und schlief bald darauf ein.

René glaubte nicht, daß er besondere Rücksichten auf die Gefühle seiner Schwester zu nehmen hätte, wenn es sich um die Schicksale Treffan's und Bievville's handelte, und sein Bericht über den Auftritt im Club war ein kurzer und sachlicher. Er konnte nicht sehen, welchen Eindruck seine Erzählung auf Bertha machte. Das Zimmer, in dem sich die Weiden befanden, war nur matt erleuchtet, und Bertha hatte sich gleich nach den ersten Worten, die ihr Bruder ausgesprochen, so gesetzt, daß ihre Gesichtszüge im Schatten waren. Als René schwieg, trat eine Pause ein. Endlich sagte Bertha mit schwacher Stimme:

„Gieb mir ein Glas Wasser.“

René ging in das Nebenzimmer und brachte seiner Schwester das Verlangte, ohne etwas von ihrem Zustande zu bemerken. Sie trank das Wasser langsam aus, reichte ihm das Glas zurück und sagte, sich erhebend:

„Wir dürfen die Mutter nicht zu lange allein lassen.“

„Aber was sagst Du zu der Geschichte?“ fragte er.

Sie antwortete nicht, und nach kurzer Pause richtete sie selbst eine Frage an ihren Bruder:

„Wann wird das Duell mit Bievville stattfinden?“

„Davon hat man noch nicht gesprochen. Ich vermute übermorgen; d'Alizieres und Riancourt secundiren Treffan; Harbey und der Oberst Béron Bievville. — Ich weiß auch nicht, welche Waffen gewählt worden sind; jedenfalls wird es eine ernste Geschichte werden.“

Die Bedingungen des Duells waren jedoch bereits festgestellt worden; aber Niemand außer den Betheiligten, die Schweigen gelobt und bewahrt hatten, wußte dies. — Harbey war zunächst abgeneigt gewesen, sich in die Angelegenheit zu mischen; aber als er den armen Bievville starren Blicks, der Verzweiflung nahe, vor sich gesehen, als er sich überzeugt hatte, daß eine unglückliche Verkettung von Umständen den Baron nöthigte, dem falschen Spieler Genugthuung zu geben, wenn er sich nicht von der Gesellschaft, der er angehörte, in Acht erklären lassen wollte, da war Harbey schnell entschlossen gewesen, seinen Freund in der Noth nicht zu verlassen. — Bievville's zweiter Zeuge war ein entfernter Verwandter des Baron's, ein Mann reifen Alters, Oberst in der Garde und ein angesehenes Mitglied des Clubs, in dem der Auftritt mit Treffan stattgefunden hatte. Bievville war zufälligerweise — denn seine Verwirrung hatte ihm nicht gestattet, etwas Ueberlegtes zu thun — in der Wahl seiner Secundanten sehr glücklich gewesen. Viele Leute sagten

sich, daß Männer wie Harvey und Béron sich nicht für Bievville interessirt haben würden, wenn seine Sache nicht eine gute wäre.

Die vier Secundanten hatten sich schnell über die Bedingungen geeinigt, unter denen das Duell stattfinden sollte. Alle waren der Meinung gewesen, daß es sich nur um einen folgeschweren Zweikampf handeln könnte. Er sollte am Montag Morgen, um halb sieben Uhr, an einem ruhigen Plätzchen in der Nähe des Mont. Valérien stattfinden. „Ich garantire,“ hatte der Oberst gesagt, „daß uns dort Niemand stören wird.“ — Die Bedingungen des Duells waren: einmaliger Kugelwechsel auf fünf Schritt Barrière.

Die Unterhandlungen zwischen den Secundanten hatten am Sonntag Morgen stattgefunden. Gegen ein Uhr Nachmittags begab sich Harvey in das Hôtel d'Estang, um Bievville das Resultat derselben mitzutheilen. Der Baron hörte ihm zerstreut zu.

„Ich werde Sie morgen früh um fünf Uhr abholen,“ sagte Harvey. „Sie brauchen sich um nichts zu bekümmern. Oberst Béron und ich werden Alles besorgen.“

„Sehr wohl . . . Adieu . . .“

Bievville wollte sich entfernen. Harvey hielt ihn zurück.

„Ein Wort,“ sagte er, „es ist meine Pflicht, heute für Sie an Alles zu denken . . . Kann ich Ihnen behülflich sein, Ihre Angelegenheiten in Ordnung zu bringen?“

„Wozu?“ antwortete Bievville. „Wenn Marie . . . wenn Marie erst todt ist . . . nun so ist Alles in Ordnung.“

„Wie geht es der Baronin?“ fragte Harvey schnell, in der Sorge um die kranke Freundin das Duell vergessend.

Bievville blickte mit Augen, die nichts sahen, um sich, als suche er eine Antwort; wiegte sich unruhig von einem Fuß auf den andern, und klopfte dabei leise die ausgespreizten Finger der beiden Hände gegeneinander; dann senkte er das Haupt, wandte sich ab und verließ das Zimmer ohne geantwortet zu haben.

Harvey, durch diese Pantominen betroffen und beunruhigt, ließ Fräulein Anna d'Estang durch einen Diener bitten, in den Salon zu kommen. Das junge Mädchen erschien mit rothgeweinten Augen und erzählte, Marie sei sehr krank; der Arzt schein jede Hoffnung aufgegeben zu haben, und die Mutter habe zum Priester geschickt.

„Könnte ich Ihre Schwester sehen?“ fragte Harvey.

Anna verließ den Salon und kam mit dem Bescheide zurück, ihre Mutter lasse Sir Richard bitten, am Abend wiederzukommen, da die Kranke augenblicklich zu schlummern schein.

Harvey entfernte sich darauf und fuhr zu Frau Azati, die jetzt bei ihrer Schwester wohnte und der er von dieser vorgestellt worden war. Die junge Frau hatte Sir Richard's Sympathie sofort gewonnen. Unter dem Einfluß der aufregenden Sorge um Marie und um Bievville begrüßte er sie, als ob sie alte und gute Bekannte gewesen wären. — Lätizia, ihrerseits, fühlte

sich dankbar und vertrauensvoll zu Harvey hingezogen, denn sie wußte aus Martha's Munde, daß sie in ihm einen treuen Verbündeten habe. Sie ahnte übrigens, ohne daß Martha oder Harvey die leiseste Andeutung gemacht hätten, daß Sir Richard's Sympathie für sie, ein Widerschein seiner Liebe für ihre Schwester sei.

Harvey erfuhr von Frau Azati, daß die Gräfin Daxat am Abend um acht Uhr aus der Bretagne zurückkommen werde. Sie hatte nicht Zeit gehabt zu schreiben, aber sie hatte ihrer Schwester eine Depesche gesandt, aus der hervorging, daß die gute, alte Marquise ohne langes Bedenken Partei für die Schwester ihrer Schwägerin ergriffen hatte.

„Martha theilt mir mit,“ erzählte Lätizia, „daß ich mich darauf vorzubereiten habe, morgen bereits mit ihr nach Trieux abzureisen.“

Harvey drückte seine Freude darüber aus, daß die Angelegenheit einen so guten Verlauf nähme; darauf sprach er von der Krankheit der Baronin von Bievville; und da er voraussetzte, daß Martha lebhaftes Interesse an dem Befinden ihrer Freundin nehmen werde, so versprach er, am Abend um acht Uhr an der Eisenbahn zu sein, um der Gräfin Daxat die letzten Nachrichten über den Zustand der Baronin zu bringen. Ehe er sich entfernte, wollte er Frau Azati auch noch einige Worte über den Vorfall im Club sagen. Es war vorauszusehen, daß Lätizia von dem Streit und dem Duell hören würde. Harvey nahm an, daß sie dadurch aufgeregt werden könnte. In seiner vorsorgenden Sympathie für die unglückliche Frau wollte er ihr Zeit geben, sich zu sammeln, bevor sie mit ihrer Schwester zusammentraf.

Frau Azati wußte nichts von dem Verhältniß zwischen Frau von Bievville und Tressan. Sir Richard war nicht berechtigt, sich darüber zu äußern, und erzählte nur in möglichst schonender Weise, Tressan stehe von dem Baron Bievville angeklagt, falsch gespielt zu haben und werde sich in Folge dessen mit diesem schlagen.

Lätizia hatte die Farbe gewechselt und den Blick zu Boden geschlagen als Tressan's Name ausgesprochen wurde. Als Harvey schwieg sagte sie leise, ohne den Kopf zu erheben:

„Mißverstehen Sie mich nicht . . . Wäre es möglich, dem Unglücklichen einen Ausweg zu eröffnen . . . ihm bei seiner Flucht behülflich zu sein?“ Sie zögerte wieder und fügte dann noch leiser hinzu: „Vielleicht gebraucht er Geld . . . Können Sie es ihm nicht bringen? . . . Sie beurtheilen mich nicht falsch, Sir Richard?“

„Nein sicherlich nicht,“ antwortete dieser. „Aber Herr Tressan wird nicht fliehen wollen; er behauptet, er sei unschuldig . . . Viele glauben es.“

„Sie wissen, daß er schuldig ist . . . Der Unglückliche! . . . Können Sie nichts für ihn thun?“

„Ich fürchte: nein; ich will aber darüber nachdenken.“

Darauf entfernte sich Harvey. Die Sorge um Marie und Bievville

und um Frau Azati, ja sogar um den unwürdigen Treffan nahm alle seine Gedanken dermaßen in Anspruch, daß er seine eigenen größten Interessen, sein Verhältniß zu Martha, darüber vergaß. — Auch Lätizia dachte an diesem Sonntag Nachmittag nur wenig an sich selbst, obschon sie sehr wohl wußte, daß ihre ganze Zukunft jetzt auf dem Spiele stände. Sie dachte an Treffan, den sie geliebt, und der sie betrogen hatte; den sie verachtete und dennoch aus tiefster Seele bemitleidete. Sie wollte ihn nie wieder sehen — ihr Herz schauderte bei dem Gedanken eines möglichen Zusammentreffens mit ihm — aber wenn es möglich war, so wollte sie ihn retten. — Wie? — Sie durfte in der Sache nichts thun, ohne ihre Schwester um Rath gefragt zu haben. Sie nahm sich vor, am Abend mit dieser zu sprechen.

Während die Pariser über den Baron Bievuille spotteten, Treffan anklagten oder entschuldigten; — während Harven und Lätizia um Andere, Würdige und Unwürdige sorgten; — während Treffan, einem zum Tode Verurtheilten gleich, der entschlossen ist „mit Grazie“ zu sterben, mit einem eigenthümlichen Lächeln auf den schmalen, Lippen in seinem Zimmer auf- und abging; — während Anna d'Estang um ihre Schwester weinte und der alte d'Estang ruhig die „Union“ las, als drohe ihm kein Unglück; — während Bievuille in Schmerz versunken neben dem Zimmer saß, in dem sein Liebstes auf der Welt, jetzt der Erlösung von aller Unruhe und von allem Schmerz entgegen- ging; — während des langen Sonntag-Nachmittags, wich die arme, alte Baronin d'Estang nicht von der Seite ihres Kindes. — Schmerz ist ein gutes Mittel gegen Sorgen; aber es giebt Sorgen, die derart peinigen, die so am Herzen zehren, daß sie selbst den bittersten Schmerz betäuben. — Der Baronin lag eine solche schwere Sorge wie ein Stein auf der Brust: Marie hatte bereits zu verschiedenen Malen angedeutet, daß sie Edmund allein zu sehen wünsche, und ihre Mutter hatte diese Andeutung absichtlich überhört. Nun saß sie sinnend und sorgend neben dem Lager, auf dem ihr Liebling still und bleich dalag. Sie hoffte nichts mehr, und ihr Schmerz war unbeschreiblich; aber sie fürchtete noch Etwas, und ihre Furcht war so groß, daß sogar ihr Schmerz davor schwieg.

„Wo ist Edmund?“ fragte Marie wieder.

Die Baronin erhob sich und näherte sich der Thür; an der Schwelle blieb sie lange nachdenklich stehen; dann kehrte sie zum Bette zurück, beugte sich über die Kranke und küßte sie auf die Stirn.

„Meine Tochter,“ sagte sie; „schütte Dein Herz vor Deiner Mutter aus; aber schon eines Unglücklichen . . . Laß Edmund seinen Glauben, sein Vertrauen zu Dir, damit er Dich noch lieben könne, wenn Du uns erhalten bleibst, und Dich beweine und Dein Andenken ehre, wenn . . .“

Sie konnte nicht weiter sprechen; der Jammer ersticke sie; sie sank auf einen Sessel und bedeckte sich das Antlitz.

Marie blieb lange Zeit stumm und unbeweglich; dann sagte sie, starr vor sich hinblickend:

„Da hast Recht, Mutter. Ich habe nicht genug gelitten für das, was

ich gethan . . Ich gehorche Dir . . und das ist meine härteste Strafe . . Nun rufe Edmund . . und sei unbeforgt.“

Der Nachmittag schlich dahin. Im Krankenzimmer wurde seit Stunden bereits kaum noch gesprochen. Marie wurde schwächer und schwächer; aber noch leuchtete volles Bewußtsein aus den dunklen Augen, die sich von Zeit zu Zeit müde schlossen und dann wieder liebevoll von der Gestalt der Mutter auf die des Vaters oder der Schwester wanderten. — Der alte Baron d'Ulang schien blind zu sein, oder er wollte nicht sehen, daß es mit seinem Kinde zu Ende ging. Er erschien im Laufe des Nachmittags mehrere Male am Lager seiner Tochter, musterte sie dann jedesmal mit großer Aufmerksamkeit, aber bemerkte wohl keine bedenkliche Veränderung in ihrem Zustande, und entfernte sich immer bald wieder. — Alte Herzen werden oft so eifrig kalt, als wären sie schon todt.

Um sieben Uhr erschien Harvey wieder im Hôtel d'Ulang. Er sah Marie einen Augenblick. Sie lächelte ihm freundlich zu, und als er ihr mittheilte, er gehe nun nach der Eisenbahn, um die Gräfin Dazat zu erwarten, die von einem kurzen Besuche bei ihrer Schwägerin zurückkehre, sagte Marie leise:

„Ich würde mich freuen, Martha noch einmal zu sehen. Sie war ja meine ‚Schöne Freundin‘, meine beste Freundin.“

Sie lächelte kindlich, bezaubernd und fügte hinzu: „Schade, Sir Richard, daß Sie nicht als Frau geboren sind — dann hätte ich eine gute Freundin gehabt . . . und Alles wäre vielleicht anders geworden.“

Harvey erhob sich verlegen und entfernte sich schnell, unter dem Vorwande, er müsse sich beeilen, um rechtzeitig an der Eisenbahn zu sein. — Auf der Station traf er mit Lätizia zusammen. Er erzählte ihr, er sei bei Treffan gewesen, habe ihn aber nicht gefunden und einen Brief hinterlassen, in dem er ihm noch zu später Stunde Rendezvous gebe. „Ich werde thun, was ich kann, um ihm zu helfen,“ fügte er hinzu, „aber ich fürchte, er wird jede Hülfe verschmähen.“

Bald darauf kam der Zug an, und wenige Minuten später trat die Gräfin Dazat in den großen Saal, in dem Harvey und Lätizia auf sie warteten. — Nachdem die beiden Schwestern sich umarmt hatten, näherte Harvey sich der Gräfin. Sie drückte ihm herzlich die Hand und erkannte sofort an dem Ausdruck seines Gesichtes, daß etwas Außergewöhnliches und Schmerzliches vorgefallen sei. Sie sah ihn ängstlich fragend an. — Lätizia trat einige Schritte zurück, um das Gespräch zwischen den Weibern nicht zu stören. Harvey berichtete in wenigen Worten von dem plötzlichen Erkranken der Baronin Neuville und von dem Vorfall im Club. Obgleich er dabei gar nicht an sich selbst dachte, so bemerkte er doch, und dies gewährte ihm eine innige Befriedigung, wie vertraulich das Verhältniß zwischen ihm und Martha während der letzten Tage geworden war.

„Weiß Lätizia schon was vorgefallen ist?“ fragte die Gräfin.

„Ich habe es für das Beste gehalten, ihr Alles zu sagen.“

„Sie irren sich nie, wenn es sich darum handelt Gutes zu thun,“ sagte

Martha. Sie bat Harvey sodann, ihr am selben Abend noch, selbst wenn es spät werden sollte, Nachrichten von Marie zu bringen: „Sagen Sie ihr, ich werde morgen ganz früh zu ihr kommen; oder noch lieber heute Abend, wenn der Doctor es erlauben will.“

Harvey verließ darauf die beiden Schwestern und begab sich zunächst nach seiner Wohnung. Er fand dort einen Brief von Tressan, den er schnell durchlas und dann mit einem ärgerlichen Achselzucken zerfnitterte und in das Feuer warf. — Tressan hatte Harvey's Besuch als die Mahnung eines Gläubigers gedeutet und schrieb, Harvey könne unbesorgt sein; das Geld, das er ihm geliehen habe, werde in jedem Falle, selbst wenn er, Tressan, fallen sollte, zurückbezahlt werden. „Ich bedaure,“ schloß der Brief; „Ihnen heute Abend kein Rendezvous mehr geben zu können. Meine Zeit ist bis morgen früh vollständig in Anspruch genommen.“

Es ist ein langer Weg von der Station Montparnasse bis nach dem Viertel der Champs Elysées, in dem die Gräfin Daxat wohnte; und die beiden Schwestern konnten sich während der Fahrt viel erzählen.

Lätizia erfuhr, daß die Gräfin Drieux vollständig für die gemeinschaftliche Sache der Schwestern gewonnen sei, und daß diese bei ihr wohnen könnten, bis in Paris durch einflußreiche Verwandte, Freunde und Bekannte Maßregeln getroffen seien, um Lätizia's Einführung in einige tonangebende Salons zu sichern. Lätizia jagte dazu kleinlaut:

„Ich werde in der guten Gesellschaft doch nur geduldet werden. — Wozu soll ich mich einer solcher Demüthigung aussetzen? Du würdest dies noch schmerzlicher als ich empfinden. Es genügt mir, wenn mir gute Menschen, wie Sir Richard Harvey und die Marquise von Drieux, vertrauensvoll und freundschaftlich die Hand reichen wollen. Ich sehne mich durchaus nicht danach, fremde Leute kennen zu lernen; ich fürchte mich sogar davor. — Also gieb Dir keine Mühe, mich unter Deinen Bekannten einzubürgern . . . Es ist Alles so viel besser geworden, als ich erwarten durfte. Ich bin zufrieden, nun wieder mit Dir zusammen zu sein, und verlange nicht mehr.“

Die Gräfin Daxat drang nicht weiter in ihre Schwester. Sie hatte sich im Gespräch mit der Marquise, gerade weil diese eine gute, wohlwollende Frau war, klar gemacht, daß Lätizia's Stellung in der Pariser Gesellschaft immer eine falsche bleiben müßte. Sie hatte ihrer Schwester diese demüthigende Mittheilung ersparen wollen. Es war ihr lieb, daß ihr dies so leicht gemacht wurde. — Das Gespräch stockte eine kleine Weile nach Lätizia's letzten Worten; dann fing Martha an, von dem Vorfall im Club zu sprechen. Sie wünschte, sich mit Lätizia über dies peinliche Thema im Wagen, im Dunkeln auszusprechen, um eine etwaige Verlegenheit ihrer Schwester ignoriren zu können. Auch Lätizia war daran gelegen, rasch zu sagen, was sie für Tressan zu thun beabsichtigte. Sie hatte nicht zu fürchten, von ihrer Schwester mißverstanden zu werden, aber sie schämte sich ihrer eigenen Güte und Großmuth wie einer Schwäche, und kleidete deshalb den Vorschlag, Tressan zu seiner Flucht behülflich

zu sein, in einen Vorwand, der sich ihrem Geiste während des Sprechens darstellte.

„Ich hoffe,“ sagte sie, „Herr Treffan nie wiederzusehen, und Du weißt, wie sehr ich dies wünschen muß. — Wenn man ihn überreden könnte, von Paris zu fliehen, so würde er es nicht wagen, hierher zurückzukehren. Aber er wird in Geldverlegenheit sein. Kennst Du Jemand, der geeignet wäre, ihm anzubieten, was er gebrauchen mag?“

Martha war derselben Meinung wie Harvey. „Herr Treffan wird nicht entfliehen wollen,“ bemerkte sie.

„Es wäre ein großes Glück für mich, wenn er es thäte,“ entgegnete Lätizia. Martha sann einen Augenblick nach. „Ich will heute Abend mit Sir Richard darüber sprechen,“ sagte sie. Sie dachte jetzt immer zuerst an den Baronet, wenn es sich darum handelte, ihr einen Dienst zu leisten.

„Kennst Du keinen andern zuverlässigen Menschen, einen jüngern Mann?“ fragte Lätizia. „Treffan würde sich einem solchen gegenüber weniger beschämt fühlen.“

„Graf Illien . . .“ sagte Martha nachdenklich.

„Nein, nicht den, das ist unmöglich!“ rief Lätizia.

„René Lemercier,“ fuhr Martha fort.

„Ja, René Lemercier, der ist dazu geeignet! Martha, ich bitte Dich, bescheide ihn sofort zu Dir. Er war ein Freund Treffan's; er muß Mitleid mit dem Unglücklichen haben. Laß mich mit Lemercier sprechen. Ich werde ihn veranlassen, Treffan zu Hülfe zu kommen . . .“

Die Gräfin antwortete nicht.

„O, Martha, beurtheile mich nicht falsch,“ fuhr Lätizia flehend fort.

„Nein, nein,“ sagte Martha und legte ihre Hand vertraulich und liebevoll auf die ihrer Schwester. „Ich weiß wie gut Du bist. Ich will Alles thun, was Du von mir verlangst.“

Der Wagen war vor dem Hause der Gräfin Dazat angelangt. Die beiden Damen stiegen aus und traten in die erleuchteten Gemächer, in denen Alles zu ihrem Empfang vorbereitet war. — Eine Kammerfrau wollte der Gräfin behülflich sein, den Hut und den Mantel abzulegen; aber Martha setzte sich im Reiseanzuge an ein kleines Bureau und schrieb wenige Zeilen. Dann ließ sie einen Diener rufen.

„Nehmen Sie den Wagen,“ sagte sie, „und suchen Sie Herrn Lemercier auf. Sie werden ihn in seiner Wohnung oder im Club finden; oder man wird Ihnen an dem einen oder dem anderen Orte sagen können, wo er ist. Sie müssen ihn finden. — Verstehen Sie mich? Und dann geben Sie ihm diesen Brief, und bringen Sie mir seine Antwort. Die Sache hat große Eile.“

XX.

Martha hatte soeben ihren Reiseanzug abgelegt und sich in den Salon begeben, wo ihre Schwester auf sie wartete, als der Diener, der vor einer

halben Stunde fortgefahren war, wieder eintrat, um zu berichten, Herr Lemercier werde sich beeilen, den Befehlen der Frau Gräfin Folge zu leisten. Wenige Minuten später hörte man einen Wagen vor der Thür anhalten, und gleich darauf wurde Herr René Lemercier angemeldet.

Er blieb erstaunt auf der Schwelle stehen, als er Frau Azati neben der Gräfin Dagat sitzen sah. Diese sagte ohne jede Verlegenheit: „Sie kennen meine Schwester schon,“ und lud sodann Lemercier ein, Platz zu nehmen.

René mußte nicht mehr, wo ihm der Kopf stand. Seit vierundzwanzig Stunden lebte er wie in einem Traum: Treffan, der „unwiderstehliche“, der elegante Cavalier, das beneidete Vorbild aller gesellschaftlichen Tugenden, Treffan, dem er niemals hatte ähnlich werden können — Treffan, angeklagt, ein falscher Spieler, ein elender Betrüger zu sein! — Und Bianca, die Frau des verstorbenen Spielers Felice Azati, die ehemalige Geliebte Treffan's — Bianca, die Schwester der Gräfin Dagat, und jetzt wie zu Hause am Herde der stolzen Frau! — Es war zu viel für René's kleines Gehirn. Er war zu verwirrt, um irgend welche Aufklärung zu suchen oder zu verlangen, und ließ sich mit verstörter Miene auf den Sessel fallen, den die Gräfin Dagat ihm angeboten hatte. — Wie im Traume auch, undeutlich nur, vernahm er, was die beiden Schwestern, jetzt die Eine, dann wieder die Andere sprechend, von ihm verlangten. — Was? . . . Er sollte zu Treffan gehen, ihm Geld anbieten, ohne zu sagen, von wem es käme, und ihn auffordern, Paris heimlich zu verlassen? — Wer war hier nicht recht bei Verstande? Waren es die beiden Frauen, die solch seltsames Ansuchen an ihn stellten, oder war er es selbst, indem er sie mißverstand? — Er rieb sich die kleine Stirn, und plötzlich unterbrach er die Gräfin:

„Verzeihung, meine Gnädigste! Ich verstehe Sie ohne Zweifel nicht richtig.“

Aber die Gräfin wiederholte klar und deutlich, was sie bereits gesagt und was René richtig verstanden hatte.

„Das ist ganz unmöglich,“ sagte dieser mit größerer Bestimmtheit im Tone, als er sonst der Gräfin gegenüber einzunehmen pflegte. „Das einzige Resultat meines Besuches bei Treffan würde sein, daß er mich nun auch fordern würde. — Seine Schuld ist noch nicht erwiesen. Ich mag nicht der Dritte im Bunde gegen ihn sein.“

Nun war es an der Gräfin und an Lätizia nicht mehr zu verstehen.

„Was wollen Sie sagen? Von welchen zwei Gegnern des Herrn Treffan sprechen Sie?“

„Von Bievville und von Illien natürlich; von wem soll ich sprechen wollen?“

„Vom Grafen Alexis Illien?“

„Nun jawohl!“

Er sah an dem Erstaunen und Schrecken der beiden Frauen, daß diese von dem zweiten Vorfall im Club noch keine Kenntniß hatten. Es war

ihm inmitten seiner Verwirrung und Aufregung, eine beruhigende Genugthuung, erzählen zu können, was er mit angesehen hatte: Ilgen hatte für Bievville Partei ergriffen, und Tressan hatte den jungen Russen gefordert, oder mußte dies thun.

Eine Pause trat ein, nachdem Lemercier seinen Bericht beendet hatte. Lätizia erhob sich ohne ein Wort zu sagen und verließ das Zimmer. René und Martha saßen sich noch einige Minuten stumm gegenüber, dann sagte die Gräfin: „Entschuldigen Sie mich einen Augenblick — aber warten Sie auf mich.“ Sie folgte ihrer Schwester und kehrte erst nach einer viertel Stunde mit einem Briefe in der Hand zurück.

„Können Sie den Grafen Ilgen heute Abend noch auffinden?“ fragte sie, sich an René wendend.

„Sehr leicht.“

„Wollen Sie die Güte haben, ihm diesen Brief zu geben? . . . Aber er muß sicherlich heute Abend noch in seine Hände gelangen.“

„Das will ich gern übernehmen; das ist eine andere Sache . . . Ich stehe immer zu Ihren Befehlen, Frau Gräfin; aber Sie werden selbst einsehen, daß es mir schlechterdings unmöglich ist, Ihren Auftrag an Tressan auszurichten.“

„Das ist abgemacht. Sprechen wir nicht mehr davon. Sprechen Sie überhaupt nicht von der Sache, wenn Sie mir gefällig sein wollen — Es handelt sich jetzt nur noch um die schnelle Besorgung dieses Briefes an den Grafen Ilgen.“

„Die übernehme ich.“ René erhob sich und fuhr fort. „Und dann will ich jetzt gehen, Frau Gräfin, wenn Sie mir keine weiteren Befehle zu geben haben. . . Merkwürdige Geschichten passiren in dieser Welt! Nicht wahr? Was sagen Sie zu all' dem? . . . Nun, auf Wiedersehen! — Sie können sich darauf verlassen, daß dieser Brief bald in Ilgen's Händen sein wird.“

Damit entfernte sich Lemercier. — Martha begab sich darauf zu ihrer Schwester, die sie ängstlich fragend anblickte, als sie in das Zimmer trat.

„Sei ruhig,“ sagte Martha. „Er wird sicherlich kommen.“

Das Dienstpersonal der Gräfin wußte gar nicht mehr, was es von dem eigenthümlichen Gebahren seiner Herrschaft denken sollte. Seit einigen Tagen herrschte in dem sonst so ruhigen, ordentlichen Hause eine Wirthschaft wie bei Damen, die sich „amüsiren“. — Die Gräfin fuhr des Nachts um zwei Uhr aus, blieb bis fünf Uhr in einem fremden Hause, beherbergte eine Unbekannte, eine Madame Lätizia, die sie ihre Schwester nannte; verreiste allein, ohne einen erfindlichen Grund; kam plötzlich wieder zurück; empfing zu ungewöhnlichen Stunden Besuche, und bekümmerte sich allem Anscheine nach um Nichts, was im Hause vorging, wo sie sonst Alles streng zu überwachen pflegte. Herr Lemercier hatte den Salon kaum verlassen, als Sir Richard Harvey sich anmelden ließ; und währenddem dieser noch in eifrigem Gespräch mit den beiden Damen saß, trotzdem es nahe an Mitternacht war, kam der Jäger eines Clubs in einem Wagen angefahren und überbrachte einen Brief, der,

wie er sagte, die größte Eile hatte. — Diener, Kutscher, Kammermädchen und Köchin zerbrachen sich die Köpfe darüber, was dies Alles zu bedeuten habe.

Sir Richard und Martha hatten in der That Vieles zu besprechen. Sie bemerkten gar nicht, daß es spät geworden sei, und bekümmerten sich nicht im Mindesten darum, was die Dienerschaft sagen und denken mochte. Harvey hatte über die Krankheit der Baronin und über das Duell zwischen Tressan und Bieuville gesprochen und dagegen von der Gräfin erfahren, daß Illien ebenfalls in einen Streit mit Tressan verwickelt worden sei. — „Ist es nothwendig, daß sich Graf Illien mit Herrn Tressan schlägt?“ hatte die Gräfin gefragt. „Ist es ihm nicht erlaubt, nein, ist es nicht sogar seine Pflicht, einem Menschen von Tressan's Charakter Gemuthung zu verweigern?“

Harvey hatte darauf keine bestimmte Antwort geben können. Er wollte Illien's Antwort abwarten.

Sir Richard und Martha saßen sich während dieser Unterhaltung dicht gegenüber, denn sie sprachen leise, um von den neugierigen Leuten, die möglicherweise an den Thüren lauschen konnten, nicht gehört zu werden. Ihre Blicke begegneten sich häufig. Es waren ruhige, ehrliche Blicke, wie sie zwischen guten Freunden gewechselt werden, die sich Einer auf den Andern verlassen und in der Noth zusammen halten wollen. — Lätizia saß anscheinend theilnahmslos am Kamin. Sie hörte kaum, was die Beiden neben ihr sprachen; aber so oft ein Wagen vor der Thür anhielt, klopfte ihr das Herz, und sie wartete sodann einige Minuten mit Spannung aller Nerven, hoffend, Alexis Illien in das Zimmer treten zu sehen.

Endlich wurde die Thür geöffnet, aber es war nur ein Diener, der hereintrat. Er überreichte den Brief, der eben aus dem Club angekommen war. Martha erbrach das Couvert und durchslog den Brief mit den Augen.

„Es ist gut,“ sagte sie dem Diener, der wartend an der Thür stehen geblieben war. — Sobald der Mann sich entfernt hatte, wandte sie sich an Harvey und ihre Schwester. „Ein Brief von Herrn Lemercier,“ sagte sie und dann las sie vor:

„Graf Illien ist nicht aufzufinden. Ich habe ihn vergeblich im Club und in seiner Wohnung gesucht. Sein Diener sagte mir, der Graf sei, nachdem er zu Hause gegessen, gegen neun Uhr mit zwei Herren, die ihn aufgesucht, ausgegangen. Der Diener kannte die Herren nicht. Ich vermuthete, es waren seine Secundanten oder die des Herrn Tressan. Ich habe im Club für Illien aufgeschrieben, daß ein eiliger Brief in seiner Wohnung auf ihn warte. Er wird Ihre Mittheilungen also sicherlich heute Abend noch lesen.“

„Was hatten Sie geschrieben?“ fragte Harvey, sich an Martha wendend.

„Ich bat den Grafen, womöglich heute Abend noch zu mir zu kommen; andernfalls morgen, in aller Frühe. Ich hoffe, er wird meinen Brief rechtzeitig bekommen.“

„Sie können beruhigt sein,“ antwortete Harvey darauf. „Ich weiß positiv, daß Herr Tressan morgen Vormittag in einer Weise in Anspruch

genommen ist, die ihn nicht daran denken läßt, sich um Alexis zu bekümmern. Die Unterhandlungen zwischen seinen Secundanten und denen des Grafen Mlien können frühestens im Laufe des morgenden Tages stattfinden. Vorher sehen Sie unsern jungen Freund, oder ich suche ihn auf. Wir haben jedenfalls noch vierundzwanzig Stunden Zeit. Mittlerweile läuft viel Wasser in das Meer.“

Er drückte darauf den beiden Frauen freundlich die Hand und empfahl sich.

„Welch' guter, edler Mensch!“ sagte Lätizia ihm nachblickend.

Martha antwortete nicht, aber sie seufzte leise.

Die beiden Schwestern warteten noch lange Zeit im Salon. Als es jedoch nahe an zwei Uhr Morgens geworden war, gaben Sie die Hoffnung auf, Mlien noch zu sehen, und wollten sich zur Ruhe begeben. Als Martha ihre Schwester umarmte, um ihr eine gute Nacht zu wünschen, bemerkte sie, daß dieser das Antlitz wie im Fieber brannte.

„Sei ruhig, Lea,“ sagte sie. „Alles wird gut werden.“

Lätizia schüttelte traurig das Haupt, und die Thränen kamen ihr in die Augen. „Ich bin seit drei Tagen zu glücklich gewesen,“ sagte sie resignirt.

Die Schwestern waren an ein Fenster getreten und blickten stumm in die schwarze Nacht hinaus. Plötzlich prallten Beide erschrocken zurück. Ein Blitzstrahl schien dicht vor ihren Augen aus dem dunkeln Gewölk in die Erde zu fahren. Gleich darauf machte ein furchtbarer Donnerschlag das Haus erbeben, und dann schlug klatschender Regen gegen die Scheiben und auf das Pflaster.

„Komm mit mir,“ sagte Martha. „Wir wollen in demselben Zimmer schlafen. Das ist eine furchtbare Nacht! So stürmte es manchmal zu Hause, an der Küste. Gott sei denen gnädig, die jetzt auf dem Meere sind.“

XXI.

Das Ungewitter, das sich spät in der Nacht über Paris entladen, hatte sich erst am frühen Morgen langsam und grollend verzogen. Aber der Regen hatte nicht aufgehört und fiel ununterbrochen und schwer auf die getränkte und überfluthete Erde. — In den alten, ärmeren und schlechteren Stadttheilen von Paris, jenseits des Faubourg Montmartre und der Boulevards, sah man lange Reihen von Arbeitern in weißen und blauen, besleckten und zerrissenen Blousen ihrem Tagewerke zueilen; aber in den neuen, vornehmen Vierteln, in den Champs Elysées und den großen Avenuen, die sich vom Arc de Triomphe in langen graden Linien nach allen Himmelsgegenden hin erstrecken, war es unheimlich öde. Fast kein Fußgänger war dort zu erblicken. Die Straßentherren, die man in diesen Stadttheilen gewöhnlich zu den frühesten Tagesstunden beschäftigt sehen kann, ließen vorläufig noch den Regen für sie arbeiten, der allen Staub in schlammigen Schmutz verwandelt hatte und allen Unrath mit sich fortgeschwemmte. — Die Stadtsfergenten, die Nachtdienst gehabt hatten und nun müde und fröstelnd auf Ablösung warteten, hatten unter Thorwegen Schutz vor dem Unwetter gesucht und gefunden und blickten, mehr aus

Gewohnheit als aus Pflichtgefühl, die leeren Straßen auf und ab, ganz sicher, daß bei diesem Regen nichts vorkommen werde, was ihre Thätigkeit in Anspruch nehmen könne. — Die Kutscher der wenigen Nachtdroschken, die am Rond-Point und am Arc de Triomphe hielten, hatten sich in ihre Wagen verkrochen und waren dort ruhig und fest eingeschlafen. Die armen, mageren Gäule ließen die knöchigen, großen Köpfe hängen, und standen mit schläfrig halbgeschlossenen Augen, wie erstarrte Bilder des Glücks, regungslos da.

Zwei Sergents-de-ville, die sich kameradschaftlich nebeneinander unter dem breiten Thorwege eines vornehmen Hôtels, ganz am Ende der Champs Elysées aufgestellt hatten, wandten plötzlich Beide die Köpfe nach rechts. — Zwei dunkle Coupés, von stattlichen Pferden im scharfen Trabe gezogen, waren aus der Rue de Villault in die Champs Elysées gelangt und näherten sich nun schnell dem Arc de Triomphe. — Die Kutscher in langen Ueberröcken beugten sich gegen das Wetter und schienen nur die leere Straße vor sich zu sehen. Die schweren Hufe der Pferde klatschten in den Pfützen, die sich überall gebildet hatten und warfen dicke Schlammtröpfchen bis auf das Trottoir. — Die Sergents-de-ville blickten in die vorüberrollenden Wagen. In einem jeden derselben saßen zwei Herren. Das war Alles, was die Polizeibeamten entdecken konnten. Sie sahen sich bedeutungsvoll und gleichgültig zugleich an.

„Ich wette,“ sagte der Eine, „daß ich weiß, wo Die hinfahren.“

Der Zweite, der Ältere von den Beiden, machte eine Bewegung mit der Schulter, als ob er sagen wollte: „Was geht uns das an,“ und antwortete dann laut: „Ich auch.“

Nach wenigen Minuten ergriff der Jüngere von Neuem das Wort:

„Da kommen die Anderen,“ sagte er.

Diesmal begnügte sich der Andre damit, zu nicken; aber sein Kamerad der neugieriger zu sein schien, trat aus dem Thorwege heraus auf die breite Chaussee, um die Insassen der zwei anderen Wagen, die aus der Rue de Berry gekommen waren, etwas genauer in Augenschein nehmen zu können. Er warf einen schnellen Blick in einen jeden der Wagen, als diese an ihm vorbeifuhren, und kehrte dann langsam, unbekümmert um den Regen, gegen den ihn sein Mantel schützte, zu seinem philosophischen Genossen zurück.

„Vornehme Leute,“ berichtete er. „Ich habe den Einen oft gesehen; muß hier in der Nähe wohnen.“

Den Ältern schien das unnütze Geschwätz seines Kameraden zu ärgern. Er gähnte laut, streckte die Arme dabei weit aus und sagte: „Es muß nahe an sechs Uhr sein. Ich mache mich auf den Weg zur Wache. — Guten Morgen!“

Die vier Wagen bogen, einer nach dem andern, in die Avenue du Roi de Rome ein, gelangten nach dem Trocadéro, und setzten von dort ihren Weg durch die Avenue de l'Empereur fort. Der erste Wagen rollte in ebenmäßigem, schnellem Tempo dem Bois de Boulogne zu; aber der Kutscher des zweiten Wagens mußte plötzlich seinem Pferde einen scharfen Peitschenschlag geben, denn das mit leichter Hand geführte Thier hatte sich unversehens

dem Trottoir genähert und wollte vor der Thür einer kleinen, dem Anscheine nach unbewohnten Villa, Halt machen.

Das Gesicht eines bleichen Mannes mit zornig funkelnden Augen bog sich aus dem Wagen und eine ungeduldige Stimme rief dem Kutscher zu: „Sind Sie bei Sinnen? So passen Sie doch auf! Vorwärts! Folgen Sie dem andern Coupé.“

Ein zweiter Herr, der in demselben Wagen neben dem blassen Mann saß, hatte den kleinen Zwischenfall kaum bemerkt und ihn unberücksichtigt gelassen; aber er beobachtete seinen Nachbar von der Seite mit einer Aufmerksamkeit, die nicht frei von Besorgniß und Erstaunen zu sein schien.

„Tressan ist nervös,“ sagte er vor sich hin. „Wer hätte das geglaubt?“

In dem dritten Wagen, der wenige Minuten später an der Villa vorbeirrte, saßen der Oberst Béron und sein Regimentsarzt; in dem vierten, der unmittelbar folgte, der Baron Vieuville und Sir Richard Harvey.

Vieuville war ebenso bleich wie Tressan; aber keine Spur von Aufregung, nur verzweifelte Traurigkeit war auf seinem Gesichte zu lesen. Er hatte sich vor einer halben Stunde von einem Sterbebette fortgestohlen, um Harvey zu folgen, und seine Gedanken weilten noch bei der Kranken.

„Sie wollte meine Hand gar nicht loslassen,“ flüsterte er Harvey zu. „Sie hielt mich fest . . . Wissen Sie: wie ganz kleine Kinder es thun, die sich mit ihren winzigen Fingerchen an Einen anklammern. — Ganz fest hielt sie mich. Ein Glück, daß sie eingeschlafen war.“

Am Fuße des Mont Valérian, an einer Stelle wo sich mehrere Wege kreuzen, trafen die Wagen zusammen; und die acht Personen, die in denselben gesessen hatten, stiegen schweigsam aus und begrüßten sich. Die Kutscher empfingen Weisungen, wandten um und fuhren im Schritt nach verschiedenen Richtungen hin ab. — Die Herren, der Oberst Béron als Führer an der Spitze, betraten einen engen Fußweg, der sich nach der Festung emporzuschlängeln schien und klangen den Berg langsam empor. Nachdem sie zehn Minuten gegangen waren, blieb der Oberst stehen. „Hier,“ sagte er lakonisch.

Man war auf einem freien, von niedrigem Gesträuch eingefassten Platz angelangt. Zur Rechten erhoben sich die steilen, mit Moos und Gras bedeckten Mauern der Forts des Mont Valérian; nach allen anderen Richtungen hin erblickte man das große, von bewaldeten Höhen eingeschlossene Seine=Thal, in dem Paris liegt. Der Regen hatte nicht aufgehört. Hinter seinem grauen Schleier erschien Paris wie eine ungeheure, unförmige Masse, aus der in weiten Zwischenräumen die kolossalsten Bauten der Stadt: der Arc de Triomphe, das Panthéon, der Dom der Invaliden, die Tuilerien, die Thürme von Notre=Dame und Saint=Sulpice undeutlich, traumhaft emporragten.

Die beiden Doctoren, von denen der Eine mit Riancourt, der Andere mit dem Oberst Béron gekommen waren, hatten sich als alte Bekannte freundschaftlich die Hände geschüttelt und unterhielten sich von gleichgültigen Dingen.

Die vier Secundanten conferirten flüsternd mit einander. Vieuville

und Treffan standen etwas abseits, jeder allein, zur Rechten und Linken ihrer Freunde. — Treffan hatte sich an einen Baum gelehnt und schien aufmerksam damit beschäftigt, mittelst des eleganten Spazierstocks, den er in der Hand trug, den fetten Lehm abzustößen, der sich wie eine zweite, breite Sohle an seine Stiefel geklebt hatte. Seine dunklen, unruhigen Augen waren zu Boden geschlagen; aber mehrere Male warfen sie scheue Blicke nach der Stelle, auf der Bievville stand. Dieser, die Hände hinter auf dem Rücken in einander gelegt, blickte unverwandt nach Paris hinüber. Seine Augen hatten den Arc de Triomphe gefunden, und seine Gedanken wanderten nun den Faubourg St. Honoré hinunter, bis an das Hotel d'Étang, bis in das Zimmer, in dem Marie lag.

„Dies Paar,“ sagte der Oberst halbblaut, so daß er nur von den Nächststehenden, von den drei anderen Secundanten, gehört werden konnte, und indem er unter seinem Ueberrock einen Pistolenkasten hervorzog, „dies Paar habe ich gestern, um auf alle Fälle vorbereitet zu sein, von Devisme laden lassen. Ich gebe mein Wort, daß der Baron Bievville die Waffen niemals gesehen hat. Da bei dem Regen accurates Laden kaum möglich ist, so erlaube ich mir den Vorschlag zu machen, daß diese Pistolen gewählt werden.“

Treffan's Secundanten traten zwei Schritte bei Seite und wechselten flüsternd einige Worte mit einander. Dann näherten sie sich den beiden anderen Herren wieder und erklärten sich mit dem gemachten Vorschlag einverstanden. — Der langbeinige Oberst maß darauf mit großen Schritten die Mensur ab und bezeichnete die Barrièren durch zwei tiefe Striche, die er mit dem Stiefelhaken in die feuchte, lockere Erde zog. — Sodann wurden die Pistolen und die Plätze verloost, und nachdem alle diese Vorbereitungen zum Kampfe ruhig, schnell, sachgemäß vollzogen waren, trat der Oberst einen Schritt vorwärts und sagte mit lauter Stimme:“

„Meine Herren! Herr Treffan, Herr Baron von Bievville!“

Die Angeredeten blickten in die Höhe. Der Oberst, nachdem er sich ihrer Aufmerksamkeit vergewissert hatte, fuhr mit ruhiger, deutlicher Stimme fort:

„Meine Herren! Es ist meine Pflicht, Sie noch einmal aufzufordern, sich miteinander zu versöhnen.“

Er blickte erst Treffan, dann dessen Gegner an, und wartete einige Secunden. Darauf sprach er weiter:

„So bleibt mir also nur noch übrig, Ihnen die Bedingungen, unter denen das Duell stattfinden soll, in das Gedächtniß zurückzurufen . . . Nachdem Sie Ihre Plätze eingenommen haben, commandire ich: „Fertig! Feuer!“ darauf zähle ich in diesem Tempo“ — er accentuirte scharf und machte dazu drei leichte Bewegungen mit der Hand: „Eins, Zwei, Drei! — Sobald ich „Drei“ gesagt habe, hat ein Jeder von Ihnen das Recht, innerhalb der abgeschrittenen Mensur bis zu seiner Barrière, gehend oder stehend, auf den Gegner zu feuern . . . Ist dies von Ihnen Beiden, meine Herren, wohlverstanden?“

Bievville nickte stumm. Treffan sagte leise: „vollständig.“

In demselben Augenblick warfen die beiden Gegner, wie auf ein gegebenes Zeichen, die Ueberröcke ab und begaben sich, von ihren Secundanten begleitet, ein jeder auf den ihm angewiesenen Platz.

Und nun standen sie sich einander gegenüber.

„Fertig! Feuer! Eins . . . Zwei . . . Drei!“

Vieuville, ohne sich von der Stelle zu bewegen, hob den Arm, zielte eine Secunde und drückte ab. Es klang in der feuchten, schweren Luft, als ob die Pistole versagt hätte, und nur das Zündhütchen losgegangen wäre. Nirgends ein Echo des dumpfen, vollen, matten Knalls.

Aber die Pistole hatte nicht versagt. — An der innern Seite des linken Oberarm's Treffan's, in der Höhe seines Herzens, war ein Fezzen Tuch vom Ärmel fortgerissen; und einen Augenblick blickte dort etwas Weißes, das gleich darauf blutroth gefärbt wurde. — Vieuville sah dies nicht, und Treffan fühlte es kaum.

Vieuville hatte, gleich nachdem er gefeuert, rasch und entschlossen einige Schritte vorwärts gemacht, und stand nun breit und trotzig an der Barrière, des Todes von der Hand seines Feindes gewärtig. — Dieser näherte sich ihm langsam, die Arme herunterhängend, die Augen starr, wie Einer, der im Traume wandelt.

Man sagt, daß Menschen in Todesgefahr, Ertrinkende, kurz bevor sie die Besinnung verlieren, ihr ganzes Leben, wie auf einem, in engen Rahmen zusammengedrängten Bilde, hell und deutlich an ihrem Geiste vorüberziehen sehen. — Und während der wenigen Secunden, die Treffan gebrauchte, um sich auf den Platz zu begeben, an dem er ungestraft den Mann tödten durfte, dem er, ohne einen Schatten von Reue, — Ehre, Ruhe, Glück geraubt hatte — während dieser wenigen Secunden durchflogen Treffan's Gedanken blitzschnell ein ganzes verworfenes Leben. — Er sah sich als Kind, der Abgott seiner Mutter; als Jüngling der Stolz seines Vaters. — Er war in Paris, gefeiert, umringt, auf der Höhe, so daß Nichts seinem Ehrgeiz zu hoch erschien. — Zerstreungen . . . Vergnügen . . . die Frauen . . . das Spiel . . . Vor ihm der Abgrund. — Er sah sich hinabgleiten . . . Lügen . . . tiefer sinken . . . Betrügen . . . Und nun ein wilder Satz in den bodenlosen, dunklen Schlund: Morden! . . . Morden den Mann, den er belogen, betrogen, der ihm nie ein Leides gethan und der nun wehrlos vor ihm stand . . . Warum nicht? . .

Er sah mit seinen leibhaftigen Augen zu seinen Füßen eine scharfe, grade Linie: die Barrière. — Er hob die Pistole langsam, ganz langsam, ohne aufzublicken. — Jetzt war der Lauf in der Höhe von Treffan's Brust . . . Eine kurze, furchtbare Pause . . . Lügner! . . . Betrüger! . . . Mörder? . . . Nein! — Der Arm krümmte sich langsam, wie er sich gehoben hatte . . . Die Pistole war Treffan's Gesicht zugewandt, und jetzt mündete der nasse, kalte Lauf an der eigenen Schläfe des Glenden.

Die nächsten Secunden waren Augenblicke unbeschreiblicher Verwirrung — Treffan sah vor sich eine Gestalt; er fühlte etwas wie einen heftigen Schlag auf dem rechten Arm; es donnerte ihm in den Ohren, und vor seinen Augen leuchtete es wie ein Blitz . . . Ein brennender Schmerz im Auge, an der

Schläfe . . . War das der Tod? . . Die rauchende Pistole entfiel seiner Hand. Er taumelte zurück und blickte mit rollenden Augen verstört um sich. — Aus dem Gebüsch kamen Gestalten auf ihn losgestürzt! Und unmittelbar vor ihm, die Hand noch gehoben, die ihn geschlagen hatte, stand Bievuille.

Tressan wich, laut stöhnend, wild und böse um sich blickend, einer angeschossenen Bestie gleich, mehrere Schritte zurück. Die Anderen blieben wie angewurzelt, keines Wortes mächtig, stehen. Er machte langsam noch einige Schritte, nicht wagend das bleiche, blutige Gesicht von seinen Feinden abzuwenden. — Da stolperte er über einen Baumstamm und fiel rücklings, schwer zu Boden. Einer der Aerzte sprang auf ihn zu. Er stieß ihn mit einem wilden Schrei zurück und erhob sich schnell, seine Gewänder mit Schlamm und Erde beschmutzt, die Haare und Brauen verfenget; das rechte Auge halb erblindet, Stirn und Wange mit Blut besudelt . . . Der hat auch als Kind mit rothigen Füßchen auf dem Schooße der Mutter gelegen und mit klaren, unschuldigen Augen lächelnd in die Welt geblickt. — Und siehe ihn nun! — Harvey kann den Anblick nicht ertragen. Er wendet sich ab und läuft in großen Sätzen den Berg hinunter.

„Der Wagen des Herrn Tressan!“ ruft er athemlos.

Das dunkle Coupé, das Coupé der Avenue de l'Empereur wird schnell vorgefahren. Harvey öffnete die Thür und entfernt sich dann, dem Wagen den Rücken kehrend; und dieser rollt gleich darauf mit seiner elenden Last davon.

XXII.

Im Hôtel d'Etang herrschte unheimliche Ruhe. — Der Tod, der seit vier Tagen um das Haus schlich, war nun durch die Thüren geschlüpft und stand in graufiger — Kälte und Schweigen ausstrahlender Großmacht, am Lager der sterbenden Marie.

Es war nahe an acht Uhr Morgens. Der Regen fiel klatschend auf das verödete Straßenpflaster und prasselte gegen die triefenden Fensterscheiben des Krankenzimmers. Das Tick-Tack einer großen, altmodischen Stuhluhr schien das einformige Murmeln des Regens zu messen, zu zerschneiden. — In langen Zwischenräumen vernahm man das dumpfe Rollen eines vorüberfahrenden Wagens. Es verhallte, und dann wurde es wieder todtenstill im Zimmer; denn das seit Stunden andauernde Plätschern des fallenden Regens ließ dem Ohr den Eindruck vollkommener Ruhe.

„Wo ist Edmund? fragte Marie kaum hörbar.

Die alte Baronin sah sich verzweifelt um. Seit zwei Stunden hatte Marie dieselbe Frage immer und immer wieder an sie gerichtet.

„Weshalb verläßt er mich?“

„Gedulde Dich, mein Kind; er wird kommen.“

Die Stuhluhr schlug langsam und bedächtig acht. — Ein Wagen fuhr in den Hof. — Die Scheiben des Zimmers erbeben. — Man hörte Tritte

die Treppe hinaufsteigen. Die Baronin erhob sich schwankend und näherte sich der Thür, die sie halb öffnete.

„Gott sei Dank! Da ist er!“

Vieuville bleich, verstörten Angesichts, die Kleider durchnäßt, trat in das Zimmer. — Harvey folgte ihm.

Marie stieß einen Schrei aus; und dann, wie ein weinendes Kind, das endlich das bekommen hat, wonach es verlangte, sagte sie beruhigt, einschmeichelnd, zärtlich: „Mein guter Edmund . . . Ich habe Dich lieb.“

Er ergriff ihre Hand, die er küßte, und sank auf den Knien, neben dem Bette nieder.

Sie wiederholte noch einmal: „Ich habe Dich lieb . . .“ Und nach einer Pause setzte sie flehend hinzu: „Behalte mich lieb.“

Er küßte inbrünstig die kleine, erkaltende Hand.

Sie kämpfte gegen den gewaltigen Tod. Sie wollte das schwindende Bewußtsein bis zum letzten Augenblick festhalten. Sie legte sich deutlich Rechenschaft davon ab, daß sie die Uhr vernahm: „Tid-Tack.“ — Sie blickte um sich. Zu ihrer Rechten kniete Edmund; zu ihrer Linken stand die Mutter; am Fußende des Bettes: der Vater und Anna. — Aber wo war Martha, die sie soeben noch erkannt? — Und Harvey? — Sie hatte diesen doch hereintreten sehen! — Wer waren die beiden Menschen, die links von Anna, in der Nähe des Fensters standen: eine große Frau, die ihr Angesicht an der Schulter eines Mannes barg, der sich zu ihr hinabbeugte? — War das Martha? Martha an Harvey's Brust?

„Martha!“

Auf den leisen Ruf erhob sich ein weinendes Antlitz, und die Freundin nickte der Verschwindenden unter Thränen lächelnd zu: „Meine gute Marie.“

Die Gestalten wurden undeutlicher. Es flimmerte der Sterbenden vor den Augen. — Der Tod hielt seine Hand dicht über ihr. — Aber noch vernahm sie schwach, aus weiter, weiter Ferne, das ebenmäßige, surrende Schwingen des Pendels: „Tid-Tack.“

Immer undeutlicher werden die Gestalten. Sie nähern sich ihr; entfernen sich wieder; bilden eine einzige, formlose, dunkle Masse. Es leuchtet hell, mit grünlichem, rasch verschwindendem Schein darüber. Dann wird es dunkel . . . ganz dunkel. — Wo ist Edmund? — Sie tastet in der Nacht mit der Hand nach ihm . . . Jetzt hat sie seine Hände gefunden, und sie lächelt. — Immer dunkler die Nacht — undurchdringlich . . . Wirres, dumpfes Geräusch, zischendes Sausen und Brausen füllt ihr das Ohr . . . ferner, schwächer die Uhr . . . Die Schwingungen werden unregelmäßig — kehren in langen, immer längeren Pausen wieder: „Tid . . . Tack . . . Tid . . . — Abgelaufen die Uhr!“

*

*

*

Illien war zu früher Stunde nach der Wohnung der Gräfin Dagat geeilt. Er hatte zwei Tage vorher von Harvey erfahren, in welchem Verhältniß Martha zu Lätizia stehe, und jeder Wunsch der Gräfin war ihm nun ein Gebot. — Sie hatte ihm durch Lemercier einen Brief zugesandt, in dem sie ihn ersuchte, am Sonntag Abend oder am Montag ganz früh zu ihr zu kommen. — Der Brief war so spät in seine Hände gelangt, daß er nicht gewagt hatte, demselben noch am Sonntag Folge zu leisten; aber am nächsten Morgen, um acht Uhr bereits, klingelte er an der Wohnung der Gräfin.

Der Diener, der ihm öffnete, führte ihn, ohne ein Wort zu sagen, in einen kleinen Salon. Lätizia wartete dort auf ihn. — Die junge Frau hatte nicht geschlafen. Das Ungewitter, das bis zum Morgen gewüthet, und die Unruhe um das Schicksal Illien's hatten sie während der ganzen Nacht wach gehalten. — Martha war bereits um sechs Uhr aufgestanden, um frühzeitig bei Marie zu sein. — Lätizia war seit zwei Stunden allein. Sie hatte unzählige Male aus dem Fenster und nach der Uhr gesehen, ihre Ungeduld war immer größer geworden, und sie befand sich in einem Zustande fieberhafter Aufregung, als Illien in das Zimmer trat. Sie ging ihm mit ausgestreckten Händen entgegen und rief: „Endlich!“ Und dann, ohne ihm Zeit zu geben, ein Wort auszusprechen, setzte sie hinzu: „Sie dürfen sich unter keiner Bedingung mit Herrn Tressan schlagen. Es ist unmöglich. Ich will es nicht!“

Illien sah sie verlegen an: „Gnädige Frau . . .“ begann er. Sie ließ ihn nicht ausreden. Alles, was ihr seit zwölf Stunden den Kopf verwirrt und das Herz schwer gemacht hatte, drängte nun nach Ausdruck in Worten. Sie sprach so schnell, so leidenschaftlich erregt, daß Illien, der ihr zerstreut zuhörte, sie kaum verstand. — Sein Herz war übergücklich in dem Gedanken, daß die Frau, die er liebte, für sein Leben zitterte. Weiter kümmerte ihn nichts. Ein sonniges Lächeln zog über sein Gesicht. Sie sah ihn erstaunt, fast entriistet an.

„Verstehen Sie mich nicht?“ fragte sie.

„Sehr gut,“ antwortete er freundlich und unbefangen; „aber . . .“

„Nun, so versprechen Sie mir, versprechen Sie mir auf Ihr Wort, daß Sie sich nicht mit Herrn Tressan schlagen werden.“

Dies brachte Illien endlich zur Besinnung. „Das geht nicht,“ antwortete er; „das kann ich beim besten Willen nicht.“

„Ich bitte Sie darum,“ fuhr sie fort; „ich bitte Sie, so sehr ich kann.“

Illien wußte nicht, was er antworten sollte. Er rieb sich verlegen die Hände und murmelte einige halbverständliche Worte. Endlich glaubte er etwas sehr Kluges gefunden zu haben, und sagte: „Mein guter Name . . . ich habe den Menschen beleidigt . . . ich bin ihm Genugthuung schuldig . . . ich würde mich entehren, wenn ich mich weigerte . . . ich . . .“

Er stotterte und konnte nicht weiter sprechen. Er war fest entschlossen, für die Worte, die Tressan beleidigt hatten, männlich einzutreten; aber wie sollte er den Bitten der geliebten Frau widerstehen? Die Verlegenheit

in der er sich befand, ließ ihn kalt und nüchtern erscheinen. Lätizia's Aufregung dagegen war immer größer geworden, und nur mit Mühe konnte sie dieselbe noch einigermaßen beherrschen. Ihre Stimme zitterte, als sie antwortete:

„Ihre Ehre ist nicht gefährdet. Der Mann, der sich von Ihnen beleidigt sagt, ist . . .“ Und plötzlich verlor sie die Fassung . . . „ist ein Elender,“ flüsterte sie leidenschaftlich, „dessen ganzes Leben Lug und Trug ist; der mich belogen und betrogen hat . . . und der Sie tödten wird.“ Sie wandte sich ab, um ihre Thränen zu verbergen, und setzte ganz leise hinzu, so leise, daß Illien selbst die Worte mehr ahnte, als er sie verstand: „Und was soll dann aus mir werden?“

Er war im Augenblick an ihrer Seite und auf den Knien zu ihren Füßen. Er zog ihr die Hände, die sie ihm widerstandlos überließ, von dem Gesichte und bedeckte diese Hände mit Küßen.

„Geliebte“, sagte er; „ich werde leben und wir werden glücklich sein.“

„So versprechen Sie mir . . .?“

Illien suchte nach Worten, um Lätizia zu beruhigen, um zu erklären, daß er ihren Wünschen dies eine einzige Mal nicht Folge leisten könne. Sie sah ihn ängstlich, liebevoll, stehend an. — Er wurde schwach. Er war auf dem Punkte, sie zu täuschen; ihr zu versprechen, sich nicht zu schlagen und dann dennoch zu thun, was er thun zu müssen glaubte . . . Das Glück, welches die arme Lätizia so lange verlassen und sich ihr erst seit wenigen Tagen wieder genähert hatte, erparte ihr den Schmerz, eine Unwahrheit aus dem Munde Illien's zu vernehmen. — Die Beiden hörten, daß an der Eingangsthür geklingelt wurde. Illien, der noch immer auf den Knien vor Lätizia gelegen hatte, erhob sich und trat einige Schritte zurück. Gleich darauf wurde die Thür des Boudoir geöffnet, und Martha, von Harvey gefolgt, traten in das Zimmer. Martha warf sich weinend an die Brust ihrer Schwester und rief: „Marie ist todt!“ — Harvey hatte sich an Illien gewandt und sagte: „Tressan hat sich selbst gerichtet, und ist wahrscheinlich in diesem Augenblicke bereits auf der Flucht. Sie sind ihm keine Genußthuung mehr schuldig, und er wird keine von Ihnen verlangen.“

*

*

*

Herr Franz Decoubreur saß, mit einer kurzen Pfeife im Munde, in seiner blank geschuerten Küche und war damit beschäftigt, den „Figaro“ zu lesen, den sein Herr ausnahmsweise nicht einmal geöffnet hatte. — Herr Tressan war schon um halb sechs Uhr Morgens ausgefahren. Decoubreur wußte ganz genau, was zwei Tage vorher im Club vorgefallen war und hegte nicht den geringsten Zweifel darüber, was seinen Herrn zu so ungewöhnlich früher Stunde aus dem Bette geholt und aus dem Hause getrieben hatte. Aber das kümmerte den zuverlässigen Diener nicht. Es ziemte Herrn Olivier Tressan, in seiner Eigenschaft als „homme à la mode“, Schulden, Liebesabenteuer und Duelle zu haben; gerade wie es seine, Decoubreur's, Pflicht war,

über solche Lappalien beide Augen zuzubrüden, und seinem Herrn aufmerksam und verschwiegen zu dienen. „Wenn ein Jeder seinen Platz ordentlich ausfüllt, so werden auch die Kühe gut gehütet,“ sagte sich Franz. — Treffan's Platz war im Club, auf der Rennbahn, hinter den Coulissen des Theaters, in den Salons und Boudoirs, und augenblicklich auf der Mensur — Secouvreur's in der Küche.

Die große Schwarzwälder Uhr, die in diesem Raume aufgehängt war, schlug acht.

„Er muß bald kommen,“ sagte sich Secouvreur. — Er legte die Peise nieder, faltete den „Figaro“ sorgfältig zusammen, und begab sich in die Gemächer, um noch einmal nachzusehen, ob dort Alles in guter Ordnung sei. — Da hörte er, daß an der Eingangsthür zur Wohnung stark geklingelt wurde.

„Er ist verwundet,“ war Secouvreur's erster Gedanke, denn Treffan pflegte nicht zu klingeln, sondern sich des Thürschlüssels, den er stets bei sich trug, zu bedienen. — Franz eilte in das Vorzimmer und öffnete die Thür. Er trat verwundert einen Schritt zurück. Vor ihm stand eine junge, nicht gerade hübsche, aber sicherlich vornehme Dame, die ihn mit ihren klugen grauen Augen scharf ansah und trocken sagte:

„Herr Treffan.“

„Der Herr ist ausgegangen, gnädige Frau.“

„Sie irren sich. Er ist zu Hause, und ich muß ihn sofort sehen. Melden Sie mich an.“

„Ich versichere, gnädige Frau, daß der Herr ausgegangen ist.“

„So werde ich auf ihn warten.“

Sie überschritt mit großer Ruhe die Schwelle, und Secouvreur, der vornehmen Damen gegenüber stets von ausgezeichneter Höflichkeit war, eilte voran, um ihr die Thür des Salons zu öffnen. — Das Zimmer war leer.

„Wann ist Herr Treffan ausgegangen?“ fragte die Dame.

„Sehr früh, gnädige Frau.“

„Wann erwarten Sie ihn zurück?“

„Sehr bald, gnädige Frau.“

Sie trat an das Fenster und schaute auf die Straße. Secouvreur näherte sich ihr und sagte in ehrerbietigem Tone:

„Ich glaube, der gnädigen Frau bemerken zu müssen, daß Herr Treffan möglicherweise nicht allein zurückkehrt.“

Die Dame sah sich um. „Wohin führt jener Ausgang?“ fragte sie, auf eine der Thüren des Salons deutend.

„Auf den Corridor. Die gnädige Frau könnten sich entfernen, ohne gesehen zu werden.“

„Das genügt.“

Secouvreur wollte das Zimmer verlassen, als er einen Wagen vor der Hausthür anhalten hörte. Er trat an das Fenster. — „Das Coupé des Herrn,“ sagte er. Er wartete einige Secunden und fügte dann hinzu: „Der Herr ist allein.“

Secouvreur und die fremde Dame vernahmen schwere und schnelle Tritte auf der Treppe, und gleich darauf wurde die Thür geöffnet, und Treffan trat herein. Er blieb dicht an der Schwelle stehen und war einige Augenblicke sprachlos. Dann sagte er finster, mit rauher Stimme:

„Was wollen Sie hier, Fräulein Lemercier?“

Er sah entsetzlich aus, mit seinem mit Blut beslecktem, bleichem Gesichte, den versengten Haaren, dem entzündeten Auge und den mit Blut und Erde besudelten, nassen Kleidern.

Bertha stieß einen Schrei aus. Er sah sich wüst um, wie Einer, der aus einem furchtbaren Traum erwacht. Dann bedeutete er Franz durch eine herrliche Geberde das Zimmer zu verlassen.

„Nun,“ sagte sich Herr Secouvreur, „sie haben ihn, wie es mir scheint, ziemlich übel zugerichtet. — Weshalb hat er sich nicht da draußen verbinden lassen . . . und was ist aus seinem Gut und dem Ueberrod geworden?“ Er trat an das Küchenfenster, das auf den Hof hinaus ging, und winkte dem Kutscher zu, heraufzukommen. — Dieser, der das Pferd ausspannte, antwortete: „Gleich! Aber ich muß mir erst trockene Kleider anziehen. Ich bin bis auf die Haut durchnäßt.“ — Darauf setzte der ruhige, vorsichtige Franz Wasser auf das Feuer, denn er sagte sich, daß der Herr mit dem Gesichte, das er von der Morgenfahrt mitgebracht hatte, warmen Wassers bedürfen würde, um sich zu waschen.

Herr Treffan hatte während der langen Fahrt vom Mont-Balérien nach seiner Wohnung viel nachgedacht. Es fehlte ihm jedoch an Ruhe und geistiger Kraft, um weitrtragende Pläne zu machen. Er wußte, daß er sich auf seine Klugheit, nicht auf seinen Charakter, auf seine Feinheit mehr als auf seine Kraft verlassen durfte. Deshalb begnügte sie sich auch stets damit, nur die Aufgabe der gegenwärtigen Stunde lösen zu wollen, unbekümmert darum, was die nächste bringen mochte. — Er hatte sich vorläufig nur vollständig klar gemacht, daß es ihm unmöglich sein werde, ferner in Paris zu bleiben. Harvey besaß, schwarz auf weiß, ein freiwilliges Versprechen, welches ihn, Treffan, nöthigte, fortzugehen. Dazu kam, daß der mißlungene Selbstmordversuch ihn in den Augen seiner alten Freunde und Genossen arg compromittiren mußte. Er wollte also sofort abreisen. Er hatte einige tausend Franken baaren Geldes in der Tasche. Das genügte vorläufig. — Später? — „Qui vivra, verra!“ Er hatte seine Ruhe wieder gewonnen. Er war ganz froh noch am Leben zu sein. Er bewunderte sich, den Muth gehabt zu haben, sich tödten zu wollen. Er hatte sich das gar nicht zugetraut. — „Wie weit doch die Aufregung den Menschen bringen kann!“ — Er versuchte, sich Rechenschaft von den Gefühlen und Gedanken abzulegen, die seine Handlungsweise bestimmt, und ihn überwältigt hatten, als Bieuville's Leben in seiner Hand gewesen war. Aber es war ihm unmöglich, sich in die Gemüthsverfassung, in der er sich befunden hatte, wieder zurückzuerheben. — Er bereute keineswegs, Bieuville am Leben gelassen zu haben. Alles in Allem war er,

vom rein moralischen Standpunkte aus, mit sich zufrieden. Er hatte den Muth gehabt, Hand an sich zu legen — und die Gewissenhaftigkeit, das Leben eines Menschen zu verschonen, dessen Tod ihn in den Augen der Welt möglicherweise rehabilitirt haben würde. — Muth und Edelfinn! — Aber wenn er vor sich selbst unerwartet rein und groß da stand, so verhehlte er sich deswegen nicht, daß er nach Außen hin schlecht „abstieß“. Er dachte daran, was seine zahlreichen Freunde und Bewunderer von ihm sagen würden; und es wurde ihm unangenehm schwül bei dem Gedanken. Er fühlte sich erröthen; der Schweiß trat ihm auf die Stirn — er schämte sich. Dann machte er eine Bewegung mit der Hand, als ob er etwas über die Schulter werfe, und sagte laut: „Ach was! Mögen sie sagen, was sie wollen. Ich werde nichts davon hören.“

Er zog die Scheiben des Wagenfensters in die Höhe, ließ die Vorhänge herunter, so daß man ihn von Außen nicht sehen konnte, und untersuchte sodann die Verletzung an seinem linken Arm. Er war nur leicht verwundet. — Das rechte Auge und die Brandwunde an der Schläfe schmerzten ihn etwas. Er bedeckte das linke Auge mit der Hand, um sich zu überzeugen, ob das rechte nicht gefährlich verletzt sei. Er sah ganz gut damit. — „Die Sache ist nicht erhebelich.“ — Und darauf combinirte er, was er zu thun habe, um Paris sofort und unbemerkt zu verlassen. — Sein Koffer war gepackt. Er konnte seine Wohnung in einer halben Stunde verlassen haben. — „Wenn ich nur erst an der Portierloge vorbei und die Treppe hinauf wäre,“ sagte er sich. — Das Zusammentreffen mit dem Portier und Lecoubreur, als das nächstliegende Uebel, beschäftigte ihn in diesem Augenblick am meisten.

Der Wagen hielt. Treffan trat schnell in das Haus, huschte unbemerkt an der Portierloge vorbei und lief die Treppe hinauf. — „Das wäre auch wieder überwunden; nun kommt die Reihe an Lecoubreur. Eines nach dem Andern. Schließlich wird sich schon Alles irgendwie arrangiren.“ — Aber nun traten ihm Bertha Lemercier und Franz Lecoubreur entgegen. Er hatte sich nur auf eine Person gefaßt gemacht, und war etwas überrascht — nicht unangenehm. Das Unvorhergesehene, das sich ihm darbot, konnte vielleicht mit Nutzen ausgebeutet werden — Bertha Lemercier war ein reiches Mädchen . . .

Sobald Lecoubreur das Zimmer verlassen hatte, ging Treffan taumelnd auf einen Sessel zu und ließ sich schwerfällig darauf niederfallen. Bertha näherte sich ihm.

„Sind Sie schwer verwundet?“ fragte sie besorgt.

„Nein,“ antwortete er mit dem Gesichte eines Mannes, der einen heftigen Schmerz mit heroischer Kraft niederkämpft. „Es wird nichts sein.“

Bertha, als ob sie in der Wohnung zu Hause gewesen wäre, eilte in das Nebenzimmer, und kam mit einem mit Wasser gefüllten Becken zurück. Wie eine barumherzige Schwester wusch sie die Wunden des armen Mannes; und er, mit einem sanften, schmerzlichen Lächeln auf dem Gesichte ließ sie gewähren. „Mein gutes Fräulein Bertha,“ sagte er zärtlich, dankbar, ein über das andere Mal.

Sie hatte für den Augenblick alle mädchenhafte Scheu abgelegt. Die große Liebe für Treffan, die sie seit mehr als einem Jahre in ihrem Busen verborgen hatte, brach nun, mit der Sorge um sein Leben, hell hervor. — Sie murmelte süße, trauliche Worte, wie eine Mutter sie einem leidenden Kinde zuflüstert; und Treffan lauschte mit einem glücklichen, unschuldigen Lächeln. — Aber plötzlich verfinsterte sich sein Gesicht. Er bog sich in den Sessel zurück und sagte tief bewegt:

„Ich kann Ihnen niemals genug danken, für das, was Sie an mir gethan . . . Nun verlassen Sie mich!“

„Wenn Sie mich von sich stoßen“, sagte sie leise, den Blick gesenkt.

Er sah sie verwirrt an. „Wissen Sie, mit wem Sie sprechen!“ fragte er bedeutungsvoll.

Sie hob die Augen zu ihm auf.

„Mit einem Manne,“ fuhr er fort, „der angeklagt ist, ein Elender zu sein, und der für immer darauf verzichtet hat, seine Unschuld zu beweisen.“

„Ich glaube an Ihre Unschuld . . . Und wenn Sie schuldig wären . . . ich verlasse Sie nicht . . . es sei denn, daß Sie mich von sich stoßen.“

„Oh, Du mein guter Engel!“ sagte Treffan.

Im Verlauf der nächsten Viertelstunde erfuhr die glückliche Bertha, daß Treffan sie seit einem Jahre liebte; daß die grenzenlose Eifersucht der Baronin Bieuville, der er sich in einem Augenblick der Verwirrung hingeeben, und an die ihn seitdem die Rücksichten gefesselt hatten, die ein Ehrenmann einer Frau gegenüber zu beobachten hat — daß diese Eifersucht ihn verhindert hatte, Bertha seine Liebe zu gestehen. — Dann kam die Geschichte des Duells.

„Bieuville hatte mich schwer beleidigt,“ erzählte Treffan. „Die Lüge, der er sich bedient hatte, um dies zu thun, war zwar so plump, daß ich sie verachten konnte; doch war ich fest entschlossen den Mann zu tödten. Es war mein Recht, dies zu thun — es war vielleicht meine Pflicht. — Aber als er vor mir stand, und ich, nachdem seine Kugel mein Herz um einen halben Zoll verfehlt hatte, nur einen Finger zu bewegen brauchte, um mich an ihm zu rächen . . . da wurde ich schwach. — Der Unglückliche hatte viel durch mich gelitten . . . ich konnte ihm verzeihen. — Es war mir jedoch unmöglich, mit der mir zugesügten Beleidigung zu leben. Die Kugel, die meinem Feinde bestimmt war, sie sollte mich tödten. Der Pistolenlauf war an meiner Schläfe, als Bieuville auf mich zusprang, um mir die Waffe zu entreißen. Ich drückte ab . . . und, o Jammer! Der Schuß ging fehl.“

Er ließ das Haupt sinken und blickte starr vor sich hin. Dann sagte er halbblut, wie mit sich selbst sprechend, mit einem bitteren Lächeln auf den zuckenden Lippen: „Und nun, nachdem ich freiwillig darauf verzichtet habe, Genugthuung für die mir zugesügte Beleidigung zu nehmen, nun steht Bieuville mit seiner elenden Lüge als gerechtfertigt da . . . und ich . . . ich bin entehrt!“

Er konnte den großen Schmerz nicht länger ertragen, aber er mußte ihn vor Bertha verbergen. Das Gesicht abgewandt, stand er auf, als wollte

er sich entfernen. — Bertha versperrte ihm den Weg. Sie war halb wahnfinnig vor Angst und Aufregung. Sie hatte im Nebenzimmer, oben auf dem offenen Koffer, einen Revolver liegen sehen. — Tressan verließ sie — um sich zu tödten!

„Olivier,“ flüsterte sie, sich an ihn anklammernd. „Oh, bleibe hier! Verlaß mich nicht; Du kennst mich noch nicht! Du weißt nicht, wie ich lieben kann! Olivier, ich habe Dich lange in stummen Schmerzen geliebt. Ich liebe und verehere Dich — mehr als je! Olivier, mein edler Olivier!“

Daß die Frauen ihn immer „edel“ nennen wollten. Welch' geschmacklose Arcaturen sie waren! — Marie hatte ihn auch „edel“ angeredet, als er ihr das Collier ihrer Mutter abgenommen hatte. Er würde Marie niemals einen „reinen Engel“ genannt haben, wennschon ihm diese Bezeichnung für eine Frau oder ein Mädchen sehr geläufig war.

„Habe ich Dir weh gethan,“ fuhr Bertha fort. „Weshalb zucktest Du zusammen? Verzeihe mir, — bleibe hier!“

Die „große Liebe“, von der Herr Tressan einen unerschöpflichen Vorrath besaß, siegte auch diesmal wieder. — Er blieb — Aber der Austritt, der nun schon mehr als eine halbe Stunde gewährt hatte, mußte zu einem praktischen und schnellen Abschluß gebracht werden. — Durch wenige Worte wurde Bertha beruhigt. Tressan schwor ihr feierlich „bei seiner Liebe“, daß er sich kein Leid anthun werde; es war ihm jedoch unmöglich in Paris zu bleiben. „Hier würde ich nicht leben können,“ sagte er. — Die zartfühlende Bertha verstand dies vollkommen. — Tressan wollte also abreisen — nach London; dort Alles zur Ueberfiedlung nach Amerika vorbereiten, dann an Bertha schreiben . . . und sie erwarten.

„Nicht lange,“ sagte sie zitternd. Es trieb sie, ihn zu umarmen; sie wagte es nicht. Es lag etwas so Würdevolles, Feierliches, Edles in dem ganzen Wesen des geliebten Mannes, der fortan nur für sie leben würde. — Auf den Knien wollte sie ihm dienen! Die Liebe verschönte sie. Und als ihre Augen voll inbrünstiger Zärtlichkeit auf seinem Gesicht ruhten, da öffnete er die Arme, und sie sank überglücklich an seine Brust. — Er aber drückte einen Kuß auf ihre Stirn und — zu tief bewegt, um ein Wort hervorbringen zu können — führte er sie stumm bis an die Thür.

XXIII.

Während der nächsten acht Tage sprach „Ganz Paris“ von dem eigenthümlichen Ausgange des Duells Bievville-Tressan, von dem Tode der „schönen Baronin,“ der Flucht Tressan's, dem geheimnißvollen Verschwinden des Fräulein Lemercier und von zwei Verlobungen: der des Baronet Sir Richard Harvey mit der Gräfin Dagat, und der des Grafen Alexis Mlien mit der oft genannten, aber von Wenigen gekannten Frau Azati, die sich plötzlich als die leibliche Schwester der Gräfin Dagat zu erkennen gegeben hatte. — Dann wurde „Ganz Paris“ müde, dieselben Namen auszusprechen und dieselben

Geschichten zu hören, und übertrug sein Interesse auf andere Personen und Ereignisse, die seiner Aufmerksamkeit würdiger erschienen. — Was machte es aus, daß eine junge Frau gestorben war, daß der Gatte und die Mutter sich darüber nicht trösten konnten, daß Leute sich verliebten und verlobten, daß ein Mann, den man für ehrlich gehalten, als Betrüger, und eine Frau, die für ehrlos gegolten, nun rein da stand? — Das waren Tagesereignisse, wie sie sich häufig wiederholen. Sie wurden mit dem Tage, den sie gekennzeichnet hatten, gebührendermaßen vergessen. — Die hübschen „Donnerstage“ waren vorüber. Das war schade! Aber eine vornehme und reiche Frau hatte bereits den frei gewordenen Tag „geerbt“, und man amüßte sich bei dieser am Ende gerade ebenso gut, wie bei der Baronin d'Estang. — Man konnte sich nach wie vor amüsiren. Das war schließlich die Hauptsache! —

Anna d'Estang war in tiefer Trauer und zeigte sich nur in der Kirche. Ein poetischer junger Mann hatte erzählt, sie wolle in ein Kloster gehen. Er war ausgelacht worden, wie er es verdiente, und man hatte ihm 5 zu 3 wetten wollen, daß Fräulein Anna d'Estang vor dem 31. März kommenden Jahres verlobt sein werde. — Der alte d'Estang erfreute sich endlich der großen Freiheit, nach der er sich seit Jahren gesehnt hatte. Er saß allabendlich im Club und spielte Whist, und sein Humor wurde mit jedem Tage besser. Viele seiner Bekannten hatten es für ihre Pflicht gehalten, ihm ihr Beileid auszudrücken. Der alte Baron hatte sodann mit großer Traurigkeit geäußert: „Ein unerseßlicher Verlust . . . ein großer Schmerz . . .“ und nach einer Pause, wie die Schickslichkeit sie gebot, hatte er sodann die Karten wieder aufgenommen und zur Befriedigung seines Partners fehlerlos weitergespielt. —

Von der „schönen Gräfin“ und deren noch schöneren Schwester wußte man, daß sie in der Bretagne, bei der alten Marquise von Drieux lebten. Sie hätten ebenso gut im Monde wohnen können; sie wären dort nicht weiter von Paris gewesen. — Der Oberst Béron, der nach dem Duell noch einige Male mit Harvey zusammengetroffen war, hatte von diesem erfahren, daß Graf Woikoff seine Zustimmung zur Verheirathung seines Neffen mit der zukünftigen Schwägerin Harvey's bereitwillig gegeben hatte. Beide, Harvey und Illic, wollten Paris verlassen, um, der Eine in England, der Andere in Rußland zu leben. — Auch dies hatte „Gauz Paris“ vernommen, und war darüber zur Tagesordnung, d. h. zum „Grand Prix de Paris“ und zu den für dieses „Ereigniß“ vorbereiteten Damentoiletten übergegangen. — Wer konnte sich auch für Leute interessiren, die todt, verschwunden oder so gut wie todt oder verschwunden waren?

Wenige Monate nach der heimlichen Abreise Wertha's empfing Frau Lemercier einen Brief von ihrer Tochter, aus Sacramento in Californien datirt. Sie schrieb ihr, sie sei verheirathet und sie sei glücklich. Ihre Adresse war: Frau Livois, White Pine Street 187. Sacramento. Californien. Am Schluß des langen Briefes erwähnte sie des theuern Lebens in Californien, das sie zwänge, auf Manches zu verzichten, an das sie im Hause ihrer

lieben Mutter gewöhnt gewesen war. — Frau Lemercier vergoß darüber Thränen und fühlte sich dadurch veranlaßt, dem armen Kinde eine reichliche Pension auszusetzen und ihr diese ganz regelmäßig in vierteljährlichen Raten zu übermitteln. Sie hatte dafür die große Freude, liebevolle, dankbare Briefe aus Amerika zu empfangen. — René sträubte sich einige Zeit, seiner Schwester zu schreiben; aber er widersezte sich der Freigebigkeit seiner Mutter nicht; und als Madame Livois ihm im nächsten Jahre zu seinem Geburtstage gratulirte und ihm bei der Gelegenheit einen schönen, silbernen Pokal schickte, „aus dem Metall gemacht, das wir in unsern neuen Gruben gefunden haben“ — da erinnerte René sich, daß seine „kleine Bertha“ immer sein bester Freund gewesen sei, daß er sie nicht ersetzt habe und wahrscheinlich nie ersetzen könne — und er schrieb ihr zurück und versöhnte sich mit ihr.

Um dieselbe Zeit, achtzehn Monate ungefähr nach dem Tode der Baronin Vieuville, empfing Sir Richard Harvey, der mit seiner jungen Frau auf dem Lande, in der Nähe von London wohnte, einen unerwarteten Besuch. — Ein Herr Thomas Auklay ließ sich bei ihm anmelden und ging ihm, nachdem er in des Baronet's Arbeitszimmer beschieden worden war, mit ganz eigenthümlicher, behaglicher Sicherheit entgegen.

Der Fremde war ein großer, schlanker, kräftiger Mann von einigen dreißig Jahren, mit einem hageren, vom Wetter gebräunten, nicht unschönen Gesichte, von dem man nicht sagen konnte, was eigentlich auf demselben dominirte: ob Gutmüthigkeit, Verschmüththeit oder Energie. Keinenfalls war eine Spur von Befangenheit auf demselben zu entdecken. — Der Mann trug einen sehr langen, zweireihigen, schwarzen Rock, der weit offen stand so daß man eine helle Weste und eine schwere, goldene Uhrkette bewundern konnte; — schwarze, weite Weinkleider, schneeweiße Wäsche und gut gemachte Stiefel, mit auffallend hohen und spizen Hacken. In der linken Hand hielt er einen weichen, breitrandrigen Filzhut; die rechte streckte er Harvey vertraulich entgegen, sobald er sich diesem genähert hatte.

„Sie kennen mich nicht, Sir Richard?“ fragte Herr Thomas Auklay. Stimme, Sprechweise und Accent vervollständigten den Typus des Californiers „aus der guten Zeit.“

Harvey bedauerte höflich, in der That nicht das Vergnügen zu haben, Herrn Thomas Auklay zu kennen.

„Das macht Nichts,“ fuhr dieser fort. „Ich kenne Sie, und das genügt zur Erledigung des kleinen Geschäfts, welches mich zu Ihnen führt.“

Darauf sezte er sich ungezwungen nieder, kreuzte die langen Beine, ließ den Hut nachlässig auf den Fußboden fallen, lehnte sich bequem in den Sessel zurück und zog langsam und bedächtig, ein großes, ledernes Portefeuille aus der Seitentasche seines Rockes.

Harvey beobachtete ihn neugierig und amüfirt.

„Wenn ich Etwas will, so will ich es,“ fuhr Herr Thomas Auklay sentenziös fort. „Und wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg. Das sind meine Gefühle! — Ich wollte Sie auffinden — und ich habe Sie gefunden. —“

Hier ist ein Brief für Sie von meinem alten Freunde Livois. — Der Brief war nach Paris adressirt — und nun ist er hier richtig abgeliefert. — Keinen Dank! Es hat mir Vergnügen gemacht. — Aus einem ordentlichen Menschen läßt sich immer etwas Ordentliches machen — auch ein ordentlicher Briefträger. — Lesen Sie!“

Darauf, ohne sich vorzubeugen, streckte er seinen langen, rechten Arm aus, und überreichte Sir Richard einen Brief.

„Sir Richard Harvey, Baronet. Rue de l'Université. Paris.“ stand auf der Adresse. — Harvey erbrach das Couvert und las:

„Sacramento, July 186 . .

„Gehrter Herr!

„Ich bin noch nicht in der Lage, meine ganze Schuld bei Ihnen abtragen zu können, aber es ist mir eine große Befriedigung, Ihnen nun zu beweisen, daß es meine Absicht ist, dies zu thun. — Einer meiner Landsleute, Herr Livois, den ich hier kennen gelernt habe, hat sich erboten, Ihnen 2000 Dollars zu übermitteln. Belieben Sie, diesen Betrag von Herrn Thomas Auklay entgegen zu nehmen. Ich kenne diesen Herrn nicht persönlich, und er wird die Zahlung obiger Summe im Namen des Herrn Livois machen. — Ich hoffe, in nicht zu langer Frist, meine Rechnung mit Ihnen vollständig auszugleichen; aber selbst dann werde ich ihr Schuldner bleiben, denn Ihnen verdanke ich es, daß es mir möglich geworden ist, mir in Amerika eine neue Existenz zu gründen. — Der Zweck meines heutigen Briefes ist, Ihnen dies zu sagen. Ich darf mir noch nicht erlauben, Ihnen Aufklärung über die Ereignisse zu geben, welche meiner Abreise von Paris unmittelbar vorangegangen sind. Ich werde dies erst thun, wenn es mir möglich geworden ist, mich in jeder Beziehung vor Ihnen zu rechtfertigen. Ich hege das feste Vertrauen, daß mir dies gelingen wird. — Eine unglückliche Verkettung von Umständen, deren Opfer ich geworden bin hat mich schuldig erscheinen lassen. — Ich hoffe, nicht vergeblich an Ihren Gerechtigkeitsinn zu appelliren, wenn ich Sie ersuche, mich nicht zu verurtheilen, bevor Sie mich gehört haben. Einstweilen bitte ich Sie nur, die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung genehmigen zu wollen.

Olivier Tressan“.

Der Californier, der sich gleichgültig im Zimmer umgesehen hatte, zog nun, als er bemerkte, daß Harvey mit dem Lesen des Briefes fertig war, ein zweites Stück Papier aus seiner mächtigen Brieftasche, und überreichte dies ebenfalls an Harvey.

„Hier,“ sagte er, „ist ein Cheque von Baring Brothers für vierhundert Pfund — Das sind nicht ganz genau zweitausend Dollars; aber Livois sagte mir, ich solle es eine runde Summe machen: zehntausend Franken oder vierhundert Pfund — und hier ist nun die runde Summe . . . Der Ordnung halber, Sir Richard, möchte ich Sie um Etwas wie um eine Quittung bitten . . . Bemühen Sie sich nicht . . . stehen Sie nicht auf! Hier, schreiben

Sie auf meine Karte: ‚Empfangen 400 von L. A. für Rechnung von D. L.‘ — Das genügt unter ehrlichen Menschen. Genügt mir; genügt auch Livois. Er weiß, mit wem er zu thun hat, wenn er mit mir zu thun hat.“

Herr Thomas Auflay überreichte dem Baronet eine Visitenkarte und einen goldenen Bleistift, den er von seiner Uhrkette abgehakt hatte; und Harvey stellte lächelnd den Empfangsschein für die vierhundert Pfund darauf aus. Nachdem er dies gethan hatte, fragte er:

„Und wie geht es Herrn Treffan?“

„Wem?“

„Herrn Livois, wollte ich sagen.“

„Es ging ihm sehr gut vor drei Monaten; und es geht ihm augenblicklich vermuthlich auch nicht schlecht. Das ist nämlich ein Mann, Sir Richard! Hat seine fünf Sinne und das Herz auf dem rechten Fleck, und besitzt eine Perle von Weib. — Nicht gerade mein Styl, wissen Sie! Zu klein, zu zierlich; — aber eine brave Frau, die ihrem Manne das Leben angenehm zu machen weiß. Das best gehaltene Haus und die beste Küche im Staate! — Nun und er? — Er trägt das kleine Ding auf Händen. — Sehen Sie, Sir Richard — ohne Jemanden belcidigen zu wollen — wir da draußen haben eigentlich keine große Meinung von den Franzosen. Sind im Allgemeinen Leute mit kleinen Herzen, die kleine Geschäfte machen und sparen, und die sich vor Allem fürchten. Damit bringt man es bei uns nicht weit. — Aber Livois . . .“

Er schmalzte mit den Lippen und drückte das linke Auge mit einem Ausdruck großer Verschmähtheit zu:

„Livois . . . Alle Achtung! Keine Furcht und gerade aus! — Der wird es noch weit bringen in der Welt. — Glauben Sie mir!“

Harvey sah den Californier verwundert an. Dieser bemerkte davon nichts, da er sich gebückt hatte, um seinen Hut aufzunehmen; dann erhob er sich langsam und sagte:

„Meine Adresse ist ‚Langham Hôtel, London‘. Ich kehre in vierzehn Tagen nach den ‚Staaten‘ zurück. Wenn Sie meinem Freund Livois etwas zu bestellen haben, so tragen Sie es mir auf. Sie können sich darauf verlassen, daß es gut ausgeführt werden soll.“

Darauf schüttelte er Sir Richard herzlich die Hand, und entfernte sich mit derselben behaglichen Ruhe, mit der er eingetreten war.





Laokoon.

Don

E. Hübner.

— Berlin. —



kaum irgend ein Werk aus der gesammten Masse der künstlerischen Gebilde aller Zeiten und Völker hat eine so umfangreiche Literatur hervorgerufen, als die vaticanische Gruppe des Laokoon. Daß Winkelmann (bereits in den Jahren 1755 und 1764) wie vom belvederischen Apollon und vom Torso des ruhenden Herakles, so auch von dieser Gruppe in seiner freilich ernstern und eindringlichen, aber noch etwas steifen und kühlen Beredsamkeit erzählt hatte, und daß seine Worte bald in die Sprachen des kunstliebenden Europa, das Italienische und das Französische, übersezt, durch Guiden und Ciceroni in's Unendliche verbreitet und verwässert, einen immer wachsenden Strom von Fremden Jahr aus Jahr ein in jene vier berühmten Capavillons des Belvedere im vaticanischen Palaste geführt haben, aus welchen unter den Hunderttausenden gedankenloser Gaffer nur eine verschwindend kleine Minderheit etwas wie mitempfundendes Verständniß heimzubringen pflegt, das würde allein dem Laokoon noch nicht jene große Popularität eingetragen haben, welche ihn jetzt fast zu einem der Gemeinplätze der sogenannten gebildeten Unterhaltung gemacht hat. Denn wer unter den „Gebildeten“ beiderlei Geschlechts kennt nicht den Laokoon, oder thäte wenigstens nicht so, als konnte er ihn, wenn er vielleicht auch nur ein oder das andere Mal irgend eine schlechte Abbildung desselben flüchtig angesehen hat? Daß der Laokoon jetzt wirklich ein Gemeingut der Bildung geworden, das verdankt er zweien Größeren als Winkelmann, den Führern des modernen Geistes auf dem Gebiete des Schönen, deren weit über Deutschlands Grenzen hinausgehender Einfluß noch immer im Wachsen begriffen zu sein scheint, Lessing und Goethe. Seit Lessing (im Jahre 1766), in seinem jetzt in unseren Gymnasien als Text neben den Classikern gelesenen Werke, mit der Schärfe

des zergliedernden Verstandes und in der kernigen Kraft seiner Sprache die großen Probleme von der Darstellbarkeit vorübergehender Affecte durch die den verschiedenen Künsten zu Gebote stehenden Mittel zuerst aufgestellt, und Goethe (im Jahre 1798), auf der Höhe seines Ruhmes und in der Vollkraft des Schaffens, in seinem einundfünfzigsten Jahre, im ersten Stück der Propyläen, die Summe des Empfindens gezogen hat, welche die Anschauung des tragischen Leidens dem edelsten Gemüthe erweckt, — seit dem vergeht fast kein Jahr, daß nicht Berufene und Unberufene, Gelehrte und Künstler, Philosophen und Theologen, Kritiker und Aesthetiker, ja sogar Anatomen und Physiologen in mehr oder weniger ausführlicher Weise ihre Eindrücke von dem Werke und ihre Urtheile über dasselbe sowie über seine Beurtheiler zu Papier bringen. Das letzte Verzeichniß aller ausführlicheren, nur mit drei oder vier Ausnahmen in Deutschland erschienenen Besprechungen der Laokoongruppe, vom Jahre 1755 bis auf das Jahr 1875 herabreichend, hat Blümner in seiner verdienstlichen Ausgabe des Lessing'schen Laokoon gegeben*); seitdem ist schon wieder Manches hinzugekommen. Aber gewaltig vermehren ließe sich dies Verzeichniß, wenn man die gelegentlichen Aeußerungen in den verschiedenartigsten literarischen Productionen sammelt und die Literatur der übrigen gebildeten Nationen, Englands, Frankreichs, Italiens, Rußlands, Polens, Spaniens und Portugals, des skandinavischen Nordens, vielleicht auch Ungarns und anderer Culturvölker des österreichischen Kaiserstaats mit berechtigten, aber unverständlichen Idiomen, ferner die des englisch und des spanisch oder portugiesisch redenden Amerika's durchmustern wollte. Woran liegt es, daß dies Kunstwerk immer und immer wieder die Neugier reizt und den Scharfsinn herausfordert? Daß nicht zwei geschiedte Menschen, wenn sie vor dasselbe treten — wozu ja die Gipsabgüsse in den Sammlungen aller größeren Städte und vieler deutscher Universitäten sowie die zahlreichen und vortrefflichen, in allen Größen verbreiteten Photographien des Originals oder der Gipsabgüsse Gelegenheit geben — das Gleiche empfinden und über den künstlerischen Werth des Werkes dasselbe Urtheil haben? Es ist nicht meine Absicht, die allgemein ästhetische Laokoonliteratur in diesen Zeilen um eine Nummer zu vermehren. Allein ich glaube einiges Thatsächliche und bisher theilweis gar nicht, theilweis nur Wenigen Bekannte vorbringen zu können zur Erklärung der immerhin auffälligen Erscheinung, daß der Laokoon, obgleich kein Kunstwerk ersten Ranges, den Streit der Meinungen nicht zur Ruhe kommen läßt.

Die Zeiten sind, wie bekannt, vorüber, in welchen man den belvederischen Apoll und den Laokoon als den Gipfel aller Leistungen in der Plastik überhaupt oder wenigstens als in ihrer Art vollkommene Werke ansah. Die Bekanntschaft mit den Statuen aus den Giebelfeldern des Parthenon, das

*) Lessings Laokoon, herausgegeben und erläutert von Hugo Blümner, Prof. der Archäologie an der Universität Königsberg (jetzt an der Universität Zürich), mit Holzschnitten. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1876. 8.

Studium der griechischen Münzen, noch jüngst das zahlreiche Erscheinen der zierlichen Thonfigürchen aus dem boeotischen Tanagra und anderen Stätten der griechischen Cultur haben eine neue Welt naiver und großartiger Naturnachbildung und ungesuchter Schönheit und Anmuth vor uns aufgethan, der gegenüber jene einst gepriesenen Werke uns mit Recht vorkommen wie theatralische Rhetorik gegenüber naiver Poesie, wie Virgil neben Homer. Nicht einmal als ein Original im eigentlichen Sinne des Worts gilt uns jetzt der belvederische Apoll. Wir wissen (aus kleinen Repliken in Bronze ist die Thatsache mit Sicherheit ermittelt worden), daß der begabte Künstler einer freilich schon sinkenden Zeit, der im dritten Jahrhundert vor Chr. den tiefen Eindruck in jenem Bildwerk wiedergab, welchen der durch anhaltende Unwetter veranlaßte Abzug der Keltenchaaren aus Griechenland und die so erfolgte Rettung des delphischen Heiligthums vor ruchloser Plünderung auf alle der Ehrfurcht vor den alten Göttern noch nicht gänzlich baaren Gemüther gemacht hatte, seinem Apoll — gleichviel ob es der belvederische war oder ein anderer — nicht den Bogen, sondern das Gorgonenhaupt, das damals noch Allen verständliche Symbol vielleicht der schrecklichen Gewitterwolke, vielleicht des starrenden Todes, in die vorgestreckte Linke gegeben hat. Noch ist wenigstens der Kopf eines andern Exemplars der Statue erhalten, welcher größeren Anspruch darauf hat, für einst zu diesem, vielleicht wie so viele Werke ersten Ranges im Alterthum nach Rom gebrachten Original gehörig zu gelten. Er hat zwar durch eine moderne Retouche etwas gelitten; aber die Vergleichung (wie man sie z. B. vor dem Gipsabguß des Berliner Museums bequem anstellen kann) zeigt zur Evidenz, daß er mehr vom Hauch naiver Naturnachahmung durchweht ist, mehr individuelles Leben hat, als der der belvederischen Statue. Er ist originaler; damit ist noch keineswegs gesagt, daß er das Original sei. Aber wir verstehen nun, warum uns die Statue, bei aller Bewunderung, welche sie uns abnöthigt, doch kälter läßt. Sie ist eine, wenn auch höchst elegant ausgeführte Wiederholung, vielleicht für einen römischen Liebhaber in augustischer Zeit, oder noch später gemacht. Eine sichere Zeitbestimmung ist vor der Hand noch nicht zu geben. Die technischen Methoden in den Bildwerken jener vergleichsweise späten Zeit, in welcher sich die Kunstübung noch fast ein paar Jahrhunderte lang auf hoher Stufe der Fertigkeit erhielt, sind noch lange nicht genau genug durch vergleichende Beobachtung ermittelt.

Sollte nicht etwas Aehnliches auch beim Laokoon stattfinden? Fast mit Gewalt würde uns der Schluß aus der Analogie zu solcher Annahme führen, wenn nicht höchst bestimmte und keineswegs so leicht bei Seite zu schaffende Ueberlieferungen dem entgegenstünden. Bekanntlich ist uns durch ein ausdrückliches Zeugniß des älteren Plinius überliefert, daß die berühmte Gruppe des Laokoon zu seiner Zeit im Hause des Kaisers Titus stand. Schon damals hieß es von ihr, daß sie alle anderen Werke der Malerei wie der Bildkunst übertreffe. Daß sich dies Zeugniß wirklich auf die uns erhaltene Gruppe beziehe, kann nicht bezweifelt werden: denn sie ist im Jahre 1506 an ihrer

alten Stelle, in den grandiosen Resten des von Nero angelegten, nachher von den Flaviern bewohnten Palastes am Esquilin in der Nähe der sogenannten *sette sale* gefunden worden. Mit der etwas oberflächlichen Ciceronenweisheit welche dem sonst trefflichen und gelehrten Offizier in seinen weitfichtigen Excerpten aus der kunstgeschichtlichen Literatur anhängt, fügt Plinius hinzu, die drei rhodischen Künstler Agestandros, Polydoros und Athenodoros hätten das ganze Werk, den Laokoon selbst, seine Söhne und die wunderbaren Windungen der Schlangen, aus einem Stein gebildet. Man hört den Periegeten, welcher der gaffenden Menge, dem biederem Landmann aus Präneſte oder irgend einer anderen italischen Ortschaft, oder dem weither gereisten Provinzialen, den irgend ein Geschäft in die glänzende Hauptstadt geführt hat, diesen äußerlichsten Umstand besonders einprägt; etwa so wie man in neuerer Zeit, die Künstlichkeit wie immer über die Kunst stellend, die siztinische Madonna auf eine Processionsfahne gemalt sein ließ. Gewiß ward, wie hier, so auch dort nicht versäumt, die Summe zu nennen, gleichviel ob die richtige oder eine übertriebene, welche für das Werk bezahlt worden sei. Dabei ist die Sache nicht einmal richtig: bei genauer Betrachtung ergibt sich, daß an den Hauptblock des Marmors vier oder gar fünf Stücke angefügt werden mußten, was ohne besondere Schwierigkeit in kaum merklicher Weise geschehen konnte. Allein damit nicht genug; Plinius fügt auch noch hinzu, die drei Künstler hätten das Werk gemacht *ex consilii sententia*. Um diese drei unschuldigen Wörtchen des Plinius dreht sich, genau beisehen, der ganze Streit. Ihrem Wortsinne nach können sie nur bedeuten, mag man sie wenden und drehen, wie man will, nach dem „Urtheil des Rathes“ hätten die Künstler die Gruppe gemacht. Das hat einer unserer größten Kritiker seit Lessing, Karl Lachmann, der erste wissenschaftliche Herausgeber von Lessings Werken, mit der ihm eigenen schneidigen Schärfe ausgesprochen.

Was für ein Rath kann solches Urtheil erlassen haben? Der kaiserliche Staatsrath, damals noch nicht einmal eine stehende Institution der römischen Verfassung, noch weniger des Kaisers geheimes Justizconseil, wie wir etwa sagen würden, das ihn bei seiner Ausübung des höchsten Richteramtes unterstützte, wird sich mit Bestellungen oder Beurtheilungen von Kunstwerken befaßt haben. Es kann nur ein Rath gewesen sein, welchen der Kaiser *ad hoc* in diesem besonderen Fall aus uns gänzlich unbefannten und nicht zu ergründenden Ursachen eingeholt hat, etwa von Sachverständigen unter den Senatoren, von Kennern oder Gönnern der drei rhodischen Künstler. Sicheres läßt sich darüber nicht vermuthen, aber sicher ist, durch des Plinius Zeugniß, dessen objective Richtigkeit nur der Unverstand bezweifeln kann, daß auf des Kaisers Befehl, nach vorher eingeholtem Rath, das Werk für sein Haus gemacht worden ist. „Plinius bezeugt, ohne die geringste Zweideutigkeit, daß die Gruppe zu seiner Zeit auf Bestellung des Titus gebildet worden. Er verwirft alle dem entgegenstehenden Kunstansichten und historische Combinationen“. So Lachmanns wohl- abgewogene Worte, deren einleuchtender Richtigkeit sich Niemand zu entziehen vermag.

Aber gegen die, auf den ersten Anblick darin liegende Thatsache, daß solch ein Werk voll genialischer Kraft in jenem Epigonenzeitalter, in den letzten Decennien des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, erfunden worden sei, läumte sich in Winkelmann bereits die in allem Wesentlichen richtige Vorstellung auf, welche er von der freischaffenden Kraft des griechischen Genius und der nur nachbildenden Fertigkeit der römischen Kunst sich gebildet hatte. Ihm war es so gut wie sicher, daß das Werk nicht damals erst entstanden sein könne, sondern daß sein Ursprung in jenen Epochen gesucht werden müsse, in welchen der griechische Genius, zwar nicht mehr im Dienste des Cultus und in großartiger Einfachheit seine Werke schuf, in denen er aber doch noch freischuf, im Anschluß vor Allem an die tragische Poesie. Laokoon ist ihm „ein Beweis der Wahrheit der Geschichte von der Herrlichkeit so vieler vernichteter Meisterstücke aus dieser Zeit der höchsten Blüthe der Kunst — wenn die Künstler derselben zu den Zeiten Alexanders des Großen gelebet haben, welches wir jedoch nicht beweisen können; die Vollkommenheit dieser Statue aber macht es wahrscheinlich“. Seine Nachfolger denken sich meist das Werk erst etwa hundert Jahre später, etwa um dieselbe Zeit, in welcher, wie gesagt, der belvederische Apoll erfunden ward, im dritten Jahrhundert vor Chr., also doch noch fast drei Jahrhunderte vor Titus, entstanden.

Lessing war ein zu nüchterner Kopf, um, angesichts der bestimmten und unzweideutigen Ueberlieferung, wie sie hier vorliegt, den damals doch noch sehr unsicheren Vorstellungen von dem allgemeinen Entwicklungsgang der griechischen Kunst, wie ihn Winkelmann soeben erst darzulegen versucht hatte, blindlings zu folgen. Seine auf die Gruppe des Vaticanus bezügliche Ausföhrung gipfelt bekanntlich in dem Versuch, nachzuweisen, daß die Künstler die berühmte Schilderung des Vorgangs in Virgil's Aeneis vor sich gehabt, von dieser aber mit bewußter Ueberlegung in allen den Punkten abgewichen seien, in welchen die bildende Kunst eine andere Behandlung des Stoffes erheischte, als die Poesie. Er hält also fest daran, daß die Gruppe sicher erst nach der Abfassung der Aeneis entstanden sein könne, und daß mithin nichts im Wege stehe, sie in die Zeit des Titus zu setzen.

Eine neue, inzwischen gemachte Beobachtung, welche weder Lessing noch Lachmann bekannt sein konnte, scheint die Richtigkeit dieser Annahme von anderer Seite her zu bestätigen. Auf dem Marmorblock der vaticanischen Gruppe selbst, wie in vielen ähnlichen Fällen, finden sich die Namen der drei rhodischen Künstler nicht eingemeißelt. Sie waren vielleicht auf einer nicht mehr erhaltenen Basis eingegraben, auf der die Gruppe einst unzweifelhaft gestanden hat. Aber es haben sich eine Anzahl von anderen Aufschriften erhalten, welche die Namen derselben drei Künstler, eines oder mehrerer, aufweisen, also einst zu von ihnen gearbeiteten Werken gehört haben. Diese Aufschriften zeigen die hinreichend bekannten, zierlichen Schriftzüge, welche zu Ende des ersten Jahrhunderts in Gebrauch waren; ihr Fundort beweist außerdem, daß die drei Meister von Rhodos fast ausschließlich in Italien gearbeitet haben. Auch

dies also spricht dafür, daß die vaticanische Gruppe von den griechischen Künstlern in Rom, und zu Titus Zeit, gemacht worden ist.

Hierzu kommt noch eins. Für uns ist Virgil der erste Dichter, welcher den im nachhomerischen Epos zuerst enthaltenen Stoff der Sage zu einer glänzenden Schilderung in der berühmten Episode der Aeneis (II, Vers 199 ff.) verwerthet hat. Wir haben außerdem ja nur noch die schon von Lessing verglichene poetische Schilderung des Vorganges in dem iambischen Gedicht, dessen Verfasser Petronius, der geistvolle Satirendichter der neronischen Zeit, ist. Aber wie in allen Dingen ist Virgil auch darin nur der geschickte und feinsinnige Nachahmer griechischer Vorbilder. Wie weit er ihnen gegenüber selbständig verfuhr, entzieht sich unserer Beurtheilung, da sie sämmtlich verloren sind. Kein Geringerer aber als Sophokles hatte eine Tragödie „Laokoön“ geschrieben und es ist unzweifelhaft, daß die gelehrten alexandrinischen Dichter, welche später denselben Stoff behandelt haben, wie Euphorion, diese Tragödie kannten. Wie für eine Reihe von anderen berühmten Episoden der Einnahme von Troja, das Opfer der Iphigenie, den Raub der Kassandra, die Flucht des Aeneas, konnten Bildhauer und Maler also schon lange vor Virgil die Anregung aus den Dichtern schöpfen. Darin also irrte Lessing, daß er annahm, die Künstler der Gruppe hätten ihre Inspiration nothwendig aus der Schilderung Virgil's gewinnen müssen; während Goethe mit richtigem Tacte das Kunstwerk als ganz unabhängig von der Beschreibung des Dichters betrachtet wissen will.

So besteht der in Winkelmanns und Lessings Ansichten liegende Gegensatz noch bis auf den heutigen Tag. Die Schaar der Archäologen und Kritiker ist seitdem in zwei Feldlager geschieden. Die einen, die den griechischen Erfindungsgeist hochhalten, in treuem Glauben an das „ungegeschriebene Gesetz“ der geistigen Entwicklung, Männer wie Otfried Müller und Welcker unter den Verstorbenen, unter den Lebenden Brunn und Overbeck, folgen Winkelmann; die anderen, die vorsichtig Nüchternen, welche auch der späteren Zeit noch etwas zutrauen, unter ihnen Ennio Quirino Visconti; Thiersch, Emil Braun und Friederichs von den Verstorbenen, von den Lebenden Stephani, folgen Lessing. Die Anhänger Winkelmanns haben alle Mittel versucht, die klaren Worte des Plinius ihrer Meinung entsprechend zu deuten. Die Meisten unter ihnen beruhigen sich dabei, daß die bösen Worte *ex consilii sententia* nur bedeuten sollten, die drei Künstler hätten sich vorher ihre Aufgabe genau überlegt und dann ein jeder den auf ihn entfallenden Theil der Arbeit „nach dem Entscheid ihrer Ueberlegung“ ausgeführt. Daß damit etwas so völlig Selbstverständliches gesagt wäre, daß man es selbst dem viel schreibenden und oft etwas eilig excerpirenden Plinius nicht zutrauen darf, ohne jede Ueberlegung dergleichen banale Phrasen zu Papier gebracht zu haben, sahen Andere ein. So verfielen einige darauf, unter dem *consilium* den Rath der Gemeinde von Rhodos zu verstehen, welche die drei Künstler etwa als die Würdigsten, oder in Folge eines Con-

currenzauschreibens, mit der Ausführung des Werks für den Kaiser betraut haben sollte. Dies ist sprachlich und sachlich gleich unmöglich, und verdient keine weitläufige Widerlegung.

Es giebt nur einen Weg, aus dem Dilemma herauszukommen. Steht denn in den Worten des Plinius, daß die drei Künstler die Composition der Gruppe, wie wir zu sagen pflegen, erfunden hätten? Ist es denn überhaupt denkbar, daß drei Männer zusammen eine solche Composition erfinden? Giebt es Beispiele dafür, in der gesammten Geschichte der geistigen Conceptionen, in der Poesie oder in den bildenden Künsten, daß ein Gedanke dieser Art in zwei oder drei Köpfen entsprungen sei? Die fabrikmäßige, wenn auch noch so geschickte Herstellung französischer Lustspiele, die Theilung der Arbeit nach Figuren und Landschaft auf manchen älteren italienischen Bildern oder in den Stillleben niederländischer Maler nach Landschaft, Früchten, Thieren und menschlichen Figuren — die einzigen entfernten Analogien, welche mir einfallen — wird Niemand ernstlich vergleichen wollen. Ist es nicht völlig begreiflich, daß der Kaiser, unter anderen Wünschen für sein Haus, auch den gehabt hat, in irgend einer der Hallen oder Erdbren, in einem der Atrien oder Peristyle, ein Marmorbild des Laokoön, der berühmten Scene, zu besitzen? Wir wissen ja, daß in einer Zeit, welche die billige Massenreproduction der Abgüsse in Gips oder Zink oder ähnlichen Stoffen für die Bildkunst, der Stiche, Steindrücke und gar der Photographien für Malerei, Bildkunst und Baukunst noch nicht kannte, die freie künstlerische Nachbildung dem natürlichen Begehre nach Besitz von Vervielfältigungen berühmter Kunstwerke zu genügen hatte. So fanden, wie im Alterthum, auch im sechzehnten Jahrhundert in Italien die berühmtesten Werke in Copien Verbreitung; so haben sich noch in unseren Tagen kunstliebende Fürsten, wie König Friedrich Wilhelm IV., und reiche Liebhaber Marmorcopien berühmter Sculpturen, Delbilder nach rafaelifchen Originalen und so weiter herstellen lassen. So verstehe ich es, wenn Plinius berichtet, „nach dem Urtheil des Rathes“ habe sich Titus „den Laokoön“ von den drei Künstlern machen lassen.

Ich sage damit nichts, was nicht in analogen Fällen von anderen Kunstwerken gelten kann, und nichts an sich Unerhörtes; es war nicht besonders schwer, eine solche Lösung der Schwierigkeit vorzuschlagen. Aber dazu, daß man sie annehmen, daß man sie als eine wirkliche Lösung anerkennen müßte, fehlt ihr noch etwas und zwar das Wesentlichste. Ehe nicht der Nachweis gelingt, daß es „den Laokoön“ schon vor der vaticanischen Gruppe gegeben hat, schwebt die Lösung in der Luft und kann mit dem einfachen Einwand beseitigt werden, daß zu allen irgend nachweisbaren antiken Laokoönarstellungen die Gruppe des Belvedere das Original sei, und daß sie mithin als das Original überhaupt anzusehen sei. Diese an sich völlig berechnete Meinung zu berichtigen haben erst einige in den letzten Jahren gemachte Funde zugleich mit einer genaueren Umschau und sorgfältigen Prüfung der bisher schon bekannten Laokoönarstellungen möglich gemacht. Von diesem veränderten

Stande der ganzen Frage Kenntniß zu nehmen, wird den weiten Kreis der Gebildeten interessiren, welche den Laokoön kennen und sich vielleicht im Stillen oder laut gewundert haben, daß die Meinungen der Gelehrten über dieß allbekannte Werk noch so weit auseinander gehen. Eine kurze Ueberschau über die sämmtlichen jetzt bekannten Repliken des Werkes ist dazu nöthig und wird auch ohne Abbildungen verständlich zu machen sein*).

Schon seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts ist man auf verschiedene Bruchstücke aufmerksam geworden, welche zu großen Wiederholungen der Gruppe, theilweis in noch größeren Dimensionen als die erhaltene, gehört haben müssen. Im Hof des neapolitanischen Museums steht ein kolossaler Torso, der aus der farnesischen Erbschaft dorthin gekommen ist, also sicher aus Rom stammt; Winkelmann sah ihn noch im Palast Farnese in Rom. Es ist nur der sehr verstümmelte Kopf mit einem Stück der nackten Brust in stärkerer Wendung nach oben, als in der vaticanischen Gruppe, aber soweit sich aus den Resten schließen läßt, in breiter und großartiger Behandlung. Nun erzählt der neapolitanische Architekt und Antiquar des Hauses Este, der Erbauer der bekannten prachtvollen Villa d'Este in Tivoli, Pirro Ligori in seinen weilkäufigen, um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts gemachten und in vielen Foliobänden in Turin erhaltenen Aufzeichnungen über römische Alterthümer, er habe Fragmente von Füßen und von Schlangen in mehr als Lebensgröße gesehen, welche er für zu einer kolossalen Wiederholung der Gruppe gehörig ansah. Schon Winkelmann vermuthete danach, daß diese Fragmente und der farnesische Torso möglicherweise zusammengehört hätten. Ligori ist bekannt als der gefährlichste unter den antiquarischen Fälschern seiner Zeit; und obgleich unter seinen Notizen viele über jeden Verdacht der Erfindung erhaben sind, so wird man doch besser thun, auf eine anderweitig nicht beglaubigte Angabe der Art von ihm nicht zu großes Gewicht zu legen. Allein das neapolitanische Exemplar genügt, um zu erweisen, daß es mindestens eine Wiederholung der Gruppe in größeren Maaßen gegeben hat. Die Wendung des Leibes und die Haltung des Kopfes sind verschieden — nicht so sehr, daß man an der Identität des Gegenstandes überhaupt zweifeln könnte (Welder irrte, als er darin vielmehr eine Darstellung des Kapaneus, des aus dem thebanischen Sagenkreis bekannten Helden vermuthete, der vom Blitzstrahl des Zeus von der Mauer von Theben herabgestürzt wird), aber doch so, daß man nicht mit Sicherheit behaupten kann, das neapolitanische Exemplar müsse nothwendig nach dem römischen gearbeitet sein.

Hier verschiedene Köpfe des Laokoön in Marmor, sämmtlich von durchaus gleichen Dimensionen wie der vaticanische, sind ferner bekannt. Einer befand sich seit dem sechzehnten Jahrhundert im Besitz des Cardinals Massei

*) Im 51. Bande der Annalen unseres deutschen archäologischen Instituts in Rom soll eine Zusammenstellung derselben in guten Abbildungen mit dem obligaten, italienisch geschriebenen Text erscheinen.

in Rom; er ist wahrscheinlich identisch mit dem jetzt im Museum zu Bologna befindlichen. Ein zweiter ist seit dem vorigen Jahrhundert im Besitz der Herzöge von Litta in Mailand und befindet sich auf der Villa derselben zu Lainate, zehn Miglien von Mailand, in einer Grotte des Gartens. Den dritten besitzt der Herzog von Aremberg in Brüssel; er ist in Gipsabgüssen verbreitet und steht z. B. im Berliner Museum neben der vaticanischen Gruppe. Ueber die Fundorte des Litta'schen und des Aremberg'schen Kopfes läßt sich nichts Sicheres ermitteln; wahrscheinlich stammen sie wie der Maffei'sche aus Rom. Ein vierter war von dem bekannten Sammler Campana wahrscheinlich auch in Rom selbst aufgetrieben worden und befindet sich jetzt mit dem größten Theil der Sculpturen seiner früheren Sammlung im Museum der Eremitage zu St. Petersburg. Pietro Tenerani, der berühmte, im Jahre 1869 verstorbene römische Bildhauer, besaß ein Exemplar des Kopfes des einen der Laokoonsöhne, des links vom Vater stehenden. Es befindet sich jetzt in der Sammlung des reichen Genfer Bürgers Herrn Fol und ist jüngst von einem Schweizer Archäologen, Herrn Fivel, zum ersten Mal veröffentlicht worden. Der Marmor ist griechisch, die Arbeit scheint keinen Zweifel an der Aechtheit zu lassen. Von den Köpfen des Vaters sind die meisten für modern erklärt worden; soweit ich nach Gipsabgüssen und Photographien urtheilen kann, ohne zureichende Gründe. Den Aremberg'schen Kopf hat ein so feiner Kenner der Antike, wie der verstorbene Ludwig Schorn in München (dann in Weimar) für antik erklärt. Es hat durchaus nichts Auffälliges oder Unwahrscheinliches an sich, daß die berühmte Gruppe in mehreren, mehr oder weniger getreuen Wiederholungen in Rom existirt habe. Flaminio Vacca, einer der römischen Antiquare des sechzehnten Jahrhunderts, sah beim lateranischen Krankenhause Fragmente von Beinen und Armen, in der Größe der vaticanischen Gruppe, welche er für Theile eines zweiten Exemplars derselben hielt. Sie sind verloren oder wenigstens noch nicht wieder aufgefunden worden. Wie man auch über sie, sowie über einzelne jener Köpfe urtheilen mag, soviel scheint sicher, daß keines dieser Bruchstücke aus zwingenden Gründen einem älteren Exemplar als der vaticanischen Gruppe zugewiesen werden kann. Die Arbeit ist in allen, vielleicht mit einziger Ausnahme des Fol'schen Kopfes des Laokoonsöhnes, geringer als die der vaticanischen Gruppe. Und obgleich in dieser Epoche der Kunstübung schlechtere Arbeit an sich noch keineswegs die Annahme späteren Ursprungs nothwendig macht, so ist doch auch das Gegentheil nicht erweisbar. Nur erhebliche Verschiedenheiten in der Composition der ganzen Gruppe würden einen Schluß auf ein anderes Vorbild gestatten.

Das gleiche Resultat ergibt sich aus der Betrachtung der kleinen Wiederholungen der großen Gruppe, welche sich nachweisen lassen. Vergleichen kleine Repliken von berühmten Kunstwerken in Thon, Erz, edleren Metallen, in Elfenbein und nicht selten auch in Marmor befriedigten neben den großen, nur dem Reichthum zugänglichen Repliken das weitverbreitete Bedürfniß nach

künstlerischem Zierrath etwa in der Weise, wie heute kleine Gipsabgüsse und Photographien. Im Hause des Mario Macaroni bei Macel' de Corvi sahen die römischen Antiquare des sechzehnten Jahrhunderts, wie Ulfisse Aldrovandi, einen ganz kleinen Marmortorso des Laotoon, welcher verschollen ist. Fünf verschiedene ganze Gruppen in Erz und etwa sieben einzelne Stücke von solchen, ein kleiner Kopf des Vaters z. B. und verschiedene Einzelfiguren, des Vaters und der Söhne, zum größten Theil nicht mehr erhalten, vermag ich aus den verschiedensten Sammlungen dies- und jenseits der Alpen nachzuweisen. Es würde zu weit führen, sie hier einzeln aufzuzählen und ihre ebenfalls mit mehr oder weniger Recht bestrittene Aechtheit zu discutiren. Ihre Abweichungen von der vaticanischen Gruppe sind sehr beträchtlich, aber doch nicht von der Art, daß man sie nicht der auch in Nachahmungen von untergeordneter Arbeit immer bewahrten Freiheit antiker Reproductionen, im Gegensatz zu modernen Copien, zutrauen könnte.

Das spätere römische Alterthum kannte also, wie man sieht, eine ziemliche Anzahl von Laotoongruppen. Alle Götterbilder aus dieser Zeit, alle mythologischen Darstellungen in den verschiedensten Arten der Kunstübung, welche wir sonst daher kennen, gehen auf ältere, spätestens der alexandrinischen Epoche angehörige, griechische Vorbilder zurück. Ob es hiernach wahrscheinlich ist, daß bei der Laotoongruppe eine Ausnahme von dieser allgemein beobachteten Regel zu statuiren sei, oder ob auch dieser Umstand ein, wenn auch nicht ausschlaggebendes Gewicht auf die Waagschale der Ansicht Winkelmanns legt, lasse ich unerörtert.

Aber es giebt noch eine zweite Art von Reproductionen der Laotoongruppe. Das Relief, ursprünglich in organischem Zusammenhang mit der Architektur zur Füllung des Frieses und der Metopen von Tempeln und anderen Gebäuden, ferner zum Schmuck von Weihgeschenken und von Grabstelen verwendet, hat nach und nach eine immer weitere Verbreitung an sehr verschiedenartigen Gegenständen der Kunst und des Kunsthandwerks im Alterthum gefunden. Insbesondere hat man in alexandrinischer und nachher in römischer Zeit die großen und kostbaren Sarkophage der Luxusbegräbnisse, welche man früher auch nur mit bestimmten, mehr ornamentalen Bildwerken zu verzieren pflegte, mit freien Wiederholungen berühmter griechischer Reliefs geschmückt, deren Gegenstände in irgend eine Beziehung zum Leben der darin Beigesetzten oder zu den allgemeinen Vorstellungen vom Leben nach dem Tode zu bringen waren. Auf ein solches Grabrelief jedoch paßt die Laotoongruppe wenig, und sie ist daher auch bisher wenigstens auf keinem griechischen oder römischen Sarkophage gefunden worden. Reliefs haben aber auch außerdem noch mannigfache Verwendung gefunden zum Schmuck des späteren griechisch-römischen Hauses. Zur Bekleidung der Wände wurden, wie die Reste der großen Thermenanlagen zeigen, die verschiedensten Marmorarten verwendet. Wer diesen theueren Schmuck nicht erlangen konnte, behalf sich, wie die meisten Besitzer auch der reicheren unter den in Pompeji aufgedeckten Häusern, mit gemalten Nachahmungen solcher

Marmorbekleidung, genau so, wie es noch heute geschieht. Auch Marmorreliefs in den verschiedensten Formen sind dabei zur Verwendung gekommen, zum Beispiel als kreisrunde Scheiben, theils freihängend und daher auf beiden Seiten mit Bildwerken versehen, theils in die Wand eingelassen. Wer den Marmor in dieser noch kunstreicheren Bearbeitung sich nicht gönnen konnte, begnügte sich, ebenfalls wie noch heut, mit Stuckarbeiten. In den sogenannten Bädern der Livia, einem Theil der Kaiserpaläste auf dem Palatin, in den Thermen des Titus, bei welchen die Laokoongruppe gefunden worden ist, in der Villa des Hadrian zu Tivoli und in einer Anzahl römischer Begräbnisstätten hat sich reicher Schmuck von Stuckreliefs an Wänden und Decken gefunden. Zu dieser Klasse von ornamentalen Reliefs in Marmor gehören zwei Reliefdarstellungen der Laokoongruppe, auf welche sich erst seit etwa achtzehn Jahren die Aufmerksamkeit genauer gerichtet hat. Hier begegnet uns zum ersten Mal die Uebertragung der plastischen Gruppe auf die Fläche. Das Relief bildet eine Art von Mittelstufe zwischen der Sculptur und der Malerei; das Relief hat unter den verschiedenen Arten von Sculpturen vielleicht am lezten oder nie der Unterstützung durch die Farbe entzagt. Diese Reliefdarstellungen aber bilden in der verwickelten Laokoongenfrage wiederum ein besonderes Problem für sich, und verdienen daher, daß man einen Augenblick bei ihnen verweilt.

Im Jahre 1862 erwarb der inzwischen verstorbene Münchener Maler Wittmer in Rom ein kleines ovales Marmorrelief, etwa 40 Centimeter breit, von welchem sich ein Abguß im Berliner Museum an der Basis desjenigen der großen Gruppe angebracht, andere in manchen anderen Sammlungen befinden. Das Original ist außer in Rom auch in München und Berlin den Bildhauern und Archäologen vorgelegt worden; wohin es schließlich gekommen ist, weiß ich nicht. Eine, übrigens sehr schwache, Abbildung findet sich in Blümmer's schon erwähneter Ausgabe des Lessing'schen Laokoön. Die Ausführung der Arbeit ist unbedeutend, wie in solchen zu decorativem Zwecke bestimmten kleinen Werken gewöhnlich. Evident ist, in einigen Hauptpunkten, die Anlehnung an die vaticanische Gruppe; noch bedeutender aber sind die Abweichungen von derselben. Allen Laokoöndarstellungen wird von den meisten Archäologen sogleich mit Mißtrauen begegnet. Auch das Wittmersche Relief ist für modern, d. h. für ein Werk etwa des sechzehnten Jahrhunderts erklärt worden. Ein Problem der Art ist am einfachsten beseitigt, wenn man das betreffende Werk für falsch erklärt. Athetesen geben ihren Urhebern meist den Anschein geistiger Ueberlegenheit und an den Gegenständen, welche sie einmal betroffen haben, bleibt immer ein gewisser Makel hängen. Was einmal für falsch erklärt worden ist, damit geben sich Viele — und das mit einem gewissen Recht — am liebsten überhaupt nicht ab. Schon in der Art der Arbeit hat man den modernen Ursprung erkennen wollen; aber verschiedene Bildhauer haben die Technik, bei welcher, z. B. in der Ausführung der Haare, der Bohrer zur Anwendung gekommen ist, entschieden für antik erklärt. Die endgültige Entscheidung hier-

über ist schwer; der Bohrer spricht sicherlich eher für antiken Ursprung. Sichrere Anhaltspunkte bietet die Composition. Die große Laofoongruppe ist schon bald nach ihrer Auffindung ein- oder zweimal copirt worden. Baccio Bandinelli hat ein Exemplar gemacht; eine Reihe von kleinen Wiederholungen in Erz existiren in verschiedenen Sammlungen (zwei gute Exemplare z. B. im Museum zu Cassel); auch unter den oben erwähnten, für antik geltenden Bronze-repliken mögen moderne Stücke sein. Diese sämmtlich aber haben eines gemein-sam: sie sind, wenigstens in der Absicht ihrer Verfertiger, völlig getreue Copieen des Originalen. Keinem derselben kam es in den Sinn, Veränderungen, wenn auch der geringfügigsten Art, dabei anzubringen, und keinem Käufer würde es gepaßt haben, etwas Anderes als die berühmte Gruppe zu erwerben. Ganz anders das Wittmersche Relief. Es stellt deutlich einen Moment der schrecklichen Katastrophe dar, welcher auf den in der großen Gruppe wiedergegebenen unmittelbar folgte. Zwar der Vater sitzt noch auf dem Altar, ganz von vorn gesehen, in von der Statue wenig verschiedener Haltung; der weniger hintenußer gebeugte Kopf läßt den Lorbeerkranz mit der Priesterbinde deutlich erkennen. Aber der Sohn rechts ist nicht von den Umschlingungen der Schlange festgehalten, sondern sucht, während er schmerzvoll auf den Vater zurückblickt, zu entfliehen; man sieht ihn in schreitender Bewegung nach rechts hin. Und noch weiter ist es mit dem Knaben links gekommen: er liegt, schon todt, mit dem Kopf auf der Erde, die Arme schützend untergebreitet, die Beine in die Höhe gestreckt, während die Schlange ihm den Leib zerfleischt. Man hat seine Lage mit der eines der hingefunkenen Niobesöhne oder mit dem aus dem Sonnenwagen stürzenden Phaëton verglichen. Aber das Motiv ist verschieden davon und eigenartig. Noch einen Hauptunterschied endlich zeigt das Relief von der Gruppe: dort sind es, der dichterischen Tradition entsprechend, zwei Schlangen (Sophokles hatte fogar ihre Namen angegeben), welche Vater und Söhne zerfleischen; hier sind es deren vier, von welchen je zwei den Vater, je eine jeden der Söhne anfällt. Daß ein Künstler des sechzehnten Jahr-hunderts oder noch späterer Zeit sich soweit von der Vorlage entfernt hätte, wäre ohne Beispiel. Im Alterthum zog man der Reproduction, wie schon bemerkt wurde, weitere Grenzen. Nur wird man solche Veränderung nicht dem Verfertiger dieses Reliefs zutrauen dürfen, sondern sich auch hierfür nach seinen Vorbildern umsehen.

Schon Winkelmann wußte, vielleicht durch den langjährigen spanischen Gesandten in Rom Azara oder durch Rafael Mengs, daß damals im Schlosse von San Isidonso bei Madrid (oder richtiger bei Segovia) ein Relief mit der Lafoondarstellung sich befinde. Die berühmte Antikensammlung dieses königlichen Lustschlosses stammt aus dem Besitze der Königin Christine von Schweden, von deren Rechtsnachfolger Livio Odescalchi sie die Königin Isabella Farneze, die Gemahlin Philipps V. von Spanien, erwarb. Sie ist in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts in Rom zusammengebracht worden; die berühmtesten Stücke der Sammlung, wie z. B. die sogenannte

Gruppe von San Idefonso, auch ‚Schlaf und Tod‘ genannt, stammen sicher aus Rom oder aus dessen nächsten Umgebungen. Seit etwa dem Jahre 1830 bildet die Sammlung den Grundstock des königlichen Sculpturenmuseums im Prado zu Madrid. Also auch dieses Laokoonrelief stammt höchst wahrscheinlich, so gut wie das Wittmer'sche, aus Rom. Seit Winckelmann hat man nicht davon geredet, bis ich es im Jahre 1861 wieder auffand; an seinem antiken Ursprung zu zweifeln liegt noch weit weniger ein Grund vor, als bei dem Wittmer'schen. Die erste Abbildung bringen die Monumente des römischen Instituts für 1879. Es ist mehr rund als oval, etwa 50 Centimeter breit. Das Wittmer'sche Relief zeigt die Gruppe, wie schon gesagt, ganz von vorn gesehen; das spanische etwa um einen Viertel Radius um seine Achse nach rechts gedreht, so daß Laokoon unten ganz, oben zu drei Vierteln im Profil erscheint; den Kopf hat er noch mehr hintenüber gebogen. Im übrigen erkennt man in ihm auch noch deutlich das Vorbild der vaticanischen Gruppe. Der Sohn rechts ist dem des Wittmer'schen Reliefs ähnlich; er entflieht entsetzt nach rechts hin, in schreitender Bewegung, so daß sein linkes Bein zwischen denen des Vaters sichtbar wird. Der Sohn links liegt ebenfalls, wie in dem Wittmer'schen Relief, mit dem Kopf am Boden nur wiederum in etwas anderer Richtung; die Schlange zerfleischt ihm in ganz ähnlicher Weise den Leib. Aber auch hier wieder hat sich der Künstler in der Zahl der Schlangen eine Abweichung erlaubt: es sind ihrer dies Mal drei, je eine für jede der drei Personen. Endlich zeigt das Relief noch eine ganz fremde Zuthat, welche aber sicherlich einem modernen Künstler niemals in den Sinn gekommen sein würde. Ein kleiner geflügelter Amor, kindlich in den Formen, aber zu groß im Verhältniß zu den übrigen Figuren, mit lockigem Haar, den Flügel umgehängt (den Bogen sieht man nicht), wie eben aus der Höhe herabgeschwebt, steht links hinter dem Laokoon und über dem todtten Sohne. Voll Mitleid legt er sein rechtes, dickes Händchen dem wehmuthsvoll nach ihm aufblickenden Laokoon auf die Schulter; mit der linken hält er sich das thränen schwere Auge zu.

Die tändelnde Richtung der nachalexandrinischen Kunst ist die Erfinderin der geflügelten und ungeflügelten Eroten, welche sie nach dem Vorgang der gleichzeitigen Dichtung in den verschiedenartigsten Situationen und Thätigkeiten, ernste Werke Erwachsener nachahmend oder begleitend, als allgemeinsten Ausdruck mannigfachster Empfindung darstellt. Man hat gemeint, dieser Eros solle andeuten, daß Laokoon, wie einige Dichter erfunden hatten, sich den besondern Zorn der Gottheit zugezogen habe, weil er sich nicht geschämt hatte, in oder vor dem Tempel mit seiner Gemahlin Antiope der Liebe zu pflegen. Ich halte diese dunkle Anspielung für zu weit hergeholt: der Amor drückt nur das tiefe Mitleid aus, das die Schreckensscene ihm wie dem Beschauer erweckt. Auf alle Fälle ist dies ein Zusatz, den nur das in solchen Vorstellungen lebende Alterthum machen und verstehen konnte; im sechzehnten und jedem späteren Jahrhundert wäre ein Amor neben dem Laokoon als der baare Unsinn empfunden worden.

Ist aber dies Relief antik, so muß es nothwendig auch das Wittmer'sche

fein; schon die Uebereinstimmung in den von der vaticanischen Gruppe gänzlich abweichenden Stellungen der beiden Söhne zeigt es. Das Madrider erscheint nach seiner ganzen Art als das ältere und bessere Exemplar, beide aber setzen mit Nothwendigkeit eine ältere Composition als Vorbild voraus; denn sicherlich ist keines von beiden ein Original. Dies ist also das werthvolle Ergebnis, welches den beiden Reliefs verdankt wird: es muß noch eine zweite Composition der Gruppe gegeben haben, vielleicht selbst ein Relief, welches die Handlung um ein beträchtliches weiter vorgeschritten zeigte, den einen Sohn todt, den andern im Begriff sich zu vergeblicher Flucht zu wenden. Damit verträgt sich sehr wohl, daß die beiden in Rom gefundenen und für römischen Luxusbedarf gefertigten Exemplare darum doch in der Hauptfigur eine deutliche Anlehnung an die schon im Alterthum hochberühmte vaticanische Gruppe zeigen. Ob der Amor sich auf dem Original befand oder nicht, läßt sich nicht entscheiden und ist eine müßige Frage; er kann ebenso gut einer vermittelnden Nachbildung seine Entstehung verdanken. Aber jene andere Composition braucht nicht nothwendig älter, sie kann jünger als oder gleichzeitig mit der vaticanischen Gruppe gewesen sein. Für die Frage nach dem Ursprung dieser sind wir also bisher noch nicht zu einem neuen Ergebnis gekommen, obgleich das erlangte, daß es neben ihr nicht bloß eine Anzahl von gleichartigen Repliken, sondern auch eine abweichende Behandlung des Stoffes gab, an sich nicht zu unterschätzen ist, und, im Zusammenhang der kunstgeschichtlichen Entwicklung erwogen, doch auch der Frage nach dem Ursprung mindestens präjudicirt. Auf geschnittenen Steinen und auf einigen der sogenannten Contorniaten, d. h. mit Rändern versehenen Medaillons später Zeit, aus dem vierten Jahrhundert und abwärts, welche als Marken zu irgend welchen uns unbekanntem Zwecken gedient zu haben scheinen, vielleicht bei den Spielen des Circus oder Amphitheaters, kommen ebenfalls Reliefdarstellungen der Laokoongruppe vor. Allein sie lehren, so weit sie ächt sind, nichts Neues: mit Sicherheit läßt sich keine der in ihnen vorkommenden Abweichungen von der vaticanischen Gruppe auf ein älteres Original zurückführen.

Aber wir sind noch nicht zu Ende; es gibt noch andere Instanzen, welche uns weiter führen. Zu ihrer Darlegung braucht die Geduld der Leser nur noch kurze Zeit in Anspruch genommen zu werden.

Auf der Wand des Atriums eines im Frühjahr 1875 bloßgelegten Hauses in Pompeji ist ein Gemälde entdeckt worden, 1.32 Meter hoch, in seinem erhaltenen Theile 0.72 Meter breit (es fehlt links ein Stück), welches ebenfalls die berühmte Scene darstellt. Der Fund machte bei der großen Seltenheit des Gegenstandes Aufsehen; die Leipziger *Illustrierte Zeitung* brachte eine (schlechte) Abbildung, welche Blümler in seinem Laokoon wiederholt hat. Später gab A. Mau eine bessere in den *Annalen des römischen Instituts* von 1875, mit erläuterndem Text; zuletzt eine neue noch sorgfältigere der Schweizer Fivel, der Herausgeber des *Foß'schen Kupfes*, in der *Pariser Gazette archéologique*. Das Bild ist als Kunstwerk, wie die große Masse der pompejanischen Wandbilder, von untergeordneter Bedeutung. Aber interessant sind darin zunächst

die Abweichungen in der Composition. Der Maler hat, wie er mußte, der Gruppe einen Hintergrund gegeben. Man sieht einen Altar, auf welchem Laokoön das Opfer darbringen wollte; einige dahinter stehende Personen wenden sich entsetzt zur Flucht; der Stier, der geopfert werden sollte, hat sich losgerissen und entflieht; die Opfergefäße liegen zerstreut am Boden. Laokoön selbst ist nicht in heroischer Nacktheit dargestellt, sondern bekleidet mit gegürtetem Chiton und schawlartig flatternder Chlamys, und mit hohen Sandalenschuhen; auf dem Haupt hat er den Lorbeerkranz. Er scheint die Stufen des Tempels (oder eines anderen Altars) hinauf zu eilen, auf deren höchster er das rechte Knie aufgestützt haben muß, und erwehrt sich mit Mühe der einen Schlange, die ihn umschlungen hat. Nur im Allgemeinen ist daher auf diesem Bilde seine Stellung der der vaticanischen Gruppe noch einigermaßen verwandt zu nennen; denn in jener sitzt er bekanntlich auf dem Altar, auf diesem steht er davor, das Knie auf denselben stützend. Völlig verschieden sind die Söhne dargestellt: der rechts kniet am Boden, sich der Schlange mit Mühe erwehrend, die ihn bald ganz niedergeworfen haben wird; der links liegt, mitten vor dem Vater ausgestreckt, todt auf dem Boden, eine Schlange sieht man bei ihm nicht. Also hier nur zwei Schlangen, wie bei Virgil und in der vaticanischen Gruppe; aber die Söhne beide am Boden. Das Bild schließt sich ziemlich eng an die Schilderung Virgil's an und gehört offenbar zu einer Reihe von male-ri-schen Illustrationen der Aeneide. Zu demselben Hause zu Pompeji ist noch eine andere Darstellung aus derselben Bilderreihe gefunden worden.

Besonders wichtig ist dies Bild außerdem für die Geschichte der Laokoön-darstellungen, weil seine Zeit mit verhältnißmäßiger Genauigkeit fixirt werden kann. Die in den letzten Jahren mit Eifer von deutschen Gelehrten betriebene methodische Vergleichung sämmtlicher in Pompeji vorkommender Wandmalereien hat nämlich dazu geführt, daß man mit völliger Sicherheit die auf einander folgenden Epochen dieser sehr handwerksmäßigen Kunstübung unterscheiden kann. Das Laokoönbild gehört danach der sogenannten dritten Epoche an, welche von Augustus abwärts bis etwa auf das Jahr 50 unserer Zeitrechnung reicht, also über die ganze erste Hälfte des ersten Jahrhunderts n. Chr. hin. Weiter als das genannte Jahr herab erstreckt sie sich jedenfalls nicht. Hiernach kann mit soviel Bestimmtheit, als in dergleichen Untersuchungen überhaupt möglich ist, behauptet werden, daß die Ausführung des Bildes mindestens zwanzig bis dreißig Jahre vor die auf Befehl des Titus geschehene Aufstellung der Laokoöngruppe fällt. Damit also haben wir den Beweis, daß es schon vor der vaticanischen Gruppe „den Laokoön“ gegeben hat. Es fragt sich nur, welcher Art das Vorbild des pompejanischen Zimmermalers war; denn daß er selbst die Composition erst gemacht haben sollte, ist an sich völlig undenkbar und wird außerdem durch die nachher zu erwähnende Illustration der vaticanischen Virgilhandschrift widerlegt. Man kann darüber streiten, ob sein Vorbild auch ein Gemälde gewesen sein müsse, oder ob es ein Werk der Bildkunst, ein Rundbild, wie die vaticanische Gruppe, oder ein Relief gewesen sein

könne. Die pompejanischen Decorateure haben Vorbilder aller Art verwendet; nothwendig ist die Annahme sicher nicht, daß ein berühmtes Gemälde dem Wandbild zu Grunde liegt. Aber es ist auch nicht unmöglich. Der troische und andere berühmte Sagenkreise haben früh, außer in großen Werken der „monumentalen“ Malerei, auch in „Illustrationen“ bildliche Darstellung gefunden. Es hat dem Alterthum, etwa von Alexander abwärts, keineswegs an illustrierten Ausgaben, meist für den Schulgebrauch, gefehlt. Astronomische Gedichte, wie die des Aratos von Soloi, architektonische Werke, wie das des Vitruvius, sind ohne Illustrationen gar nicht denkbar. Varro hatte eine populäre biographische Encyclopädie, wie wir etwa sagen würden, mit Bildnissen berühmter Männer aller Zeiten geschrieben. Insbesondere sind kurze Compendien der epischen Poesie auf solche Weise illustriert worden. In einer Reihe von Reliefs mit ganz kleinen Figuren, welche Otto Zahn treffend „Bilderchroniken“ genannt hat, sind uns Nachbildungen solcher ursprünglich gemalter Illustrationen erhalten. Daß in den vorhandenen nicht zahlreichen Exemplaren dieser Denkmälerklasse sich keine Laokoondarstellung findet, mag ein Zufall sein. Die letzten Ausläufer aber jener Illustrationen bilden die aus dem späteren Alterthum oder aus dem frühen Mittelalter uns erhaltenen Handschriften mit bildlichen Darstellungen, wie z. B. der in den letzten Jahren oft genannte, im britischen Museum aufbewahrte Utrechter Psalter. In der ältesten unter den vielen alten Handschriften des Virgil, welche wir besitzen, der berühmten vaticanischen, welche in das dritte oder vierte Jahrhundert, vielleicht noch vor die Zeit des Constantin, gesetzt wird, findet sich unter zahlreichen anderen Darstellungen auch eine der Laokoongruppe. Es ist eine sehr rohe und flüchtige Zeichnung; am besten, wenn auch nicht genau genug, ist sie abgebildet in d'Agincourt's großem kunstgeschichtlichen Werk*). Laokoon steht, die Hände hoch erhoben, mit dem rechten Knie auf den Altar gestützt, ganz ähnlich wie auf dem pompejanischen Bilde; hinter ihm flattert die Chlamys muschelförmig in die Höhe. Aber er ist sonst nackt; die beiden Söhne, in auffälligstem Mißverhältniß viel zu klein gerathen, von den Schlangen, deren auch hier nur zwei sind, umwunden, schweben gleichsam zu beiden Seiten. Wie in den beiden römischen Reliefs erscheint also hier die ursprünglich verschiedene Vorlage unter dem Einfluß der vaticanischen Gruppe modificirt worden zu sein.

Nun sehen wir also deutlich, es hat jedenfalls schon mindestens eine, und zwar offenbar auch eine berühmte und zu Illustrationen der troischen Sagen benutzte Darstellung des Laokoon vor der vaticanischen Gruppe gegeben. Sie konnten also auch die Künstler dieser Gruppe frei benutzen; ihr folgten, trotz der Berühmtheit jener Gruppe, sogar noch spätere handwerksmäßige Behandlungen, aber sie bringen dem größeren Geschick der rhodischen Bildhauer sämmtlich ihre Huldigung dar, indem sie diesen oder jenen Zug, hauptsächlich das, was so

*) Histoire de l'Art, Bd. 5 (Paris 1823 fol.) Tafel XXI 1.

meisterlich in ihr gelungen war, die Stellung und die Charakteristik der Hauptfigur, daher entlehnen. Aber auch für ihre abweichende Behandlung der Söhne scheint sich ein Vorbild erhalten zu haben, welches noch älter ist, als das pompejanische Gemälde.

Das britische Museum besitzt eine etruskische Aschenkiste aus gebranntem Thon, 47 Centimeter lang und 31 Centimeter breit; Herr Alessandro Castellani, der bekannte römische Antiquar, von welchem sie das Museum im Jahr 1873 gekauft hat, gab an, daß sie aus Chiusi stamme. Die fast unübersehbare Masse mythologischer Darstellungen auf solchen etruskischen Grabkisten aus Thon oder Marmor, Marmor und Sand- oder Kalkstein, so abschreckend häßlich auch die Ausführung der meisten Stücke dieser Art ist, hat längst genaue Aufmerksamkeit von Seiten der Archäologen gefunden und verdient, weil sie uns, ähnlich wie die Darstellungen der Spiegel- und Vasenbilder, eine Fülle griechischer Erfindungen, welche der etwas rohe Luxus dieser sonderbaren Nation für seine Werke verwendete, allein erhalten hat. Das deutsche archäologische Institut in Rom giebt eine große Sammlung dieser Denkmälerklasse heraus; das Relief des britischen Museums ist noch nicht publicirt. Es gehört zu den mangelhaftesten Erzeugnissen der an sich unerfreulichen Kunstleistungen dieser Gattung, etwa aus dem ersten oder zweiten vorchristlichen Jahrhundert. Der Mittelpunkt der nur aus wenigen Personen bestehende Scene, die auf der Vorderseite der Aschenkiste dargestellt ist (auf den Seiten rechts und links befinden sich die häufig wiederkehrenden Vorstellungen der etruskischen Todesgötter, welche entsetzte Menschengestalten mit ihren Weilen zu Boden schlugen), bildet eine groteske Gruppe von zwei Knaben, der eine aufrecht nach oben gerichtet, im Begriff sich durch die Flucht zu retten, der andere todt mit dem Kopf zu Boden stürzend und die Hände zum Schutze vorstreckend. Beide werden von zwei gewaltigen Schlangen, deren Häupter sich unter dem Leib des fliehenden Knaben kreuzen, umwunden und bedrängt; das Ganze eine durch die Schlangenvindungen bis zur Unverständlichkeit wunderliche Gruppe, welche an das Schweben der Kinder in der Illustration der vaticanischen Handschrift erinnert. Offenbar sind es die Laokoonsöhne, welche nach der allgemeinen poetischen Tradition, welcher auch Virgil gefolgt ist (nicht aber die Künstler der vaticanischen Gruppe), vor dem Vater getödtet wurden, welcher vergeblich heraneilt, sie zu schützen. Rechts steht, nur mit der flatternden Chlamys um die Schultern bekleidet, die Priesterbinde im Haar, in der Rechten das gezückte Schwert, in der Linken die Scheide desselben haltend und wiederum das rechte Knie aufstemmend, Laokoon. Denn er ist offenbar gemeint; aber er ist unbärtig dargestellt, mit den Zügen eines Etruskers der republicanischen Zeit, der also wohl, wie seine Nation überhaupt, an dem grauenvollen Gegenstand besonderen Geschmack gefunden haben muß. Dieser Typus ist daher wahrscheinlich absichtlich, vielleicht auf Bestellung, von den etruskischen Arbeitern gewählt worden. Links steht ein völlig gerüsteter Krieger mit Helm, Panzer und Lanze, welche er mit beiden Händen den Schlangen entgegenstreckt, um die Knaben zu befreien.

Hinter ihm steht der große runde Schild auf der Erde. Wahrscheinlich ist ein sonst nicht bekannter helfender Freund damit gemeint, welcher vielleicht der Tragödie seine Entstehung verdankte. Der Werth des Reliefs besteht, abgesehen von seinem engen Anschluß an die Dichtung, darin, daß wir hier einmal die älteste Darstellung des Laokoon in idealisirter Nacktheit haben und ferner die ältesten Typen für die von der vaticanischen Gruppe ganz abweichende Situation der beiden Söhne in den beiden römischen Reliefs und in dem pompejanischen Gemälde wirklich vor uns sehen. Nur daß hier die Motive der Stellungen beider Söhne eng aneinander gerückt sind, während sie jene auf die beiden Seiten neben dem Vater vertheilen. Das Relief bestätigt also auf das Erwünschteste die aus der Sache selbst bereits geschöpfte Vermuthung, daß jene von der vaticanischen Gruppe abweichenden Darstellungen in der That auf ein älteres, uns verlorenes Original, gleichviel welcher Art, ob Gruppe, ob Relief, ob Gemälde, zurückgehen.

So zeigt sich erst klar, worin die Kunst der drei rhodischen Bildhauer bestand. Nicht darin, daß sie die Darstellung des Laokoon und seiner Söhne überhaupt erfanden. Nein, Winkelmann hat doch Recht gehabt, sie war schon vor ihnen erfunden worden, höchst wahrscheinlich in der Zeit bald nach Alexander. Es ist möglich und hat eine gewisse innere Wahrscheinlichkeit für sich, daß der Künstler, welcher zuerst den Laokoon darstellte, gleichviel ob er ein Maler oder ein Bildhauer war, noch nicht gewagt hat, ihn in völliger Nacktheit zu bilden. Er charakterisirte den Priester auch durch die Tracht; er zeigte die Söhne, den Dichtern folgend, vor dem Vater, nicht gleichzeitig mit ihm, von den Schlangen ereilt; den einen entfliehen wollend, den anderen todt; beide vom Vater räumlich und in der Situation durchaus getrennt; und schuf so den ersten Laokoontypus, von welchem uns das etruskische und die beiden römischen Reliefs, das pompejanische Gemälde und theilweis die alte Illustration der vaticanischen Handschrift noch einen schwachen Abglanz, aber die letztgenannten schon alterirt durch den Einfluß der rhodischen Künstler, aufbewahrt haben. Diese aber, als sie auf Titus Befehl und „nach dem Urtheil des Rathes“, die Gruppe arbeiteten — denn Plinius und Lachmann behalten auch Recht — bedurften nicht mehr der erklärenden Attribute für ihre Darstellung des Laokoon. In dem bis in die äußersten Spitzen der Behen von dem grimmigsten Schmerz durchwühlten nackten Körper zeigten sie ihre hohe Wissenschaft, in der Zusammenfassung des Schicksals der Söhne mit dem des Waters, welches von der Dichtung mit Recht, von ihren Vorgängern dieser folgend nicht so glücklich auseinander gehalten worden war, zu einem einzigen Acte bezeugen sie ihr gereiftes künstlerisches Verstandniß. Genau so tritt die idealische Nacktheit auch in den Götterbildern der griechischen Kunst erst nach und nach an die Stelle äußerer Attribute; so ist, um auch auf eine analoge Erscheinung der christlichen Kunst hinzuweisen, erst spät auch der Leib des Gekreuzigten zu einem Gegenstande geistiger Durchbildung gewählt worden. Der naturalistische Zug der nachalexandrinischen Kunstübung fand in

dieser Betonung des Nackten einen besonders günstigen Gegenstand für die Bethätigung technischer Fertigkeit. Auch die Knaben verdanken dem Streben danach offenbar die über ihre Altersstufe hinausgehende Durchbildung der Leiber. Wir verstehen nun besser, warum jene wohlberechnete Zusammenfassung der drei Figuren zu einer in sich geschlossenen Gruppe, jenes harmonische Zusammenspiel der Bewegungen, jene überlegte Abstufung der Affecte und die kunstvoll berechnete Verwendung der feinsten technischen Mittel, welche Brunn in eingehender Weise beleuchtet hat, uns zwar immer von Neuem die höchste Bewunderung abnöthigt, aber doch nicht den Eindruck des unmittelbar Empfundnen und Gesehenen macht. So verliert es alles Befremdliche, daß drei Künstler sich in die durcharbeitende Ausführung und freie Umbildung der älteren Idee theilten. Auch in den anderen uns erhaltenen pathetischen Gruppen der griechischen Kunst, in der Niobe mit ihren Kindern, im farnesischen Stier, in dem sogenannten Pasquino (der in mehreren Exemplaren erhaltenen Gruppe des Menelaos, welcher den todtten Patroklos aus dem Kampfe schleppt) bewundern wir nicht sowohl die Vollendung der uns vorliegenden Exemplare, als vielmehr die hohe Idee, welche die nicht mehr vorhandenen Originale einst zum Ausdruck gebracht haben müssen. Dieser Klasse von Arbeiten wird mit Zuversicht von jetzt an auch der Laokoon beizuzählen sein. Nicht alle Hoffnung ist aufzugeben, daß es uns noch einmal vergönnt sein wird, ein reineres Bild von jenem verschollenen Original zu gewinnen. Ein französischer Archäolog, Herr Léon Heuzey, hat unter den im Louvre befindlichen, aus Tarso's in Kilikien stammenden Terracotten Fragmente einer Laokoongruppe, wahrscheinlich auch aus alexandrinischer Zeit, entdeckt, welche einen von dem der vaticanischen Gruppe verschiedenen Typus darstellen. Sie sind zu unbedeutend, als daß sich aus ihnen schon jetzt eine deutliche Vorstellung von jenem älteren Laokoon gewinnen ließe. Aber da sich Fragmente gefunden haben, so kommt über kurz oder lang wohl auch irgendwo noch einmal ein vollständiges Exemplar zum Vorschein und bestätigt das Ergebnis der vorstehenden Darlegung.





Im Mai.

Eine Symphonie.

Von

Wilhelm Jensen.

— Freiburg. —

In Maienmorgen, hold wie alle Jugend:
Des Berges Stirn, des Domes blühend Kreuz
Im Lichtmeer schwimmend; aus dem Grün in's Blau,
Wie eines Springquells Wallen, Steigen, Fallen,
Ein Silberperlen süßer Lerchenstimmen,
Und alle Glocken strömen tönend Gold.

In wessen Seele — wär's die ärmste, herb
Von Sorgen früh verengt, gelähmt und hart —
Doch wem schrieb einmal solch' ein Morgen nicht
Sich unauslöschbar ein? Wem tauchte nicht
Des Lebens Goldstift eine Stunde sich
In Duft und Glanz, in Licht und Farbenspiel
Des stummen Herzschlags, namenlosen Traum's,
Daß die Erin' rung lang vergeßnes Roth
Auf bleicher Wang' ihm weckt? Erinnerung!
Im Schattendämmern raunt dein Märchenquell,
Dem sorglos pfeifend noch der junge Mund
Vorübereilt, die Augen weit hinaus
In blauer Wunder Duft und Trug gespannt.
Du aber murmest heimlich fort und fort,
Und eines Tages kehrt er, müden Fußes
Und blüht die Lippen über deinen Born.
Dann kühlst du ihm den Sonnenbrand der Stirn,
Und wie er dürstend deine Tropfen schlürft,
Lösch'st du den Staub des mühsam langen Weg's
Von seiner Wimper, daß ein zitternd Licht
Aus ihr an einstigen Sternenglanz gemahnt.
Ein Maienmorgen, hold wie alle Jugend!
Sie zieht noch fort nach ihrem ewigen Recht,
Es klirrt am Stein der Fuß, es singt ihr Mund,

Und Wald und Felswand ruft sein Echo wieder.
 Vom Hutrand nickt der frische Blütenstrauß;
 Er wehlt — der andre Tag giebt andre Blumen.
 Mit heitrem Gruß am Ackerfeld vorbei,
 D'rauf schon der Pflug in harter Arbeit um
 Des Lebens Nothdurft ringt. Das Aug' beschattend,
 Hält kurze Raft der Pflüger, schaut empor,
 Dem leichten Wanderer nach; dann hebt gebückt
 Den Stein, der Scharte seinem Eisen droht,
 Er sorglich auf, und weiter fällt die Scholle.
 Doch schon das Dorf durchzieht die junge Stirn,
 Die sonnige Straße d'rin ein Hahnruß tönt,
 Ein Käßchen sich die weißen Pfötchen pußt,
 Ein Brunnen rauscht und rund entblößten Arm's
 Ein Mädchen d'ran den schweren Steinfrug füllt.
 Der junge Wanderer tritt hinzu, er schöpft
 Aus hohler Hand und trinkt und spritzt dem Mädchen
 Die letzten Tropfen neckisch in's Gesicht,
 Daß ihre halb noch traumverhängten Augen
 Wie feuchte Kiesel leuchten und wie Frühthau
 Ein Glanz ihr Haar umperlt. Sie lacht, sie zürnt —
 Da lüftet er den Krug ihr vom Gefäng';
 Rückkehrend schweift ihr Blick, halb Dank, halb Zug
 Der dunklen Wimper, in sein helles Auge —
 Ein stummer Gruß der Jugend und des Mai's,
 Aus dem es heimlich auch wie Lerchenschlag
 In's Blau verklingt — und weiter zieht sein Fuß.
 Dahin! Wohin, ist gleich! Es lacht die West.
 Die Rose winkt vom Sims, die Taube girrt,
 Am Rand des Kirchhofs plätschernd fällt der Bach —
 Vorbei am letzten Haus, am Treppenstein,
 Wo unter'm Vordach junge Mutter, arglos
 Wie die Natur, deren Gebot sie nachkommt,
 Den Säugling stillt. Ein Sonnenringeln spielt
 Auf ihrer weißen Brust, um ihren Mund
 Ein Widerspiel des Lächelns ihres Buben.
 Er blinzelt, trinkt und schläft und trinkt noch weiter —
 Vom Fenster steinalt, tausendrunzlig nickt
 Ein graiser Kopf ein Lächeln auch umrinnt
 Die müd-verschrumpften Lippen noch, doch schaut
 Die starre Wimper auf das Kind, wie auf
 Ein junges Triebreis, das der Lenz geweckt;
 Ob eines mehr, ob minder, ob bestimmt
 Zum Baum zu wachsen oder früh zu dorr'n —
 Der Winter raft sie alle, nickt das Auge,
 Und gleich ist's wann, vielleicht im Mai am Besten.

Doch er versteht's nicht und er denkt es nicht,
 Wie holdbeschwingt der Fuß vorbei ihn trägt.

Umwunden hält's auch ihm das braune Haar,
 Den Arm und Aug' und Ohr und Herz, doch nur
 Mit Rosenketten, die ein Ruck zerreißt.
 Den Fuß nur trägt die Erde, d'rüber leicht
 Ein Falter, schwebt sein Sinn in Licht und Luft,
 Mit weißen Wolken durch das Blau des All's,
 Von schimmerndem Gestade zu Gestad.
 Der volle Becher winkt ihm, daß er trinke,
 Die junge Sehnsucht süßen Lippenkelsch's.
 Ihm schuf Natur die Lippen und das Herz;
 Er leert den Becher, dankt und grüßt und geht.
 Ob jener hinter ihm in Scherben klirrt,
 Er hört's, er denkt's nicht, rastlos neu gefüllt
 Winkt ihm, ein einz'ger Lichtcrystal, die Welt.
 Gleich Wolfenschatten über'm Aehrenfeld,
 Ein flüchtig Spiel nur streift um seine Stirn
 Die Keue, schon umblickt von neuem Licht:
 Ein Farbenton, wie Purpurdämmerung,
 Des neuen Aufgangs Rosendiadem —
 O Sonnentag der Jugend, hold und heiß,
 Der Blumen glüh'n und Blumen welken läßt!

Don Tausend Eine, farblos, staubbestekt
 Am Wegrand liegt sie; mäßig geht der Blick
 Der Menge d'rüber hin. Daß sie geblüht,
 Daß sie geglüht nach ihrem Maienrecht,
 Daß die Natur mit Glanz und Duft sie schuf
 Und wehrlos sie der Hand zu eigen gab,
 Die sich nach ihr gestreckt — wen kümmert es?
 Am Wegrand liegt sie einsam, stumm und weß,
 Zulezt zur Seite stößt sie' plumper Fuß,
 Und weiter lacht das Leben und der Mai.

Auch auf den braunen Ziegeln lacht die Sonne,
 Auf Steilfirß, Helmdach, altem Giebelwerk,
 Auf Marmorprunk und Pracht der großen Stadt.
 Sie zeichnet ihre Runen in den Stein,
 Die ewiggleichen, doch von Wenigen nur
 Verstandenen. Ein weites Stromgebiet,
 Das Quellen, Bäche, Nebenflüsse sammelt,
 Liegt unter ihr der Gassen dicht Gewirr,
 Darin die Fluth der Menschentöpfe sich
 Anstaut und fortshawillt, rastlos, wellengleich
 In's breite Strombett weiter sich ergießt.
 Ein Tropfen jeder nur, doch spiegelt sich
 In jeglichem für ihn die Welt mit Glanz
 Und Trübniß, Hoffnung, Noth, Begier und Haß.
 Sie jagen fort, und immer neues Ziel
 Drängt ihren Fuß, und immer altes ist's,
 Auf das die Sonne stets hernieder sah,

Wie auf die Wellen, die zum Meere treiben,
Aus dem zu ewiger Wiederholung sie
Den Wafferschwalm zurück zum Anfang hebt.

Doch wer hat Recht? Die wandelloſe Zeit,
Durch die das gleiche Sandkorn rinnt und fällt —?
Des Glückes Stunde, die im fluge haſcht
Und zu beſigen wähnt? Sie haben's beide,
Der weiße Kopf ſo wie die lockige Stirn.
Sie haben's beid' — das alte Kirchenschiſſ,
Das langgeſtreckt, wie Vorzeitsungethüm
Hoch aus dem Dachgewirr den Rücken ſträubt,
Und unter ihm der Maieſchmuck dieſes Tag's,
Der grün wie Hoffnung das Portal umkränzt.
Die offene Thür lockt dann und wann den Blick
Und hält den Fuß der hurtig Eilenden.
Um Altar drinnen, weiß wie Blüthenschnee
Naht eine junge Braut, ihr Goldgelock
Durchwirkt der Myrthenkranz mit grünem Licht;
Durch's rothe Glas des Bogenfenſters ſucht
Und färbt ein Sonnenſtrahl ihr hold Geſicht,
Und pochend treibt mit Bangniß, Scham und Luſt
Das Herz ſein Blut zu dunkler Glut ihr auf.
Was gilt es ihr, ob Ungezählte ſo
Vor ihr geſtanden? Heute ſteht ſie dort,
Und wie der erſten und der letzten Braut
Im Sturm des Jubelns, Zagens, Zitterns kreißt
Um ihren Traum die Welt. Nun ſpricht ihr Mund
Das kleine Wort, das Saatkorn ihres Lebens,
D'rin Freudenernten oder Mißwachs ihm
Im Keimſchooß ruh'n. Die Orgel rollt vom Chor,
Und draußen rollt der Lärm der Gaſſen fort.

Es wogt und treibt, der Wagen Raſſeln dröhnt
In das Geſchrei des Markt's; und dennoch durch
Der Stimmen tauſendfältig Wettconcert
Klingt's heimlich hier auch wie ein Ton des Mai's.
Er herrſcht, und keine Weigerung läßt er zu.
Sein Sonnenblick ſchleicht in die tieſte Bergkluft,
In's froſtige Däſter ſchmalſten Fenſterraum's!
Am Eiſerand des Gletſchers und der Bruſt
Keiß ſchmelzend thaut ſein Hauch. Ob unbewußt,
Entringt ſich Keiner ſeinem Machtgebot.
Ein Sonntag ſcheint der laute Werkſtag;
Die Hände feiern nicht, doch liegt's wie feier
Auf den Geſichtern, wie ein lächelnd Glück,
Das unſichtbar ſie alle gleich umſchwebt.
Sie trinken aus demſelben Labungſeld,
Und näher fühlt dem Menſchen ſich der Menſch.
Der fremde wird zum Freund, er grüßt, vergilt

Des Andern Gruß und lacht ein fröhlich Wort;
Mit holdem Müßiggang bestrickt's den Fuß,
Mit träumerischem Hang den Blick, den Sinn,
Und webt ein rosig Halbverdämmern um
Des Weges Ziel, des Lebens Zwang und Hast.

Nur Einer dort hat keinen Theil an dem,
Was alle eint. Er schlüpft durch das Gewühl,
Gleichmäßig, ohne Hast und ohne Halt,
Wie eine Krähe durch den Nebel zieht.
Ein dunkler Schatten schwindet er und taucht
In's Sonnenlicht und rudert mit den Händen
Auf's Neu schon im Gewog. Ein Mann, ganz schwarz
Vom Kopf zum Fuß, doch schlottert lang der Rock
Ihm um die Knie; ein schwarzer Hut, verschabt
Und regenfaß, erhöht den kurzen Wuchs
Des plumpen Kumpfes. Unter seiner Krämpe
Hervor blickt ein Gesicht, nichts sagend, leer,
Nicht widerwärtig, häßlich, doch gemein,
Wie seine breite, fingerkurze Hand.
Zwei inhaltslose Augen steh'n darin,
Auf etwas vorgerichtet, ein Geschäft,
Nach dem sein Trott, man sieht's, gewohnheitschnell
Ihn weiter treibt. Sie reden gleichfalls nichts —
Nur Eins: daß sie allein den Mai nicht seh'n
Und ihn nicht ahnen würden, göß' er auch
Noch hundertfacher Goldlicht um sie her.
Gleichgültig tragt er fort durch Licht und Schatten
Bei jedem Schritt fast lüftet er den Hut,
Gewohnheitsmäßig auch; es scheint, er kennt
Die ganze Stadt, doch Wenige danken ihm.
Die Meisten wenden eilig ihr Gesicht;
Mitunter jäh weicht eine junge Frau
Vor seinem Unblick aus und zuckt zusammen,
Das Roth auf ihrer Wange bleicht und wie
Mit Angst und Abscheu starrt ihr Aug' ihm nach.
Er grüßt, wie immer, ausdruckslos; der Hut
Vollzieht es fast von selbst, als ob auch ihm
Die Kunden des Geschäftes wohl bek'annt,
Als sei ein Jeder, der es noch nicht war,
Dereinst ein sicherer Kunde des Geschäft's.
Da streift sein Rock den duftigen Rosenstrauß
Des Blumenmädchens an der Straßenecke,
Und schreckhaft hastigen Ruckes zieht das Kind
Des Frühlings holde Kinder von ihm fort
Und schließt, als wär's zum Schutz vor seinem Blick
Die braune Hand darauf.

Nun biegt er ab
Vom breiten Bett des Hauptstroms, rudert fort

Durch ein Canalgeflecht, an's Thor hinaus,
 Der Vorstadt langen Straßenzug hinab.
 Wie still ist's hier, und immer stiller wird's,
 Je mehr in's grüne Land der Weg sich dehnt.
 Nur gleich dem Summen eines Bienenkorb's
 Verklingt allmählig durch die Sonnenluft
 Der Stadt Getöse. Hoch mit Kälberkraut
 Und Nesseln überrankt, tritt Wiesenrand
 Hier an die Straße, dort auf's Neue hebt
 Sich infesgleich aus Bauschutt und Gestein
 Ein Häuserviereck; drüben wieder eins —
 Dazwischen Reste des verdrängten Ackers,
 Ein Baum, der halb verdorrt, ein Gartenzaun,
 Der rings durchlöchert nichts mehr in sich schließt,
 So tönt die Stadt sich mählig aus in's Feld.
 Nicht schön und kein Bezirk, d'rin der Genuß
 Und Ueberfluß des Lebens Ruhe sucht.
 Zum Troß der Stille, die von Außen trägt,
 Herrscht hier die Nothdurft und der Kampf um's Sein.
 Von harter Arbeit reden Hand und Miene
 Der Hausbewohner; fast zu stattlich scheint
 Ihr Obdach hie und da für sie, doch täuscht
 Auch dieser Schein. Zugvögel sind sie nur
 Für kurze Rast im feuchten Neubau, den
 Der Speculant errichtet, wohnen nur
 Die Wände trocken hier um billigern Preis,
 Als selbst der Altstadt engste Gassenluft
 Ihn abverlangt. Nachfrag' und Angebot
 Begegnen sich im Doppelwunsch und Zweck.
 Ein Jahr, dann ziehn sie weiter, oder schlagen
 Da drüber hinter'm hohen Mauerrand,
 Den Lebensbaum und Eppich übernickt,
 Ihr legt' Quartier in sichrem Boden auf,
 Aus dem sie nichts zu weiterem Umzug zwingt.
 Wie stets, ist Kinderreichthum hier zu Haus;
 Er liegt im Sand, er windet zum Geflecht
 Die Unkrautblüthen, emsig, minder nicht
 Erfreut von ihnen, wie vom Rosenstrauß
 Der Blick, der über Gold und Glück gebietet.
 Vielleicht — wer wägt's? — enthält es mehr an Glück,
 Mit nackten Füßen dort im Scherbenbad
 Den Schaum zu spritzen, als im Goldgespann
 Dahin zu rollen und vom Beherrand
 Den Schaum zu schlürfen, der sich kaufen läßt.

Nun aber rasten Hand und Fuß vom Spiel,
 Die Kinder sehen auf, ein Schatten fällt
 In ihren Sonnenkreis, doch blasser als
 Der kurze, schwarze Körper, der ihn wirft.

Neugierig schaun sie d'rein, ihr Blick verräth:
 Auch ihnen ist er wohlbekannt, vielleicht
 Ein öfterer Gast noch hier als anderswo.
 Den Schlotterrock, den Hut, die Ruderhand,
 Sie kennen Alles, und ein Lachen krauß
 Sich um den Mund des kleinen Kränzewinders.
 Doch legt die ältere Schwester rasch die Hand
 Ihm auf die Lippen: Still, du mußt nicht lachen!
 Sonst wird er böß' und nimmt dich mit, wie neulich
 Das Brüderchen!

Er hört's, doch regt sich nichts
 In seinen Zügen, nur sein Auge sucht
 Am Sims der Häuser eine Zahl, ein Schild,
 So wie der Wanderer an der Straßenkreuzung
 Nach einem Wegstein forschet. Umsonst. Es hat
 Die Ordnung sich noch nicht bis hier erstreckt,
 Die Allen Namen, Schnur und Nummer giebt,
 Und fruchtlos geht sein Blick nach rechts und links.
 Ein erster Unmuth fürcht ihm leicht die Stirn,
 Ein erster Ausdruck in dem leeren Nichts.
 Soll er, der Weg und Ziel vor Allem kennt,
 Bei Andern hier nach seinem Weg und Ziel
 Umfrage halten? Doch da glimmt es auf
 Im Winkel seines Aug's, ein kurzes Licht,
 Dem ähnlich, das im spä'h'nden Blick des Habichts
 Geduckt im Gras die Lerchenbrut entdeckt.
 In allen Häusern stehen rund umher
 Dem Mai die Fenster offen; dort allein,
 Am Gärtchensaum, wo Maßlieb, welker Goldlack
 Und Rittersporn vom dürren Boden sehn,
 Dort, wie ein festgeschlossenes Lid, das nicht
 Die Sonne schau'n will, schließt ein Laden sich!
 Ein Merkziel seinem Blick, untrüglich wie
 Dem nachtverschlag'nen Schiffer ein Gestirn.
 Er hält's gefaßt und geht — dort tritt er ein.

Das Haus liegt stumm und leer; erst wie sein Fuß
 Im Flur den Bretterboden höhl durchdröhnt,
 Aus schmaler Seitenthür streckt sich ein Kopf,
 Der früher Noth und Mühsal Jüge trägt.
 Ein Frau'ngesicht mit jenem stillen Blick,
 Aus dem die Sorge quillt und doch noch Raum
 Beläßt für Mitgefühl an fremdem Leid.
 Sie schrickt, und an die Wimper greift die Hand —
 Ich bin der Todtenschauer, sagt der Mann.

Nicht anders kling't's, als hätt' sein Mund gesagt:
 Ich bin der Rauchfangkehrer, oder so.
 Gekrümmt nur fügt mit einem Fragewink
 Sein Zeigefinger d'ran: Wo ist die Thür?

Man wartet anderswo auf mich, d'rum rasch! —
 Dort! streckt der Arm der Frau sich aus; und er:
 Sind Sie der Todten Angehörige? — Nein. —
 Wer denn? — Ich glaube, Niemand auf der Welt;
 Sie wohnte hier mit ihrem Kind bei mir
 In Aftermiethe seit dem Herbst. Man sah's
 Ihr am Gesicht schon als sie kam. — Schon gut.
 Ich weiß den Namen, weiter braucht es nichts.
 Doch, da — den Laden auf! Ich brauche Licht.

Kaum Zwieliicht dämmert durch ein eng Gemach,
 Darin ein leiser Blumenduft wie Traum
 Die Luft durchweht. Nun eilig schließt die Frau
 Den Laden auf, doch auch mit leiser Hand,
 Wie jemand, der den Schlaf zu stören bangt,
 Und voll und goldig scheucht ein Sonnenglanz
 Das Dunkel fort. Fast in die Leere fällt
 Sein Maienlicht; auf Tisch und Hausgeräth,
 So ärmlich-werthlos, daß ein Bettler es
 Verschmähen würde, sel's umsonst ihm zu.
 Nur von dem harten Seetangspühl des Bett's
 Fließt es mit einem Schimmer durch den Raum,
 Verlorenen Reichthums, einst gewesenen Glück's,
 Wie die zertret'ne Rose noch im Staub
 An ihres ersten Ausbruchs Schönheit mahnt.
 Ein junges Weib liegt reglos hingestreckt
 Zum Schlaf, zum besten Schlaf, den nichts mehr stört.
 Die dunkle Wimper brauchte keine Hand
 Zu schließen; jeder Zug im Antlitz sagt's,
 Sie sel, vom heißen Tag zu müd', von selbst.
 Doch hat das Mitleid ihre Hände sacht'
 Im Tod auf ihrer stillen Brust gekreuzt
 Und eine rothe Rose d'rein gebettet.
 Sie ist's, die auch noch dieses arme Nichts
 Mit einem Hauch des Mai's umschwebt, umträumt;
 Ein blühend Abbild kurzen Frühlingsglück's —
 Am Stiel des vollen Kelch's ein Knöspchen noch,
 D'raus kaum ein erster Farbenschimmer blickt.

Er aber steht gebückt und schaut sie an,
 Denn „Schaun“ ist sein Beruf. Jetzt am Gelent
 Faßt er die magre, durchsichtsweiße Hand
 Und nickt; jetzt streckt gespreizt die Finger er
 Und hebt das schwer gesunkene Augenlid,
 Daß flüchtigen Moment ein blaues Licht
 Kalt, starr und schweigsam durch die Wimpern fällt.
 Er nickt noch einmal, dreht sich kurz und spricht:
 Nun, diese Frau ist todt; ich hab's bezeugt.
 Sie kann begraben werden. — Und es klingt,

Als hätt' sie jetzt ein Recht erst auf den Tod,
 Da er's bestätigt. Aus der Tasche zieht
 Ein abgegriffenes Buch er, blättert d'rin,
 Und neben einen Namen auf das Blatt
 Kraht er mit hartem Stift ein Kreuz. Dann klappt
 Zusammen er das Buch, faßt seinen Hut,
 Den noch im Zimmer auf die Stirn er drückt,
 Und geht davon.

Die Frau bleibt stumm zurück:
 Sie tritt an's Bett und streicht der Todten sanft
 Das braune Haar am Schläfenbug herab,
 Wie einst die Hand der Liebe oft es wohl
 Der Lebenden gethan. Jetzt thut's das Leid,
 Das Mitleid an der Jugend und der Schönheit,
 Die wehrlos liegt und hilflos früh verging.

Doch hat der Tod sie nicht geraubt, sie spricht
 Noch von den Wangen, aus der Lieblichkeit
 Des jungen Angesichts. Was herb und bang'
 Das Leben drüber schrieb an Noth und Angst,
 An Krankheit und Entstellung, freundlich hat
 Der Tod ihr bittres Mal hinweggelöscht
 Und sie zu holdem Friedensschlaf gelegt.
 Nur um die feinen Lippen schattet noch
 Ein nicht geglättet banger Zug, als ob
 Mit einem letzten Schmerzgedanken sie
 Zusammen sich gepreßt, der in dem Traum
 Der morgenlosen Nacht ihr nachgefolgt.
 Mit tiefem Seufzer hebt das Mitgefühl
 Die Brust der Frau, die auch von Sorgen schwer.
 Sie kennt die Schrift um diesen bangen Mund,
 Das Schmerzenswort, das ihn mit letzter Angst
 Umbebt, der einzigen, die nach ihm blieb
 Und von der Freundeshand nicht mit gelöschet.
 Und noch ein Seufzer folgt dem ersten nach,
 Dann schreitet sie hinaus.

Doch vor der Thür
 Ist's nicht mehr still und leer. So wie im Wald
 Der Anblick einer Eule, die in's Licht
 Des Tages schießt, zu lautem Stimmenchor
 Ringsum die Vögel sammelt, so auch hat
 Des Todtenschauers Ankunft rundumher
 Die Nachbarschaft herbeigelockt. Sie harr'n
 Und stehn und reden, fragen eifrig nun,
 Wie zwischen sie die Frau hineintritt. Doch
 Auch diese weiß nicht viel. So weit sie's kann,
 Stillt sie die Neugier, die ein Sterbehaus
 Gleichwie ein Hochzeitshaus stets aufweckt, sagt

Der Todten Gutes nach, verstummt und fügt
Kopfnickend d'rein:

Wie's Tausenden ergeht,
So ging's auch ihr. So lang sie's konnte, trug
Mit harter Arbeit Sorge Tag und Nacht
Sie um ihr Kind — fast bis zum Letzten hin.
Dann hab' ich sie — gern hätt' ich's länger noch
Gethan — und doch ist's gut, nun ist's vorbei.
Sie sprach von sich fast nie; kein Hochmuth war's,
Weil sie aus besserem Haus und feinerer Art
Als Unfereins. Sie trug's nur still für sich;
Wer's eigne Schuld heißt, mag es thun. Mich dünkt,
Ihr Herz war sündenreiner, als der Kranz
Auf mancher frommen Stirn, die am Altar
Der Priester segnet. Nur zuletzt, schon halb
In Phantasien entfloh's ihr ab und zu,
Nicht klar, doch schien's, es hatt' ein edler Mann
Sie lieb gehabt und sie zum Weib gewollt.
Es brauchte nur ein Ja, dann läg' sie jetzt
Nicht dort, denn Glück und Reichthum bot er ihr.
Doch sie — er war ihr Freund, den werth und hoch
Sie hielt — und doch — was ist ein Mädchenherz? —
Ihr Herz sprach Nein zu ihm und Anderem Ja,
Der sie an seinem Wege traf und brach
Wie eine Blume, kurze Weile trug
Und liegen ließ Gott schuf ihr klopfend Herz,
Und wenn ihm Sünde gilt, was es gethan,
So hat sie's hier gebüßt und er vergab's,
Def' bin ich sicher.

Traurig schweigt ihr Mund
Und lächelt trüb nur d'rein noch: Es war Mai.
Ein Raunen geht. Da kommt es — nicht wie Mai,
Wie erster Sonnentag im März, durch den
Der goldne Falter taumelt, fliegt vom Rand
Der Wiese dort ein Lockenkopf herauf.
Ein lieblich lachend Mädchenbild, ob auch
In kärglich armen Rahmen eingefasst,
Denn aus dem groben, oft gestückten Kleid
Wuchs Hals und Händchen wohl seit manchem Mond
So lang hervor schon. Doch gesund und hell
Sind Augen, Wang' und Stirn, die Lippen blühn;
Vier Jahre mag sie zählen, kaum; vielleicht
So scheint es, täuscht ihr Wuchs. Feldblumen hält
In farbigem Durcheinander ihre Hand;
Sie selber aber gleicht der Todten drinnen,
So wie dem Rosenfeld der kalten Brust
Die junge Knospe gleicht.

Sie steigt heran,
 Der guten Frau entgegen, deren Blick
 Bekümmert auf ihr ruht, und hebt beglückt
 Den Strauß empor und ruft frohlockend, hell
 Wie Glockenton: Sieh nur! Sind die nicht hübsch?
 Nun flecht ich für die Mutter einen Kranz,
 So groß und bunt! Nicht wahr, dann ist es gut?
 Dann kommt die Mutter in ein schönes Haus,
 In dem sie nie mehr weint, und ich mit ihr,
 Und d'rin bekomm ich auch ein schönes Kleid,
 Weil ich sie lieb gehabt — so eins, wovon
 Sie oft das Märchen mir erzählt, ein Kleid,
 Das ganz von Sonnenfäden — nein, ich will
 Noch lieber das vom Mond — nur schnell den Kranz!

Die Hand der Frau zuckt an die Wimper auf,
 Dann schließt sie zart, doch wie von Krampf gepreßt,
 Sich um des Kindes weiche Schläfen, streicht
 Sein stockig Haar, und murmelnd, halb erstickt,
 Spricht vor sich hin ihr Mund: Du armes Ding —
 Ja, in ein besseres Haus kommt deine Mutter,
 Das beste für uns alle wohl — doch du —
 Auch du kommst in ein anderes Haus, d'rin legt
 Man dir ein granes Waisenröckchen an.
 Du wirst nicht hungern, aber ärmer als
 Die ärmsten Kinder sein, denn frieren wirst du
 Im warmen Zimmer, weinen, armes Ding,
 Viel Jahre lang, mehr bittere Thränen noch,
 Als deine Mutter sie um dich geweint. —

Die Lippe stockt, von Schluchzen übermannt;
 Verwundert schaut die Kleine flüchtigen Blick's
 An ihr empor, dann springt sie hüpfend fort
 Und sitzt im Sonnenglanz am Treppenstein
 Und sucht die farbenbunt'sten Blumen eifrig
 Aus ihrem Strauß hervor — denn es ist Mai.

Doch drüben, weit schon, wieder im Gewühl
 Der lauten Straße schlüpft und trabt und grüßt
 Der dunkle Schatten, dessen Finger einst
 Jedwedes Augenlid „bezeugend“ hebt.
 Die Hände rudern fort nach neuem Ziel,
 Gleichmäßig, ohne Hast und ohne Halt,
 Wie eine Krähe durch den Nebel zieht.
 Nun hält er an und hebt den leeren Blick
 An einem rothen Steinportal hinauf
 Und faßt den weißen Knopf des Glockenzug's;
 Die Thür springt auf, und wieder tritt er ein.
 Auch hier empfängt's ihn lautlos, schattenfühl,
 Doch jene vornehmstille Schweigsamkeit,

Die aus bemalten Scheiben niederblickt.
 Vom teppichüberwirkten Stufenrand
 Der Marmortreppe schaut den Kommenden
 Ein Diener halb erstaunt und fragend an.
 Doch diesem gilt kein Unterschied des Rang's,
 Der Hütte, des Palaſt's, so wenig wie
 Dem Meister des Geschäftes, dem er dient.
 Im trocknen Klang liegt keine Ironie,
 Doch spricht er es genau im selben Ton:
 Ich bin der Todtenschauer — und er winkt
 Gefrümmten Fingers d'rein: Wo ist die Thür?
 Man wartet anderswo auf mich, d'rum rasch!

Der Diener führt ihn, raunt gedämpft: Recht sacht!
 Daß es den Herrn nicht stört! Er nimmt den Tod
 Des Alten, der bei seinen Eltern schon
 Im Dienst stand und mit ihm als Kind gespielt,
 Zu Herzen sich, als sei's ein Freund, den er
 An ihm verloren. Wer um Hab und Gut,
 Um Frau und Kind sich nicht zu sorgen braucht,
 Verfällt auf solche Grillen. Freilich fehlt's
 Ihm so wie so im Kopf; ein Klügerer säß'
 Hier nicht Tag ein Tag aus im leeren Haus.
 Ich wüßte wohl, was ich mit seinem Geld —
 Und daß der Tod des Alten mich nicht viel
 Bekümmern würd', der lang bereits —

Schon gut.

Ich weiß den Namen, weiter braucht es nichts.

Sie treten ein, und aus der Tasche zieht
 Der Todtenschauer sein vergriffenes Buch.
 Er blättert d'rin und legt es auf den Tisch;
 Dann schreitet er zum Bett, d'rin ausgestreckt
 Der Todte liegt, und „schaut“. Doch seitwärts tritt
 Aus einer Nebenthür des Hauses Herr,
 Noch jung, doch spricht von tiefem Gram sein Blick,
 Das dunkle Haar, das hier und dort am Rand
 Der Schläfen schon ein Silberglanz umspielt.
 Ein Leidenszug durchschattet sein Gesicht,
 Den nicht der Tod von heut erst d'rein geprägt.
 Ein tieferes Weh, ein immer bleibendes,
 Das aus des Lebens Wurzel stammt, umflort
 Den milden Ernst, die Güte seiner Stirn.
 Ein Blick besagt's: Er ist ein armer Mann
 Im reichen Haus, denn dieses Haus ist leer
 An dem, wonach das volle Herz ihm schlug.
 In diese Fenster, diese Augen fällt
 Kein Mai hinein. Er that's vielleicht einmal
 Mit jeder Hoffnung Frühlingsherrlichkeit,
 Doch er versank in grauem Nebelmeer.

Nun, dieser Mann ist todt; ich hab's bezeugt.
Er kann begraben werden.

Rückwärts dreht

Der Sprecher sich zum Tisch, an's offene Buch
Und greift den harten Stift und malt sein Kreuz,
Das erst das Unrecht auf den Tod verbürgt.
Doch über ihn gebeugt, sieht mit auf's Blatt
Des Hauses Herr hinab und murmelt trüb:
Mein armer Freund — mein alter letzter Freund. —
Und von des alten Dieners Namen schweift
Sein Blick mechanisch auf zu jenem, der
Mit gleichem Kreuz beendet drüber steht.
Da plötzlich zuckt's, durch seine Wimpern starr
Ruht auf der Schrift sein weitgeöffnet Lid,
Darunter etwas seltsam rinnt, ein Licht,
Gleich einem Stern, der Nachts am Bogenrund
Des dunklen Himmels aufirrt, fällt und lischet.
Man sieht's, er ringt nach Luft — ein jeder sah's,
Nur nicht der Andere, der vor ihm steht
Und sich um den nur kümmeret, dessen Brust
Nicht mehr nach Luft begehrt. Nun rüttelt leif'
Der Tisch, auf den des Hausherrn Hand sich stützt,
Dann bückt noch einmal schweigend sein Gesicht
Sich tiefer auf das Blatt, weiß wie der Tod,
Der drüben schläft, doch auch so ruhig jetzt;
Nur stumme Regung seiner Lippen prägt,
So scheint's, ein Wort der Schrift sich ein. Da klappt
Sein Buch der Todtenschauer, faßt den Hut,
Den noch im Zimmer auf die Stirn er drückt,
Und geht davon.

Ganz still ist's im Gemach,

D'rin nur der Tod und nur das tiefe Weh
Verblieb, das aus des Lebens Wurzel stammt.
Durch's hohe Fenster einzig schleicht ein Strahl
Der Maien Sonne, zögernd, scheu, wie in
Ein fremd Gebiet, dem Sessel zu, darauf
Der Mann die Augen mit der Hand verdeckt.
Nur langsam wagt sie weiter sich und scheint
Zu halten, eh' sie aufwärts steigt; dann ist's,
Als zög' sie einem goldnen Faden gleich
Ganz leif' die Hand, ganz leif' und still herab,
Daß von den freien Wimpern schwer und stumm
Zwei Tropfen niederfallen, Thau der Nacht.
Sie rinnen langsam, fallen in den Staub.
Doch gleich, als ob ein rückgewendet Licht
Aus ihren feuchten Perlen sich empor
Zum Ursprung ihres Quells den Weg gesucht,

So wacht ein Schimmer in der Augennacht
Des Mannes auf und wird zum Glanz, zum Strahl,
Der stumm-geheimnißvoll dem andern nickt,
Dem Gruß des heutigen Mai's.

Nun steht er auf

Und läßt sein reiches, vornehm-stilles Haus.
Er geht den Weg, den Jener kurz zuvor
Entlang gerudert; Viele grüßen ihn
Im Lärmgetrieb der Straße, sehn erstaunt
Ihm flüchtig nach, daß er, der Keinen je
Hochmüthig überblickt, sie nicht gewahrt.
Denn Keiner ahnt's, daß nicht der Stadt Gewühl,
Daß einsam tiefen Wald sein Fuß durchheilt;
D'rin raunt im Schattengrund ein Märchenquell,
Der heimlich weiter fort und fort ihn zieht,
Und müden Fußes kehrt er heut und bückt
Die Lippen über deinen Born — Erinnerung.

Still, leer und sonnig wie zuvor empfängt
Auch ihn die Vorstadt; selbst der Kinder Spiel
Belebt kaum mehr den heißen Mittagstraum.
Nur Einige blieben, deuten ihm das Haus,
Nach dem er fragt, und hastiger eilt sein Fuß,
Und zagend hält er an, eh' er's betritt.
Dann steht er auf dem Flur, wo für des Tag's
Bedürfniß sorgend, ihm die Hüterin
Der Wohnung halb erschreckt entgegenkommt.
Sie giebt ihm Antwort, sieht nun staunend d'rein;
Er spricht verwirrt, sie zeigt nach einer Thür,
Doch feinen Tactes bleibt sie selbst zurück.

Da liegt die Todte vor ihm, still und schön.
Zu Häupten ihr reckt auf die Zehen sich
Das kleine Mädchen, dessen Hand ihr Werk
Vollendet hat, zwar ungeschickt, doch ist's
Ein Kranz, und fröhlich, stolz befriedigt legt
Den Schmuck sie auf der todten Mutter Stirn,
Daß grün wie Myrtenreis die Blätter ihr
Den braunen Scheitel kränzen. Halb in Scheu
Und warnend halb, zum Munde hebt sich jetzt
Ihr Finger auf: Sei still, die Mutter schläft!
Und auf dem Fremden bittend ruht ihr Blick.

Doch er, vom Haupt zum Fuß durchzittert, schlingt
Um ihren Lockenkopf den Arm: Mein Kind —
Du wärst mein Kind gewesen — sollst es sein. —
Verlagend stoßt sein Mund, er tritt an's Bett
Und faßt die kalte Hand, die nichts mehr wärmt.
Lang schaut er nieder, und ein einzig Wort

Durchflingt den stillen Raum: Elisabeth — —
 Dann bückt er stumm die Stirn auf sie hinab
 Und küßt das Lippenpaar, von dem ihm einst
 Die Hoffnung seines Mai's gewinkt und schwand,
 Und von der stillen Brust wie Antwort weht
 Ein Rosenhauch ihn an.

Und wundersam

Wie nun des Kindes Hand er fest umschließt,
 Hat ausgeglättet sich der bange Zug,
 Der letzte Schmerzgedanke, der den Mund
 Der Todten noch umpreßt und in den Traum
 Der morgenlosen Nacht ihr nachgefolgt.
 Verschwunden ist er, aufgetrunken wie
 Ein Schatten, den das Sonnenlicht verschleucht,
 Und auf den blassen Lippen liegt der Mai
 Mit einem Lächeln stummen Frühlingsglück's.
 Sie schreiten schweigend aus der niedern Thür —
 Die Lebenden. Vertraulich hält die Hand
 Des sanften Mannes schon das Kind umfaßt
 Und nickt im Flur vergnügt der guten Frau:
 Siehst du, nun komm' ich in das schöne Haus,
 Und wenn es Abend, kommt die Mutter nach!
 Und in's Gewühl des Lebens tauchen sie.
 Es wogt und treibt, der Wagen Rassel dröhnt
 In das Geschrei des Markts, und dennoch durch
 Der Stimmen tausendfältig Wettconcert
 Klingt's heimlich hier auch wie ein Ton des Mai's.
 Nur Einer dort hat keinen Theil an dem
 Was alle eint. Er schlüpft durch das Gewühl
 Gleichmäßig, ohne Hast und ohne Halt,
 Wie eine Krähe durch den Nebel zieht.
 Ein dunkler Schatten schwindet er und taucht
 In's Sonnenlicht und rudert mit der Hand
 Auf's Neu schon im Gewog. Nun blickt er kurz
 Und grüßt den Mann, der fest das Kind umschließt,
 Doch kennt er's nicht. Ein Werk des Lebens hat
 Heut sein Geschäft vollbracht; doch ahnt er's nicht,
 Und wenn er's wüßte, gält's ihm gleich. Er „schaut“
 Die Todten nur und nicht die Lebenden.
 Und weiter tritt er nach neuem Ziel,
 Den Namen weiß er, weiter braucht es nichts.
 Die Beiden aber treten in's Portal
 Des großen Hauses, d'rin vom Scheibenrand
 Ein rothes Licht der Kleinen Wang' umlacht.
 Noch einmal hält sie scheu jetzt vor der Pracht
 Des Marmorflurs, doch zärtlich legt ein Arm
 Sich um ihr Köpfchen, küßt vom Aug' das Bangen
 Ein bebend Wort: Elisabeth — mein Kind!



Der Kuß.

Eine anthropologische Skizze.

Don

Fr. Merkel.

— Rostock. —

Wer jemals Kinder beobachtet hat, der weiß, daß sie stets geneigt sind, ihre Gewohnheiten auf das Zähmste festzuhalten. Die Stellung der Möbel, die Bilderdecoration der Wand wird als unveränderlich, gewissermaßen in den Naturgesetzen begründet, angesehen. Hat man die Kinderschuhe ausgezogen, dann macht man es so handgreiflich freilich nicht mehr und kann über die Zeiten von ehedem lächeln, doch werden wir uns immerhin, wollen wir nur die Augen öffnen, noch oft genug auf den alten Wegen ertappen. Gar manchmal denken auch wir über Gebräuche, welche wir lebenslang vor Augen hatten, nicht weiter nach und schwingen uns höchstens dazu auf, ihr Dasein zu constatiren. „Es war immer so“ hört man selbst Leute gelegentlich argumentiren, welche sonst die Dinge nicht nur oberflächlich zu streifen glauben.

Greife ich ein paar Beispiele heraus, so kann ich an die Art und Weise erinnern, wie man entfernt stehende Personen heranwinkt. Niemand, welcher nicht etwa specielle Erkuudigungen eingezogen hat, wird glauben, daß dies ein Mensch anders machen könne, als so, daß er in allbekannter Weise die nach oben halbgeöffnete Hand mit sanfter Neigung auf sich zu bewegt. Wie erstaunt man, auf einer Reise nach Italien zu finden, daß dort der gleiche Wunsch durch eine gerade entgegengesetzte Pantomime ausgedrückt wird, nämlich dadurch, daß man bei nach unten halbgeöffneter Hand deren Finger nach sich hin krümmt. Schon in der Schule werden bei uns die Kinder dazu angehalten, aufzustehen, wenn sie mit Respectspersonen sprechen, in unseren Parlamenten erhebt man sich, wenn man Achtung bezeugen will. In Tahiti wäre dies der größte Verstoß gegen die gute Sitte, dort hat man sich niederzusetzen, wenn man zu einem Vornehmeren spricht. Man zweifelt nicht, daß die Zeichen für „nein“ und „ja“ allgemein und unveränderlich seien und

wundert sich sehr, wenn man hört, daß es genug Völker giebt, welche dem Rücken und Schütteln des Hauptes die entgegengesetzte Bedeutung beilegen oder welche sogar ganz andere Zeichen dafür in Gebrauch haben.

Es ist außerordentlich interessant, die Verschiedenheiten, welche in der Geberdensprache über das Erdenrund walten, zu verfolgen und vergleichend zu betrachten. Wir finden auch darüber in den Werken von Taylor, Lubbock, Darwin u. a. vortreffliche Fingerzeige, welche einen großen Theil der mimischen Acte zu erklären erlauben. Um so wunderbarer ist es deshalb, daß diese Autoren über eine der ausdrucksvollsten und bedeutungsreichsten Gesten mit wenigen Worten hinwegschlüpfen; ich meine den Kuß.

Selbst ein Mann wie Steele befindet sich über ihn in dem Eingangsgenannten Irrthum; er hält die Natur für die Erfinderin desselben — „der erste Kuß entstand mit der ersten Brautwerbung.“ Die drei anderen genannten englischen Publicisten nennen diese Ansicht zwar unrichtig, setzen jedoch eine bessere Erklärung nicht an deren Stelle, obgleich eine solche auf dem von ihnen beschrittenen Wege der Entwicklungsbeobachtung von Sitte und Gebräuchen unschwer zu finden ist.

Die erste Bedingung für ein vollkommenes Verständniß jeder Geste, also auch des Kusses, ist die Kenntniß des anatomisch-physiologischen Vorganges, durch welchen sie hervorgebracht wird.

Beginne ich hiermit, so muß vor Allem constatirt werden, daß der Act des Küßens lediglich auf die Lippen und das Innere der Mundhöhle beschränkt ist. Diese Bemerkung könnte höchst überflüssig erscheinen, ist es aber um deswillen nicht, weil wir wissen, daß sehr viele mimische Handlungen die Muskulatur des ganzen Gesichtes in Anspruch nehmen. Ein Blick in Darwins Buch über den Ausdruck der Gemüthsbewegungen giebt hierfür überreiche Belege. Den Lippen ist nun aber gerade in denjenigen Lebenslagen, welche bei starken Affecten zum Kusse auffordern, in großer Freude, großem Leid, eine hervorragende mimische Rolle zugetheilt, und sie müssen beim Lachen sowohl wie beim Weinen in eine ganz veränderte Stellung gebracht werden, wenn sie küssen sollen. Sehr oft beobachtet man deshalb, daß nach dem Kuß der nun doch einmal zerstörte Ausdruck starker Bewegung nicht wieder zu Stande kommt. Mit der Rückkehr des Mundes in die Mittelstellung verliert sich auch allmählig das Muskelspiel in der Umgebung der Augen, der ganze Ausdruck des Gesichtes wird ruhiger. Damit glätten sich dann die durch Freude oder Trauer erregten Wogen des Gemüthes und so bezeichnet der Kuß, mit Einem Wort, den Abschluß des Gefühlsparoxysmus.

Bei Menschen, welche nicht über ein sehr ausgebildetes Mieneenspiel verfügen, kann man nicht selten die komisch berührende Beobachtung machen, daß ein Kuß alle Bewegung aus dem Gesichte bannt, daß er mit ruhig ernster Miene gegeben wird, und daß erst nachher wieder der Ausdruck entsteht, welcher der jeweiligen Stimmung entspricht.

Die auffallendste Veränderung der Züge beim Kusse ist das Spitzen der Lippen, sie ist deshalb auch stets am meisten beachtet worden und man

findet sie in Prosa und Poesie am häufigsten erwähnt. Trotzdem aber ist sie nicht unbedingt zum Kusse nöthig und wird meist nur angewandt, wenn die Geste von einer gewissen Innigkeit begleitet ist. Bei conventionellen Küssen, oder gar wenn man nur widerwillig bei der Sache ist, werden vielmehr die Lippen ziemlich schlaff gehalten und kaum aus der gleichgiltigen Mittelstellung bewegt. Der wesentliche Theil des Kusses ist das Einziehen der Luft in den Mund. Dies geschieht so, daß man die Zunge niederdrückt, wodurch im Inneren der Mundhöhle ein luftverdünnter Raum erzeugt wird, und daß man dabei gleichzeitig die Lippen öffnet, wodurch die umgebende Luft Gelegenheit findet, durch rasches Einströmen in die Mundhöhle das Gleichgewicht der Atmosphäre wiederherzustellen. Hierbei entsteht auch der dem Kusse eigenthümliche Laut.

Halten wir Umschau unter dem Heer der Bewegungen, welche wir mit dem Munde ausführen, so fällt es bei dem ersten Blick auf, daß die des Saugens genau die gleiche ist, wie die des Küßens. Mit denselben Mitteln, mit welchen wir einen Kuß hervorbringen, würden wir auch einen Tropfen Wasser, der auf den Handrücken gefallen ist, aufsaugen; der einzige kleine Unterschied — wenn er überhaupt besteht — ist der, daß man in letzterem Falle nicht den völlig geschlossenen, sondern den ganz wenig geöffneten Mund auf die Hautfläche aufdrückt und nun die beschriebene Luftverdünnung erzeugt. Noch weit ähnlicher dem Kusse, als das Saugen Erwachsener, ist aber das Saugen der kleinen Kinder, man könnte es fast einen potenzierten Kuß nennen. Die Lippen sind stark gespitzt und man sieht die heruntergedrückte Zunge bei jedem Zug des Säuglings auch von außen deutlich als Hervorwölbung des Mundhöhlenbodens unter dem Kinn. Läßt man ein Kind am Finger saugen, dann fühlt man ferner, wie dessen Zunge hart wird und muldenförmig den Finger umschließt. Beobachtet man sich selbst bei der Ausführung eines ausgeprägten Kusses, dann bemerkt man in wunderbarer Analogie mit diesem Factum, daß die Zunge ebenfalls fest wird, sich gegen den hinteren Rand der Zähne aufstemmt und an der Spitze eine leichte muldenförmige Krümmung annimmt. Jedermann kann sich somit durch ein augenblicklich auszuführendes Experiment selbst überzeugen, daß der Kuß und der Act des Trinkens von Säuglingen identische Bewegungen sind.

Es kann nun sonderbar berühren, daß sich ein Symbol, welches eine so edle und entzückend schöne Verkörperung erfahren kann, wie wir sie in der bekannten antiken Marmorgruppe „Amor und Psyche“ sehen, unter der physiologischen Betrachtung zu einer so prosaischen Handlung auflöst, wie es die Nahrungsaufnahme des Säuglings ist. Gerade durch diese Erkenntniß aber werden wir zum richtigen Verständniß des Kusses hingeleitet.

Nähert man den Mund eines Säuglings irgend einem lebenswarmen Theil, dann glaubt er, an der Quelle seiner Nahrung zu sein und beginnt zu saugen. Wohl jede Mutter liebt es, sich von ihrem kleinen Herzblatt die Wange „küßen“ zu lassen und täuscht sich selbst gerne vor, daß diese rein reflectorische Bewegung ein Zeichen der Zärtlichkeit ihres Kindes sei. Eine

Außerung der Zuneigung aber, wenn sie von einem geliebten Wesen ausgeht, strebt man zu erwidern, und insbesondere ist ein Mutterherz geneigt, ihren Liebling mit Zärtlichkeiten zu überschütten. Schon Darwin hat nun die Beobachtung gemacht, daß man bei zärtlichen Regungen „eine starke Begierde empfindet, die geliebte Person zu berühren.“ Selbst Thiere thun dies sowohl unter sich, wie auch den Menschen gegenüber, welche sie lieben. Was Wunder also, wenn eine Mutter solche Berührungen verdoppelt und verdreifacht, wenn sie nicht genug daran hat, den Gegenstand ihrer Liebe an's Herz zu drücken, sondern auch strebt, die Liebkosung, welche ihr zu Theil geworden, und welche ihr die höchste Freude verursachte, ganz in gleicher Weise ihrem Kinde zurückzugeben. Der erste mit Bewußtsein gegebene Kuß wird daher nicht unter Brautleuten ausgetauscht worden sein, wie Steele meint, sondern wird durch das heiligste Gefühl des Menschenlebens, die Mutterliebe, in's Dasein gerufen worden sein. — Freilich aber trat der Kuß schon frühzeitig aus der Kinderstube hinaus in's öffentliche Leben, Erwachsene tauschten ihn unter sich aus, er verlor seine ursprüngliche Innigkeit, wurde zu einer rein conventionellen Begrüßungsform herabgewürdigt und gab damit seine ursprüngliche Bedeutung völlig auf. Erst unseren Tagen scheint es vorbehalten zu sein, hierin Wandel zu schaffen. — Doch von dem Allen nachher!

Aus dem bisher Gesagten geht bereits hervor, daß der Kuß keine Handlung ist, welcher eine gewisse Nothwendigkeit inne wohnt; ein noch klarerer Beweis liegt jedoch darin, daß Kinder, welche mit der Saugflasche ernährt werden, die erste unbewusste Art des Küssens nicht kennen, sondern es erst später mit vollem Bewußtsein erlernen müssen. Auch solche Kinder aber, welche es vom ersten Tage ihres Lebens an geübt haben, würden die Sitte in ihrer späteren Jugend gewiß nicht beibehalten, wenn der Kuß nicht bei dem Erwachen der Geistesthätigkeit erst als Kunststückchen eingelernt würde, dessen gelungene Ausführung die zufriedene Mutter stets ihrerseits mit einem richtigen Kusse der Anerkennung belohnte.

Dies wird dadurch bewiesen, daß eine große Menge von Völkern existirt, welche den Kuß überhaupt nicht kennen, bei denen sich also die mütterliche Liebkosung gar nicht, oder doch nur sehr unvollständig entwickelt hat, oder welche bei der Bezeugung ihrer Zuneigung von ganz anderen Grundanschauungen ausgingen, wie wir. Wie uns eine Umschau in der einschlägigen Literatur belehrt, sind es folgende Völker, von welchen ausdrücklich berichtet wird, daß sie des Kusses entbehren: In Europa die Lappländer, in Afrika die Bewohner der Westseite, des Continents die von Madagaskar, sowie die nubischen Somali, in Amerika die Feuerländer und Eskimos, auf den asiatischen und australischen Inseln die sämtlichen Malayen und Polynesiern, sowie die Papuas und endlich die Bewohner des Festlandes von Neuholland. Man darf mit Bestimmtheit annehmen, daß dies noch nicht alle Völker sind, welche den Kuß nicht kennen, sondern daß dieser Mangel bei einer Anzahl von anderen nur nicht in den allgemein zugänglichen Aufzeichnungen genannt ist. So darf man

wohl glauben, daß nicht die Feuerländer im äußersten Süden und die Eskimos im äußersten Norden Amerikas allein nicht küssen, auch fast alle anderen Amerikaner werden wohl dieser Sitte nicht huldigen; von den Botokuden am Parana und Paraguay mitten in Südamerika wenigstens läßt es sich, wie Peschel sehr richtig bemerkt, bestimmt in Abrede stellen, da ihnen des Pflockes wegen, den sie als Schmuck in den Lippen tragen, der Kuß physisch unmöglich ist. Dasselbe gilt von den Poluschen und anderen Stämmen der Westküste Nordamerikas, welche vom höchsten Norden bis herunter zur Vanconver-Insel an der Grenze zwischen den Vereinigten Staaten und Britisch-Amerika ihren Sitz haben. Auch in Mittel- und Südafrika herrscht bei den Negerfrauen die Sitte, das Pelele, eine Scheibe, in der Unterlippe zu tragen, so daß dort ebenfalls das Küssen unmöglich ist. Ueberblickt man also die ganze bewohnte Erde, dann sind Amerika, Australien, Polynesien und fast ganz Afrika vom Kuß auszuschließen, auch der Norden Europas und Asiens entbehren seiner, so daß nur ein beschränkter Theil der Bewohner beider letztgenannter Welttheile denselben besitzt.

Wir werden also auch durch die ethnographische Betrachtung darauf hingeführt, daß der Kuß durchaus nicht angeboren ist. Es besteht vielmehr bei einem Theil der genannten Völker sogar Abneigung gegen ihn, und man darf durchaus nicht etwa glauben, daß die uns so schön dünkende Sitte von Allen freudig aufgenommen wird, welche damit bekannt gemacht werden. Peschel erzählt, daß Winwood Reade das Entsetzen eines Negermädchens erregte, als er sie küßte, und daß Bayard Taylor bei den Frauen Lapplands auf eine entschiedene Abneigung gegen jede derartige Berührung stieß. Auch in Tonga, wo man eine Art von Kuß hat, lacht man doch, wie Gerland sagt, sehr über die europäische Art zu küssen. Nur die Hottentotten scheinen den Brauch von den eingewanderten Weißen angenommen zu haben, wenigstens berichtet F. Müller, daß bei ihnen die Mütter ihre Kinder häufig herzten und küßten.

Die genannten Völker haben für den Kuß sehr verschiedene Surrogate. Die Andamanen-Inulaner blasen sich einander mit gurrendem Murren in die Hand. Von einem indianischem Stamm am Golf von Mexiko sagt Charlevoix sogar, daß man sich dort als Begrüßung in die Ohren bliese. Du Chailu erzählt, daß er selbst in Afrika angeblasen worden sei (Taylor). In Central-Afrika fassen sich zwei Männer gegenseitig die Arme mit beiden Händen und reiben auf und nieder. Der ursprüngliche Gruß auf der canadischen Küste war das Berühren oder Reiben der Brust, der Arme, Beine oder des Kopfes; auf dieselbe Weise verfuhr man in Virginien, wo nur die Berührung des eigenen Kopfes vorausging. In Carolina scheint man dem zu Begrüßenden die Schulter getraßt zu haben.

Die am allerweitesten verbreitete Gewohnheit aber ist die des Nasenreibens. Dasselbe finde ich verzeichnet von den Neuholländern, Polynesiern, Malayen, Eskimos, Lappländern und den Schwarzfüßen Nordamerika's. Es wird diese Ceremonie ganz in derselben Weise ausgeführt, wie bei uns das Küssen,

indem man entweder gegenseitig die Nasen an einander legt, oder indem man mit der Nase einen andern Körperteil des „Geriebenen“ berührt. Von den Schwarzfüßen z. B. wird erzählt, daß sie zum Zeichen der Freundschaft ihre Nase auf den Backen des Andern reiben, während dagegen die Eskimos durch Zusammenstoßen der Nasen grüßen.

Am besten kann man diese Sitte bei den Polynesiern studiren, welche überhaupt sehr ceremoniös sind und auch beim Nasenreiben ganz fest bestimmte Regeln beobachten. Gleichstehende Personen reiben sich gegenseitig die Nase, in Samoa drückt man bei besonderer Höflichkeit die Nase auf die Hand; bei den Papuas der Fidji-Inseln sieht man sogar, wie mit dem steigenden Rang des Begrüßten die Nase auf das Knie, zuletzt auf den Fuß gedrückt wird (Gerland). Wie unser Kuß auch auf Abwesende Anwendung finden kann, ganz ebenso ist es mit dem Nasenreiben. So erzählt Hochstetter, daß ein Häuptling in Neuseeland mit der Nase den Namen seines Sohnes in einem Briefe berührte, der dessen Todesnachricht enthielt.

Die Erklärung des Nasenreibens scheint noch schwerer zu sein, als die des Kusses, doch dient der Gebrauch, wie er auf den Fidji-Inseln besteht, als Wegweiser. Von dort wird berichtet, daß das Auflegen der Nase von einem „Schnüffeln“ begleitet sei, woraus hervorzugehen scheint, daß es sich nur darum handelt, den Geruch der Haut des Begrüßten einzuziehen. Nach Gerlands Bericht erzählt freilich Kendall, daß als eigentliche Hauptsache die Vermischung des Athems der sich Begrüßenden gelte, doch ist bei einer solchen Annahme nicht zu erklären, warum man in Samoa, der ceremoniösesten Inselgruppe Polynesiens, deren Etikette man mit der spanischen vergleicht, die Nase auf die Hand drückt.

Es liegen also dem Kuß und dem Nasenreiben Vorstellungen zu Grunde, welche bei genauer Betrachtung gar nicht soweit von einander entfernt sind. Bei Beiden zieht man die Luft von der Hautoberfläche der Begrüßten ein, beim Küssen, um dieselbe zu schmecken, beim Nasenreiben, um sie zu riechen. Freilich muß man den Gebräuchen mit dem Secirmesser zu Leibe gehen, wenn man diese Grundbegriffe zu Tage fördern will, und in unserer Zeit pflegt man bei dem traditionell überlieferten Küssen meist nicht mehr daran zu denken, daß man die Haut des Geküßten schmecken will. Allein wie solche Sitten, die man oft sein Leben lang gedankenlos üben kann, entstehen und wie sie sich im Lauf der Zeit abschwächen, davon hat uns erst vor Kurzem Henle ein lehrreiches Beispiel in dem Nachweis gegeben, daß das Hutabnehmen der letzte Rest des früheren slavischen Niederwerfens ist.

Wie bei den Polynesiern die Nasen auf eine immer tiefere Körperstelle gedrückt werden, je höher der Begrüßte steht, ganz ebenso haben auch wir Culturmenschen uns gewöhnt, augenscheinlich von der gleichen Anschauung ausgehend, und zwar der, daß der Geküßte so hoch über uns steht, oder so viel größer ist, daß wir nur seine Hand, bei Sr. Heiligkeit sogar nur den Pantoffel erreichen können. Hätten die Fidji-Inulaner eine so vollständige

Toilette, wie z. B. viele Nationen des Ostens, dann würde man gewiß auch dort auf die Idee verfallen sein, den Rockzipfel mit der Nase zu reiben.

Aber auch wenn wir jeden Gedanken an conventionelles Wesen verbannen, wenn Eltern und Kinder sich küssen, selbst dann bringen wir es nicht fertig, die Fesseln der uns völlig in Fleisch und Blut übergegangenen Etikette zu durchbrechen. Will ein Vater recht väterlich seinen Sohn in einer ernstesten Stunde küssen, so wird er sich doch gewiß nicht dessen Hand dazu wählen, er wird vielmehr auf die Stirne den Kuß drücken. Eine Mutter hinwiederum, welche sich von ihrem Töchterchen einen „Gute-Nachtkuß“ geben läßt, wird nicht leicht daran denken, die Stirne darzubieten, sondern sich die Wange küssen lassen. Mund auf Mund zu drücken findet man eigentlich nur unter gleichstehenden Menschen. Intimste Freundschaft und vor allem innige Liebe geben hierzu die Berechtigung. Da nun aber die Liebe Alles gleich macht, so sieht man auch zwischen verschieden gestellten Menschen, wie z. B. zwischen Eltern und Kindern, die Sitte des Mundkusses weit verbreitet und besonders in Momenten, welche nicht als feierliche zu bezeichnen sind, gerne geübt. Nur bei Säuglingen, welche doch an Liebe nicht das kleinste Theil empfangen, scheint man, so weit ich beobachten konnte, nur selten daran zu denken, mit dem Kuß den Mund aufzusuchen, während sonst wohl kein Körperteil vor den Küffen der verliebten Mutter sicher ist.

Wiederhole ich nun noch einmal mit einem Wort das Gesagte, dann ist zu constatiren, daß bezüglich der Körpergegend, welche den Kuß empfängt, eine förmliche Scala existirt. Respectspersonen, welche sich herablassen zu küssen, berühren die Stirne, Gleichberechtigte den Mund, Tieferstehende die Hand, den Fuß, selbst das Kleid.

Es liegt nun die Frage nahe, ob zwischen den aufgezählten Gebräuchen, wie sie bei den verschiedenen Völkern des Erdballs bestehen, irgend ein Zusammenhang herzustellen ist. Bei genauerer Betrachtung scheint dies in der That nicht unmöglich zu sein, und zwar scheint eine gewisse zeitliche Aufeinanderfolge, eine Entwicklung der Pantomimen des Grußes angenommen werden zu dürfen. Bei den in der Cultur am tiefsten stehenden Völkern finden wir gegenseitige Verührung, welche den Kopf zwar betreffen kann, aber durchaus nicht muß. Die etwas höher stehenden Völker, welche eine gewisse Halbcultur besitzen, reiben die Nase. Es darf nicht verwundern, daß unter ihnen auch die Neuholländer sich befinden; von diesen ist es längst wahrscheinlich, daß sie nicht in ihrem ursprünglichen Zustande befindlich sind, sondern eine durch ungünstige Verhältnisse äußerst zurückgekommene Race darstellen. Nur die wirklichen Culturvölker haben den Kuß und zwar finden wir ihn bei den verschiedensten Nationen, deren Culturen von gegenseitig völlig unabhängigen Centren ausgingen; so in der großen zusammenhängenden Reihe, welche bei den Aegyptern beginnend, mit den modernen Culturvölkern endet, so bei den Chinesen, von welchen berichtet wird, daß ihr Ritus das Küffen der Erde vorschreibt, so endlich bei den Mexikanern, welche Cortez und seine Spanier

mit Handküssen empfangen. Es wäre eine höchst interessante Aufgabe, aus der Geschichte zu erweisen, in welcher Art sich die Gebräuche beim Küssen entwickelt haben. Leider muß man aber von vorne herein darauf verzichten, indem schon die ältesten literarischen Denkmäler von einem ganz feststehenden und höchst ausgebildeten Ceremoniell beim Kusse sprechen. Ich will den Leser nicht damit ermüden, aus der gesammten Literatur die Stellen zusammenzusuchen, welche vom Kusse handeln; es würde mir doch nicht möglich sein, auch nur eine annähernde Vollständigkeit zu erreichen. Ich wähle vielmehr die ältesten und wichtigsten der allgemein zugänglichen Schriften aus und zwar benütze ich für die älteste Zeit der orientalischen Völker die Bibel, für die der gräco-italischen Stämme, welche man unbedenklich zusammennehmen darf, den Homer, und für unsere eigene Vorzeit Edda und Nibelungenlied.

Wenn in der Bibel das Familienleben auch eine bedeutende Rolle spielt, so findet man doch die rein lyrischen Momente desselben kaum erwähnt, was in dem, zum größeren Theil historischen Inhalt des Buches seinen Grund hat. Einen mütterlichen Kuß wenigstens, welcher ja der häufigste von allen sein müßte, konnte ich nicht entdecken. Ein Vater, der seinen Sohn küßt, ist nur beim Evangelisten Lucas zu finden, wo der heimgekehrte und reuige, verlorene Sohn mit einem Kusse bewillkommnet wird. Daß auch der Geschwisterkuß geübt wurde, geht aus einer Stelle des Hohenliedes hervor, wo die Braut wünscht, den Geliebten wie einen Bruder küssen zu dürfen. Der Kuß zwischen Liebenden wird dreimal erwähnt, einmal in den Sprüchen Salomonis und außer der soeben angeführten Stelle noch an einer andern des Hohenliedes. An letzterem Orte heißt es: „Er küsse mich mit dem Kuß seines Mundes; denn seine Liebe ist lieblicher, denn Wein; daß man deine gute Salbe rieche.“ Dies scheint anzudeuten, daß man in jener Zeit auch die Thätigkeit der Nase beim Kusse nicht gering schätzte. Sterbende werden augenscheinlich von den Angehörigen stets geküßt, so Isaac von Jacob, Jacob von Joseph. Auch der Freundeskuß wird erwähnt. Als Saul dem David nach dem Leben trachtet und Jonathan diesen warnt, küßten sich die beiden Freunde und weinten. Am allerschäufigsten wird jedoch der Kuß bei Begegnung, Abschied und Ankunft gegeben. Vor allem denkt man hier an den berühmten Judaskuß. Auch Verwandte, welche sich noch nie gesehen haben, selbst wenn sie verschiedenen Geschlechtes sind, küssen sich; so küßt Jacob Rachel am Brunnen, und sagt ihr sogar erst nachher, daß er ihr Verwandter sei. Auch Reguel küßte den Tobias, nachdem er sich als ihr Neffe zu erkennen gegeben hatte. Bei der Begegnung mit einem Höhergestellten oder mit Jemandem, den man günstig zu stimmen sucht, geht dem Kusse eine Verneigung voraus, so bei Moses, als er Jethro begegnete, und bei dem Zusammentreffen von Jacob und Esau, wo den Ersteren das böse Gewissen veranlaßte, sich siebenmal vor seinem Bruder zu verneigen. Dieser lief ihm dann in der offenen und ritterlichen Weise, die seinen Charakter auszeichnete, entgegen und küßete ihn.

Wie verbreitet und gewöhnlich die Sitte des Küßens in Palästina

gewesen sein muß, geht besonders aus der Geschichte Absalons hervor. Als dieser gegen seinen Vater Aufruhr plante, gewann er seine Landsleute dadurch für sich, daß er am Stadthor die Einpassirenden haranguirte und sie herablassend küßte, wenn sie sich vor ihm, dem Prinzen, niederwerfen wollten.

Auch bei dem Ceremoniell des staatlichen und kirchlichen Lebens fehlte der Kuß nicht, so gehörte er hinzu, als Samuel den Saul zum König salbte; so wird er erwähnt, wenn von der Anbetung Baals die Rede ist.

Was die Körperstelle betrifft, welche geküßt wurde, so scheint es meist der Mund gewesen zu sein, doch wird auch von Jesus Sirach der Handkuß, von Lucas der Fußkuß (Maria Magdalensens) genannt. Interessant ist es ferner, daß man in der Bibel die Sitte erwähnt findet, Kußhände zuzuwerfen, doch scheint sie sich stets auf die Verehrung fremder Gottheiten zu beziehen. Besonders die Aegyptier haben diese Ceremonie den Göttern und Königen gegenüber viel in Anwendung gebracht.

Selbstverständlich standen die Israeliten mit ihren Sitten nicht isolirt da, sondern geben uns auch ein Bild der umwohnenden Völker, und wir werden kaum fehlgreifen, wenn wir annehmen, daß in ähnlicher Ausdehnung wie bei ihnen der Kuß bei allen denjenigen asiatischen Nationen gegeben wurde, welche aus der gleichen Quelle ihre Kultur geschöpft hatten.

Ganz anders steht die Sache in den homerischen Zeiten des Griechenthums. Wir finden in Ilias und Odyssee alle möglichen Lebenslagen und können uns über die unscheinbare Sitte, welche in diesen Zeilen behandelt wird, ein ziemlich vollständiges Bild machen. Dies weicht jedoch von dem eben gezeichneten nicht unbeträchtlich ab. Wir begegnen auch da Scenen, welche von dem duftigsten Hauch zarter Empfindung durchweht sind, der Kuß aber wird nur verhältnißmäßig selten angewandt. Bei der Begrüßung der Scheidenden und Kommenden müssen schon starke Affecte mitsprechen, wenn unter Menschen, welche nicht nahe verwandt sind, Küsse gewechselt werden sollen. Besonders ist dies der Fall bei der Heimkehr des Odysseus. Als er sich dem „männerbeherrschenden Sauhirten“ Eumaios und dem Oberhirten der Rinder, Philottos, zu erkennen gab, hießen diese ihn froh willkommen und küßten ihm Antlitz und Schultern. „So küßt ihnen das Haupt und die Händ' auch der edle Odysseus.“ Dolios, der Verwalter von Laertes' Landstük, küßte bei der Erkennung nur die Hand des edlen Dulders, und Dolios' Söhne „hießen ihn froh willkommen und drückten ihm alle die Hände.“

Aus diesen Stellen der Odyssee geht auch hervor, daß eine feine Abstufung im Ceremoniell existirte, und daß nur die allernächst stehenden Dienstleute sich den Kuß von Haupt und Schulter erlauben durften. Entfernter Stehende, vielleicht auch im Range Geringere, mußten sich, wie Dolios, mit dem Handkuß begnügen. Die Söhne desselben würden im Orient gewiß auch zum Handkuß oder doch zum Fußkuß zugelassen worden sein; hier drücken sie nur die Hand. Aber selbst im Schoße der Familie wird der Händedruck oft genug als ausschließliche Begrüßung erwähnt. So küßt Thetis bei

den verschiedenen Anlässen, aus welchen sie Achill besucht, diesen niemals, sondern faßt oder streichelt seine Hand. Auch bei der Begrüßung Fremder wird stets nur von einem Händedruck gesprochen. So wird ein solcher gewechselt, als Telemach zu Nestor kommt, als er dann Menelaos' aufsucht und als er sich von diesem verabschiedet. Es muß somit dem Händedruck im homerischen Griechenthum eine große Bedeutung beigelegt werden, welche sich in mehrfacher Weise mit der des orientalischen Kusses deckt.

In dem engsten Familientreise aber hat neben dem Händedruck der Kuß doch auch oft genug sein Recht behauptet. Telemach wird von Odysseus geküßt, dieser von Penelope. Sie küßt ihm Haupt und Hände mit Inbrunst; dann fällt Odysseus wieder seinem Vater um den Hals und küßt ihn. Endlich wird sich ja Jedermann der bekannten Stelle der Ilias erinnern, wo bei Hektors Abschied sein Söhnchen vor dem glänzenden Helm des Vaters erschrickt und wo es dann heißt:

Lächelnd schaute der Vater das Kind, auch die zärtliche Mutter
Legte dann auf die Erde den schimmernden; aber er selber
Küßte sein liebes Kind und wiegt' es sanft auf den Armen.

In religiöser Beziehung finde ich den Kuß zwar nicht geradezu erwähnt, doch kommt er unter Umständen vor, welche wohl kaum eine andere Deutung zulassen. Odysseus küßt nämlich zweimal die Erde, zuerst als er nach langem und verzweifelttem Kampf mit den Wogen an das Gestade der Phäaken geworfen wird und dann, als er den Boden seiner Heimat Ithaka betritt. Nahe anklingend an Gebet ist auch die Art und Weise, in welcher der tiefgebeugte Priamos die Leiche Hektors von Achilleus erbittet; er umschlang die Kniee des Peliden und küßte dessen Hände. Im Gegensatz hierzu steht eine andere, ebenfalls sehr dringende Bitte, welche zwar auch sehr unterwürfig aber doch unter völlig anderen Umständen vorgebracht wurde: die der Thetis, als sie von Zeus Genugthuung ersleht für den Schimpf, welchen Agamemnon ihrem Sohne angethan. Da ist von einem Kusse auf Hand oder Fuß keine Rede, sondern sie setzte sich nahe vor ihm „mit der Linken umschlang sie seine Knie“, und berührt ihn unter dem Kinn mit der Rechten.“

Die Körperstellen, auf welche geküßt wurde, sind im Vorstehenden schon erwähnt, und es erhellt aus der Betrachtung, daß der Kuß auf die Hände nicht bloß von Unterwürfigkeit dictirt wird, wie es bei Priamos und Dolios der Fall war, sondern daß auch ganz besondere Freude und Liebe diese Stelle aufsuchen ließ, wie bei Odysseus und den Hirten, bei ihm und Penelope.

Es wird der Leser nun selbst bestätigen können, daß der orientalische und der homerische Kuß verschiedene Dinge waren.

In späterer griechischer Zeit und in römischer wurde auch dem orientalischen Kuß mehr Platz gegeben, wie ja überhaupt mit dem regeren Verkehr gar mancher asiatische Brauch in Rom gang und gäbe wurde.

Was nun noch unserer Heimat frühesten Zeiten anlangt, so findet man noch weniger als bei Homer den Kuß gebraucht. In der Helensage der

älteren Edda, welche ich daraufhin geprüft habe, bietet sich freilich auch wenig Gelegenheit zum Kuß. Heulen der Wölfe, Blitzen der Schwerter, Tod und Wunden, dies sind die Requisiten, mit welchen in den rauhen nordischen Liedern operirt wird. Bei Ankunft, Abschied und Begegnung wird der Kuß gar nicht erwähnt, und die wenigen Male, in welchen geküßt wird, ist nichts Ceremonielles zu bemerken. Außer sinnlicher Liebe läßt nur tiefe Empfindung die Liebkosung in Anwendung bringen.

„Sigrun suchte den freudigen Sieger
Helgi's Hand zog sie an's Herz
Grüßte und küßte den König unter dem Helme.“

Später küßt sie den entseelten Helgi. Ein andermal wird der Gudrun von Gullrönd an der Leiche Sigurds die Aufforderung zugerufen:

„Nun schau den Geliebten, füge den Mund zu der Lippe
Und umhals' ihn, wie einst den heiligen König!“

Betrachtet man dagegen das Nibelungenlied von dem Standpunkte dieser Untersuchung aus, so ist kein auffallenderer Unterschied zu denken, als zwischen ihm und den homerischen Gesängen, oder gar der Edda. Der Kuß wird ausnehmend häufig gegeben, und sehe ich ab von den Liebenden, von welchen er natürlich öfters erwähnt wird, so spielt er in der ritterlichen Hof- Etikette eine große Rolle, obgleich er allerdings zwischen zwei Männern nicht vorkommt. Bei Ankunft und Abschied wird niemals vergessen seiner zu erwähnen. Oft werden die gewechselten Küsse ganz besonders betont, so z. B. bei dem Empfang Brunhilden's durch Kriemhild und Frau Ute. Es heißt da, nachdem schon die beiden Ersteren sich mit einem Kuß bewillkommnet:

„Oftmals mit den Armen umfingen sich die Frauen.
So freudiges Empfangen war nie zuvor zu schauen,
Als die Frauen beide der Braut thaten kund.
Frau Ute und ihre Tochter: sie küßten oft den süßen Mund.“

Charakteristisch ist es ferner, daß oft vorher die zu vertheilenden Küsse genau bestimmt werden, so z. B. als Kriemhild von König Egel empfangen wurde:

„Dabei stand in der Nähe Egels Bruder Blödelein.
Den rieth ihr zu küssen Rüdiger der Markgraf reich,
Und den König Gibede, Dietrichen zugleich.
Zwölf der Recken küßte Egels Königin
Da blickte sie mit Grüßen noch zu manchem Ritter hin.“

Und dann weiter als Rüdiger Gunthern auf seiner Fahrt zu den Heumen empfang: Er giebt da zuerst seiner Frau und Tochter Anweisung, wer die Ehre des Kusses erhalten solle:

„Meine liebe Traute, sprach da Rüdiger,
Ihr sollt sie wohl empfangen, die edlen Könige hehr,
Wenn sie und ihr Gesinde hier zu Hofe gehn;
Ihr sollt auch freundlich grüßen Hagen in Gunthers Lehn.
Mit ihnen kommt auch Einer mit Namen Dankwart;
Ein Dritter heißet Bolter, an Ehren wohl bewahrt.
Die Sechse sollt ihr küssen, ihr und die Tochter mein,
Und sollt auch in Büchten diesen Recken freundlich sein.“

Als dann die Ceremonie vor sich ging, kostete es der Tochter große Ueberwindung, sie flügte sich aber der Sitte auf ihres Vaters Geheiß doch:

„Die Markgräfin küßte die Könige alle drei,
So that auch ihre Tochter. Hagen stand dabei:
Den hieß ihr Vater küssen; da blickte sie ihn an:
Er dächte sie so furchtbar, sie hätt' es lieber nicht gethan.
Doch mußte sie es leisten, wie ihr der Wirth gebot:
Gemischt war ihre Farbe, bleich und auch roth.
Auch Dankwarten küßte sie, darnach den Fiedelmann,
Seiner Kühnheit willen ward ihm das Grüßen gethan.

Daß man den Kuß damals auch auffaßte wie heute eine Ordensdecoration geht aus dem fünften Abenteuer des Nibelungenliedes hervor. Siegfried hatte die Sachsen Ludegast und Ludeger besiegt, und sollte nun durch ein großes Hoffest gefeiert werden. Nach Berathung unter den Königen wurde beschlossen, daß Kriemhild den Siegfried als höchste Belohnung küssen sollte, was dann auch wirklich geschah.

Diese Beispiele mögen genügen, um zu beweisen, daß der Kuß im Laufe der Zeit der byzantinisch steifen Hofetikette zum Opfer gefallen war, und es läßt sich nach dem ersten Blick sagen, daß der Brauch des Nibelungenliedes weder auf dem Boden der Edda noch auf dem der altgriechischen Sitte erwachsen war. Wir finden darin das rein orientalische Ceremoniell, welches ja bekanntlich schon Rom in der Kaiserzeit, noch mehr aber den Hof von Byzanz gefesselt hatte.

Wir selbst aber stehen mit unseren Sitten, soweit sie hierher gehören, völlig auf den Schultern des im Nibelungenlied besungenen Ritterthums. Auch bei uns ist der Kuß noch oft genug reine Ceremonie; doch hat der gesunde Sinn des Deutschen die Ausartungen der höfischen Mittersitte im Laufe der Zeiten abgestreift, und wir können sagen, daß die Anwendung des Kusses ihre Atme längst überschritten hat.

In unseren Tagen, in welchen Individuen und Nationen rascher und entschiedener handeln, als früher, hat man die Sitte des Küßens in kurzer Zeit bedeutend eingeschränkt. Noch vor fünfzig Jahren wurde in einer Ausdehnung geküßt, von der wir heute nur noch durch Hörensagen wissen. Unsere Kinder werden von den heutigen Küßen vermuthlich ebenfalls wieder ein gutes Theil abgethan haben und wir dürfen erwarten, daß in nicht allzuferner Zeit der Kuß seine Irrfahrten beendet, und auf seinen Ausgangspunkt zurückgekehrt sein wird. Er wird dann seine ursprüngliche Bedeutung wieder erlangen und in alter Reinheit darstellen ein Zeichen tiefer Empfindung, einen Ausdruck inniger Liebe!



Bilder aus englischen Landsitzen und Gärten.

Von

Ludwig Freiherrn von Ompteda.*)

— Wiesbaden. —

Die botanischen Gärten in Kew.

Ein langentbehrter sonniger Junimorgen weckte uns zu früher Stunde und lockte, Londons Museen den Rücken zu kehren und hinaus in's freie Land zu fliehen. Die weltberühmten botanischen Gärten von Kew waren schon lange eines der auswärtigen Ziele unserer Sehnsucht gewesen, aber englischer Nebel und allgemein europäischer Regen verboten seither, die Flügel zu entfalten. Heute galt es, die Göttin Gelegenheit beim Schopfe zu erwischen. Wir verließen die Eisenbahn in den lieblichen, vereinigten Willendörfern Surbiton=Kingston. Dieser schöne, freie Tag sollte zunächst einer Wanderung durch das „Land der königlichen Parks“ gewidmet sein. Zuerst Hampton Court; heute jedoch wenden wir dem Palaste des Cardinals Wolsey den Rücken und durchstreifen nur die feierlichen, strahlenförmig laufenden Alleen des alten, jetzt verlassenen Königssitzes. Von hier betreten wir den gegenüber liegenden ehrwürdigen Bushy Park, dessen prachtvolle, berühmte uralte Kastanienalleen zwischen den grünen Weiden des königlichen Gestütes unabsehbar verlaufen. Dann durchwandern wir Richmond Park, 3400 Morgen groß, in seiner ganzen Ausdehnung von Süden nach Norden. Das alte Stuartschloß wurde durch den Haß des Protector's Cromwell dem Erdboden gleich gemacht, aber der Park blieb, ewig jung und grün. Er ist dem von Windsor nicht unebenbürtig, jedoch wilder und waldbähnlicher. Durch seine hohe Lage eröffnet er weite herrliche Blicke auf die niedrigere, hügelige Baumlandschaft im Westen. Am nördlichen Parkthore nimmt uns der „Star and Garter“ auf, ein durch Leistungen, Preise und englisch-gothischen Hotelstyl gleich ausgezeich-

*) Diese Schilderung der Gärten in Kew ist ein weiterer Theil der in den früheren Bänden erschienenen „Bilder aus englischen Landsitzen und Gärten“, von denen wir noch einige andere ansprechende Skizzen veröffentlichen werden. D. H.

netes, vornehmtes Wirthshaus. Von seiner Terrasse erblicken wir unter uns die Themse und die reiche grüne Landschaft. Wir werden an St. Germain erinnert. Gegenüber liegt das gartenberühmte Twickenham. Dort hat sich, in einem der schönsten alten Parks, früher der Zufluchtsort eines vertriebenen fürstlichen Geschlechtes, unter gleichem Namen der Orleansclub niedergelassen. Seine Mitglieder sind größtentheils die beneidenswerthen Besitzer der berühmten Londoner fourinhands. Eigenhändig fahren die Herren sich und ihre Gäste auf ihren hocheleganten vier-spännigen Coaches von London hierher zu klassischen lunches. Auch mir wollte eines Tages das Schicksal wohl und setzte mich auf eine der schönsten dieser Coaches, derjenigen unseres Landmannes, des Herrn Adolf Deichmann aus Köln, zu einem der berühmten Clubmeetings in Hyde-park. Wir musterten an jenem Tage fünfunddreißig dieser hochveredelten, höchst originellen Postkutschen, sämmtlich von den Mitgliedern des Clubs eigenhändig gefahren. Ein wirklich großartiges, in der übrigen Welt unbekanntes Schauspiel. Jede Coach nebst vier Pferden und allem Udsowweiter kostet nach der Berechnung eines erfahrenen Praktikers: dreißig- bis sechsunddreißigtausend Mark. —

Heute aber fahren wir im allerbescheidensten Einspänner von Richmond nach Kew und halten am nordöstlichen Thore des Gartens. Freundschaftliche Vermittlung hatte uns einem der Oberbeamten, Mr. F., empfohlen. Wir stellten uns ihm als botanisch, ungebildete Gartenfreunde vor und mit dem offenen, warmen Entgegenkommen, welches jeden gut empfohlenen Fremden in England so wohlthwendig empfängt, erklärte er sich bereit, uns zu zeigen, was uns interessiren möge —

„Und,“ fügten wir hinzu, „was wir begreifen können; denn oft möchten wir hier den Wald vor lauter fremden Bäumen nicht erkennen.“

Der Garten war schon von Menschen belebt und noch mehr strömten mit uns zu. „Sie sehen,“ bemerkte Mr. F., auf die sumherziehenden kinderreichen Familien weisend, „es sind nicht Alle, die uns hier besuchen, Botaniker oder Gärtner. Nach unserer Bestimmung und unserem Namen sind wir kein Vergnügungsort; auch sind Pitniks und Tabak — das heißt: brennender — aus dem Garten verbannt, und dennoch hatten wir im vorigen Jahre gegen siebenhunderttausend Besucher. So groß ist das Interesse am Pflanzenreiche und an der Gärtnerei, wie sie sich hier darstellen. Allerdings haben wir den Laien einige Concessionen gemacht. Es erschien billig und zweckmäßig, dem englischen Steuerzahler auch etwas zu zeigen. Sie werden es schon selber herausfinden. Aber hauptsächlich soll in unseren Gärten ein großer Unterrichtsstoff, ein lebendiges Buch zum Lesen und Nachschlagen geboten werden: für den Botaniker, den Gärtner, den Forstmann, den Landschaftsmaler und in unseren Museen auch für den Industriellen und den Kaufmann.“ —

„Sie sehen daher bei uns keine für die Ausstellung dressirten, blendenden Pflanzen, sondern eine gleichmäßig zahlreiche Sammlung in einer durchschnittlich guten Entwicklung und Haltung. Nur diejenigen großen Pflanzen, die über die Räumlichkeiten des Privatmannes hinauswachsen, wie die Palmen und Cycaden, diese finden Sie hier in möglichster Vollzähligkeit.“

„Im Allgemeinen ist unser Garten, in den Häusern wie im Freien, nach geographischen und botanischen Gruppen geordnet. Wenigstens streben wir danach, soweit die Pflanzen selbst, der historisch überkommene Zustand des erst seit dem Jahre 1841 aus einem königlichen Privatbesitz wissenschaftlich entwickelten Gartens und unser sehr armer sandiger Boden mit kieseligem Untergrunde, es erlauben. Wir machen keine eleganten Decorationen. Nur eine Art von studirter Gruppierung finden Sie, aber auch diese hat einen lehrhaften Zweck. Wir versuchen in solchen Gruppen von zumeist örtlich zusammenlebenden Pflanzen dasjenige darzustellen, was Ihr großer Landsmann Humboldt ‚Ansichten der Natur‘ nennt.“

„Hier vor uns sehen Sie das Schloß. Es ist jetzt dem Publikum nicht zugänglich; auch meine Vermittelung würde Ihnen keinen Einlaß verschaffen, da es von der verwitweten Frau Herzogin von Cambridge bewohnt wird. Lassen Sie uns also aufbrechen und diesen breiten Hauptweg vor uns verfolgen. Er durchschneidet die Gärten von Norden nach Süden in einer Länge von fünfhundert Metern und endet am See neben dem Palmenhause. Zu seinen beiden Seiten werden wir nach und nach die Gewächshäuser finden. Rechts, unserem Hauptwege entlang, haben wir den Park oder Vergnügungsgarten (pleasure grounds) bis zur Themse hinab, und links in's Land hinein ziehen sich die botanischen Gärten.“

Wir betraten zuerst ein großes Haus, welches in dem Winkel steht, den der nordöstliche Eingangsweg mit unserem Hauptwege bildet. „Sie bemerken wohl,“ sagte unser Führer, „die stattliche Ausführung dieses Gebäudes in künstlerisch behauenen Werksteinen und Glas. Wir sind sonst nicht so luxuriös, aber dieses Haus stand ursprünglich im Garten von Buckingham Palace. Wegen seiner architektonischen Ansprüche hat man es hier an den Eingang gestellt. Es ist eines von unseren show houses. Sein Name ist „Aroidenhaus“, aber es enthält außer den Kolbenblütlern, den Philodendren, Monstern und den Anthurien auch andere Warmhauspflanzen. Bemerken Sie jene Farne in der Mitte, ihr Schaft mißt gegen neun Meter, sie ist umgeben von Palmen und dem nützlichen Drachenblut-Kalmus. Mit der Aufzählung der anderen Bewohner des Hauses will ich Sie nicht ermüden, da Sie keine Botaniker sind. Sein Zweck ist zudem wesentlich: malerische Gruppierung schöner Pflanzen für die „Steuerzahler.“

Unser Führer ließ uns alsdann einen Blick in das Kalthaus für die zahlreiche Familie der Farne und in das danebenstehende Warmhaus für die tropischen Mitglieder dieses Geschlechtes werfen. Es waren dichte Wälder. „Die Sammlung ist leider sehr vollständig,“ bemerkte Mr. F., „und dadurch stehen sie zu gedrängt, trotzdem jedes Haus achtundvierzig Meter lang und zehn Meter breit ist.“

Weiter verfolgten wir den Hauptweg, den auf beiden Seiten große Deodaren begleiten. Unter diesen wechseln Gruppen blühender Rhododendren mit frisch besetzten Beeten von Sommerblumen ab und unterbrechen bescheiden die schönen Grasplätze. Ähnliche weite grüne Flächen umgeben alle folgenden Häuser,

sie sind mit stattlichen, seltenen Bäumen aller Gattungen besetzt; Prachtexemplare, deren Größe, Leppigkeit und vollendete Form sich auch dem unkundigsten Auge unbergänglich einprägt.

Wir betreten jetzt ein Haus, welches, dem ersten show house entsprechend, als ein Wintergarten für Kalthauspflanzen eingerichtet ist. Hier winden sich blühende Kletter- und Schlingpflanzen: Vignonien, Jasmine, Clematiden und Glycinien bis unter das Glasdach hinauf. Jedoch werden sie eingeschränkt, um das Licht auf zwei große Beete fallen zu lassen, in denen Camellien als Sträucher und Bäume ihr dunkles Grün entfalten. Daneben prangen die Azaleen in voller Blüthe. Alle Pflanzen hier sind kräftig und interessant, und immer ist etwas Buntes vorhanden.

Das nächste Haus der saftreichen (succulent) Pflanzen hat in leichter Eisen- und Glasconstruction die bedeutende Ausdehnung von siebenzig auf zehn Meter. Trotzdem ist es dicht gefüllt mit Agaven, Aloes, Yuccas, Dracänen und vor Allen mit dem reichen und grotesken Typus der Cacteen. Ein Wald von riesenhaften mehrseitigen Säulen strebt neben- und durcheinander empor; dazwischen melonenartige und igelähnliche Erscheinungen. Am Gewölbe kriechen schlangengleiche *Cereus* mit kugel- und scheibenförmigen Gliedern. „In diesem Hause“, bemerkte Mr. J., „wohnt eine sonderbare Gesellschaft; es gibt hier allerlei Ueberraschungen. Sehen Sie hier diese fette, giftig gefüllte Weinrebe, der unsere Reben gleichen wie die Eidechse dem Elephanten. Hier steht ein Pelargonium mit einem Stengel so dick wie eine mächtige Futterrübe. Daraus folgt, daß die Familienähnlichkeit nicht immer nothwendig für die Verwandtschaft ist. Boden und Klima verändern Thiere und Pflanzen, namentlich, wenn man in verschiedenen Welttheilen lebt. Alle diese seltsamen Gäste hier bewohnen heiße trockene Länder mit wenig Regen, starker Verdunstung und sehr bedeutender Wärmestrahlung bei Nacht. Dagegen schützt diese Wüsten- und Felsenfinder ein sehr „dickes Fell“ und ein außerordentlicher Wasservorrath, den sie in ihren Geweben für sich und die animalischen Mitbewohner ihrer Heimat ansammeln.“ — „Lassen Sie uns,“ schlug Mr. J. vor, als wir wieder in's Freie traten, „das nächste Haus, nach seinem Grundrisse das T-Haus genannt, rasch durchschreiten. Es enthält eine reichhaltige Sammlung von Begonien, Cristen, Kaphaiden; in der Mitte die Ihnen wohlbekannte *Victoria regia*; dann folgen die Orchideen, über eintausend Varietäten und die Fleischfresser, diese weit interessanteren Antipoden der auch in Deutschland gedeihenden Secte der Vegetarianer, die wir Spötter hier „Gemüsehellige“ nennen. Jedoch sehen Sie alle jene Pflanzen bequemer bei den Specialisten und in den Ausstellungen. Folgen Sie mir lieber in die beiden gegenüberliegenden Häuser, sie enthalten unser Museum.“

Wir traten in eine Reihe großer Räume, mit Glasschränken und Kästen gefüllt.

„Hier,“ sprach Mr. J., in der Mitte des größten Zimmers stehen bleibend, „können der Kaufmann und der Industrielle die in ihr Fach schlagenden

Erzeugnisse des Pflanzenreiches studiren. Sie finden zwar Alles übersichtlich geordnet und auf den beiliegenden Täfelchen erklärt; ich will indessen für heute nur Einiges hervorheben. Vielleicht kommen Sie wieder und vertiefen sich dann in das Studium der unendlichen Einzelheiten. Noch Eines! Am Ausgange des Parkes finden Sie ein drittes Museum; es enthält alle Holzarten, die in England und seinen Colonien wachsen, in Brettern, Blöcken und Querschnitten. Sehen Sie es ja an und wenn Sie einen reiselustigen Freund haben, der Forstmann oder Drechsler ist, so schicken Sie ihn mir. Die Sammlung hat wol in der Welt nicht ihres Gleichen.“ — „Hier also,“ fuhr er fort, mit uns an einen der unzähligen breiten und tiefen Glaskasten tretend, „stehen wir vor dem bedeutlichen Producte des Mohns: dem Opium und dem Prozesse seiner Herstellung. Die Köpfe sind vielfach eingerichtet, ein weißlicher Saft fließt aus den Wunden hinab in die eisernen kleinen Schaufeln, aus ihnen wird er in diese Schüsseln gesammelt, er verliert darin einen Theil seiner Fruchtigkeit, wird durch anhaltendes Rühren eingedickt und endlich zu Kugeln geballt. Letztere werden in den irdenen Formen, die Sie sehen, gepreßt und schließlich in die daneben liegenden getrockneten Mohnblätter verpackt. — In diesem hohen Glaskasten haben Sie alle Sorten des Cacao in seinen Stadien von der Bohne in der Schale bis zum gerösteten Pulver. Hier ist die Zute, jetzt ein wichtiger Rohstoff für die Weberei, durch den die Stadt Dundee reich geworden ist; hier der Thee; dort die Leguminosen für die Nahrung und Färberei; hier die harzigen und öligen Producte des Eukalyptus, weiter die wohlthätige Ipecacuanha und — das Beste zuletzt — der Kaffee und der Tabak.“ —

Als wir diese großartige Schaustellung von Gegenständen verließen, die uns im Leben alltäglich begegnen und dennoch in ihren Einzelheiten uns fremd und neu erschienen, standen wir am See, auf dessen entgegengesetztem Ufer das Palmenhaus mächtig emporstrebt. Indem wir vorwärts schritten, sagte Mr. J.: „Wir wenden nun zwei höchst interessanten Abtheilungen der Gärten unbesehen den Rücken. Dort, hinter den Museen, ist der Garten unserer heimathlichen Haushaltspflanzen und daneben ist das Reich der krautartigen Gewächse. Letztere sind nach botanischer Ordnung in streng geschiedene lange rechteckige Beete eingetheilt. Wie einmal ein unwissender Spötter behauptete, gleiche das Ganze einem ungeheuren Bratroste. Kein wissenschaftlicher Mann, wird versäumen, diese Sammlung zu sehen, indessen ich denke,“ schloß er, wohlwollend lächelnd, „wir gehen vorwärts.“ Wir stimmten ihm ehrlich bei, umschritten den schönen See, in dessen stiller Fläche sich prächtige Bäume spiegeln und traten am jenseitigen Ufer in das große Palmenhaus. Das Gebäude ist einhundertdreißig Meter lang, im Mittelschiffe dreißig Meter breit und vierundzwanzig Meter hoch; die beiden Seitenschiffe sind siebenzehn Meter breit und zehn Meter hoch. Das Glas des Daches ist durch Kupferoxyd leicht grün gefärbt, und wirft dadurch einen Theil der Wärme- und Lichtstrahlen zurück. Dieser ungeheure Raum ist ausgefüllt mit der vollständigsten Sammlung aller Palmen und mit unzähligen anderen, ihnen verwandten oder in der Heimat benachbarten Pflanzen. Wir

durchwandern still und staunend die vielfach verschlungenen Pfade in diesem seltenen, wunderbaren Walde, dann besteigen wir die ringsum laufende Galerie und tauchen in andächtiger Bewunderung unsere Blicke in das unbeschreibliche Blättermeer! —

Damit verlassen wir die botanischen Gärten und betreten die pleasure grounds. Sie erstrecken sich, in der Verlängerung des großen Hauptweges jenseit des Sees bis an das jüdlche Ausgangsthor nach Richmond zu; außerdem nehmen sie den ganzen westlichen Theil der Gärten ein. Dieses weite Revier, zusammen etwa vierhundert Morgen, ist zum Theil mit Gruppen von Verwandten besetzt, zum größeren Theil jedoch ist es ganz als Forst und Wald behandelt. Es gehört zu dem Schönsten unter Allen, was England an schönen Parks aufzuweisen hat. Ein breiter Grasplatz, oder wie der Engländer sagt: Grass-pfad (grasspath) läuft vom Palmenhause zum indischen Pagodenthurme am südlichen Ausgange. Die ebene, reine, grüne Fläche liegt in der Mitte auf etwa zwanzig Meter Breite frei, an beiden Seiten ist sie mit einer tiefen Aufstellung einzelstehender Prachtexemplare von Deodarcn, Libanon-Cedern, schottischen Fichten, Linden und Ahorn eingefaßt. Wir Fremde fanden in dem ungestörten sanften Gehen auf dem nach allen Seiten weit erstreckten, von keinem Kieswege durchschnittenen Rasen einen seltenen Genuß, der hier überall in Parks und Gärten frei gewährt wird; nur die vorpringenden Winkel des Rasens an den Kreuzwegen sind gegen die Unart des Betretens durch kleine eiserne Gitter geschützt.

Indem wir uns durch diese ideale Waldlichtung westwärts schlagen, nimmt uns ein Rosengarten auf, dessen zahlreiche Beete unter riesigen Blutbuchen in den Rasen eingeschnitten sind. Er geleitet uns bis an den letzten der Glaspaläste, das Temperate house, also das Haus für Pflanzen der gemäßigten Klimate. Ein großes stattliches Gebäude von Eisen und Glas; jedoch vergißt man die Ueberdachung vollständig, sobald man eingetreten ist. Die normale trodene Atmosphäre, welche uns erfrischt umgiebt und frei zu athmen gestattet, trägt hierzu wesentlich bei.

„Hier meine Herrn,“ begann Mr. J. wieder, „ist eine Gesellschaft von Pflanzen vereinigt, welche weiter nichts verlangen als einen frostgeschützten Stand. Diesen sichert ihnen die Glasbedeckung und eine Wasserheizung, deren Röhren insgesammt sechs Kilometer lang sind; übrigens stehen und wachsen sie hier wie im Freien. Kein Topf oder Kübel engt sie ein und dadurch erreichen wir die völlige Gesundheit und Natürlichkeit der Entwicklung, die jedem Besucher dieses bedeckten kleinen Parkes einen so besonders einladenden und behaglichen Eindruck hinterläßt. Die Pflanzen sind hier Bewohner von Neuholland, Japan, China, dem Cap und den tropischen Bergzonen. Sie sind nach den Ländern ihrer Herkunft gesondert, so daß wir, den breiten Hauptweg entlang schreitend, rechts und links alle Welttheile im Fluge durchmustern. Ich nenne Ihnen, damit nicht der Belehrung zuviel werde, heute nur folgende: hier die Akazien aus Australien, die Rhododendren vom Himalaya, chinesische Camilien, Araucarien von der Norfolkinsel, die wilde Theestaudc von Assam

der fiebervertreibende *Eucalyptus globulus* und der mottenvertreibende Kampherbaum: dort neben der Pinie der, einer alten Weide gleichende Delbaum aus Griechenland. Auch sehen Sie hier Baumfarren, die das gemäßigte Klima vorzüglich vertragen und nicht so getrieben und schlaff erscheinen als in ihren gewöhnlichen Warmhäusern. Vor Allem betrachten Sie sich die seltenen und selten schönen *Araucarien*. Die *Imbricata*, deren schuppige Nadeln wie Dachziegel 'gestellt sind, kennen Sie schon aus den Parks; hier haben Sie eine *Bidwillig* mit blätterartigen, breiten, flachen Nadeln. Sie ist neun Meter hoch und ihre stärksten Zweige lagern, wie Sie sehen, auf dem Boden, wo sie einen Kreis von sieben Metern Durchmesser bedecken. Dort steht die *Excoelsa* mit feinen, hellgrünen Nadeln; der ganze Zweig gleicht einer Straußenfeder; sie nißt jetzt vierzehn Meter bis zur Spitze. Diese hier, die *Araucaria Cunninghamii* trägt von allen die kleinsten und feinsten Nadeln an ihren seltsam gewundenen, dünnen weißlichen Zweigen.“

„Ich freue mich, Ihnen dieses Haus gerade jetzt zeigen zu können; denn die überall vertheilten blühenden *Azaleen*, *Fuchsin* und *Rhododendren* geben dem Wilde einen seltenen Reichthum an heiteren Farben. Später im Jahre ist der durchgängige grüne Ton des Ganzen erst und fast dunkel. In ihm schließt sich indessen das Haus harmonisch seiner Umgebung an, dem Forste, durch welchen ich Sie jetzt noch führen will.“

Wir schritten durch ein Gitterthor und näherten uns dem Forste auf einem langen, schnurgeraden Wege, der mit schönen Coniferen und den glänzenden Stechpalmen eingefast ist, die in England so sehr für die immergrünen Gärten geschätzt werden und von denen man bereits hundertvierundvierzig Arten und Spielarten kennt. In der Nähe befindet sich eine Cottage, nicht zugänglich, da sie von S. M. der Königin zur Privatbenutzung vorbehalten ist. Wir vertieften uns weiter in die Gründe des Waldes, dessen herrliche Baumgruppen keine andere pflegende Hand verrathen als die des Forstmannes, und dennoch sind sie sämmtlich geographisch oder botanisch geordnet. Der Boden wird bewegter und verräth durch Hügel und Thal die Nähe der Themse. An Baumschulen vorbei und einem Maschinenhause für die Bewässerung, gelangen wir an einen großen Teich, in welchem die Wasserpflanzen versammelt sind. Sein höheres Ufer ist mit einer vollständigen Zusammenstellung aller Species und Varietäten des Geschlechtes *Pinus* bestanden, unter denen die schöne dunkle *Douglas-Fichte* aus den Felsengebirgen sich auszeichnet. Am anderen Ufer nimmt uns nochmals eine reiche Sammlung von Eichen auf und durch diese steigen wir hinab in ein tiefes Thal; es ist gegen den nahen Fluß durch einen hohen Damm geschützt und mit blühenden *Rhododendren* rings eingefast. In der Mitte steht eine wilde Kastanie, nicht ungewöhnlich hoch, aber von mächtiger Ausbreitung der Zweige, die auf dem Boden Wurzeln geschlagen und neue Schößlinge getrieben haben. Der Stamm hat in Brusthöhe einen Umfang von nahezu sechs Metern und beim Umschreiten der Zweige zählen wir siebenundneunzig Schritte.

Wir erklettern jetzt den Damm und stehen an der Themse. Vom anderen

Ufer winkt das schöne *Sion-House*, Landsitz des Herzogs von Northumberland, zum Besuche. Wir jedoch wandern den Strom hinab, der Brücke vorbei, dem schon sichtbaren Dampfboote zu.

Hohe Gärtnerei für arme und reiche Leute.

Es war jetzt Zeit geworden, uns mit wärmstem Danke von unserem nachsichtigen und unermüdblichen Führer durch die Gärten von Kew zu verabschieden.

„Da Sie,“ so entließ er uns, unsern Händedruck erwidern, an der Landungsbrücke, „da Sie, wenn auch nicht Botaniker und kaum Gärtner, dennoch recht fleißige Hospitanten in meiner Vorlesung waren, so möchte ich Ihnen noch einen Wegweiser geben, damit Sie auch Ihre Rückfahrt nützlich verwenden können. Sie haben hier Vieles gesehen und glauben vielleicht, so ziemlich Alles gesehen zu haben, was die englische hohe Gärtnerei bietet. Es fehlt aber doch noch Einiges.“

„Und was fehlt? Wo gibt es noch Reicheres und Vollkommneres, als bei Ihnen?“

„Nun, meine Herren, erinnern Sie sich nur, was ich Ihnen schon im Beginne unserer Wanderung bemerkte. Die botanischen Gärten von Kew sollen ein möglichst vollständiges Gesamtbild der cultivirten Pflanzenwelt und der Art und Weise ihrer Cultur geben. Wir überlassen daneben die Ausbildung einzelner interessanter Gruppen und Familien, sowie die Durchführung einzelner besonderer Zweige der Gärtnerei den Specialisten.“

„Den Specialisten? Natürlich müssen wir sie sehen, aber wo sie finden? Bitte, weisen Sie uns zu ihnen, Mr. F., wenigstens zu Einigen, dann gehen wir nicht fehl und erhalten auch leichter Einlaß.“

„Sie finden zwei ihrer größten Leistungen, und zwar in ganz entgegengesetzten Richtungen, auf Ihrem heutigen Rückwege zur Stadt. Wollen Sie die Bekanntschaft machen, so verlassen Sie ihr Schiff am Landungsplatze von Battersea oder Chelsea; dann haben Sie rechts der Themse den größten Gärtner in der Specialität für die kleinen und armen Leute. Ihm gegenüber auf dem linken Ufer sitzt der größte Handelsgärtner für die Reichen.“

„Und die Namen? Wie heißt die Firma des Armengärtners?“

„Nun, der ist leidlich bekannt in den drei Königreichen und wol noch weiter. Den Namen des Anderen schreibe ich auf diese Karte. Sehen Sie sich nur um und — leben Sie wohl.“

Diese geheimnißvolle Weisung spannte unsere Erwartung, so daß wir stromabwärts dem gartenberühmten Chiswick und den lieblichen Villencolonien von Putney und Fulham vorbeieilen und unser Schiff erst in Battersea verlassen. Wir landen hier an einer der neuen Vorstädte Londons, auf dem

rechten Ufer der Themse, die nur von einer ärmeren arbeitenden Bevölkerung bewohnt wird. Nach den ersten Schritten am Ufer aufwärts erscheinen hinter dem Quai starke Bäume, deren Reihen und Gruppen sich, je mehr wir uns nähern, desto ferner nach beiden Seiten hinausziehen. Hinter ihnen öffnet sich der Blick auf weite Grasflächen, die durch mehrere bewegte Gruppen von Fußball- und Cricketspielern, umlagert von theilnehmenden Zuschauern, belebt sind. Alle diese fröhlichen Menschen gehören, nach der äußeren Erscheinung, den unbemittelten, hart arbeitenden Klassen an. Wir treten von da durch eine Gitterthür in den Battersea-Park ein und gelangen bald auf einen freien Platz, mit Buschwerk und Bäumen eingefast; in ihrem Schatten zahlreiche Ruheplätze. Nach drei Seiten gehen von hier breite Wege aus. Wir folgen dem nach rechts laufenden, sauber gehaltenen Kiespfade und gelangen nach längerer Wanderung durch stets wechselnde Parkbilder an eine bedeutende Wasserfläche. Diese umgehen wir, bis eine Felswand unsere Schritte hemmt; wir ersteigen sie und befinden uns auf einem schmalen künstlichen Hügelrücken, der sich in unregelmäßigem Bogen nach beiden Seiten hinzieht. Sein jenseitiger Abhang ist mit Coniferen und immer grünen Sträuchern dicht bepflanzt. Wir steigen hinab und betreten den „subtropischen Garten“. Seine Fläche enthält gegen sieben Morgen, ringsum ist er durch den Höhenzug und den Baummantel geschützt, und unter diesem Schutze konnte der Gärtner ein seltenes Bild entwickeln, das den „subtropischen“ Namen völlig rechtfertigt. Der Gegensatz zwischen der nordischen äußeren und der subtropischen inneren Vegetation ist von wahrhaft überraschender Wirkung. Auf der einen Seite einheimische ausgewählte Laub- und Nadelbäume mit hohen Farren unterwachsen, auf der anderen Seite die Palme und die Bananenseige, die Musa des Paradieses, abwechselnd mit Gruppen von Cannas, Aralien, edlem Lorbeer und ähnlichen halbsüdlichen Pflanzen. Dieses Gartenbild trägt in seiner Fremdartigkeit den ausgeprägten Charakter des Gewählten und Verfeinerten. Die Mitte des subtropischen Eilandes wird von Teppichbeeten eingenommen, die theils selbständig, von Wegen eingeschlossen, in größeren Mustern angelegt, theils als kleine Ornamente in die sorgfältig gepflegte, reine Rasenfläche eingelassen sind. In den Mittelpunkten der verschiedenen Figuren breiten sich schön entwickelte Agaven. Nirgends in einem Garten Englands finden wir die Industrie der botanischen Teppichweberei so gepflegt und entwickelt, wie gerade hier, und gerade hier lassen wir diese einigermaßen zopfigen Kunstleien vorzugsweise gern gelten, da ihre mühevollen Vorbereitung, Pflanzung und Unterhaltung einen besonderen Beweis für die unausgesetzte und kostspielige Pflege dieses Gartens der armen Leute gibt. Nachdem das subtropische Thal durchmessen ist, gehen wir nochmals an verschiedenen kleinen, in bewegten Figuren gezeichneten Wasserflächen hin und langen nach einer Wanderung von etwa zwei Stunden wiederum am Ufer der Themse an.

Der Park von Battersea umfaßt eine Grundfläche von nahezu dreihundert Morgen, er ist also etwa dreimal so groß als der bekannte und einst in

Deutschland mit Recht bewunderte Park zu Diebrich. Vor dem Jahre 1852 befand sich hier eine öde, schattenlose und prosaische Fläche, Weide und Acker. Da faßte ein Mann, dessen hervorragendem Geiste, warmem Herzen und stiller stetiger Thätigkeit England so viel Schönes und Großes verdankt, der in seinem Leben viel verkannt und erst nach seinem frühen Tode von England und der Welt in seinem ganzen Werthe erkannt wurde: der Prinz Albert, Gemahl der Königin, faßte die hochherzige Idee, hier eine neue Spezialität der Gärtnerei, einen „Park der armen Leute“ in's Leben zu rufen. Er stellte sich an die Spitze dieses riesenhaften Unternehmens, welches unter der technischen Leitung von Mr. John Gibson in sechs Jahren vollendet wurde und 6½ Millionen Mark kostete. Daneben muß noch ein bedeutender Fond vorhanden sein, aus welchem die jährlichen Mittel für die tabellos sorgfältige Unterhaltung des Parkes fließen. Mit Bewunderung und Behmuth scheiden wir von dem Denkmale, welches der große Armengärtner sich hier selbst errichtet hat. Wahrlich, nicht minder eindringlich und nachhaltig spricht diese großartige Wohlthat, diese milde Stiftung für frische ländliche Luft zu den Herzen eines dankbaren Volkes als das prächtige Monument, welches die englische Nation ihrem verstorbenen besten Freunde im Hydepark errichtet hat.

Eine leichte, elegante Hängebrücke führt uns über die Themse nach dem gegenüberliegenden Chelsea. Wir biegen in eine lange Vorstadtstraße ein, den Kings Road, an welcher ländliche Gärten mit den vordringenden städtischen Wohnhäusern, Fabriken und Geschäftsgebäuden abwechseln. Eine hohe Mauer wandern wir entlang, die endlich durch ein niedriges Wohngebäude unterbrochen wird. Ueber dem Eingange steht zu lesen: „James Veitch & Sons“. Der Name ist nicht in England geboren, so auch nicht sein Träger Herr Jakob Veitch, der als junger Mann Deutschland verließ und in England die gegenwärtig großartigste Handelsgärtnerei gründete. In diese treten wir jetzt ein. Die uns von Mr. V. in New ausgestellte Empfehlung sichert uns eine wohlwollende Aufnahme. Unter der Führung eines älteren Obergärtners gelangen wir in den inneren Garten und sehen, jenseit eines freien mit Pflanzen geschmückten Platzes, eine kleine Welt von Glashäusern vor uns, getheilt durch breite gerade Wege, auf denen Menschen und Karren geschäftig hin und her eilen. Zunächst zu unserer Rechten der Paddock, ein geräumiger, mit Glas bedeckter Hof; dann folgen eine Reihe von Gebäuden, welche die Magazine für die verschiedenen Erbsorten und die Blumentöpfe, sowie die Anstalten für das Ein- und Umpflanzen enthalten. Nun beginnt die Wanderung durch die unendlichen Warm- und Kalthäuser, von denen stets mehrere für dieselbe Pflanzenfamilie in getrennten großen Abtheilungen, je nach dem Klima, der Heimat und den Stadien der Entwicklung der einzelnen Individuen bestimmt sind.

Wir baten unseren Führer um einige allgemeine Anhaltspunkte über unsere Umgebung. Wir würden uns sonst unfehlbar in diesem Labyrinth von Pflanzen und Häusern verlieren. Was er uns während unserer mehr-

stündigen Wanderung durch die Glashäuser mittheilte, war so neu und reichhaltig, daß nur folgende wenige Einzelheiten im Gedächtnisse und Notizbuche gefaßt haben.

„Der Raum, auf dem unsere hiesige Niederlassung steht,“ so begann sein, durch unsere Fragen stetig fortgesponnener Vortrag, unser Ariadnesfaden — „beträgt etwa zehn Morgen. Sie finden fast alle Luxusgewächse bei uns vertreten, aber in verschiedenem Grade. Das Hauptgewicht in unserem Betriebe legen wir in die Versorgung der zahlreichen Glashäuser und Wintergärten auf den größeren und kleineren reichen Landstücken mit schönen Exemplaren der selteneren, neueren und der gesuchtesten älteren Treibhauspflanzen. Deshalb ist auch jeder Theil unserer Gewächshäuser mit Wasserheizung versehen. Bemerken Sie über dieser Thür die Nummer 105, es ist eine unserer neuesten, daher höchst nummerirten Abtheilungen. Jedes Haus hat deren drei, macht also dreißig bis vierzig Treibhäuser. Für die Wasserheizung und den Druck, der das heiße und kalte Wasser circuliren macht, sind sechzehn Wasser- und Dampfkessel in Thätigkeit. Hier in Chelsea ist ein Personal von sechzig Ober- und Untergärtnern beschäftigt, dazu noch zwölf bis zwanzig Tagelöhner, je nach Bedürfniß. Sie stehen gerade jetzt vor den Eriken. Die Sammlung ist durch die zahlreichen Ausländer, namentlich die Rapphaiden, auf etwa hundert Varietäten angewachsen. Bei unserem Collegen, Thomas Jackson in Kingston, finden Sie sogar hundertundfünfzig Nummern. Ihre Preise schwanken sehr; diese *Erica gracilis* kostet 75 Pfennige, aus jener Gruppe der *Cavendishiana* können Sie das Stück für 1,50 Mark bis zu 105 Mark kaufen; jene *Erica depressa* bewegt sich zwischen 2 und 210 Mark.“

„Unsere Azaleen nummeriren jetzt schon bis zu einhundertzwanzig. Von Camilien führen wir sechzig Nummern, ihre Preise bewegen sich von 30 Mark für das Duzend bis zu 400 Mark für das Stück. Von *Rhododendren* haben wir nur einen bescheidenen Bestand, etwa dreißig Nummern. Wir sind hierin keine Specialisten. Versäumen Sie aber ja nicht, Mr. Waterer in Woking zu besuchen, dort finden Sie eine große Gärtnerei, welche sich ausschließlich mit *Rhododendren* beschäftigt.“

„Coniferen führen wir eigentlich nicht. Diese Specialität bearbeitet unser Colleague Mr. William Cutbush in Highgate. Sie finden dort über einhundert- und zwanzig verschiedene Arten.“

„Dagegen,“ fuhr unser Führer fort, „sind wir stark in den Farren. Sie finden sie in der Reihe von Häusern, die wir jetzt betreten; von der baumhohen *Alsophila* mit drei Fuß langen Wedeln bis zum kleinsten *Adiantum*. Die Preise schwanken dem entsprechend von 1,50 Mark bis zu 63 Mark für das Stück. Wir zählen jetzt gegen dreihundert Nummern, wovon die Hälfte Warmhauspflanzen.“

„Von den Palmen haben wir zweiundfünfzig Arten, vom Epheu zweiundsechzig, nebst einhundertundzwanzig anderen Kletterpflanzen. Die Kletterer sind bei uns in den verschiedensten Klimaten zerstreut, vom Warmhause bis zur nördlichen Mauer im Freien.“

„Aber,“ setzte der Obergärtner bescheiden hinzu, „alle diese Gruppen sind nicht unsere eigentliche Specialität. Aehnliche und reichere Sortimente treffen Sie bei unseren Kollegen ebenfalls an. Jeder legt sich auf eine Besonderheit: Charles Turner in Slough bei Windsor bevorzugt die hochstämmigen Rosen und großen Rosenbäume; nebenbei nehmen in seinem Kataloge die Pelargonien vierzehn Seiten ein. William Cutbusch ist besonders stark in den Azaleen und Coniferen, Thomas Jackson hat die schönsten Ericen u. s. w.“

„Unsere Specialität sind die Orchideen und in neuerer Zeit die fleischfressenden Pflanzen. Seit Mr. Darwin die Welt auf diese interessanten Würder aufmerksam gemacht hat, machen wir Jagd auf sie in allen Welttheilen.“

„Wie so, in allen Welttheilen? Sie haben wol überall gefällige Freunde, die für Sie sammeln?“

„Damit würden wir nicht weit kommen; wir betreiben die Sache rein geschäftsmäßig. Wir halten sechs Gärtner, welche jahraus jahrein, für James Veitch & Sons die Länder in den Tropen und im Innern von Asien durchstreifen und dort in den Djungeln und Sümpfen wie in den Wäldern der Ebene, bis hoch in den Himalaya hinauf Jagd auf alles Neue und Interessante machen.“

„Sie stehen hier in der Abtheilung, in welcher die Fremdlinge zuerst Aufnahme finden. Hier werden sie ausgepackt, gepflegt, zu neuem Leben erweckt, beobachtet, bestimmt und müssen auch Quarantaine halten. Denn mit ihnen kommen, wie Sie wol wissen, oft ihre gefährlichsten Feinde als Eier und Larven zu uns. Auch diesen lassen wir Zeit, sich hier in der Abgeschiedenheit zu erholen und zu entwickeln, um sie dann sofort zu vertilgen, ehe sie sich verbreiten, vermehren und unermessliches Unheil anrichten. So kam vor einigen Jahren mit der Nephenthes eine kleine grünliche beinahe durchsichtige Ameise zu uns, welche sich stark vermehrte, besflügelte, allem Räuchern und Spritzen widerstand und heute noch nicht ganz vernichtet ist.“

Es war unsere Bekannte von der Dell.

„Lassen Sie uns also jetzt,“ fuhr der Obergärtner fort, „noch die Häuser der Orchideen durchwandern, der ausländischen Vettern unseres heimathlichen Knabenkrautes. Sie finden darin zweihundertachtundsiebzig Arten vertreten, zum Preise von 7,50 Mark bis zu 168 Mark für das Stück. Die Sammlung stammt aus aller Herren Ländern; Sie sehen die prächtigen Färbungen, viele duften herrlich und alle sind höchst interessant. Ich beklage nur, daß auch hier, wie aus allen unseren Häusern, die schönsten Exemplare fehlen. Doch Sie werden dieselben in den beiden großen Blumenausstellungen in Regentpark und South Kensington antreffen.“

Wir durchschritten staunend und bewundernd die lange Reihe dieser Häuser, deren tropische feuchte Luft, verbunden mit dem feinen stark gewürzten Dufte und den seltsamen Erscheinungen der Pflanzen nebst ihren nicht minder fremdartigen Namen, uns betäubend und beklemmend umgab. Am Schlusse gelangten wir endlich zu den berühmten Fleischfressern. Ihre Zahl ist durch

die Jagderfolge der sechs reisenden Herren schon recht stattlich herangewachsen. Am anziehendsten wirkten, zunächst durch ihr schönes Aeußere, die *Nepenthes carnivora* und *sanguinea*. Es sind Verwandte der bekannteren *Nepenthes phillamphora*, die an einer rankenartigen Verlängerung des Blattes einen Schlauch mit beweglichem Deckel trägt, ähnlich einer schmalen Kanne, in welchem sich, durch Ausschwüfung, trinkbares Wasser erzeugt oder sammelt, eine Labung für Vögel und kleinere Thiere. Unsere *Nepenthes* entbehren dieses uneigennütigen Charakters leider vollständig. Auf dem Tische unter ihren Kelchen lag eine große Anzahl armer, ausgezogener und flachgebrückter Fliegenfelle! Weit unscheinbarer stellt sich *Dionea muscipula* dar. Ihr Blatt besteht aus zwei Klappen, ähnlich wie die Schalen der kleinen geöffneten Muscheln. Am äußeren Rande befinden sich Stacheln oder Zähne, die in einander greifen und einen festen Verschluss bilden. In der Tiefe des Blattes bemerkt man ein Tröpfchen helle honig süße Flüssigkeit, bestimmt das Opfer anzulocken. Wir wünschten sehr, diese seltsame Carnivore in der Arbeit zu sehen. Da keine Fliege zur Hand war, berührte der Gärtner das Innere des Blattrichters mit der Spitze eines Stäbchens. Sofort setzten sich beide Klappen in Bewegung und binnen vier Sekunden etwa war die Falle geschlossen. Aber auch diese kurze Spanne Zeit ist der armen Fliege im Innern nicht zum Rückzuge freigelassen. Denn beide innere Flächen des Blattes sind mit Stacheln besetzt, deren Richtung nach der Tiefe des Kelches wol den Eintritt gestattet, die sich aber durch die Reizung aufrichten, wie ein Wald von Palissaden den Rückzug versperrt und das gefangene Opfer aufspießt. Eine andere dieser Mörderinnen, die *Drosera capensis*, eine vornehme Verwandte des auf unseren europäischen Torfmooren lebenden, ebenfalls fleischfressenden rundblättrigen Sonnenthaues, lockt die Insekten an indem sie ihren honigartigen Saft an der Spitze jedes der kleinen Stacheln im Innern der Blüthe ausscheidet. Der Anblick dieser winzigen hellen Tröpfchen, wenn die Blume, so zu sagen geladen ist, gewährt großes Interesse. Wir betrachteten die gefährliche Schönheit genau und es gelang uns auch, den Honig zu kosten, indem wir vorsichtig und rasch mit dem Finger über die Stacheln hinstreichen. „Man muß billig sein,“ bemerkte mein jüngerer Begleiter nach eingehender Prüfung, „der zarte, süße, aromatische Geschmack, wahrscheinlich mit einem für uns nicht wahrnehmbaren pikanten Dufte verbunden, ist für eine etwas leichtsinnige Fliege immer schon einer kleinen Sünde werth.“

„Leider fehlt nur,“ setzte der lebenserfahrene Moralist hinzu, „die Zeit zur Buße und Umkehr!“

„Uebrigens,“ bemerkte der Obergärtner, „ist es nicht nur Bosheit, welche die Fleischfresser bewegt; sie handeln durchaus zweckmäßig, denn sie bedürfen der thierischen Nahrung für ihren Kampf um's Dasein. Diese Frage hat kürzlich Mr. Francis Darwin, der Sohn, durch einen höchst sinnreichen und gelungenen Versuch entschieden. Er setzte 200 Pflanzen unseres kleinen, rundblättrigen Sonnenthaues in verschiedene größere Kästen, und theilte jeden dieser

letzteren durch eine Holzwand in der Mitte ab. Um die Insecten abzuhalten, wurden Drahtglocken über die Kästen gestellt. Nun fütterte Darwin in jedem Kasten die eine Abtheilung, also die eine Hälfte der Pflanzen, mit ganz kleinen Schnittchen gebratenen Fleisches, während die andere Hälfte fastete. Dieses wurde durchgeführt vom Juni bis zum September. Dann wog man die sämmtlichen gefütterten und die sämmtlichen ungefütterten Pflanzen. Erstere hatten das doppelte Gewicht. Sie trugen außerdem fast noch einmal so viel Samenkapfeln und ihr Samen hatte insgesammt das vierfache Gewicht des Samens der unfreiwilligen Asceten.“

So belehrt, verlassen wir diesen neuen Venusberg und treten mit unserem Führer wieder hinaus in die frische englische Luft. Zum Schlusse bitten wir, nach all' den ausländischen Bekanntschaften, auch unserer heimathlichen Blumenkönigin huldbigen zu dürfen.

„Bedauere sehr,“ erwiderte unser Obergärtner, „aber die Rose gedeiht in der Luft von London nicht. Wir haben unsere Rosenschulen auf dem Lande, die eine in Coombe Wood für freiwachsende, die andere bei Putney für Pflanzen in Töpfen.“

„Und Ihre Obsttreibereien?“

„Befinden sich ebenfalls in Putney. Dann haben wir noch eine Niederlassung bei Fulham, welche zu Versuchen mit Sämereien bestimmt ist. Dort werden die Kreuzungen unserer Pflanzen durch künstliche Befruchtungen bearbeitet. Aus dem hiervon entwickelten Samen ziehen wir die neuen Varietäten. Es ist das ein mühevolltes Geschäft, eine Art von Lotteriespiel. Oft gewinnen wir aus tausend Pflanzen nur eine einzige schöne und constante neue Spielart. Deren Preis ist dann natürlich entsprechend hoch. Auch mit Verbesserung aller Gemüse befassen wir uns dort eifrig. Dabei muß man aber sehr vorsichtig sein. Oft geräth die neue Sorte bei uns im milden Sandboden vorzüglich und würde hernach bei den Käufern zurückschlagen. Wir versenden sie daher zunächst an Vertrauensmänner in Yorkshire und anderen Gegenden, wo sie auf Kalk-, Lehm- und Thonboden im Großen angebaut und geprüft wird. Ohne Zweifel haben Sie schon mit einer unserer bewährtesten Züchtungen, Veitch's Herbst-Blumenkohl, Bekanntschaft gemacht.“

Inzwischen waren wir den breiten Hauptpfad hinabgegangen, der den ganzen Garten vom Wohnhause aus durchschneidet. Wir hatten nun die Region der Gewächshäuser verlassen und es umgaben uns zu beiden Seiten Blumenbeete und harte Gartenpflanzen. „Es ist nichts Bedeutendes,“ bemerkte unser Führer halb entschuldigend, „aber man muß doch von Allem etwas haben.“

Unser Weg mündet in ein geräumiges Glashaus, welches den hinteren Eingang der Gärten bildet. Eine Ausstellung von Dracänen, blühenden Rhododendren, Fuchsien und Azaleen, die uns bei unserem Abschiede das Geleit gibt, berechtigt keineswegs zu der Wahrnehmung, daß die besten Exemplare augenblicklich fehlen und nur „zweite Güte“ hier zurückgeblieben ist.



Bibliographie.

Otto Wilmar, zum Verständnisse Goethe's. Vorträge vor einem Kreis christlicher Freunde gehalten. 4. Auflage. 8. VIII u. 304 S. Marburg, 1879, Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.

„Für wen dieses kleine Buch bestimmt ist, sagt der noch von dem Verfasser angeordnete Titel desselben mit ausreichender Bestimmtheit, und daß Goethe's Dichtungen aus den christlichen Kreisen nicht verbannt werden können noch dürfen, dafür möchten wohl diese Vorträge des früh heimgegangenen Verfassers einen Beleg liefern, wie er bis jetzt noch nicht gelieft ist.“ Diese aus der Feder H. F. C. Wilmar's, des Verfassers der weitverbreiteten Geschichte der deutschen National-Literatur, stammenden Worte der Vorrede zu diesen Vorträgen, kennzeichnen deutlich die eigenthümliche Richtung derselben und ihre Tendenz. Der erste Vortrag beschäftigt sich mit Goethe's lyrischen Gedichten. Die folgenden sind ausschließlich „Faust“ und zwar nur den ersten drei Acten der Tragödie gewidmet. „Es war dem Verfasser nicht vergönnt, seine Vorträge über Faust zu Ende zu führen. Am Morgen des Charfreitags 1860, 6. April, ist er in dem festen frühlichen Glauben, von welchem diese Blätter Zeugniß geben, eingeschlafen.“ Das Buch hat in verhältnißmäßig kurzer Zeit vier Auflagen erlebt, ein Beweis, daß es eine ganze Anzahl Leute giebt, welche an den Versuchen des Verfassers, Goethe der protestantischen Orthodoxie zu gewinnen, ihre Freude finden. Der Unbefangene wird den Ausführungen Wilmar's nur etwa in dem Sinne folgen können, in welchem man einem Curiosum seine Aufmerksamkeit zu schenken vermag.

Justus Lessing, Berichte von der Pariser Weltausstellung 1878. 8. IX u. 299 S. Berlin, 1879, Wasmuth. M. 4.

Der Verfasser, Director der Sammlungen des deutschen Gewerbe-Museums, gehört zu den berufensten Kennern des Kunstgewerbes. Seine hier zu einem Bande vereinigten Berichte haben bereits gelegentlich ihres ersten Erscheinens in der „Nationalzeitung“ durch die tiefe Sachkenntniß, welche sie verrathen, nicht minder durch ihre gefällige Form allseitiges und lebhaftes Interesse erregt. Sie werden sich jetzt, wo sie als ein Ganzes sich bieten, das die kunstgewerblichen Ergebnisse der großen Ausstellung in autoritativer Weise zusammenfaßt, neue Freunde zu den alten gewinnen. „Es kam dem Verfasser vornehmlich darauf an, zu untersuchen, welche Richtungen die einzelnen Länder und die einzelnen Erwerbszweige einschlagen, in wie weit sie sich beeinflussen lassen von nationalen Bestrebungen und systematischem Kunstunterricht, in wie weit sie die von Frankreich angegebenen Moberichtung befolgen. Daß ein Deutscher vor Allem im Auge hat, was nur in Deutschland Noth thut, ist selbstverständlich.“

Karl Gutzkow, Die neuen Scrapionsbrüder. Roman in 3 Bänden. 2., durch eine Vorrede des Verfassers vermehrte Auflage. 8. XVI und 864 S. Breslau, 1879, S. Schottlaender. M. 16.—

Die vorliegende zweite Auflage dieses bedeutsamen Romans, einer der hervorragendsten Erscheinungen der jüngsten Romanliteratur, unterscheidet sich von der vorangegangenen durch eine umfassende Vorrede. Vorrede? Nein, es ist ein Leitartikel in dem fulminantesten Stile des allzufrüh geschiedenen großen Schriftstellers, gerichtet gegen die sittliche Verwahrlosung des Volkes, gegen das allgemeine Stimmrecht (Alexander von Humboldt während mit gleichem Ausschlag wie der Droschkentutcher), gegen die Theaterfreiheit, die

Wißblätter z., gegen die methodische Erziehung des Volkes zum Pietätlosen. „An diese Quellen geht! Diese verstopft. Denn aus ihnen geht die Schuldgefinnung hervor, deren Culmination das eberne Lohngeß, die Theilung der Rente, die productive Genossenschaft, die Verbonnerung des Capitals, der Schuß Höbels, die Frivolität Nobilings entsprungen sind.“ Im Verhältniß zu dem Romane betrachtet, ist diese Vorrede vielmehr eine Nachrede, sie ist eine Ergänzung des Romans, hervorgegangen aus den Erregungen der lehtvergangenen Jahre, sie ist gewissermaßen die Condensation der socialpolitischen Ansichten Gutzkows, die in dem Roman selbst an der Hand der Schilderung gesellschaftlicher Vorgänge ihren breiteren Ausdruck gefunden hat. In solcher Auffassung gewinnt diese zweite Auflage der „neuen Scapionsbrüder“ den erhöhten Werth eines letzten politischen Glaubensbekenntnisses des Dichters, der, was auch gegen ihn, und nicht immer mit Unrecht, geltend gemacht werden kann, zu den eindrucksvollsten Erscheinungen unserer nachgoethischen Literaturperiode gezählt werden muß.

Max Buchner, Reise durch den stillen Ocean. 8. VIII. und 470 S. Breslau, 1878, J. N. Kern. (Max Müller) M. 10.—

In 27 Capiteln beschreibt der Verfasser eine Reise von Hamburg nach Neu-Seeland und zurück, welche er als Arzt eines Auswanderungsschiffes unternommen hatte. Zehn Capitel sind der Reise nach Neu-Seeland und dem dortigen Aufenthalte, sechs den Fidjji-Inseln, sechs dem Hawaiischen Archipel und fünf San-Francisco, der pacifischen Bahn und New-York gewidmet. Buchner besitzt neben einer vortrefflichen Beobachtungsgabe, dem sachlichen Blicke des erfahrenen Arztes, ein ausgezeichnetes Erzählertalent, welches den Leser über die dreißig Bogen des sehr gut ausgestatteten Bandes wie über die Capitel eines spannenden Romans hinwegführt. Im Großen und Ganzen haben wir es hier mit einer der unterhaltendsten und dabei lehrreichsten Reisebeschreibungen zu thun, welche die letzten Jahre uns in Deutschland gebracht haben: sie reiht sich den hervorragenden Leistungen von Kugel und Sachs würdig an.

L. Gänfelmann, Karl Friedrich Gauß. Zwölf Capitel aus seinem Leben. 8. 105 S. Leipzig, 1878, Ducker und Humblot. M. 2.40.

Ein sehr werthvoller Beitrag zur Geschichte des großen Mathematikers, eine Gelegenheitschrift zur Feier der hundertsten Wiederkehr jenes Tages, des 30. April 1777, an welchem dem Wasserfunstmeister Gerhard Dietrich Gauß ein Sohn geboren wurde, „welcher das Wunder und der Stolz seines Volkes werden sollte.“ Die Schrift, mit ihren zumeist bisher unveröffentlichten Mittheilungen über die Abstammung ihres Helden und seinen braunschweiger Aufenthalt, ist im hohen Grade fesselnd und ganz dazu angethan, „Karl Friedrich Gauß' Erscheinung von ihrer rein menschlichen Seite Soldaten vertraut zu machen, denen die Höhen und Tiefen seines eigentlichen Wesens auch in Zukunft werden verschlossen bleiben.“

Willy. Alex. Freund, Blicke in's Culturleben. 8. VIII. und 101 S. Breslau, 1879, Schletter. M. 2.40.

Drei Vorträge in der gewählten Form eines geistreichen Mannes und seinen Beobachters über die intellectuelle Stellung der Frauen. Die Ansichten des Verfassers dürften schon durch die Stellung desselben, als einer der geachteten Frauenärzte Deutschlands, auf allgemeine Beachtung Anspruch erheben.

Eug. Köhling, Die nordische und die englische Version der Tristan=Saga. 1. Theil: Auch unter dem Titel: Tristans Saga ok Isondar. Mit einer literarischen Einleitung, deutscher Uebersetzung und Anmerkungen zum ersten Mal herausgegeben. 8. CXLVIII. u. 224 S. Heilbronn, 1878, Henninger.

M. 12.—

Albert Vuel, Der moderne Staat und die Ziele des alten Glaubens. 8. VIII. u. 256 S. Leipzig, 1879, Froberg.

Der Zweck dieser Schrift besteht nicht darin, unseren modernen Staat im Gegensatz zu den Institutionen der Vergangenheit zu betrachten, sondern geht vielmehr dahin, zwischen dieser Vergangenheit und der Gegenwart den inneren organischen Zusammenhang klarzulegen. Sie will zeigen, wie unsere heutige Culturentwicklung nach und nach aus den Gestaltungen der verschwundenen Zeiten herausgewachsen, will zeigen, wie die Continuität des Culturanges der Menschheit ununterbrochen wirksam gewesen ist. Die Menschheit ist stetig, als Ganzes, nach einem bestimmten Ziele fortgeschritten. So sieht sich ihre Theile, die Völker, scheinbar getrennt haben, alle waren trotzdem direct oder indirect,

bewußt oder unbewußt, nach einem gemeinsamen Ziele in Bewegung, alle standen im Dienste einer höheren gemeinsamen Potenz, gleichwie ja die Himmelskörper, die getrennt und unabhängig ihre Bahnen durchlaufen, doch alle gleichmäßig unter dem Einflusse einer höchsten Kraft sich fortbewegen. Dieses gemeinsame Ziel der Menschheit zu erforschen, ferner in dem steten Schwinden des Bestehenden das Bleibende, die stets sich durchziehenden, auf Förderung dieses gemeinsamen Zieles gerichteten Ideen und Tendenzen, die, wie sie in der Vergangenheit gewirkt haben, auch die Bestrebungen der Gegenwart beherrschen, festzuhalten: dies ist die Absicht des gegenwärtigen Wertes, wie der Verfasser sie kennzeichnet.

Paul Heyse, Das Ding an sich und andere Novellen. Inhalt: Das Ding an sich — Zwei Gefangene — die Tochter der Exzellenz — Weppe der Steruischer. (Zwölfte Sammlung der Novellen.) 8. 381 S. Berlin, 1879, W. Herz.

M. 6.—

Die letztgenannte dieser vier neuen Novellen ist den Lesern von „Nord und Süd“ in dankbarster Erinnerung. Somit kann der ganzen Sammlung kein wirksameres Lob gespendet werden, als es die Hervorhebung der Gleichwertigkeit der

in ihr enthaltenen Dichtungen in sich schließt.

Aus der Fremde. Neue Dichtergrüße aus vieler Herren Länder gesammelt von Elise Polko. Mit Portrait und Facsimile der Verfasserin in Lichtdruck. 12. VIII u. 408 S. Breslau, 1879. S. Schottlaender. In Prachtband gebunden M. 6.—

Die Auswahl ist mit großem Geschick und gutem Geschmack getroffen, nicht nur bezüglich der Dichtungen selbst, sondern auch hinsichtlich der Uebersetzungen. Den gefeierten Uebersetzer-Namen eines Müldert, Geibel, Heyse, Bodenstedt, Freiligrath etc. gesellt sich eine stattliche Zahl anderer, deren Träger zu den erfolgreichsten Vermittlern zwischen dem Literaturgeiste anderer Culturvölker und dem unsrigen gehören. Die Sammlerin beabsichtigt diesem ersten Bande einen zweiten folgen zu lassen, welcher — neben der Fortsetzung der eigentlichen Anthologie — kurze Charakteristiken der einzelnen Dichter bringen soll. Für diesen Band wird es sich empfehlen in dem Verzeichnisse der Autoren auch die Seiten anzugeben, welche deren Beiträge enthalten. Das empfehlenswerthe Buch ist vortrefflich ausgestattet.



Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterjagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Probe-Nummern auf Wunsch gratis und franco.

Die interessanteste, mannigfaltigste und billigste unter den großen politischen Zeitungen ist die

Schlesische Presse

VII. Jahrgang

Verlag von Z. Schottlaender in Breslau.

= täglich 3 Ausgaben =

mit der Sonntags-Gratis-Beilage

„Deutsche Familienblätter“

welche Romane, Novellen etc. der beliebtesten Autoren Deutschlands veröffentlicht.

Abonnementspreis

bei allen Postanstalten des Deutschen Reiches u. Oesterreich-Ungarns pro Quartal	M. 5.75
für die letzten zwei Monate im Quartal	M. 3.84
für den letzten Monat im Quartal	M. 1.92

- Tägliche Leitartikel** von bedeutenden publicistischen Kräften.
- Reichhaltigste Originalcorrespondenzen u. Original-Depeschen** aus allen großen Städten.
- Coursberichte und Handels-Nachrichten resp. Telegramme** von allen bedeutenden Markt- und Börsenplätzen.
- Vollständige Kammerberichte** aus dem Abgeordneten- und Herrenhause, sowie vom Reichstage.
- Hochinteressantes und gediegenes Feuilleton** mit Beiträgen der ersten Schriftsteller Deutschlands.

Das Feuilleton der Schlesiſchen Preſſe bringt im März die mit ſo großer Spannung erwarteten und hochſenſationellen Memoiren der Frau v. Racowiza, geb. v. Dönniges

„Meine Beziehungen zu Ferdinand Lassalle“

zum ersten Abdruck.

Neu in's Abonnement pro II. Quartal eintretende Leser erhalten die Memoiren der Frau von Racowiza, soweit sie bis Ende März im Feuilleton der Schlesiſchen Preſſe erschienen, gegen Einſendung der Poſt-quittung gratis und franco nachgeliefert.

Inserate

für die Schlesiſche Preſſe finden in den Provinzen Schleiſien und Poſen hauptſächlichſte Verbreitung. Preis pro Zeile nur 20 Pf.

Probe-Nummern auf Wunsch gratis und franco.

Im Feuilleton der Schlesiſchen Preſſe: „Meine Beziehungen zu Ferdinand Lassalle“ von Helene von Racowiza, geb. v. Dönniges.

Im Feuilleton der Schlesiſchen Preſſe: „Meine Beziehungen zu Ferdinand Lassalle“ von Helene von Racowiza, geb. v. Dönniges.

Buchdruckerei von S. Schottlaender in Breslau.